

# ALEXANDER POTEMKIN

Der Paria

# Der Paria

## Kapitel 1

Die Strahlen der Morgensonne, über die sich feine Wolken wie die Blätter von Kamillenblüten gelegt hatten, glitten von den Berghängen der Alpen auf die kiesbedeckten Ufer des majestätischen Nizza und verschwanden spurlos im tiefen Blau des Meeres. Die azurnen ligurischen Wasser warfen grelle Lichtreflexe und blendeten Monsieur Ivéroff, aber mit einer fast schon krankhaften Konzentration betrachtete er die auf dem Meeresgrund schimmernden Steine und das Spiel des Lichtes auf der spiegelglatten Wasseroberfläche der Bucht. Zeit und Raum schienen sich in seinen Gedanken zu verwirren, sie überkreuzten sich und erstarrten. Nur sehr selten hob er die Augen und sandte einen traurig versonnenen Blick auf die Kupferkuppel des Hotels Negresco. André Ivéroff hatte vergessen, wozu eigentlich Madame Bolles – seine Agentin für delikate Angelegenheiten – Jacqueline March, die Schönheit aus einem Londoner Haute-Couture-Haus, zum Frühstück auf die Jacht „Heiliger Geist“ eingeladen hatte. Noch vor kaum zwei Monaten hatte ihm seine Vertraute von den per E-Mail geführten Verhandlungen über sein Angebot erzählt, zunächst als gefühlvolle Geschichte, später dann in einem ausführlichen Bericht, und damals hatte er darüber gelächelt. Die bevorstehende Affäre mit der schönsten Frau der Saison 2001-2002 hatte ihn amüsiert. Aber heute wollten Bilder intimer Rendezvous und erotischer Verzückung seine Phantasie nicht mehr anregen, seine Neigung zu diesen Dingen war nach und nach in der Vergangenheit verhallt. In letzter Zeit hatte er seine Kavaliersplichten nicht mehr aus Leidenschaft oder Verliebtheit, sondern fast nur noch aus purer Etikette erfüllt. André Ivéroff war von der Aufmerksamkeit der schönsten Frauen Europas verwöhnt, aber mittlerweile bewegte ihn nur noch der Ehrgeiz: Er besaß einen der prächtigsten Paläste in Saint Paul de Vence, einem Vorort von Nizza, dessen Räume mit den Werken der berühmtesten Maler ausgeschmückt waren. Hier fand man die Gemälde von van Dyck, Velázquez, David, Greuze und El Greco. Ivéroff nannte die besten Autos, die teuersten Yachten, Düsen- und Motorflugzeuge wie auch die prachtvollste Mineraliensammlung sein eigen. Er besaß eine einzigartige Waffensammlung – von den Streitäxten germanischer Barbaren bis zu den Granatwerfern der Taliban, die vor gar nicht langer Zeit die ältesten Buddha-Statuen in der Provinz Bamiyan zerstört hatten. Schon als Kind hatte sich André für Ichthyologie begeistert: Seine riesigen Aquarien

mit allen nur denkbaren Arten von Meeresfauna in Hülle und Fülle wetteiferten mit dem Reichtum der Ozeane. Auf den Seiten seiner Tagebücher strahlten die Gesichter der schönsten Frauen: Sade, Whitney Houston, Cindy Crawford, Naomi Campbell, Kim Basinger, Claudia Schiffer, Linda Evangelista und Sharon Stone. Ivéroff war der unumschränkte Herrscher seiner Welt – er war dezent und taktvoll, er besaß Geschmack, Selbstbewusstsein und Achtung vor seiner Umwelt. Aber während er mit 30 Jahren noch voller Vergnügen und Genuss in seinem Lebensbuch geblättert hatte – geschäftliche Erfolge und die Eroberung der Welt hatten ihm eine große Befriedigung bereitet –, so stellten sich jetzt mit 40 Übersättigung und tiefe Apathie gegenüber der Routine des Lebens ein. Die vollständige Virtualisierung seiner Finanzgeschäfte und das irrationale Spiel auf den internationalen Aktienmärkten hatten seinen Alltag und sein ganzes Bewusstsein grundlegend verändert. Virtuelle Empfindungen bewegten Ivéroff um vieles leidenschaftlicher als fleischliche Freuden und einfache menschliche Gefühle. Exotische Früchte empfand er nur noch als Accessoires des Alltagsdesigns. Die prächtigen Blütenstände des Arboretum, die den Blick hätten erfreuen sollen, hatten ihre bezaubernde Wirkung verloren – Ivéroffs Augen glitten an der Oberfläche dieser paradiesischen Herrlichkeit ab. Seine von deutschen Kynologen dressierten Rassehunde schienen ihm nur noch ein beliebiger Teil der gezähmten Natur. Die Muster seiner persischen Seidenteppeiche gemahnten ihn an die Vergänglichkeit des Weltalls, und die florentinischen Marmorfußböden mit ihren antiken Darstellungen an den unerbittlichen Lauf der Zeit.

Die hohen Fenster seines Schlosses gaben hinter kostbaren Vorhängen den Blick auf die Côte d'Azur frei, auf die Engelsbucht, das Mittelmeer und die ganze Welt. Aber seit einiger Zeit sah Ivéroff nur einen einzigen Punkt vor sich – das Zentrum mystischer Leere. Die Leere ergriff ihn und saugte ihn in sich ein – immer nachdrücklicher und gebieterischer. Gestern noch hatte ihm Cerutti seine Wäsche geliefert, in seinem Schloss am Ufer der Gironde hatte der großartige Versace neue Kreationen vorgeführt, und die bedeutendsten Schuhdesigner hatten es sich zur Ehre angerechnet, die Maße seiner Füße zu nehmen; aber Ivéroffs euphorisches Verhältnis zum eigenen Leben war plötzlich verflogen. Auch jetzt noch wollte er Dinge erwerben, Dinge besitzen, aber dieses Streben kam nicht mehr von Herzen, nicht aus einer innigen Leidenschaft, sondern nur

aus einer Art Trägheit, es gehorchte nunmehr den Gesetzen seines eingefahrenen Lebensstils.

Wahrscheinlich ist es geradezu ungeheuerlich, sich als Herrscher der gesamten materiellen Welt, dieser Welt der Waren zu empfinden. Vielleicht ist es gerade das, was im Menschen krankhafte Gleichgültigkeit, seelische Verlorenheit und tiefe Leere erzeugt, in welche Ivéroff gänzlich versank. Sartre bezeichnet diesen Zustand als das Empfinden von Ekel. Ein schwaches, ausdrucksloses Bild. Ivéroff durchschaute sich erheblich gründlicher: In den Augenblicken innerer Öde konstatierte er bei sich selbst – ganz im Vertrauen – eine Art Idiotismus.

Selbsterkenntnis ist grenzenlos.

Unterdessen hatte der Kapitän der Jacht „Heiliger Geist“, Pierre Dulard, schon zwei kurze Begrüßungssignale abgegeben. An der Zufahrt zur Pier auf der Insel der Schönheit war ein hellblauer Bugatti EB 16/4 Veyron erschienen. Der Traum von einem Auto glitt langsam über den Asphalt, ganz im Stil der selbstverliebten Prominenz bei der Star-Parade des Festivals von Cannes: 1001 PS – das war wie 1001 Nacht, eingeschlossen in diese wunderbare Form. Hypnose der Linien, betörende Magie von Farbe und Form. Solch ein Meisterwerk hatte noch kein Automobilhersteller der Welt erschaffen. Ein Formel-1-Bolide hat nicht mehr als 850 PS und ist nur für spezielle Trassen geeignet. Und hier – eine vierstellige Zahl! Für ganz normale Straßen und Plätze, für Autobahnen und Tunnels. Von 0 auf 100 Stundenkilometer in 3 Sekunden! Und gegenüber, auf der anderen Seite der Pier lag die schneeweiße Mega-Jacht vom Typ A 240 der Superluxus-Klasse. Ein wahres Wunder des Schiffsbaus, geschaffen von dem Designer Mark Pin, das mit einer Geschwindigkeit von 35 Knoten den Ozean überqueren konnte. Das Interieur dieses Wunderwerks erinnerte an die prächtige Ausstattung des Hotels La Mamounia in Marrakesch. Die Begegnung dieser beiden Weltwunder auf der Pier Pléneuf Val mutete an wie ein fürstliches Gipfeltreffen: die majestätische Königin der Seekarten und der mächtige König der Autostraßen aller Kontinente. Ivéroffs persönlicher Chauffeur, der Schweizer Karl Drewes, gekleidet in seiner Paradeuniform mit goldenen Litzen, entstieg dem Bugatti und blickte zu Kapitän Dulard – so, wie man einen ebenbürtigen Rivalen, einen würdigen Konkurrenten ansieht. Nach einer kurzen wechselseitige Ehrenbezeugung öffnete Drewes den Schlag des Bugatti und war den Damen beim Aussteigen behilflich. Die erste der beiden war

ungewöhnlich groß, sicher größer als ein Meter achtzig; gekleidet war sie im Stil der achtziger Jahre: eine Bluse mit weiten Ärmeln und ein achatfarbener Jerseyrock mit einem geflochtenen Gürtel aus schwarzem Leder verbargen ihre Körperfülle. Ein breites Armband und die Ohrringe von Givenchy – in Form eines Kreuzes – betonten ihren erlesenen Geschmack, ebenso wie der federgeschmückte Hut. Madame Bolles war etwa 45 Jahre alt, aber trotz ihrer Korpulenz sah sie hervorragend aus. Allerdings war bemerkbar, dass sie den Kampf gegen die ersten Gesichtsfalten bereits aufgenommen hatte. Die zweite Dame – die junge Jacqueline March – spielte offenbar gern mit dem Feuer. Die Farbe Rot, der Liebling aller Laufstege, gewann auf ihrem Körper eine ungewöhnliche Dynamik und vollendete Sinnlichkeit. Der auffällige, gewollt brutal provozierende sexuelle Stil des enganliegenden, an den Schenkeln geschlitzten Kleides, offenbarte die Entschiedenheit ihrer Absichten. Die Australierin war die Diva in dem Team der besten Models von Russell Wilson. Ihr besonderes Merkmal war ihre schneeweiße, von einem kaum merklichen rosigen Schimmer überzogene, sehr sinnliche Haut. Im Winter 2001 und im Frühling 2002 war der Name Jacqueline March in aller Munde. Man sprach von ihr als einer Göttin der Schönheit und Erotik. Ihre Maße – 91-58-89 – erregten Schwindel, ihre walnussgroßen grünen, fast türkisblauen, Augen und der halbgeöffnete, leidenschaftliche Mund mit den betörend schmachtenden Lippen brachen die Herzen unzähliger Verehrer in allen europäischen Hauptstädten.

Die beiden Frauen verbargen ihre Erregung perfekt. Ann-Valérie Bolles war im Begriff, ein Geschäft abzuschließen und sich ein beachtliches Honorar zu sichern, nämlich 10 Prozent von den 20 Millionen Vertragssumme, die der Fürst dem wundervollen Model zugesagt hatte, zuzüglich 5 Prozent von der charmanten 20-jährigen Bestie selber. Dieser Sonntagmorgen des 23. Juni 2002 sollte ihr 3 Millionen Euro bescheren. Jacqueline March war mit ihrem Freund Alessandro Timperi an die Riviera gekommen, mit dem sie seit mehreren Monaten liiert war. Der 30-jährige Mailänder aus einer der größten und traditionellen italienischen Textilfabrikantenfamilien war außerordentlich stolz darauf, dass er trotz seines nicht spektakulären Vermögens ein so wunderbares Geschöpf sein eigen nennen durfte. Timperi trug sich sogar mit dem Gedanken, Jacqueline einen Heiratsantrag zu machen, aber er fürchtete sich davor, dies seiner Mutter und auch seiner Geliebten einzugestehen. Jacqueline mochte den umgänglichen und taktvollen jungen Mann sehr. Er stellte keinerlei Forderungen an sie und

beanspruchte ihre Aufmerksamkeit nur, wenn sie es selbst wünschte. Etwas allerdings stand unausgesprochen zwischen ihnen: Die Londoner Schönheit war mit der intimen Zweisamkeit ganz zufrieden, aber es war ihr peinlich, sich mit ihm in der Öffentlichkeit zu zeigen. Die Gesellschaft, die er ihr bieten konnte, war uninteressant und langweilig: Sie bestand hauptsächlich aus mittelmäßigen Geschäftsleuten der Textilindustrie mit einem Jahreseinkommen von 10 bis 15 Millionen Euro. Timperis Verliebtheit, sein schmales Künstlergesicht mit dem Dreitagebart, der auserlesene Kleidungsstil, seine bedingungslose Ergebenheit und Treue waren kein hinreichendes Argument für eine längere Verbindung. Sie träumte davon, Zugang zur höheren Gesellschaft zu erlangen und eine glänzende Karriere zu machen: zuerst das Kapital und die gesellschaftliche Stellung und erst an zweiter Stelle eine vorteilhafte Heirat. Sie dachte an Timperis traurigen, beinahe verzweifelten Blick, als er dort auf dem Balkon des Hotels Negresco stand. Er sah zu, wie sie in den Bugatti stieg, sah den Chauffeur mit den goldenen Litzen, und ihm war natürlich klar: Der Eigentümer dieses Märchens wird sie auf andere, unerreichbare Gipfel des Vergnügens tragen, in Regionen, wo die Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit verschwimmen. Übrigens rief dieser trostlose Blick bei ihr nicht einen Hauch von Mitleid hervor. Ihre Gedanken waren vollständig auf das bevorstehende Treffen mit Ivéroff gerichtet, das unbedingt mit einem Erfolg enden sollte. 20 Millionen Euro – ein so unglaublich großes Honorar war ihr noch nie geboten worden. Für europäische Verhältnisse war das eine schlichtweg irrsinnige Summe. Aber was heißt für europäische Verhältnisse, sogar die Stars in Amerika bekamen doch weniger. Julia Roberts hatte für ihre Rolle in „Pretty Woman“ 16 Millionen bekommen, Adriano Celentano sich für „Bluff“ mit 5,3 Millionen zufrieden gegeben, und Ornella Muti erhielt für ihre Rolle in „Der gezähmte Widerspenstige“ 3,7 Millionen! Und ihr, Jacqueline March, hatte man 20 Millionen angeboten! So eine unglaubliche Summe konnte ein Model um den Verstand bringen. Ihr Jahreseinkommen betrug derzeit um die 500 Tausend Euro. Und plötzlich 20 Millionen! Allein die Zinsen würden sich auf etwa eine Million im Jahr belaufen. „Ich muss diesen Vertrag haben, koste es, was es wolle. Selbst wenn er ein Perversling ist, der aus dem Mund nach Aceton stinkt oder wie ein ganzes öffentliches Pissoir. Und wenn er anstelle der Geschlechtsteile Prothesen trägt, selbst wenn er der Teufel selber wäre, ein Drogensüchtiger, ein Kommunist, ein Gauner – das lässt mich alles kalt. Das ist die

Chance meines Lebens, um die Grenzen des Möglichen zu sprengen, sich mit einem Schläge für den Rest des Lebens zu versorgen. Mit solchem Geld bin ich frei und unabhängig: vorbei das ewige Zittern vor Wilson, vor dem Modemacher Balestra, vor Louis Ferraud, Paco Rabanne, Christian Lacroix. Mit magischer Sicherheit werde ich über die Laufstege der Welt schreiten, meine ganze Erscheinung wird jenes wunderbare Selbstvertrauen erhalten, jene absolute Freiheit, aus der wahre Größe entsteht. Ich muss dieses Schiff mit dem unterschriebenen Vertrag in der Hand verlassen. Nur ein Jahr muss ich mit dem Unbekannten leben, und das Tor zum Paradies steht mir offen. Mit Freuden gehe ich diese Risiko ein, ohne Zögern werfe ich mich Ivéroff in die Arme! Ich würde es mir nie verzeihen, wenn dieser Vertrag nicht zustande käme und mir die 20 Millionen davonschwämmen!“ So dachte sie, während sie sich erregt der Gangway des schneeweißen Wunders näherte.

Der Kapitän der „Heiligen Geist“, ein schneidiger, disziplinierter Mann von 50 Jahren, empfing die beiden Frauen mit seinem wohlwollenden Lächeln. „Ich begrüße Sie an Bord unseres wunderbaren Schiffes, meine verehrten Damen. Ich bin der Kapitän, mein Name ist Pierre Dulard.“ „Danke, mein Lieber!“, sagte Madame Bolles. „Vielen Dank, Monsieur Kapitän“, Jacqueline bemühte sich, ruhig und freundlich zu wirken. „Meine verehrten Damen, wenn ich Sie in den Salon bitten dürfte, Monsieur Ivéroff wird sich in wenigen Minuten zu Ihnen gesellen. Was darf ich Ihnen an diesem wunderschönen Morgen anbieten?“ „Ich hätte gern einen kleinen Campari mit Orange, aber bitte nicht mehr als zwei Zentiliter Campari“, sagte Madame Bolles eilig. „Für mich bitte einen frischgepressten Frucht-Cocktail“, antwortete Jacqueline. „Kiwi, Grapefruit, Apfel, Kirsche, Erdbeere?“ „Bitte ohne Kirsche.“ „Kein Problem. Der Frauen Wünsche zu erfüllen, das liegt uns Franzosen im Blut.“

Es verging etwa eine halbe Stunde und die Damen wurden allmählich unruhig. Endlich erschien André Ivéroff. Er trug einen leichten hellblauen Anzug und ein rosafarbenes Hemd. Aus der obersten Tasche seines Jacketts schaute ein weinrotes Seidentuch hervor, in Form einer Rose gefaltet. Gürtel und Schuhe aus Kroko von derselben Farbe vervollständigten die Morgenkleidung des Adligen. Sein schwarzes, von wenigen silbernen Fäden durchzogenes kräftiges Haar, mit Lavendelgel eingecremt, glänzte. Das hagere Gesicht war sonnengebräunt. Die ausdrucksvollen Augen des Fürsten Ivéroff – der väterlicherseits russischer Abstammung und mütterlicherseits ein Nachkomme der



Piemontesischen Grafen De Mongaro war – verbargen sich hinter den dunklen Gläser einer Sonnenbrille. In seiner Hand hielt der Fürst das Buch „Buthus occitanus“ von Louis Lanville. Die Vollkommenheit seiner Gestalt beeindruckte Jacqueline March stark. Ivéroff stand einen Moment in der Tür zum Salon, sah die beiden Frauen mit einem aufmerksamen, fast nachdenklichen Blick an, zögerte kurz, als besinne er sich auf das Wesentliche der Frage, die es zu besprechen galt, dann erst ging er auf Madame Bolles zu. „Guten Morgen, meine Liebe, wie gefällt es Ihnen auf der ‚Heiligen Geist‘?“ „Ganz wunderbar“, antwortete Ann-Valérie rasch. „Nun, und wessen Idee war es denn, sich hier auf dem Schiff zum Frühstück zu treffen, und nicht auf dem Schloss in Saint Paul de Vence? Oder in Coaraze, dem sonnigsten Ort der französischen Riviera?“ Ivéroffs Stimme klang ruhig und teilnahmslos. Nichts außer Taktgefühl drückte sie aus. „Mein lieber Freund“, antwortete Ann-Valérie Bolles eifrig. „Ich freue mich, dich in so blendender Verfassung zu sehen. Wenn ich 20 wäre, würde ich mich auf der Stelle bis über beide Ohren in dich verlieben. Ich gebe zu, die Idee, uns hier auf deiner Jacht zu treffen, stammt von mir. Und dies ist Jacqueline March – Ich freue mich, dir das göttliche Geschöpf endlich vorstellen zu können...“ Der Fürst trat auf das Model zu und gab ihr die Hand: „Ivéroff!“ Es entstand eine kurze Pause. Plötzlich, als wäre es ihm gerade eben eingefallen, setzte er hinzu: „Guten Morgen. Ich bin André Ivéroff.“ Sie stand auf, damit der Fürst ihre Figur sehen konnte, und ließ ihre blaugrünen Augen aufblitzen. „Jacqueline March. Es ist wirklich märchenhaft schön bei Ihnen.“ Sie schritt langsam durch den Salon und betrachtete die Bilder an den Wänden; sie wollte sich dem Fürsten unbedingt von allen Seiten zeigen. „Diese Impressionisten, sind das alles Originale?“ „Verzeihen Sie, bitte, einen Augenblick. Also, was wolltest du gerade sagen, Ann-Valérie?“ „Jacqueline steht unter meinem besonderen Schutz. Sie ist ein wunderbares Model, außerdem eine feine Designerin und zukünftige Modeschöpferin von Weltniveau. Ich dachte, es könnte für sie höchst nützlich sein, auf deinem Schiff zu weilen – diesem achten Weltwunder. Aber wir hätten sicher nichts dagegen einzuwenden, später noch dieses reizende Dorf Coaraze und die Chapelle St. Sébastien zu besuchen, und vielleicht anschließend einen Kaffee bei Gaston de Pesteau zu trinken.“ Dann wechselte sie ins Italienische. „Mein Lieber, dieses Engelsgeschöpf ist hier, um die Verhandlungen bezüglich des bewussten Vertrages zum Abschluss zu bringen, wie du ja weißt. Ich möchte dich bitten, die Sache nicht in die Länge zu ziehen,

zumal sie schon längst deinem Charme erlegen ist. Aber, entre nous, wer sollte dir auch widerstehen können?“ Ivéroff durchschritt währenddessen schweigend den Salon. Er versuchte aufrichtig, sich auf die Angelegenheit zu konzentrieren, an die Ann-Valérie ihn erinnerte, aber ihn beschäftigten zur Zeit so ganz andere Gedanken. Er wollte aus seinem altgewohnten Verhaltensschema ausbrechen, er wollte sich nicht mehr dem Stil und der Lebensweise seines Milieus unterordnen. Von allem, was er in der letzten Zeit erworben, was er erlebt und durchfühlt hatte, ging wie mit magischer Kraft ein kalter Hauch von Schwermut aus. Melancholie und Enttäuschung hatten alle anderen Gefühle und Bedürfnisse mit Macht verdrängt. Er wollte jetzt etwas vollkommen anderes, aber er war außerstande, herauszufinden, was das war, und aus diesem Grunde versenkte er sich nun in eine krankhafte Abgeschlossenheit.

Ivéroff trat auf das Deck hinaus. Die Strahlen der Sonne, der sanft liebkosende Lufthauch des Windes, der Meeresspiegel, der einem prallen Mädchenkörper glich, brachten ihn in die Wirklichkeit zurück. Er lächelte und kehrte in den Salon zurück. „Meine liebe Ann-Valérie, du weißt doch sehr gut, dass für alle heiklen Fragen, die mit Vereinbarungen dieser Art zu tun haben, meine Rechtsanwältin, Elisabeth Ponsen, zuständig ist.“ „Ich muss einfach unbedingt wissen, wie deine Haltung dazu ist, mein lieber André. Bist du denn nun mit einem Jahresvertrag einverstanden? Wir hatten eine Summe von 20 Millionen ausgemacht, wenn du dich erinnerst...“ „Ich bitte dich, verwirre nicht die Blätter des Adamantios. Nichts deutet auf einen Disagio hin, und die Kurse sind stabil. Übrigens, ich denke, diese Geschichte wird wohl die letzte dieser Art sein. Vorläufig keine Verträge mehr, vielleicht nie mehr. Meine Juristin wird mit euch die Einzelheiten des Vertrages besprechen, hier auf der ‚Heiligen Geist‘.“ „Mein Freund, hast du dich in dieses Engelsgeschöpf verliebt?“ „Dieses Mal, meine liebe Bolles, fehlt dir der Scharfblick. Mit mir geht in letzter Zeit etwas Sonderbares vor – ich fange an, mich selbst zu hassen. Meine Besessenheit von den Schönen dieser Welt klingt ab, und wie der Stab des Moses, der sich in eine Schlange verwandelte, verwandele ich mich in einen Kasper, in einen Zirkusclown. Verzeih mir, dass ich deiner Jacqueline nicht genügend Aufmerksamkeit widme.“ „Nicht meiner, sondern deiner, deiner Jacqueline. Sie wird dich mit Sicherheit von deinen seelischen Verwirrungen heilen.“ „Ist sie etwa in die Geheimnisse der afrikanischen Psyllen eingeweiht? Wenn das Unwahrscheinliche geschehen könnte... Aber warten wir erst

einmal ab.“ Fürst Ivéroff betätigte den Schalter einer Gegensprechanlage und rief seine Rechtsanwältin in den Salon. Dann wandte er sich an die Londoner Diva: „Sie fragten mich vorhin nach dem van Gogh, nach dem Bild ‚Caféhausterrasse am Abend‘. Sie wollten wissen, ob es ein Original ist?“ „Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis“, antwortete Jacqueline lächelnd, und in ihrem Lächeln war eine versteckte Leidenschaftlichkeit spürbar. „Ja, Sie haben ein Original vor sich.“ „Und dieses Porträt einer alten Frau aus einem früheren Jahrhundert? Wie ausdrucksvoll es ist! Aber das Gemälde selber scheint mir ganz neu. Man hat den Eindruck, die Farben wären gerade erst gestern aufgetragen worden. Von wem ist dieses Bild?“ „Sie haben einen erstaunlich guten Blick. Es handelt sich um das Porträt einer russischen Frau. Aber diese alte Dame ist nicht aus früheren Zeiten, sondern aus dem heutigen Russland. Was für ein Land! Seine sozialen Entwicklung ist stehen geblieben, und die Begegnung mit diesem Land kommt uns vor wie eine Reise in die Mitte des 19. Jahrhunderts, wie meine Freunde zu sagen pflegen. Und der Porträtist ist tatsächlich großartig. Es ist Alexander Schilov.“

Der Fürst fing an, Jacqueline March wirklich zu gefallen. Sie konnte kaum glauben, dass der Mann, dessen Agentin ihr dieses unglaublich verschwenderisches Angebot gemacht hatte, in Wirklichkeit eine ausgesprochen interessante Persönlichkeit sein könnte. Ihre erste Vermutung, dass nur ein von der Natur benachteiligter Mann solch ungeheuren Preis für ein einziges Jahr gemeinsamen Lebens mit einer Frau bezahlen könnte, hatte ihr schwer auf der Seele gelegen. Ein Mann, der für seinen verwegenen Wunsch 20 Millionen Euro hinblättert, musste mit irgendeinem Laster oder Makel behaftet, oder einfach krank sein. Die Fotos, die Madame Bolles ihr gezeigt hatte, waren ziemlich undeutlich gewesen, was ihren Verdacht nur bestärkt hatte. Jetzt galt es umzudenken: Warum wollte ein so gutaussehender Mann, der noch dazu adlig war, solch eine unglaubliche Summe zahlen? Wahrscheinlich hätte sie es sich als Glück und Ehre angerechnet, mit so einem Menschen befreundet zu sein, von einer näheren Beziehung ganz zu schweigen. Und dann dieses wahnsinnige Honorar, das einen geradezu um den Verstand bringen konnte! Nein, an der Sache musste etwas faul sein, und dieses Etwas würde schon noch zum Vorschein kommen. Dieser Vertrag musste einfach unterschrieben und das Geld übergeben werden, das Weitere würde sich dann finden, sagte sie sich wieder und wieder. Ivéroff nahm die Brille ab und betrachtete sie

aufmerksam. Jacqueline kam es vor, als könne er mit der Tiefe und Kraft seiner magischen Augen in jeden Winkel ihrer Seele, jede Zelle ihres Körpers eindringen. Diese schwarzen, durchdringenden Augen flößten ihr eine Angst ein, die sie nie zuvor erlebt hatte. Sie überlegte fieberhaft, was er eigentlich für ein Mensch sei, was er überhaupt von ihr wolle, was diesem schwerreichen Adligen im Leben fehlen könne. Ob sie imstande sei, ihm das zu geben, was er von ihr erwartete? Bevor sie ihn kennen gelernt hatte, meinte sie, sein Hauptinteresse gelte dem Sex... Aber er schien ganz anders zu sein, etwas anderes zu brauchen. Aber was? Sie hätte sich gern vor dem lähmenden Blick Ivéroffs versteckt, aber er zog sie wie ein verzauberter Magnet an. Ihre heftige Erregung ließ den Atem stocken, ihre Fingerspitzen verwandelten sich in Eiszapfen, ihre Handflächen wurden feucht. Noch einen Augenblick und sie würde ohnmächtig werden.

Der Fürst nahm ihren Arm und führte sie zum Heck der Jacht. Zu Tausenden standen die wunderbarsten Blumen in Übertöpfen und Vasen aus rosafarbenem italienischem Marmor und verbreiteten ihren Duft über das ganze Deck. Der Wohlgeruch brachte sie wieder zu sich. Die ganze Welt um sie herum schien Jacqueline vollkommen phantastisch: Es war, als würde sich das Meer mit dem blühendem Arboretum vereinigen. André Ivéroff streichelte beruhigend ihre Hand, als fühlte er ihre Verwirrung. Er wusste selbst nicht so richtig, was er jetzt mit ihr anfangen sollte. Er blickte in ihre Augen, die wohl noch niemals von der Welt enttäuscht worden waren, und fasste plötzlich Vertrauen zu ihr. Kein anderes Gefühl regte sich in ihm. Dieses aber breitete sich aus und seine Seele widersetzte sich immer heftiger seinem Verstand. Seine Seele war von dem Verlangen nach etwas Neuem erfüllt, nach etwas, was er nie gekannt hatte. Aber was ließ sich Neues in all diesem exquisiten Luxus und grenzenlosen Reichtum finden? Solchen Gedanken gab sich Monsieur Ivéroff in diesem Moment hin. „Ich danke Ihnen, dass Sie mich in diesen paradisischen Ort eingeladen haben.“ Die lockere Fülle ihrer etwas länger gehaltenen Pagenfrisur bewegte sich leicht im Wind. Im Nacken waren ihre Haare ein wenig kürzer geschnitten, um die Schönheit ihres Falls zu betonen. Zum wiederholten Male korrigierte sie den Sitz ihrer eleganten Diamanthaarnadel. Die unbedeckte Haut ihrer Schultern und ihres Ausschnittes schimmerte zart rosa. „Ich darf mich nicht zu lange in der Sonne aufhalten. Nächste Woche arbeiten wir in Paris, eine Modenschau im Cour Carré des Louvre. Wir haben

bis Juli absolutes Sonnenverbot. So streng sind bei uns die Regeln. Zeigen Sie mir Ihr Schiff?“ „...Verzeihen Sie bitte, aber Monsieur Dulard kennt die ‚Heiliger Geist‘ wesentlich besser als ich. Er wird Ihnen mit dem größten Vergnügen alles darüber erzählen.“ „Erlauben Sie mir, auf dieses liebenswürdige Angebot etwas später zurückzukommen, zusammen mit Madame Bolles.“ Sie fürchtete, von ihm getrennt zu werden. „Ganz wie Sie es wünschen.“

Nach diesen seinen Worten schwiegen beide. Möwen kreisten über dem Schiff, stießen schrille Schreie aus und verlangten nach Futter. Das Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Jacqueline March konnte sich Ivéroffs völlige Gleichgültigkeit nicht erklären. War es ein Ausdruck snobistischer Arroganz? Oder der Versuch eines Geschäftsmannes, den Preis zu drücken? Oder wollte er als Dandy eine Frau mit möglichst wenig Aufwand erobern? Vielleicht brauchte er eine Partnerin für Gesellschaftsempfänge und Partys, oder eine Art weibliche Stehlampe, eine lebende Skulptur, die man jederzeit berühren kann, ohne fürchten zu müssen, auf Widerstand zu stoßen? Aber wofür waren dann die 20 Millionen Euro? „Sie haben eine aufregende Zukunft vor sich. Ich kenne viele, die Sie beneiden würden“, begann André Ivéroff plötzlich und schaute in den Himmel hinauf. „Manchmal möchte man dieser absoluten Ruhe entfliehen und sich in den Strudel menschlicher Leidenschaften stürzen, bittere Enttäuschungen erleben, Schicksalsschläge erleiden, Donner und Blitz der Schicksalsgöttin über sich ergehen lassen.“ „Woher kennen Sie meine Zukunft?“, wollte das Model das Gespräch sofort weiterführen. „Ich beschäftige mich mit dem Auspizium, ich lese aus dem Flug der Vögel. Gestern Morgen haben sich die Möwen und die Krähen sehr sorgfältig das Gefieder geputzt und dabei leise gekreisch. Das bedeutet ein stürmisches Leben...“ „Was haben sie Ihnen vorausgesagt? Sie fangen an mich zu beunruhigen.“ „Dass man sich freuen soll, dass man Sie sogar beneiden kann. Die Vögel erzählen keine Geschichten, sie deuten nicht die Schicksalslinien; ihre Wahrsagungen sind lediglich konzeptionell. Genauer kann ich es Ihnen nicht erklären.“ „Wollen Sie damit sagen, dass ich unglücklich werde?“ „Wie alle bedeutenden Römer der Antike, glaube ich den Vögeln mehr als dem Kaffeesatz, den Karten oder den atmosphärischen Erscheinungen. Ich vertraue ihnen mehr als meinen eigenen Träumen. Wenn es Sie interessiert, woher dieses Wissen stammt, auf das ich mich beziehe, kann ich Ihnen gern Bücher der Auguren Aulus Gellius und Isidor von Sevilla zur Verfügung

stellen. In meiner Bibliothek werden Sie auch die geheimen Schriften der etruskischen Priester finden, die *Disciplina etrusca*.“ „Und worüber soll ich mich denn dabei freuen, Monsieur Ivéroff?“ „Nennen Sie mich doch bitte André.“ „Mein Name ist Jacqueline!“ „Danke. Ich habe nicht das Recht, irgend jemandem Empfehlungen zu geben, wie er sein Leben gestalten soll. Dafür muss man sich an Ideologen wenden. Im Büro der sozialistischen Partei Frankreichs in der Rue de Solférino in Paris finden Sie mehr als genug davon, und im Vatikan gibt es Tausende, wenn nicht Hunderttausende von Predigern. Aber jeder Mensch hat seine eigene *Vita*, die einzigartig und ganz persönlich ist. Jeder muss seine eigene Wahrheit finden. Meine Wahrnehmung ist nur das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung. Jeder hat seine eigene Ursächlichkeit, sein eigenes Gleichgewicht der Kategorien. Ich möchte kein Verkünder irgendwelcher ethischer Normen oder Kriterien der Menschlichkeit sein. Ich möchte nur mit mir selbst klar kommen...“ Ivéroff senkte plötzlich seine Stimme zu einem Flüstern, seine Augen begannen zu glänzen, und er brachte seinen Mund ganz nah an Jacquelines Ohr: „Die Welt ist ganz falsch eingerichtet. Der Mensch muss in die Genetik eingreifen. Die Globalisierung wird diesen Planeten vernichten...“ Dann verstummte er und begann mit schnellen Schritten von einem Ende des Decks zum anderen zu laufen. „Ein seltsamerer Mensch ist mir noch nie begegnet“, ging es der jungen Frau bestürzt durch den Kopf. „Kann ich jetzt tatsächlich meine 20 Millionen abschreiben?“ Sie hätte in ihrer Aufregung gerne eine Zigarette geraucht, aber sie verzichtete darauf, weil sie nicht wusste, was Ivéroff von rauchenden Frauen hielt. Sie gestattete sich nicht, frei eigene Wünsche zu äußern. Sie war besessen von der hypnotischen Kraft der einen Zahl – 20 Millionen Euro! Diese Zahl gab keine Ruhe. Und jetzt, als er ihr seine verworrenen Ideen darlegte, war sie vollkommen ratlos und wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte.

## Kapitel 2

Ann-Valérie Bolles saß im Salon der Mega-Jacht „Heiliger Geist“ in einem Sessel und nippte an ihrem Campari-Orange. Sie kannte André Ivéroff jetzt schon seit 17 Jahren. Am 28. September 1985 hatte um zwei Uhr Nachmittags im Café „Aux Deux Magots“ auf dem Boulevard Saint-Germain in Paris ein junger Franzose russisch-italienischer Abstammung, der Aristokrat André Ivéroff mit einigen Freunden die Tagesversion seines Geburtstagsfestes begangen. Das Café „Aux Deux Magots“ ist eines der populärsten von Paris, ein beliebter Treffpunkt für Europas Prominenz. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren Paul Verlaine, Rimbaud und Stephané Mallarmé regelmäßig hier eingekehrt. Ein Vierteljahrhundert später hatten Picasso, Saint-Exupéry, Ernest Hemingway, Sergej Diaghilew und Jean Giraudoux zu den Stammgästen des berühmten Hauses gehört. Noch ein Vierteljahrhundert ging vorbei und es kamen Jean-Paul Sartre, Georges Simenon, Albert Camus. Im September 1985 besuchte Ann-Valérie Bolles zusammen mit Marcello Vincenzo Mastroianni, seiner Freundin Alice Bondelli und zwei weiteren Bekannten das Café „Aux Deux Magots“. Sie feierten den Geburtstag des italienischen Schauspielers. An diesem Tag lernte sie Ivéroff kennen. Die Tische der beiden Geburtstagsgesellschaften standen direkt nebeneinander. Plötzlich sangen mehrere Kellner das „Happy Birthday“ und rollten einen Wagen mit Biskuittorte, brennenden Kerzen und einem riesigen Luftballon herein. Auf der Torte stand: „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!“ Mastroianni stand freudig auf, um das feierliche Ständchen in Empfang zu nehmen. Er umarmte einen Kellner, dankte und haschte nach dem Ballon. Die Kellner waren sehr verlegen, mussten sie doch dem berühmten Schauspieler erklären, dass sie eigentlich auf dem Weg zum Nachbartisch waren. Alle lachten indes herzlich über dieses Durcheinander, man setzte sich zusammen und feierte beide Geburtstage gemeinsam weiter. Der eine der beiden Jubilare wurde an diesem Tag 63 Jahre alt, 25 der andere. Später lud Ivéroff die ganze Gesellschaft zur Abendversion in das berühmte Restaurant „La Tour d'Argent“ am Quai de la Tournelle ein. Im Laufe der Zeit wurde Madame Bolles, die mit den Spitzen der Kulturprominenz verkehrte, zu seiner Agentin für besondere Angelegenheiten. Seitdem hatte sie für ihn schon die unglaublichsten Aufträge erfüllt. Ivéroffs Wünsche formierten sich oft schneller als seine Gedanken, sein Handeln war rascher als normale

Logik und sein Verstand hielt mit seiner Leidenschaft nicht Schritt. Er konnte eine Frau nur aufgrund ihrer Stimme, des Geruchs eines liegengelassenen Accessoires begehren, aufgrund einer Schilderung oder einer Fernsehsendung. Sein nachgerade krankhafter Jagdinstinkt war so ausgeprägt, dass er die mächtigsten Hindernisse niederriss, die geheimsten Tresore öffnete und die sichersten Herzensschlösser aufbrach. Wenn er ein Ziel vor Augen hatte, ein Objekt ästhetischer Bewunderung oder sinnlichen Begehrens, so setzte er alle Hebel in Bewegung: Intellekt, Kapital, Draufgängertum, gesellschaftliche Beziehungen und überdies seine merkwürdige Eigenart, bei aller Heftigkeit seines Verlangens immer eine gewisse Scheu zu bewahren, die schon an jugendliche Verlegenheit grenzte. Und sehr oft wollte er nach dem gelungenen Zweikampf, wenn er einer Sache, eines Menschen, eines exotischen Tieres oder irgendeines Sammlerstückes vollkommen Herr geworden war, mit dem Objekt, das er besaß, gar nichts mehr zu tun haben. Manchmal kam es sogar vor, dass er dieses Objekt aus ganzem Herzen von sich stieß. Aber diesen seinen Charakterzug verbarg er sorgsam vor seiner Umwelt. Niemand hatte auch nur eine Ahnung davon: Seine Zurückhaltung verdeckte diese Verachtung perfekt. Wenn Fürst Ivéroff einem Menschen gegenüber verlegen wurde, wenn er schüchtern die Augen niederschlug, hieß das mit Sicherheit das eine: dass er diesen Menschen verachtete und ihm seine Gesellschaft nicht angenehm war. So, wie man von dem Schrei der Alraune den Verstand verliert, zog sich Monsieur Ivéroff nach jedem Sieg zurück und verschloss sich ganz in sich selber. Noch vor gar nicht langer Zeit war das beständige, übermächtige Verlangen, die Welt, wie er sie sah oder sich vorstellte, zu besitzen, die Quelle seiner Lebenskraft gewesen. Zu dieser Philosophie hatte er sich auch bekannt. Aber die Zeit verging. Aus einem Glückskind und jungem Bonvivant, aus dem Liebling der schönsten und berühmtesten Frauen, dem superreichen Snob verwandelte er sich nach und nach in einen nachdenklichen, immer unbefriedigten und melancholischen Eigenbrötler. Hatte er früher ein brennendes Interesse für alle geistigen und materiellen Schätze der Welt besessen, sich den unglaublichsten Wünschen und Neigungen hingeeben, so trat heute immer klarer in ihm der Drang hervor, den moralischen Sinn des Daseins zu begreifen. Die – noch vage und unbestimmte – Suche nach neuen Kriterien brachte ihn dazu, die Kehrseite des Lebens als einen notwendigen Bestandteil des menschlichen Glücks, als deren tiefere Wahrheit anzusehen. Irgendwo auf dem Grund seiner Seele wuchs die



Einsicht, dass sich ohne Leiden keine wahre Größe des Geistes, nicht die Quelle des Guten und insbesondere der Nächstenliebe erkennen lassen. Derartige Gedanken besetzten, wenn sie sich auch schwer greifen ließen, in der letzten Zeit seinen Verstand. Ivéroff begann zu verstehen, dass sein bisheriges Leben, dem er sich seit seiner Jugend verschrieben hatte, diese Philosophie des Konsums mit dem Egoismus als Treibriemen alles Tuns, dass alle die Grundfesten seiner scheinbar so stabilen Existenz ins Wanken gerieten. Der Fürst mied fortan den Besuch von Abendgesellschaften, Konzerten und Empfängen. Es brachen die ästhetischen Grundlagen seines Daseins zusammen und er geriet in eine persönliche Krise. Aber das schwindende Interesse an einem luxuriösen, ausschweifenden Leben hatte eine Besonderheit: Es war begleitet von einer sich vertiefenden Virtualisierung seines Bewusstseins. Madame Bolles bemerkte seine Veränderungen, seine Ausgebranntheit und fürchtete, Ivéroff könne in diesem Zustand Zuflucht zu Drogen nehmen. Viele ihrer Freunde, Angehörige der kulturellen und der politischen Elite der Alten Welt, hatten zur Wende des Jahrtausendwende in den Drogen Rettung vor ihrer seelischer Leere, vor der Frustration eines zu eindimensionalen Alltags, vor ihren intellektuellen oder emotionalen Krisen gesucht. Aus diesem Grunde war Madame Bolles so in Eile, den Vertragsabschluß mit Jacqueline March voranzutreiben, damit erklärte sich ihre Nervosität und Ungeduld.

Den Salon betrat Ivéroffs Rechtsanwältin, Elisabeth Ponsen. Sie trug ein klassisches Bürokostüm: weiße Bluse mit Stehkragen, blauer Rock und dazu ein Seidenschal im selben Farbton. Sie war mittelgroß und wirkte trotz ihrer 65 Jahre gleichzeitig elegant und resolut. Sie hielt einen Aktendeckel in der Hand. Ihr ganzes Auftreten signalisierte, dass sie ganz und gar auf eine Geschäftsbesprechung eingestellt war. „Guten Tag, Ann-Valérie“, begrüßte sie Madame Bolles. Sie kannten sich seit langem und hatten schon des öfteren bei der Abfassung von diversen Verträgen delikatester Natur zusammengearbeitet. „Ein wunderbarer Morgen! Was für eine märchenhafte Ruhe. Wie es aussieht, hat sich der Schirokko irgendwo über Korsika aufgelöst. Die Luft steht ja buchstäblich. Heute Mittag wird es sicher unerträglich schwül werden. Da sollte man das Schiff besser nicht verlassen. Ich hoffe, Jacqueline hatte nicht die Absicht, durch Nizza zu flanieren? Ivéroff mag diese provinzielle Manier nicht, wenn jemand gleich losläuft, um die Stadt zu besichtigen. Er kommt mir in der letzten Zeit etwas sonderbar

vor...“ – Ponsen hatte eine merkwürdige Angewohnheit: Nach jedem bedeutungsvollen Satz legte sie den Kopf in den Nacken, machte ein trauriges Gesicht und seufzte theatralisch. „Mein ganzes Leben steht still, weil der Chef auf einmal kein Interesse mehr an all den Dingen hat, nach denen es ihn bisher von ganzem Herzen verlangte. Ein, zwei Stunden am Tag widmet er noch seinen Geschäften, instruiert seine Agenten auf den internationalen Aktienmärkten, aber er ist nicht mehr mit dem früheren Feuereifer bei der Sache, sein Handeln nimmt nachgerade virtuelle Züge an. Was meinen Sie Ann-Valérie, ob diese hübsche junge Dame sein Interesse am Leben wieder erwecken kann?“ „Liebe Elisabeth, diese Veränderungen, die ich an unserem Patron beobachte, beunruhigen mich ebenfalls aufs Höchste.“ Madame Bolles hob vielsagend ihre dünnen, raubgierigen Augenbrauen. Sie sah sehr aufgeregt aus und ihre Stimme hatte einen unheilschwangeren Unterton erhalten. Sie flüsterte fast. „Ich verstehe überhaupt nicht, was mit ihm los ist. Im März, nach dem Modefestival in Paris, hat er mich mehrmals angerufen. Er war ganz vernarrt in Jacqueline und verlangte nachdrücklich, mit ihr so schnell wie möglich einen Jahresvertrag abzuschließen. Es wurden sofort eine ganze Reihe vertraulicher Einzelheiten besprochen, und der Patron bestand darauf, dass sie nach Beendigung ihrer Arbeit in Paris sofort zu ihm nach Saint Paul de Vence geflogen würde. Sein Privatjet Challenger und sein Rolls-Royce Silver Seraph samt 3 Chauffeuren wurden in London ganz zu ihrer Verfügung gehalten. Sein Butler in seiner Villa ‚Charing-Mall‘ in St. James erhielt die Anweisung, ein Appartement für Jacqueline vorzubereiten und sie wie eine Hausherrin aufs Ehrenvollste zu empfangen. Ivéroff hat ihr ein unglaubliches Jahreshonorar angeboten, und ich musste mich sofort an die Arbeit machen. 10 volle Tage hatte ich in diesem langweiligen, snobistischen London zu tun, das war ziemlich unerquicklich. Ich wohnte im Hotel ‚London Bridge‘ mit Blick auf die Themse, und jede Viertelstunde hörte man von draußen die Lautsprecherstimme quäken: ‚Die Themse hat das sauberste Flusswasser der Welt. Der Tower ist das größte Gefängnis vergangener Zeiten.‘ Was aber ist mit der Bastille, was mit Château d'If, Castel S. Angelo, was mit dem Nil, Rio de la Plata und dem Amazonas? Oh, diese angeberischen Engländer, diese beschränkten Insulaner!“ Ihre dünnen Augenbrauen schoben sich erneut zusammen. „10 Tage Hypnose, 10 Abende ‚Sturm und Drang‘, endlose Erzählungen über die Qualitäten unseres Patrons, und am Ende die Belohnung! 20 Millionen Euro – eine unerhörte

Summe. Natürlich konnte sie nicht widerstehen. In meiner Karriere gibt es nicht einen Misserfolg. Manche Kollegen gehen einfach zu grob an die Sachen heran: Sie fangen die Verhandlungen gleich mit dem Honorar an! Oh, das zieht in der Regel eine Menge Probleme nach sich. Mein Stil ist viel feiner, taktvoller und diskreter. Nach 10 Tagen willigte Jacqueline ein, sich mit André zu treffen – um den Vertrag zu unterschreiben. Und Geld spielte dabei keineswegs die wichtigste Rolle. Das Mädchen hegte Sympathie für ihn, sie interessierte sich dafür, mehr über sein Leben und sein Denken zu erfahren. Ich habe mich mit ganzem Herzen für den Patron gefreut. Aber auf einmal war alles anders: Er verlor das Interesse an dieser Angelegenheit, er vergaß gar ihren Namen und seine eigenen Verpflichtungen. Die Situation ist mehr als prekär. Sagen Sie mir, meine Liebe, was wissen Sie darüber? Was hat er Ihnen aufgetragen? Ich bin bestürzt und zutiefst beunruhigt über seine Gleichgültigkeit diesem Liebesabenteuer gegenüber...“

„Ich denke, alles wird sich wieder einrenken, dieses Mädchen wird ihn uns vollkommen wieder herstellen. Man kann das ja als Verpflichtung mit in den Vertrag aufnehmen. Ich habe in dieser Hinsicht einige Ideen... Was den Chef betrifft, so hat er mich heute morgen gegen 7 Uhr geweckt und mir erklärt, Sie würden mit einer jungen Dame aus London zum Frühstück erscheinen, und ich solle einen Vertrag mit der Laufzeit von einem Jahr vorbereiten; die Zahlungsverpflichtungen aus diesem Vertrag würden sich auf 20 Millionen belaufen.“ Sie legte den Kopf in den Nacken, hob ironisch die Oberlippe und atmete tief Luft ein. „So wird man im Handumdrehen reich. Aber ich pflege jederzeit die Interessen meines Arbeitgebers zu wahren. Wie die Römer sagten *Verba volant, scripta manent*“.

Mit bewundernswertem weiblichen Instinkt und professioneller Intuition hatte Ivéroffs Juristin einen Vertragstext aufgesetzt, der sowohl Jacqueline March als auch Madame Bolles in Verwirrung und Ratlosigkeit stürzen sollte. Sie war bei weitem kein schlichtes Gemüt, diese Elisabeth Ponsen. Viele Jahre lang war sie in den gesetzgebenden Institutionen Frankreichs tätig gewesen und hatte sich die diffizile Kunst des Lavierens in den Labyrinthen begehrlischer Absichten und rechtlicher Pflichten angeeignet. All die komplizierten Techniken, mit denen sich unbesonnene Begehrlichkeit juristisch handhaben lässt, beherrschte sie virtuos. Sie hatte das zauberhafte Londoner Model noch nie gesehen, aber hegte von vornherein nicht die geringste Zuneigung zu ihr. Sie liebte Ivéroff wie eine Mutter und versuchte, ihm bei jeder Gelegenheit zu vermitteln,

dass Glück nicht käuflich sei. Je höher das Honorar für die Liebe und für ein gemeinsames Leben in der vornehmen Gesellschaft sei, desto trügerischer sei auch die Hoffnung auf eine aufrichtige Freude des Herzens und die wunderbaren Gaben der Liebeslust. Ungeachtet all ihrer dienstlichen Sorgfalt und Pedanterie war sie außerstande, Ivéroff zu verstehen; die moralischen Grundsätze seiner Gesellschaft, die Gesetze der Schickleria waren ihr vollkommen fremd. Und André Ivéroff war ein wahrhaft würdiger Vertreter dieser Welt. Er war der Erbe eines traumhaften Vermögens: Immobilien in ganz Frankreich und Italien, Grundeigentum in London und am Lago Maggiore. Im Alter von 21 Jahren waren in seinen alleinigen Besitz die Familienkonten bei den Häusern der Banque de France, Crédit Lyonnais S.A., Crédit Suisse und der Barclays Bank übergegangen, auf denen ein Gesamtbetrag von mehr als 370 Millionen Dollar lag. Mit dem leidenschaftlichen Eifer der Jugend stürzte er sich in das Spiel auf dem Aktienmarkt, und er spielte wie besessen. Vor allem interessierten ihn Futures, Warrants, Blue Chips und Optionen. Er kaufte die Aktien einer bestimmten Gesellschaft, wartete, bis der Kurs anzog und warf sie wieder auf den Markt. Mit 30 Jahren stand Ivéroff fest auf beiden Beinen – früher als andere hatte er die Zukunftsträchtigkeit von High-Tech-Aktien und bald darauf der Internet-Firmen kommen sehen. Er kaufte deren Aktien für Cents ein und verkaufte sie für Hunderte von Dollar. Und als einer der ersten erkannte er auch, dass der Aktienmarkt überhitzt war und es ratsam schien, sich schnell aus diesem Geschäft zurückzuziehen. Sein Einkommen stieg auf mehrere Hundert Millionen Euro im Jahr. Nur ein einziges Jahr in seiner Karriere war nicht so erfolgreich: das Jahr 1998. Sein Spielerinstinkt hatte ihm von Anfang an gesagt, dass dieses Unternehmen ein Risiko sein würde. Aber aus Solidarität mit seinen Kollegen und Geschäftsfreunden hatte er sich verpflichtet gefühlt, sich auf Hongkong Dollar zu stürzen, um diese Währung zu schwächen und sie bis zur Bedeutungslosigkeit zu drücken, um dadurch riesige Dividenden zu kassieren. An diesem Angriff auf Hongkongs Währung war ein ganzer Pool mit dem unglaublichen Kapital von 130 Milliarden Dollar beteiligt gewesen. Eine derartige Schlacht hatte es in der Geschichte der Finanzkriege bis dato nicht gegeben. Mehr als hundert Banken und Hedgefonds, über 50 Tausend Bankexperten und die unvorstellbare Summe von mehr als 300 Milliarden Dollar wurden auf beiden Seiten der Finanzfront eingesetzt. In Hundertdollarscheinern ergäbe das eine Fracht für etwa 1000 Sattelschlepper oder 600

Eisenbahnwaggons. Diese immense Kapitalbewegung löste eine der größten Finanzkrisen in Südostasien aus. Die Supermächte USA und China ließen ihre Finanzmuskeln spielen. Im spannendsten Moment der Schlacht, als das amerikanische und europäische Kapital die Aktienpreise an der Hongkonger Börse auf den niedrigsten Punkt gebracht hatten, als die Notierungen der Futures unter jedes erträgliche Maß gesunken waren, machten die Chinesen einen genialen Zug. Sie verfügten eine Beschränkung des Aktienhandels und vollzogen eine aggressive Intervention auf dem Effektenmarkt. Innerhalb weniger Stunden waren die gesunkenen Aktien für eine Gesamtsumme von 30 Milliarden Dollar aufgekauft. Das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage veränderte sich radikal, und die Finanzattacke war abgewehrt. Der amerikanische Pool verlor in dieser historischen Schlacht mehr als 25 Milliarden Dollar. Die Währungen Indonesiens, Malaysias, Singapurs, Thailands und Südkoreas stürzten ab. Die erste Schlacht der Superwährungen endete mit einem Unentschieden. Chinas Finanzen hatten standgehalten. Monsieur Ivéroff selbst verlor bei diesem Gefecht fast eine Viertelmilliarde Dollar. Aber die folgenden Jahre brachten ihm wieder große Gewinne und deckten seine Verluste aus dem Finanzkrieg.

In André Ivéroffs Welt der Geldaristokratie herrschen eigene Moralvorstellungen und Verhaltensnormen. Ein ungeschriebenes Gesetz dieser Gesellschaft lautet: Jeder Mensch, der in diesen Kreis aus einer anderen sozialen Schicht kommt, ist von Natur aus ein Neider und Feind. Eine offizielle Ehe, jede Art von Affäre, ob lang oder kurz, ob aus Liebe oder nur erotischer oder gar intellektueller Natur, führen bei ihrer Beendigung unvermeidlich zu materiellen Forderungen. Die Zeit, die man miteinander verbracht hat, wird als entgangener Gewinn angesehen, Gespräche über das Leben als Ratschläge für die erfolgreiche Führung der Geschäfte, das Einschalten des Fernsehgerätes, Vorlesen aus der Zeitung, Kaffeekochen, die Erinnerung an einen Termin oder Gespräche über Wirtschaftspolitik als direkte Mitwirkung am Geschäft. Und somit ergeben sich Ansprüche auf eine Beteiligung an dem Gewinn, der während der Zeit einer Liebesbeziehung erworben wurde. Die Gerichte Frankreichs und anderer europäischer Länder ersticken in derartigen Klagen. Und die Gerichtsurteile lauten immer gleich: „...In der Angelegenheit der Ansprüche von Frau X. gegen Herrn Y. Es ist die Summe von soundsoviel Millionen Euro zu zahlen.“ Nein, nicht ohne Grund

zogen es Ivéroff und Menschen seines Kreises vor, mit ihren Favoritinnen zeitlich befristete Verträge zu schließen.

„Warten wir auf Jacqueline, oder gehen wir schon die einzelnen Punkte des Vertrages durch?“, fragte Madame Ponsen, die sich endlich aus ihren Grübeleien riss. „Lass uns auf den Engel warten, liebe Elisabeth. Ich bin nicht bevollmächtigt, diese Fragen für sie zu besprechen. Ich habe nur den Auftrag des Patrons auszuführen.“ „Dann schlage ich vor, dass wir inzwischen die Frage Ihres Honorars besprechen“, schlug die Juristin vor. „Gern.“ „Wir beide sind der Meinung, dass sich André in der letzten Zeit verändert hat. Sein Verhalten ist manchmal ausgesprochen sonderbar, er hat Gedächtnislücken und ähnliches, alles deutliche Anzeichen einer nahenden Krise. Ich habe nicht das Recht, Einwände gegen diesen Vertrag mit Miss March zu erheben, aber auf Grund der genannten Vermutungen nehme ich doch einen besonderen Standpunkt ein.“ Madame Bolles zog wieder bedeutungsvoll die Augenbrauen hoch und konzentrierte ihre ganze Aufmerksamkeit auf Madame Ponsen. „Liebe Ann-Valérie, Ihr Vertrag ist an die Vereinbarung mit Jacqueline March gekoppelt. Ich habe diesbezüglich neue Vorschläge, die zwangsläufig im Zusammenhang mit der Auszahlung Ihres Honorars stehen. Die Höhe der Prämie wird natürlich nicht hinterfragt. Aber...“, die Juristin zögerte einen Moment und fuhr dann fort: „Angesichts der seltsamen Verfassung Ivéroffs kann es keine Garantie dafür geben, dass er während dieses gesamten Jahres bei völliger Gesundheit sein wird und dass er Jacquelines Gesellschaft mit dem Vergnügen genießen kann, das er sich noch vor 3 Monaten ausgerechnet hat. Deshalb sollte bei der jungen Dame ein möglichst großes Interesse daran befördert werden, Ivéroff aus dieser Krise herauszuholen und ihn mit den geheimen Waffen der Frau für das Leben wiederzugewinnen. Ich schlage darum folgendes Abrechnungsverfahren vor: Am Tag ihres Einzuges bei ihm werden 20 Millionen Euro auf ein Sonderkonto der Barclays Bank in London überwiesen. Davon wird jeden Tag, 10 Uhr mitteleuropäischer Zeit, ein bestimmter Prozentsatz zu Miss Marchs Gunsten abgebucht. Das heißt, die 20 Millionen Euro werden auf 365 Tage verteilt. Das sind 54 794 Euro pro Tag. Für jede 24 Stunden, die sie mit ihm verbracht hat oder entschuldigt versäumte, mein Einverständnis vorausgesetzt, wird ihr das Tageshonorar gutgeschrieben. Wenn sie aber nur in der Weltgeschichte herumrast und er sitzt einsam und alleine zu Hause, dann werden die Auszahlungen gestoppt.“ „Ich flehe Sie an, tun

Sie nicht so etwas! Sie ist doch keine billige Hure, die man pro Tag bezahlt. So ein Abrechnungsverfahren wäre vor allem eine Beleidigung für unseren Patron. Er braucht eine Freundin, nicht eine 24-Stunden-Geliebte.“ Vor Entsetzen zog Madame Bolles ihre dünnen Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammen. Der Vorschlag, die Auszahlung des Honorars über 365 Tage auszudehnen, verursachte ihr Schmerz in den Schläfen. Sie hatte keineswegs vor, sich geschlagen zu geben und entschied sich zur Vorwärtsverteidigung. Wer würde schon freiwillig darauf verzichten, eine runde Summe von 3 Millionen direkt einzustreichen? „Liebe Elisabeth, Sie sind eine intelligente Frau und eine erfahrende Juristin, Sie müssen einen anderen Auszahlungsmodus finden. Bringen Sie unsere Namen nicht in Verruf. Wir sind international bekannt. Es gäbe einen Skandal unschätzbaren Ausmaßes, wenn die Banken diese Information an die Presse weiterleiten würden. Ich sehe schon die Schlagzeilen in der *Liberation*: ‚Der bekannte Finanzmogul Ivéroff zahlt dem Top-Model Jacqueline March 50 Tausend Euro für eine Nacht.‘ Das brächte mich ins Grab. Und was ist mit dem Patron selbst? Haben Sie darüber einmal nachgedacht?“ „Ich gebe zu, es gibt dies Risiko. Aber andererseits könnte ihm so ein Skandal vielleicht sogar helfen, wieder zu sich zu kommen.“ Madame Ponsen legte den Kopf in den Nacken und sah ihre Gesprächspartnerin nachdenklich und unverwandt an. „Und was ist, wenn Ihr Vögelchen auf einmal behauptet, der Chef sei unpässlich, und einfach auf irgendeine Tournee davon flattert, oder den ganzen Sommer über mit ihrem Liebhaber Alessandro Timperi rumpoussiert? Sie war ja sogar so gedankenlos, ihn hierher nach Nizza mitzubringen, wo sich die zentrale Frage ihres Lebens entscheidet, ob sie die 20 Millionen Euro bekommen soll, und ihn im Hotel Negresco unterzubringen, das sie von Ivéroff bezahlen lässt. Sie respektiert sein Geld nicht, also wird sie auch diesen Vertrag nicht achten. Sie wird einer Versuchung, wie es die sexuelle Leidenschaft darstellt, kaum widerstehen können. Also, was ist das für ein Mensch, mit dem wir Ivéroff da zusammenbringen? Wen stoßen wir da mitten in sein Privatleben hinein? Wer ist dieser Schmetterling, der in der für den Fürsten so schwierigen Zeit an seiner Seite sein soll? Da ich keine Garantie dafür habe, dass sie Ivéroff mit ganzem Herz und ganzer Seele beistehen wird, sehe ich mich gezwungen, sie tageweise zu bezahlen.“ „Was denn für ein Alessandro Timperi? Wie kommen Sie denn darauf, meine Liebe? Davon weiß ich überhaupt nichts...“ Madame Bolles war aufrichtig bestürzt. „Entschuldigen Sie, Ann-

Valérie, das ist doch ganz einfach. Wir erhalten per E-Mail ausführliche Information über jeden, der sich hier einquartiert. Am Tag der Ankunft erschien dieser Name auf meinem Computerbildschirm. Wissen Sie, meine Liebe, mein ganzes jetziges Leben und meine Zukunft gilt nur Ivéroff. Ich habe ihm 20 Jahre lang juristischen Beistand geleistet und mich um ihn mit einer beinahe mütterlichen Sorge gekümmert. Ungeachtet all seiner früheren Hitzköpfigkeit, seiner jugendlichen Gedankenlosigkeit und seiner leichten emotionalen Entflammbarkeit, und obwohl er natürlich den üblichen Snobismus der Reichen und die brutale Härte eines erfolgreichen Geschäftsmannes besitzt, ist er in Wirklichkeit ein Engelsgeschöpf. Man kann sich keinen treueren Freund vorstellen. Und Sie wollen, dass ich ihn ausgerechnet jetzt, da sein Leben an einem Scheideweg steht, mit eigenen Händen irgend so einem Londoner Model ausliefern soll? Niemals! Das Einzige, wozu ich bereit bin, ist, sie – zu denselben Konditionen – wöchentlich auszuzahlen. Jeden Montag um 10 Uhr mitteleuropäischer Zeit werden, mein Okay vorausgesetzt, ihrem Konto 384 615 Euro gutgeschrieben. Das ist mein letztes Wort. Und Sie bekommen, dementsprechend, alle 7 Tage 38 461 Euro. Und damit stellen Sie sich bitte zufrieden, andernfalls werde ich Ihnen einen Strich durch die Rechnung machen und umgehend Dominique Passarelli hierher bestellen. Nebenbei bemerkt, ebenfalls eine ehemalige Klientin von Ihnen. Sie haben sie im Jahr 1997 nach Saint Paul de Vence gebracht. Dominique arbeitete damals in Paris bei dem brillanten Couturier Roberto Sirop. Gerade sie wurde für André eine echte Freundin. Ich dachte sogar, dass sich beide wirklich liebten. Sie träumte davon, mit ihm zusammen zu bleiben. Aber er weigerte sich, auch nur darüber nachzudenken, sie ohne Bezahlung in seiner Nähe haben zu wollen... Sie aber konnte kein Geld mehr von ihm annehmen. Von ihrem Honorar kaufte sie ihm teure Geschenke. Und das Ende vom Lied: Jeder blieb allein mit seinen Prinzipien und sie trennten sich. Schade! Sie hätten ein wunderbares Ehepaar abgegeben. Ich brauche Dominique nur anzurufen...“ In dem sicheren Gefühl, ihre Verhandlungspartnerin ausgestochen zu haben, legte sie wie gewohnt den Kopf in den Nacken, schob die Oberlippe hoch und sah Madame Bolles triumphierend an. Es herrschte eine angespannte Stille. Beide Frauen suchten nach Argumenten, um den Kampf um die 20 Millionen fortzusetzen. Aber während Madame Bolles hauptsächlich an der wirtschaftlichen Seite des Geschäftes interessiert war, sorgte sich die Juristin aufrichtig um Ivéroffs Schicksal.



### Kapitel 3

Jacqueline March suchte nach der spezifischen Formel, mit deren Hilfe sie erfolgreich den Schein der Wohlanständigkeit wahren und gleichzeitig das große Los ziehen könnte. Als erfahrene Verführerin hielt sie es für am besten, zum Auftakt ihrer Bekanntschaft Ivéroff auf Dinge anzusprechen, in denen er sich auskannte und die er liebte. Madame Bolles hatte ihr empfohlen, ihn nach dem Bau von Schiffen und deren Navigation zu fragen, die unglaublich reiche Fauna des Ligurischen Meeres zu thematisieren sowie über Mode, Theater oder Weinkelterei zu plaudern. Doch der Fürst war rundum geistesabwesend und hatte keinerlei Interesse an einem Gespräch. Darauf beschloss die junge Frau, deren Hoffnung auf ein märchenhaftes Honorar schon zu schwinden begann, selbst aktiv zu werden und nicht auf Interessensbekundungen dieses seltsamen Mannes zu warten. Sie berührte ihn an der Schulter und fragte: „Monsieur Ivéroff, irgendwo habe ich von einem sogenannten ‚scheinbaren Wind‘ gelesen. Können Sie mir erklären, was das ist?“ Ivéroff kam schnell wieder zu sich. „Das ist ein Begriff aus der Fachliteratur. Wo sind Sie denn auf den gestoßen? Die Seefahrer kennen drei grundlegende Formen des Windes. Erstens den wahren Wind, der weht real dort, wo sich das Schiff befindet; zweitens den Fahrtwind, der weht mit derselben Geschwindigkeit wie das Schiff gegen die Fahrtrichtung; und drittens den Wind, den der Stander anzeigt, auch scheinbarer Wind genannt; er ist die Resultante der beiden anderen.“ Jacqueline lachte kokett: „Das habe ich verstanden. Darf ich noch eine Frage stellen?“ „Sicher.“ „Mir wurde erzählt, wir seien hier von Walen umgeben. Ist das wahr?“ „Nicht ganz wörtlich genommen, ja. Sie leben im offenen Meer. 20-30 Meilen von hier in Richtung Korsika kann man eine Herde von Grauwalen beobachten.“ „Sind die gefährlich?“ „Sie sind 25 Meter lang und ausgesprochen friedliche Geschöpfe. Ich treffe sie häufig.“ „Ach, die würde ich unheimlich gern sehen“, warf Jacqueline ein und dachte für sich: Nun sag schon, dass du mich zu einem Besuch bei den Walen einlädst. „Dazu gibt es bestimmt noch eine Gelegenheit, Sie haben ja Ihr ganzes Leben noch vor sich. Im übrigen können Sie mein Flugzeug *Challenger 604-M* nehmen oder den Hubschrauber der französischen Firma *Eurocopter*. In 15 bis 20 Minuten bringen die Piloten Sie zu den Walen.“ „Danke! Irgendwann einmal werde ich Ihre freundliche

Einladung annehmen. Aber erinnern Sie sich, dass meine Haut bis zum Juli keine Sonnenbräune haben darf? Wie wäre es, wenn Sie mich vor der Sonne versteckten?“

„Bitte sehr, wir können in den Salon gehen. Mein Diener gibt Ihnen eine Schutzcreme.“

„Das ist eine hervorragende Idee. Ich würde gern noch etwas fragen, habe aber etwas Skrupel.“ „Fragen Sie.“ „Wie viel kostet Ihre Jacht?“ „Sie ist sehr teuer.“ „Wollen Sie es mir nicht sagen?“ „61 Millionen Euro.“ „Du lieber Himmel!“, rief Jacqueline ehrlich erstaunt aus. „Das ist wirklich viel. Ich verspreche, keine solche Fragen mehr zu stellen.“ Sie gingen in den Salon, wo sie der frischer, kühler Luftzug der Klimaanlage einhüllte. „Dieser Mensch hat einen geheimnisvollen Charme und eine unvergleichliche, fast mystische Anziehungskraft, die mich hypnotisiert. Ich bin doch nicht etwa dabei, mich in ihn zu verlieben?“, ging es dem Model durch den Kopf. Madame Ponsen betrachtete Jacqueline March zum ersten Mal aufmerksam, mit dem fixierenden, forschenden Blick einer erfahrenen Frau, die in ihrem Leben bereits Dutzende von weltbekannten Schönheiten taxiert hatte. Sie registrierte, dass das Model aus London vornehme Gesichtszüge, klare türkisfarbene Augen, eine fantastische Figur und einen mädchenhaft unbefleckten Gesichtsausdruck hatte. Doch einige geheimnisvolle kleine Linien um Mund und Kinn, das leichte, mit Meisterhand schnell aufgetragene Make-up und die nervösen sensiblen Finger ließen Elisabeth Ponsen noch einmal nachdenken. Würde diese schöne Australierin mit ihrer Selbstverliebtheit, ihrem unverblühten Praktizismus und ihrer jugendlichen Ungezogenheit die bedeutende Mission übernehmen können, die die Juristin ihr übertragen wollte und von deren Verwirklichung das Schicksal des bewunderten Chefs ganz beträchtlich abhängen würde? „Monsieur Ivéroff“, begann sie leicht theatralisch, „ich würde Sie ungern in unserem Frauenkränzchen festhalten wollen. Ob Sie uns wohl kurz allein lassen würden?“ „Hervorragend. Ich entschuldige mich, meine Damen. Heute morgen habe ich mir das fesselnde Buch *Kampf gegen die Mikroben* von Louis Pasteur vorgenommen. Dort geht es um die interessante Welt kleinster Organismen, die ein phänomenales Gedächtnis und eine unglaubliche destruktive Energie besitzen. Ich werde mich in meiner Kajüte erneut in die Welt dieser kleinen Größen versenken. Ciao.“ „Wir laden Sie dann zum Schlussbericht unserer Konferenz ein“, sagte die Juristin mit einem nachgerade zärtlichen Blick. Der Fürst schien sich über etwas zu freuen und verließ rasch den Salon.

„Also, meine Damen, entweder wir kommen zu einer Übereinkunft oder wir verabschieden uns voneinander.“ Elisabeth Ponsen wurde geschäftlich. Sie beschloss, den psychologischen Druck zu erhöhen, um die Partie zu gewinnen. „Sie konnten sich davon überzeugen, dass Ivéroff nicht mehr dasselbe Interesse an einem Vertrag mit Jacqueline March zeigt wie früher. Dabei geht es hier nicht um persönliche Eigenschaften. Ich stimme Ann-Valérie Bolles darin zu, dass Sie, Jacqueline, ein sehr nettes Geschöpf sind, und würde mich über eine Freundschaft zwischen Ihnen und Ivéroff aufrichtig freuen. Doch lassen Sie uns über die Einzelheiten sprechen: Was haben wir und was haben wir nicht? Wir haben 20 Millionen. Und wir haben zwei Statisten: die schöne Jacqueline March mit ihrer Bereitschaft, für ein sehr hohes Honorar einen Vertrag abzuschließen, und einen sehr klugen und charmanten Mann, der bereit ist, dieses Geld zu bezahlen. Gibt es nun aber ein höheres Ziel, um dessentwillen all dies angezettelt wird? Geht es um eine erotische Beziehung, um Liebesspiele? Darauf gibt es derzeit keinen Hinweis. Geht es um seelisch-geistige Vertrautheit? Oder um eine geschäftliche Verbindung? Die Personen befinden sich auf unterschiedlichen Stufen der intellektuellen und der Finanzhierarchie. Was könnte ihre zeitlich begrenzte Verbindung begründen, welchen Nutzen könnte diese, könnte ihr Zusammenleben haben? Das ist die Hauptfrage, auf die niemand eine Antwort weiß.“ Elisabeth Ponsen machte eine lange Pause, sah ihre Gesprächspartnerinnen forschend an und holte dann wie zum Schlag aus: „Ich aber weiß die Antwort.“

Nur eine große Schauspielerin hätte am Wendepunkt der Diskussion mit soviel Gefühl, Energie und Leidenschaft in diesem einen kurzen Satz ihr Auditorium derart mitreißen können. Elisabeth Ponsens Partnerinnen lauschten ihr gebannt, wie unter einer starken Hypnose. „Aus zwei Gründen würde ich Ihnen gern möglichst bald die 20 Millionen auf Ihr Sonderkonto überweisen. Der Hauptgrund ist der, dass Monsieur Ivéroff sich in der letzten Zeit etwas seltsam verhält. Er zieht sich in sich selbst zurück, drückt sich mit äsopischen Worten aus und interessiert sich nicht mehr für Dinge, denen er früher viel Zeit widmete. Ich habe das Gefühl, er sucht nach etwas Neuem, ohne dass ich weiß, was es sein könnte. Und ich mache mir Sorgen, wohin diese Entfremdung von der Welt noch führen kann.“ Sie warf dramatisch den Kopf zurück, fixierte ihren Blick an der Decke des Salons, als suche sie dort nach weiteren Argumenten, und fuhr fort: „Er braucht einen Menschen, der ihn aus seinem übermäßigen Grübeln in die Welt der

Vergnügungen und Leidenschaften zurück holt.“ In diesen Teil ihrer Ausführungen legte die Juristin Hoffnung und Erwartung. „Der zweite und nicht minder wichtige Grund liegt darin, dass er ein gesunder Mann ist, der eine Frau braucht. Ich möchte nicht, dass er in einigen Jahren an der Prostata erkrankt. In letzter Zeit hat er geradezu puritanisch gelebt. Sein Wunsch, die besten Frauen zu besitzen, bedeutete ja nicht, dass er sie sexuell beehrte. Als reicher Mann war er es gewöhnt, sich mit Schönheit zu umgeben und Dinge zu erwerben, die für einen Normalsterblichen unerreichbar waren. Verzeihen Sie meinen offenen Zynismus, doch Sie müssen sich darüber klar sein, wie die Dinge liegen. Wenn eine Frau ihn nicht will, wenn sie seine Instinkte nicht anspricht und seine Gefühle nicht in Wallung bringt, dann wird er seine Zeit nicht mit ihr, sondern mit Lektüre, mit dem Internet oder mit Nachdenken verbringen. Monsieur Ivéroff ist ein Star unter den Oberen Zehntausend, der bemerkenswerteste von allen, er ist Finanzgenie, Historiker und Philosoph. Trauen Sie sich, meine Liebe, einen solchen Auftrag zu? Sind Sie den Forderungen, die ich formuliert habe, gewachsen? Reichen Ihre seelischen Kräfte für eine so ungewöhnliche Aufgabe?“ „Madame! Man hatte mir erzählt, dass der Fürst in mich verliebt sei, 10 Tage lang überredete man mich, allerdings mit ganz anderen Vorschlägen. Ich selber habe mein Publikum, eine große Anhängerschaft, eine Arbeit, die ich liebe. Glauben Sie mir, es ging mir nicht nur um Geld, als ich dem Jahresvertrag zustimmte. Ich fing an, mich für Ivéroff als Person und dafür, wie er lebt, zu interessieren. Okay, Madame, ich sage es offen, natürlich möchte ich mit Menschen aus seinen Kreisen zu tun haben. Das wäre eine neue Ära in meinem Leben – mir die Schickeria anzusehen, wenigstens eine Zeitlang zu ihr zu gehören, mit meinen Gaben und meiner Schönheit zu strahlen. Sind denn solche Träume einer 20-jährigen Frau zu verdammen? Das, was Sie mir gerade vorgeschlagen haben, ist allerdings etwas ganz anderes. Ich hatte Lust auf Romantik und Abenteuer, ich träumte von Bällen auf geheimnisvollen Schlössern, sah mich in den vornehmsten Theaterlogen in aller Welt, in edlen Hotels und Restaurants. Sie aber wollen, um es direkt zu sagen, einen nicht ganz gesunden Menschen wieder auf die Beine bringen, suchen eine barmherzige Schwester, eine Krankenpflegerin. Das ist ein völlig anderes Geschäft. Im ersten Szenario wurde für 20 Millionen von mir Verliebtheit, Loyalität und Gehorsam erwartet. Jetzt verlangen Sie von mir Mitleid, seelischen Beistand, heilpädagogisches Verhalten, und das heißt, meine gesamte Zeit. Damit das Unternehmen zum Erfolg

gebracht werden kann, muss ich wesentlich mehr seelische Kräfte einsetzen. Madame, wenn Sie wirklich daran interessiert sind, dass ich den Fürsten in sein gewohntes Leben zurückführe, dann müssen Sie das Honorar erhöhen. Okay! Für 30 Millionen bin ich dazu bereit.“ Jacqueline erschrak vor ihren eigenen Worten und sprach nicht weiter. War sie es selbst, die diesen brutalen Vorschlag gemacht hatte? Oder war es eine Gier in ihr? Noch vor einer Sekunde hatte sie an eine solche Summe nicht einmal gedacht. Das war die unwiderstehliche geheimnisvolle Energie von Geld! Sie ist in der Lage, die Psyche eines Menschen zu dirigieren wie ein Dirigent sein Orchester. Jetzt war die Zahl ausgesprochen. Jacqueline kämpfte gegen einen hysterischen Anfall an, Stolz und Verwirrung überfluteten ihr Herz. Mit aller Kraft bemühte sie sich, ruhig zu erscheinen, und richtete eine Spange in ihrem Haar, die sie dann plötzlich ganz herausriß. „Für 30 Millionen wird er seelisch gesunden und in unsere Mitte zurückkehren?“ Elisabeth Ponsen fixierte sie. „Genau, Madame! Ich bin bereit, mich unverzüglich an diese anspruchsvolle Arbeit zu machen, und ich bin vom Erfolg überzeugt.“ „Und worauf, entschuldigen Sie bitte, gründet sich Ihre Überzeugung?“ „Okay! Auf meine schauspielerischen Fähigkeiten. Wenn Ihr gesamtes Personal mich das Jahr hindurch unterstützt, dann wird Ivéroff wieder Lebenslust bekommen.“ „Sind Sie einverstanden, dass das Geld wie üblich abhängig vom Endergebnis ausgezahlt wird?“ „Okay, aber 50 Prozent als Vorauszahlung.“ „Nein, das ist ausgeschlossen. Sobald Sie sich an Ihre Aufgabe machen, werden 20 Millionen auf Ihr Sonderkonto überwiesen und in monatlichen Raten abgeschrieben; das macht 1 Million 666 Tausend. An dem Tag, an dem Ivéroff sich wieder für die Welt um ihn herum zu interessieren beginnt, erhalten Sie, meine Liebste, die gesamte Restsumme. Doch Ihre Verpflichtung, ein gesamtes Jahr mit ihm zu verbringen – bis zum 23. Juni 2003 –, wird damit nicht aufgehoben. Hiervon könnte höchstens er selbst Sie entbinden. Wenn Ivéroff seine alte Energie und Lebenslust zurückgewonnen hat, wird sich sein Schloss in Saint Paul de Vence wieder mit Gästen füllen. Es wird Musikabende und philosophische Symposien geben, es wird über die neue Wirtschaftsordnung und die Schaffung von drei Super-Währungszonen diskutiert werden, in Nizza werden sich die prominentesten Globalisierungsexperten der Wissenschaft treffen und zu den Tagen der Haute Couture die bekanntesten Couturiers sowie die schönsten Frauen unseres Planeten.“ Elisabeth Ponsen warf nach ihrer Gewohnheit den Kopf zurück, in ihren Augen leuchtete Hoffnung auf. „An die Arbeit,

Jacqueline March. Ich brauche jetzt Zeit, um die neue Vereinbarung zu formulieren. Bis zum Mittag habe ich den Vertrag wohl fertig. Beginnen Sie schon mal mit den ersten Programmpunkten, entwerfen Sie einen Tageslauf, lassen Sie Ihre Fantasie spielen. Bedienen Sie sich sämtlicher Möglichkeiten, die das Vermögen von Ivéroff Ihnen bietet, um Ihr Ziel zu erreichen. Ich werde Ihnen Finanzen in unbegrenzter Höhe für die verwegensten Unternehmungen und verrücktesten Einfälle zur Verfügung stellen. Wir müssen unseren Chef aufbauen, seine Sinnlichkeit neu entfachen, sein Interesse am Leben wiedererwecken. Von jetzt an bin ich Ihr Schutzengel.“ So sehr Jacqueline March sich auch bemühte, ihre Erregung zu verbergen – Röte schoss ihr ins Gesicht und auf ihrem freizügigen Dekolleté erschienen dunkelrote Flecken. „Entweder ist sie eine hervorragende Schauspielerin oder eine Ausgeburt der Hölle“, dachte Elisabeth Ponsen. „Ich fürchte, meine Liebste, Sie irren sich mit Ihrer Voraussage, doch möchte ich Ihnen gerne glauben und auf Ihr Talent bauen.“ „Können wir die Diskussion beschließen? Wann wird das Geld überwiesen?“ „Sobald Sie den Vertrag unterschrieben haben. Sehr verehrte Damen, ich verlasse Sie jetzt und gehe in mein Arbeitszimmer.“ Die Rechtsberaterin nahm ihre Mappe, warf ihren Gesprächspartnerinnen eine Kusshand zu und ging aus dem Salon. Das Gespräch mit dieser selbstbewussten, sogar etwas unverschämten Schönheit aus dem Londoner Haus der Haute Couture hatte sie mit freudiger Vorahnung erfüllt. Gepackt von professionellem Stolz wollte sie möglichst schnell an ihren Computer.

„Ich hätte dir keine solche Entschlossenheit zugetraut, Jacqueline. Bravo! Das war sehr geschickt.“ Ann-Valérie Bolles hatte das ganze Gespräch hindurch aufmerksam ihren Schützling beobachtet und war stolz. Jacqueline March gehörte zu den Frauen, die davon träumen, die gesamte männliche Hälfte der Menschheit zu bezwingen. „Ich fürchtete, die hartnäckige Ponsen würde dich unterkriegen, doch du hast dieses Duell brillant gewonnen. 30 Millionen Euro!“ Die Agentin für delikate Angelegenheiten zog ihr Brauen vielsagend hoch. „Bist du sicher, dass du die Bedingungen des Vertrags erfüllen kannst? Ivéroff ist ein ungewöhnlicher Mensch und lässt sich nicht allein mit einem schönen Äußeren besiegen.“ „Madame Bolles, sagen Sie Elisabeth, dass der Vertrag um einen sehr wichtigen Punkt ergänzt werden muss. Mit Ausnahme der monatlichen Auszahlungen soll die gesamte Vertragssumme in einem Depot angelegt werden. Auf diese riesige Summe kann man leicht 4 Prozent Jahreszins bekommen. Das

gibt eine hübsche Summe an Dividenden, die will ich ebenfalls haben. Die zusätzlichen 10 Millionen Euro haben mit Ihnen im übrigen nichts zu tun und sind allein meine Angelegenheit.“ „Was soll das heißen?“, Ann-Valérie wollte protestieren, stockte dann aber. Vor Empörung schwellen ihr die Halsadern, sie schnappte nach Luft. „Da ist es also, das gemeine Biest“, dachte sie. „Die unerzogene Jugend greift nach der Weltherrschaft. Den letzten Zug jedoch werde ich mir vorbehalten, die Partie beginnt ja gerade erst.“ Laut sagte sie: „Meine Liebe, ich nehme deine Entscheidung an und trage Elisabeth deine Wünsche gleich vor. Salut!“ Madame Bolles zwang sich zu einem Lächeln und ging. Im leeren Salon ertönte eine freudig klingende helle Stimme: „Ivéroff, mir wirst du gehören.“ Jacqueline trug den Kopf sehr hoch und zweifelte schon nicht mehr daran, dass sie diesen Aristokraten zähmen würde. Jetzt könne sie sich einen Plan zurechtlegen, wie sich ihre Beziehung mit dem Fürsten gestalten solle. Und im übrigen sei es Zeit, Timperi zu verabschieden. Noch heute würde sie ihm den Laufpass geben. Lieber Alessandro, diese Geschichte ist zu Ende. Mit ihm hatte sie nichts verloren, aber auch nur sehr wenig gewonnen. Was die Zukunft wohl brächte? Sie müsste sich eilen, den Fürsten zu betören. Mit diesen Gedanken im Kopf wählte Jacqueline March die Nummer des Hotels Negresco.

Einsamkeit ist das Los der aufgewühlten Seelen. André Ivéroff wälzte sich im Bett in seinem Schlafzimmer auf der „Heiligen Geist“ hin und her. Er studierte das Bild „Agonie“ des Amerikaners Arshile Gorky, das vor seinen Augen an der Wand hing, blätterte durch Zeitungen und Zeitschriften, starrte aufs Meer hinaus und wollte überhaupt nichts. Die ganze Welt lag ihm zu Füßen und er hatte nur Verachtung für sie. Seine halbherzige und unentschlossene Suche nach einem neuen Sinn des Leben, nach neuer Energie und neuen Handlungsimpulsen brachte ihn nicht weiter. Dunkle Gedanken schienen seinen Kopf sprengen zu wollen; war es nicht doch an der Zeit abzuschließen und sich still davon zu machen? Unzufriedenheit und Apathie hatten von ihm Besitz ergriffen; die Wünsche waren versiegt, der Körper hatte seine Wonnen vergessen, die Seele war verstummt, als wäre sie in die Kulissen abgetreten. Leere und Sinnlosigkeit lasteten immer schwerer. Ivéroff versenkte sich immer tiefer in die alle Begriffe übersteigende Welt des Virtuellen. Im Alter von 42 Jahren, im Besitz unschätzbbarer Reichtümer und eines launischen, sensiblen Verstands kann man sich

durchaus den Bazillus der Dekadenz einfangen, der einen Menschen völlig zerstören kann.

Als niemand auf ihr Klopfen reagierte, riskierte Jacqueline ungebeten in das Schlafzimmer einzutreten. Ivéroff lag auf dem Bett und war ganz in sich zurückgezogen. „Erzählen Sie mir, warum Sie so niedergeschlagen sind“, begann sie energisch. „Ihnen scheint das Glück zu gehören, das mir so fehlt. Sagen Sie, André, wie fühlt sie sich an, diese Selbstaufopferung? Ist Philanthropie ein Beruhigungsmittel oder ein trauriger Selbstbetrug, eine spekulative Idee?“ Mit dem ihm angeborenen Taktgefühl ließ Ivéroff sich die Verärgerung nicht anmerken, die das umstandslose Eindringen des Model in ihm auslöste. Zudem erappte er sich bei dem Gedanken, das dies alles ihm inzwischen mehr als gleichgültig war. Stille breitete sich aus, die gestellte Frage blieb unbeantwortet. Allerdings konnten Ivéroffs Schweigen und seine völlige Missachtung ihrer Gegenwart Jacqueline nichts anhaben; gegen alle Widerstände marschierte sie ohne Umschweife auf ihr Ziel zu, auf das Honorar von 30 Millionen. Ursprünglich hatte sie sich als junge Naive stilisieren wollen, doch ihr weibliches Gespür sagte ihr, dass diese Rolle sie eher von dem gewünschten Ziel entfernen würde. Dann beschloss sie, geradewegs darauf zuzugehen, rücksichtslos und aggressiv. Dieser Stil ist heutzutage gefordert, wenn man erfolgreich Karriere machen will. Jacqueline ging hinüber zu Ivéroff und setzte sich auf die Bettkante. Sie war überzeugt davon, dass Gefühle absterben, aber auch wiedererstehen können. Die Jugend liebt das Leben und glaubt an die Zukunft. Allerdings gelang es der jungen Dame nicht, bei Ivéroff erotische Wünsche zu wecken. Dennoch verdarben seine Nachdenklichkeit und Geistesabwesenheit ihr nicht die Laune. Sie führte ihre Hand einige Male vor seinen Augen hin und zurück. „Mir gefällt, wie Sie mit offenen Augen schlafen.“ Er schreckte hoch und orientierte sich langsam. „Willkommen, Jacqueline. Sind Sie wegen des Buches der Vorhersagen des Isidor von Sevilla gekommen oder wegen der Aufzeichnungen des etruskischen Priesterkollegiums? Ich erinnere mich, dass Sie sich für geheime Prophetien interessiert haben.“ „Ich möchte mit Ihnen zusammen sein.“ „Das ist ein Anschlag auf meine Freiheit. Ich mag keine Menschen, deren Egoismus mir das Recht bestreitet, allein über die Geheimnisse des Seins und der Erkenntnis nachzudenken. Max Planck suchte nach Galaxien in einem Raum von einem Millimeter hoch Minus 56, während Sie in einem geräumigen Schlafzimmer unsichtbare, ephemere



Fäden der Kommunikation suchen. *A quoi bon chercher ce qui n'existe pas. Je ne suis pas une chose, pour dire d'appartenir à quelqu'un*<sup>1</sup>. Jacqueline war verwirrt; einen solch sarkastischen Umgang konnte sie nicht. Wenn Männer mit ihr sprachen, wählten sie gewöhnlich einen gefälligen Ton und einfache, verständliche Worte, sahen ihr schmeichelnd in die Augen und betrachteten verlangend ihren Körper. Dieser Mann aber starrte an die Decke und würdigte sie keines Blickes. Doch der Preis, der ihr winkte, war verführerisch und wichtiger als gekränkte Ehre. Monsieur Ivéroff bemerkte ihre Irritation und schmunzelte, er wurde weicher, sah ihr aufmerksam in die Augen und sagte: „Ich versuchte zu verstehen, welche Last das Herz von Nicolas Rémy, auch Remigius genannt, beschwerte, eines Richters im Mittelalter, der um die Tausend Hexen zum Tod durch Verbrennen verurteilte. Viele von ihnen waren jung und unbefleckt. Wie kann man mit einer solche Bürde leben? Am Ende seines Lebens hat der Dunkelmann Remigius die Wahrheit erkannt. Er ging heimlich in den Wald, schichtete aus Eschen- und Buchenästen einen Scheiterhaufen auf, zündete ihn an und setzte sich oben drauf. Dieser Hexenverfolger wollte also am eigenen Leib die Qualen des Gottesgerichts erfahren, wollte sie am Verbrechen messen. Dieser Soldat der Inquisition und treue Hüter der Heiligen Schrift wollte erkennen, ob es tatsächlich so schrecklich war, mit Scheiten von Jahrhunderte alten Bäumen verbrannt zu werden. Jetzt komme ich zu einem vergleichbaren Schluss: um das wahre Wesen eines Dings zu verstehen, muss man es von innen anschauen. Dieser Gedanke verfolgt und verschlingt mich. Meine innere Stabilität ist mir verlorengegangen, eine geheimnisvolle Kraftzerteilt mich in Stammzellen und, ich kann meine Teile nicht mehr zusammensammeln.“ Ivéroff hörte so unerwartet auf zu sprechen, wie er begonnen hatte, und vertiefte sich wieder in seine Gedanken, ohne den forschenden Blick der jungen Frau zu beachten. Ihm schien, als wäre er dem Weg, der aus dem dunklen Labyrinth zu neuen Ufern und Werten führen würde, schon sehr nahe. Er musste nur noch den Faden der Ariadne zu fassen bekommen, um den verlorenen Sinn des Lebens wiederzugewinnen. „Und wenn Sie sich vorstellen, dass eine junge Frau sich in Sie verliebt hat?“, setzte Jacqueline wieder ein. In ihrer Stimme schwebten zugleich Aufregung und Hartnäckigkeit. „Wie können Sie auf ihre Gefühle reagieren?“ „Was haben Sie gesagt?“ Er warf ihr einen ärgerlichen Blick zu, übergang die Frage und fuhr

---

<sup>1</sup> „Warum nach etwas suchen, dass es gar nicht gibt? Ich bin kein Ding, das irgend jemandem gehört.“

fort: „Madame! In Cagnes-sur-Mer, dem Stammschloss der Fürsten Grimaldi von Monaco, kann man ein seltsames Phänomen beobachten. Seit mehr als 300 Jahren erscheint an jedem 12. März um 23 Uhr Prinz Albert mit seiner Suite aus dem Jahr 1593 im Kaminsaal *Enrico* und bleibt für genau 12 Minuten. Bereits seit 60 Jahren werden davon Foto- und Filmaufnahmen gemacht. Die Personen sind immer dieselben in immer derselben Aufmachung und mit Gesichtern, die nicht altern; doch jede Unterhaltung knüpft an die vorangegangene an. Was ist das? Ein den Glauben erschütterndes Eindringen einer Zeit in eine andere? Lüge, Fälschung? Eine Show von Illusionskünstlern?“ Ivéroff schwieg. Jacqueline fühlte sich tief verletzt. Sie begann am ganzen Körper zu zittern und wäre am liebsten aus dem Schlafzimmer gestürzt. Doch die magische Zahl hielt sie zurück. Vor Aufregung verlor sie jede Vorstellung davon, was sie als nächstes tun könnte. Der Blick ihrer brennenden, starren, weit aufgerissenen grünen Augen mit dem Türkisschimmer schien sich verzweifelt an dem gedankenverlorenen Ivéroff festsaugen zu wollen. Die eigene Unfähigkeit, den nächsten Schritt auf das ersehnte Ziel hin zu machen, und die Bindung durch die Verpflichtungen des Kontrakts ließen in ihrem Herzen eine verborgene Wut aufsteigen, den Zorn einer Frau, deren Schönheit nicht wahrgenommen wird.

Mittlerweile war Ivéroff wieder von völliger Gleichgültigkeit gegenüber allem, was um ihn herum vorging, erfasst. In solchen Minuten hatte seine innere Stimmen die ungeteilte Oberhand. Die ungestillte Sehnsucht seiner Seele nach etwas Neuem, Unerhörtem drang mit schrecklicher Macht in sein Bewusstsein. Ein solcher Zustand forderte hartnäckig, dass er sein gewohntes Leben und seine Bindungen drastisch verändere und sich der Auseinandersetzung mit der Natur des Menschen als solchen stelle. Ihn beschlichen dann sogar Zweifel, ob er das Recht habe, sein erworbenes Eigentum und überhaupt die Vorzüge der Zivilisation zu genießen. In seinem Bewusstsein nistete sich mächtig das Bedürfnis ein, sich von sämtlichen Wünschen loszusagen. Immer hartnäckiger richtete sich sein Blick auf die Rück-, die Kehrseite des Lebens. Ständig wuchs die Abwehr gegen alles, was früher so erstrebenswert gewesen war. Das ungeheure Erbe, der Nachlass seiner Eltern, seine Bildung – all dies verlor für ihn jeglichen Sinn, dafür traten die christlichen Gebote als allegorische Morallehre hervor. Der Fürst hatte noch keine Vorstellung von seinem nächsten Schritt und wie konkret er sich auf den Übertritt von einer Wertewelt in eine andere einstellen könnte.

Doch die Überzeugung, dass er auf dem richtigen Weg war, wurde immer stärker. „Nur in sich selbst kann man Gott suchen; überall sonst ist irreführende Leere“, dachte er für sich. „Wie in der Mystik wird das Göttliche durch das ICH als einen Begriff mit unbegrenztem Inhalt definiert. Und so wird die Erfahrung meiner Isoliertheit zur Quelle der Wahrheitssuche, zur Erschaffung Gottes in mir.“ Monsieur Ivéroff suchte nach dem Grund des Seins im mystischen Bild aus einer jenseitigen Welt. Er gab sich zunehmend der inneren Betrachtung des Geheimnisses vom Leben hin, als dass er noch real an dessen alltäglichen Erscheinungen teilnahm. Von Bedeutung war nur der Weg zu den Geheimnissen seiner Träume, Jacqueline March' Gesellschaft lag außerhalb dieser Sphäre.

Der 23. Juni 2002 wurde zum erfolgreichsten und zugleich schwersten Tag im Leben des jungen Models. Nacheinander stürzten zwei höchst bedeutsame Ereignisse auf sie ein. Freudige Aufregung erfasste die junge Dame, als sie im Salon der „Heiligen Geist“ das bemerkenswerte Projekt konzipiert wurde, das sich dank ihrer Geistesgegenwart und ihrer Klugheit auf 30 Millionen Euro taxieren ließ. Eine Stunde später durchlebte sie die deprimierende Szene mit diesem merkwürdigen Mann. Kein Zweifel, Ivéroff machte ihr Angst und brachte sie durcheinander. Diese seelische Anspannung beeinträchtigte ihre Verfassung, das unglaubliche emotionale Hochgefühl wurde von Konfusion und dem Empfinden tiefer Zerschlagenheit verdrängt. „Lange halte ich so etwas nicht durch“, wiederholte sie für sich. „Man kann sich mit ihm überhaupt nicht unterhalten. Er spricht von unverständlichen Dingen und hat außerdem für nichts auf der Welt Interesse. Ob er etwa Jungen liebt?“ Doch ihre innere Stimme forderte nicht aufzugeben, sondern weiter für die Erfüllung des Vertrags zu kämpfen. Dabei beeinträchtigte das nachlässige, verletzende Schweigen ihre Gedanken und Bewegungen, sie konnte sich nicht konzentrieren, um sich von ihrer gewinnenden, bezaubernden Seite zu zeigen.

Plötzlich und völlig unerwartet fragte Ivéroff: „Was meinen Sie, was ist süßer für die Seele und den Körper des Menschen: die begehrte Frau zu umarmen und an sich zu drücken oder von ihr zu träumen? Worin liegt mehr Genuss, was ist kreativer?“ Dieser Satz war vorerst der einzige Strohalm, den Jacqueline March ergreifen konnte. Der

Fürst warf ihr sehr bewusst diese polemische Frage hin. Für einen Augenblick sammelte er sich und erkannte, in welche Situation er die junge Dame hinein manövriert hatte. Aus aufrichtigem Mitgefühl beschloss er, dem Topmodel aus London zu helfen. Das aber griff, ohne bisher etwas zu argwöhnen, das Thema sofort auf: „Ich habe gelesen, dass die großen Schachmeister intensiv das Spiel auf Entfernung genießen, wenn sie sämtliche Konstellationen der Figuren im Gedächtnis fixieren müssen. Ihr Spiel ist de facto ein virtuelles. Soll ich Ihre Frage in diesem Kontext verstehen? Ich aber bin eine junge Frau und möchte den Körper meines Liebhabers spüren, anstatt von ihm zu träumen.“ Sie wollte nicht inne halten, da er ihr zum ersten Mal wirklich zuhörte. Andererseits war sie auf eine derartige Wendung der Unterhaltung nicht vorbereitet und begann ins Blaue hinein zu improvisieren: „Doch ich könnte meine Meinung ändern, falls Sie mich virtuelle Gefühle lehren. Um ehrlich zu sein, heute habe ich die ganze Nacht hindurch mit Ihnen geschlafen. Ich habe es ungeheuer genossen und war beeindruckt von der Energie Ihrer Leidenschaft. Diese Nacht werde ich im Leben nicht vergessen.“ Mit ihren Händen berührte Jacqueline seine schwarz-grau melierten Haare. „Nach diesen erotischen Träumen fühle ich mich Ihnen sehr nah. Was diese Nacht geschah, ist ein bemerkenswertes Beispiel für die Virtualisierung der emotionalen Fähigkeiten des Menschen. Zeugt es vielleicht sogar von fundamentalen Veränderungen in der menschlichen Wahrnehmung der Welt?“ Sie erinnerte sich daran, dass Ivéroff sich mit der Theorie der Entwicklung eines virtuellen Wertpapier-Marktes beschäftigte. Dann schwieg sie, weil ihr weiter nichts einfiel. „Hervorragend. Sie haben einen scharfen Verstand. So denken junge Frauen nur selten.“ Ivéroff lächelte offen und freundlich, während er für sich dachte: „Diese nächtliche Szene hast du dir sehr geschickt ausgedacht. Gut gemacht, Mädchen. Die Liebe zum Geld ist eine dämonische Macht. Wenn man die Erdenbürger hier überzeugen könnte, dass auf dem Mond oder in einer Klärgrube Gold einfach so herum liegt, würde die Menschheit für einige Jahre auf diesen benachbarten Himmelskörper umziehen oder sich im Kanalsystem einrichten.“ „Ich beschäftige mich sehr gezielt mit dem Problem der Virtualisierung der Ökonomie, speziell des Finanz- und des Geldmarkts. Sie haben Recht: In der derzeitigen Entwicklungsphase der menschlichen Natur ändert sich die Psyche der Menschen grundlegend. Das Relative nimmt materielle Qualitäten an, der Wesenskern löst sich auf. Vor einigen Jahren habe ich mit Studenten der Universität von Lyon ein 3-wöchiges

Experiment durchgeführt. 10 Mädchen und 7 Jungen wurden ausgewählt. Man bereitete ihnen zwei verschiedene Unterkünfte vor. In einer von beiden waren die Schlafzimmer besonders ausgestattet; Düfte des Ostens, Safranlikör und gezielt ausgesuchte klassische Musik schufen ideale Voraussetzungen für einen traumreichen Schlaf. Die zweite Unterkunft glich mehr einem luxuriös ausgestatteten Hotel mit sämtlichen elektronischen Kommunikationseinrichtungen. In der ersten Unterkunft waren die Teilnehmer verpflichtet, allein zu bleiben, während die Bewohner der zweiten frei entscheiden konnten, sich bei gegenseitigem Gefallen zusammen zu tun, mit oder ohne Sex. Auch konnten sie, wenn sie es wollten, Alkoholika, Filme, Bücher und unterschiedlichste Musik auswählen. Was meinen Sie, Jacqueline, wie sahen die Ergebnisse dieses Experiments aus?“ Sie brauchte so lange, ihre Gedanken zu ordnen, dass er selbst die Antwort geben musste: „Es fand sich lediglich ein Paar zusammen. Die übrigen Teilnehmer wollten sogar zu den Mahlzeiten die Schlafzimmer nicht verlassen. Die Welt der Illusionen hatte sie völlig gefangen genommen. Sie zogen die Imagination den physischen Genüssen vor, sie berauschten sich an Träumen anstelle von sinnlichen Berührungen eines lebendigen Körpers, sie opferten die Wirklichkeit, um Zugang zu einer nicht existierenden, Traum- und Fantasiewelt zu finden. Auch bei Tests und Experimenten in anderen Hochschulen bin ich allenthalben auf Vergleichbares gestoßen. Der Mensch entwickelt zunehmend ein virtuelles Gefühl, das mit der Zeit die Oberhand gewinnen wird. Anders wird das Universum nicht zu bezwingen sein. Die schnelle Entwicklung neuer Technologien zwingt die Natur zu solchen Veränderungen. Der übernatürliche Traum, den Sie hatten, reiht sich in den Prozess ein, der auf die Herausbildung einer neuen Art der Weltwahrnehmung abzielt. Was auf uns zukommt, ist die totale Macht der Imagination. Diese virtuelle Gefühlswelt ist vielfältig und wird gnadenlos auch unser Herz erobern wollen, mit intensiven, süßen, erotischen oder auch krankhaft-misstrauischen Fantasien. Gleichzeitig wird Eigentum Widerwillen hervorrufen. Ich selbst bin ganz im Bann solcher geheimnisvoller Fantasien. Um Freude zu empfinden, brauche ich weder das Ding selbst noch seine physische Hülle, mir reicht das gedankliche Bild. Heute will ich weder ein Schiff noch ein Flugzeug noch Geld noch eine Frau. Wichtiger ist mir das reine Bewusstsein, dass ich über all dies verfüge. Mein unermessliches Eigentum nimmt mir die Luft, bedrückt und zerreißt mich. Die Imaginationen meiner Träume nehmen mir die Ketten, befreien

Verstand und Seele von der Bürde der Realität.“ Es schien, als würde Ivéroff sich mit jemandem vehement auseinandersetzen. „Den Tag soll man unbedingt mit Eiern beginnen und mit Äpfeln beenden, wie die römischen Patrizier ihren Kindern beibrachten. Warum ich das sage? Es geht ums Frühstück. Sie waren ja zum Frühstück eingeladen. Es wartet auf Sie im Speisezimmer.“ „Könnte man den Kaffee vielleicht hierher bringen lassen?“ fragte Jacqueline vorsichtig. „Noch gestern hätte ich dies nicht zugelassen. Ich liebe den Geruch von Kaffee, jedoch nur in Cafés oder Restaurants. Im Schlafzimmer irritiert er mich und fördert schlechte Träume.“ „Was ist denn plötzlich anders? Warum erlauben Sie es heute?“ Jacqueline wurde mutiger. „Heute Abend werde ich auf der Veranda im Freien schlafen und morgen früh von Bord gehen. Ab morgen früh werde ich die ganze Infrastruktur hier nicht mehr brauchen... Ich werde in die Welt der Träume und Gedanken umziehen.“ „Und wo haben Sie diesen paradiesischen Ort gefunden?“, fragte Jacqueline kühn. „In Saint Paul de Vence“, rief er aus, als würde er mit sich selbst sprechen. „Sie haben Dutzende von Dienern, sollen die alle entlassen werden? Und was haben Sie mit mir vor? Ich bin doch für ein ganzes Jahr zu Ihnen gezogen.“ „Stimmt, ich weiß nicht recht... Das wird meine Justitiarin regeln. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie sich meines Eigentums bedienen.“ „Brauchen Sie keinen Gefährten auf Ihrer Reise in die Welt virtueller emotionaler Genüsse? Einen, der wenig redet, voller Fantasie und sonderlicher Einfälle?“ „Sprechen Sie von sich selbst?“ „Ja, doch möchte ich mein Angebot noch präzisieren. In der ersten Zeit wäre der Gefährte als Praktikantin zu betrachten. Wenn diese Praktikantin nach 3 Wochen die Probe nicht besteht, wird sie nicht in die Reisegruppe aufgenommen. Sie setzen Ihre Reise dann allein fort.“ „3 Wochen sind eine lange Zeit. 2 oder 3 Tage reichen völlig.“ „Fürst, ich bitte Sie lediglich um eins. Am Montag muss ich in Paris sein, die Schau findet im Cour Carré des Louvre statt. Das Modedefestival endet am Freitag. Ihre Praktikantin wird 5 Tage lang jeden Morgen um halb 9 in die Hauptstadt fliegen und abends um 19 Uhr nach Saint Paul de Vence zurück kehren. Sind Sie mit diesem Zeitplan der Praktikantin einverstanden?“ „Madame, ich bin nicht bereit, irgend welche Verpflichtungen zu übernehmen. Mein neues, originelles Hobby besteht darin, nur noch mir selbst zu gehören. Madame Ponsen wird sicherstellen, dass Sie Zugang zu meinem Haus und meinem gesamten Besitz bekommen. Nutzen Sie alle Güter, vergnügen Sie sich inmitten des Reichtums. Meine Seele dagegen ist kein Gegenstand, sie ist souverän

und gehört niemandem. Sie, Jacqueline, machen einen durchaus angenehmen Eindruck, doch mein Streben geht jetzt in eine ganz andere Richtung. Ich suche nach geistigen Neuerungen, Sie nach Reichtum und materiellen Gütern. Unsere Wege sind ganz verschieden. Zwei Parallelen haben keinen Schnittpunkt. Ihr Alter und Ihre soziale Situation diktieren Ihren Kurs, den meinen bestimmen Freiheit und Gewissen. Ich nähere mich der Vorstellung von der Sinnlosigkeit meines Lebens, Sie haben das Tor zur Welt der Vergnügungen und Ablenkungen gerade erst einen Spaltbreit geöffnet. Ich verweigere mich Ihrer Gesellschaft nicht, doch bitte ohne Verpflichtungen. Ich kann nicht vorhersagen, ob ich mit Ihnen zusammen sein möchte oder aber augenblicklich und vielleicht sogar ohne weitere Worte fortgehen, wenn Sie zufällig an meiner Seite auftauchen sollten, im Zimmer, im Park oder im Bett. Kann man mit so jemandem wie mir Verabredungen treffen? Kann man sich auf mein Wort verlassen? Nein. Der beste Verhandlungspartner für Sie ist Madame Ponsen. In meinem Auftrag wird sie alle Verpflichtungen pünktlich und vollständig erfüllen. Seien Sie mir nicht böse...“ Hier wollte er sagen, sie solle ihn doch allein lassen, aber sein angeborenes Taktgefühl ließ das nicht zu. Also formulierte er es anders: „Ich werde ein bisschen auf der Pier spazieren gehen.“

## Kapitel 4

Die Turmuhr der Kirche St. Martin–St. Augustin schlug zwölf Mal. Jacqueline March saß in dem leeren Salon und dachte darüber nach, wie sie jetzt weiter vorgehen solle. Die Aussicht auf diese unerhörte Menge Geld trieb sie wieder und wieder an, mit aller Kraft nach Mitteln und Wegen zu suchen, den unmöglichen Monsieur Ivéroff zu verführen. Um dieses höchst verlockende Projekt doch noch zu einem guten Ende zu bringen, griff die junge Dame zu kaltblütiger Berechnung und entschied sich für Machiavellis Vorgehensweise, nach der ein Ziel am besten durch Verrat, Heimtücke und Lüge zu erreichen sei. Viele Menschen hätten ihren Entschluss ohne weiteres gebilligt: 30 Millionen sind eine Irrsinnssumme! Bisher hatte sich Jacqueline immer als glücklich gesehen: auf dem Laufsteg oder im Theater, vor jeder Art von Publikum, wenn ihre märchenhafte Schönheit bei den Menschen Begeisterung hervorrief und sie von Komplimenten überhäuft wurde, wenn Unmengen von Liebesbriefen und die ausgefallensten Angebote in ihrem elektronischen Postkasten eingingen. Die Macht der Schönheit! In ihrem hübschen Köpfchen begangen sich gerade einige gerissene Pläne zu formieren, als Madame Bolles den Salon betrat. „Salut, Jacqueline! Du bist noch hier?“, fragte sie mit gefasster Freundlichkeit. Die zentrale Frage beunruhigte sie heftig, aber sie bemühte sich, vorsichtig an das Thema heranzugehen: „Ich mache mir große Sorgen um dich. Ich wünsche mir wirklich, dass es zwischen euch beiden zu einem richtigen Liebesverhältnis kommt. Ich habe den Eindruck, André gefällt dir. Und du, gefällst du ihm auch? Was hat er denn gesagt? Können wir bald die Unterzeichnung des Vertrages feiern?“ Madame Bolles brannte darauf, in alle Einzelheiten und Geheimnisse der Hauptfiguren eingeweiht zu werden, aber das undurchdringliche Gesicht der jungen Dame enttäuschte sie. Nun fragte sie direkt und ohne weitere Umschweife: „Hat unser Projekt noch Aussicht auf Erfolg? Brauchst du meine Hilfe?“ Jacqueline March hatte es nicht eilig, Geständnisse abzugeben. Ihr berechnender Verstand setzte die Suche nach dem Schlüssel zu Ivéroffs Herz fort. Mit Schönheit und Sinnlichkeit allein würde es so gut wie aussichtslos sein, den Fürsten zu verführen; diesen Plan hatte sie längst aufgegeben. Aber nun galt es, die reichlichen Möglichkeiten zu prüfen, wie er in eine fein ausgeklügelte Intrige zu verwickeln oder mit einem raffiniert ausgelegten Köder zu fangen sei. Es schien ihr, dass Madame Bolles einen Bericht erwartete. Um das



Verhältnis zu Ivéroffs Vertrauten nicht zu trüben, flötete Jacqueline mit warmherziger, sanfter Stimme: „Es ist wahr, ich habe mich in ihn verliebt.“ Dabei kam ihr der Gedanke, dass diese Version eigentlich großartig geeignet sei, um den perfiden Plan zu verwirklichen, der gerade in ihrer Vorstellung reifte. Madame Bolles bemerkte die Heuchelei nicht. Sie antwortete nur: „Er ist ein kluger Mann, und wahrlich gutaussehend! Gott wird dir helfen. Aber sag mal, meine Liebe, warum willst du mich eigentlich nicht an den 10 Millionen beteiligen? Das wäre nicht korrekt. Wir haben noch einen langen Weg vor uns, und wir sitzen im selben Boot. Du musst dich mir anvertrauen, Jacqueline, um so mehr Aussicht wird unser Projekt auf Erfolg haben.“ „Okay, okay! Ich habe absolut nichts zu verbergen. Aber gerade du solltest doch wissen, dass Ivéroff alles andere als ein einfacher Mensch ist, und es nicht leicht ist, auf Anrieb sein Vertrauen zu gewinnen. Er ist ein Mensch mit hohen moralischen Ansprüchen. Ich mag seine tolerante Haltung. Er habe in ihm menschliche Güte, eine hochentwickelte Intelligenz, einen scharfen Verstand und ein außergewöhnliches Wissen gefunden. Ein solcher Mensch ist mir noch niemals zuvor begegnet. Das macht ihn sehr anziehend für mich, er ist mir schon jetzt unerwartet ans Herz gewachsen.“ Jacqueline March probte hingebungsvoll die Rolle der verliebten Frau, die ihr dabei helfen sollte, ihrem heimlichen Plan nach, ihr Ziel auf eigene Faust zu erreichen. „Ich bin einfach sehr sparsam, glaube ich, ich mag keine Verschwendung. Die Sorge um eine gesicherte Zukunft, zu der ein weiter, dornenreicher und beschwerlicher Weg führt, verbietet es mir, leichtsinnig mit meinem Geld umzugehen. Gleichwohl habe ich keineswegs vergessen, Ann-Valérie, dass dir ein zusätzliches Honorar zusteht. Darüber werden wir noch reden. Mein anfänglicher Wunsch, ein Jahr in sorgenfreiem Luxus mit einem attraktiven reichen Herren zu verbringen und dafür auch noch eine schöne Summe Geld zu kassieren, hat mittlerweile ganz anderen Gefühlen Platz gemacht. Es geht mir schon längst nicht mehr so sehr um materielle Interessen. Ich bin dabei, mich in diesen Menschen zu verlieben. Das verändert alles, man weiß ja, wie sehr die Liebe einen Menschen verwandelt, seine Seele, seine äußere Erscheinung, all seine Gewohnheiten und Bedürfnisse. Wir sollten nichts übereilen. Wir, er und ich, sind beieinander, und alles, was hier geschieht, zwischen uns beiden, wird immer konkreter und bestimmter, viel schneller, als man es sich vorstellen kann. Schritt für Schritt. Tag für Tag. Aber ich brauche Zeit, um mich mit mir selbst und mit meinem Herzen

zurechtzufinden.“ Das Model empfand großes Vergnügen daran, wie geschickt sie die Rolle der verliebten Frau schauspielerte. „Man weiß noch gar nicht, wie sich die Dinge weiterentwickeln werden. Aber diese Version kann auf jeden Fall nur nützlich für mich sein“, dachte sie. „Außerdem ist es einfach geschmackvoller, mehr über Liebe zu reden als über Geld.“

Madame Bolles vertraute Jacqueline March nicht allzu sehr und neigte zu der Annahme, das junge Model könne sich hinter ihrer scheinbaren Verliebtheit verstecken, um ein Gespräch über die Einzelheiten ihrer Beziehung zu umgehen. „Aber aus welchem Grund ist sie unaufrichtig?“, überlegte Ann-Valérie. „Was hat sie vor, was verheimlicht sie? Ich denke, ich werde mal ein offenes Wörtchen mit ihr reden müssen. Ich hätte nie gedacht, dass sie so verschlagen sein könnte. Nicht, dass sie sich plötzlich Ivéroff vollkommen gefügig macht. Und dann mit ihm anstellt, was sie will.“ Ihre komische Angewohnheit, die Augenbrauen zusammen zu ziehen, veränderte wieder ihren Gesichtsausdruck. Madame Bolles begriff, dass das wendige Mädchen ihr eigenes verstecktes Spiel mit dem Fürsten treiben würde, um das Honorar noch weiter zu erhöhen. Niemand würde etwas davon erfahren. Die dunkle Vorahnung irgend einer finsternen Intrige versetzte sie in heftige Erregung. Madame Bolles war beunruhigt und verärgert und nahm sich vor, so bald wie möglich mit André Ivéroff persönlich zu sprechen. Bisher hatte sie nie Zutritt zur Verhandlungsküche gehabt. Bevor der Fürst diese seltsamen Zustände bekam, war ihre Mission jeweils mit der Vorstellung einer neuen Vertragskandidatin, mit einem Gespräch bei Kaffee oder einer Mahlzeit beendet gewesen. Danach hatte sie von Madame Ponsen einen Umschlag in Empfang genommen und war unverzüglich verschwunden, um Ivéroffs Scheck mit ihrem Honorar am nächsten Tag in Andorra oder Luxemburg in steuerfreies Bargeld einzulösen. Aber diese Geschichte fiel aus dem Rahmen heraus. Eine nur schlecht verborgene Spannung schwebte im Salon der „Heiligen Geist“ und im Herzen von Ann-Valérie Bolles.

Die unruhige Schiffsglocke kündete vom Schirokko – dem trockenen und heißen Wind, der über das Mittelmeer bläst. Der Stoff an der Fahnenstange schlug im Wind, die Möwen blieben auf einer Stelle und schaukelten in den Luftwellen, und das Meer bedeckte sich mit Schaumkronen. André Ivéroff saß nachdenklich auf den Stufen des

Leuchtturms, nur ein paar Schritte von der Jacht entfernt. Die heranrollenden Wellen bespritzten ihn von Kopf bis Fuß. Aber er bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken. Das Alleinsein wirkte beruhigend auf den Fürsten, es war für ihn die wunderbare Möglichkeit, sich seinen Tagträumen und der Suche nach einer Sinngebung für sein Leben zu überlassen. Von seiner inneren Leere zerfressen war der Fürst trotz größter Anstrengungen nicht in der Lage, die Verbindung mit der Zeit wieder herzustellen. Die Zeit schien ihm vielmehr stehen geblieben zu sein, sich zu einem Punkt zusammenzupressen und das ganze Universum schrumpfte auf den Maßstab seines erstarrten Blickes zusammen. Der Eifer, mit dem er begonnen hatte, über seine Zukunft nachzudenken, überzeugte ihn von der hohen Moral seine Suche. „Der Weg zur Wahrheit scheint kein Ende zu haben“, dachte er, „bedeutet das nicht, dass es die Suche an sich ist, die mich reizt, nicht aber das Ziel? Ein Ziel am Ende ist immer sinnlos. Man kann nicht das finden, was es nicht gibt. In diesem Fall bleibt mir nur eins: Einen Stein um den Hals und ab auf den Meeresgrund. In die kalte und nasse Finsternis der Ewigkeit. Wenn mir nichts besseres einfällt, steche ich morgen früh, sobald der Mond blasser wird, in See, auf meine letzte Reise. Mir bleiben noch ein paar Stunden, um die letzten Dinge zu regeln: In meinen Finanzen und rechtlichen Verhältnissen soll absolute Ordnung herrschen, wenn ich gegangen bin. Alle Eigentumsrechte müssen in jedem Fall auf Madame Ponsen übergehen. Das Personal soll seinen Lohn für 10 Jahre im Voraus bekommen. Alle meine Stellen an den internationalen Aktienmärkten müssen geschlossen, alle Aktien verkauft werden. Allen meinen Frauen soll ein Abschiedsgruß von 10 Millionen geschickt werden – von Gabrielle Summers bis Cornelia Pinch. Und nicht vergessen, dieser Jacqueline March einen Scheck über 20 Millionen auszuschreiben. Was steht ihr noch für ihre verletzten Gefühle zu? Soll sie meinetwegen schon morgen nach London zurückfahren. Das Haus in Paris und die Villa am Lago Maggiore schenke ich Dominique Passarelli. Meine wunderbare Dominique. Die einzige Frau, die ich geliebt habe.“ Diese letzte Erinnerung rief in André Ivéroff eine sonderbare Gemütsbewegung hervor. Die Tatsache, dass er morgen früh ins Nichts hinübergehen würde, machte ihn ruhig, aber der Gedanke daran, dass er bei der Erschaffung der Welt nicht existiert hatte, dass der Tag seiner eigenen Geburt in Zeit und Raum verschoben war und Milliarden von Jahren später stattgefunden hatte, verletzte ihn aus irgendeinem Grunde tief. Er sah in dieser Tatsache eine furchtbare

Ungerechtigkeit. Aber dann wurden diese unvermuteten Emotionen von einem verächtlichen Lächeln vertrieben. Andere Überlegungen ergriffen Besitz: „Mein geniales Gehirn und mein überaus gütiges Herz werden sich morgen zu Asche verwandeln. Aber Milliarden von Schwachköpfen werden weiterhin diese wunderschöne Welt besudeln. Dieser Gott ist grausam, der eine solche himmelschreiende Ungerechtigkeit zulässt. Es ist höchste Zeit, in die Welt der Geister einzutreten; in das Dickicht der Finsternis.“ Der nicht enden wollende Strom unzusammenhängender Gedanken erschöpfte den Fürsten. Er verfiel in Schwermut, und es schien, als sei er unter der sengenden Mittagssonne auf den Stufen des Leuchtturms Pléneuf Val eingeschlafen. Die Spritzer der Brandung flogen auf seinen müden Körper. Das Salzwasser lief in dicken Tropfen über sein abwesendes Gesicht und sein wirres, verklebtes Haar hätte einem Landstreicher gehören können. Erst zwei Stunden später kam Ivéroff zu sich. Seine erste Empfindung war der Wunsch nach einem Schluck kalten Wassers. Er schaute sich um, reckte sich schüttelnd und schleppte sich dann langsam zur „Heiligen Geist“. In seinem schweren Kopf war nichts als sarkastische Unzufriedenheit. Ein Gefühl, wie es nach fruchtloser geistiger Arbeit eintritt. Es verursachte ihm Unbehagen daran zu denken, dass gerade eben noch Tausende sich widersprechender Gedanken sein Bewusstsein mit der Aggressivität eines Computervirus angegriffen hatten. Er hätte früher nie geahnt, welch Unsinn einem überhaupt in den Kopf kommen könne. Aber ihn beruhigte die Vorstellung, dass die Entscheidung schon gefallen sei. Der wesentliche Gedanken war jedoch noch immer im Innersten seines Gedächtnisses verschlossen. Um sein Erinnerungsvermögen in Gang zu setzen, begab sich Ivéroff nochmals auf die Stufen des Leuchtturms zurück. Solche Orte haben ihre besondere Bedeutung. Auf dem Betontreppenabsatz trat er von einem Bein auf das andere und in seinem überreizten Gehirn erschienen die Einzelheiten seines vormittäglichen Dämmerzustandes. Ein heftiges Lachen zerstreute sich in den Wellen. „Selbstmord! Soweit bin ich schon gekommen! Ha-ha-ha! Soll etwa ein solches Ende auf mich warten?“ Plötzlich dachte er an sein Testament, und sofort war sein Verstand wieder eiskalt und berechnend. Ivéroff eilte in sein Arbeitszimmer, um sich sorgfältig auf den morgigen Tag vorzubereiten. Zum ersten Mal während dieser ganzen letzten Wochen hatte er wieder eine konkrete Aufgabe: Er musste alle seine Angelegenheiten ordnen, damit niemand vergessen oder beleidigt wurde. Er wollte allen reiche

Anerkennung zollen, die bei ihm gedient hatten, die mit ihm befreundet gewesen waren, die mit ihm das Bett geteilt hatten. Das war ein ganz untypisches Anliegen für einen Finanzmann, der zur Philosophie und zur Vermehrung seines Kapitals neigte. In diesen Minuten empfand André Ivéroff die süße Macht der Philanthropie. Wohltätige Ideen vereinnahmten jetzt sein Denken ganz und gar und wirkten wie Balsam für seine Seele. Die fromme Gefühle ließen seine freigebige Natur buchstäblich anschwellen und versetzten sein Bewusstsein wie durch Drogenkonsum in Erregung. Er ähnelte einem Bauern, der an den ersten Frühlingssonnentagen eilt, um die Saat für die kommende Ernte auf dem Feld auszustreuen.

Er hatte es äußerst eilig, Gutes zu tun, deshalb beschleunigte er seinen Schritt, er raste auf die „Heiliger Geist“ und stürzte in sein Arbeitszimmer.

## Kapitel 5

Der Laufsteg ist einer der prägnantesten Symbole unserer Epoche. Allerdings ist die Haute Couture ein schwieriges und gefährliches Geschäft. Der gnadenlose Konkurrenzkampf zwingt die jungen Frauen, ganz besondere Fähigkeiten zu entwickeln, vor allem einen eisernen Willen. Jacqueline March strebte ab dem ersten Tage ihrer Londoner Arbeit bei Russel Wilson danach, allen Konflikten aus dem Weg zu gehen, um Schwierigkeiten mit ihrer Umgebung zu vermeiden. Sie übersah geflissentlich all die kleinlichen Intrigen und bewahrte auch in Extremsituationen ihre Selbstbeherrschung. Jeden Ärger oder Zorn verbarg sie tief in ihrem Inneren, drohende Gefühlsausbrüche unterband sie mit Entschiedenheit. Ihr Motto für alle denkbaren Konfliktfälle des Lebens und ihrer Karriere war immer ein und dasselbe: Mit allen Mitteln nach einer friedlichen Lösung suchen. 17-jährig nach London gekommen, hatte sie seit nunmehr 2 ½ Jahren alle ihre Beziehungen unbeirrt auf diesen Prinzipien aufgebaut. Aber die neuen, ungeahnten Perspektiven, die sich ihr jetzt hier in Nizza boten, warfen sie vollkommen aus der Bahn. Ihre bisherigen Vorstellungen von Ordnung und Moral gerieten ins Wanken. Die Erwartung des märchenhaften Honorars, das sie mittlerweile auf 30 Millionen Euro getrieben hatte, bannte ihr Herz und ihren Verstand. Diese manische Geldgier war ein für sie vollkommen neues und unbekanntes Gefühl. Eine innere Stimme forderte mit Macht von ihr, nach jedem nur möglichen Mittel zu suchen, an diese sagenhafte Summe zu kommen. Dabei verstand sie es brillant, wie viele andere Vertreterinnen ihres Berufes auch, nach Außen hin würdig und erhaben zu wirken. In diesem Moment gaukelte ihre Fantasie eine Zukunft in den blühendsten Farben vor, und sie erwog die verschiedensten Varianten eines raffinierten Vormarsches auf Monsieur Ivéroff. Immer größere Summen zeichneten sich vor ihrem inneren Auge ab und sie gab sich diesen Visionen willig und begeistert hin.

Ann-Valérie Bolles war in unzählige Geheimnisse ihres Patrons eingeweiht. Während der vielen Jahre, die sie als seine Agentin für delikate Angelegenheiten tätig gewesen war, hatte sie eine äußerst feine Intuition entwickelt. Und dieses ausgeprägte Gespür einer Kupplerin, das sie noch niemals im Stich gelassen hatte, verriet ihr, dass das Londoner Model ihr eigenes Spiel verfolgte. Sie eröffnete das Gespräch: „Mir fällt auf, mein Engel, dass die Liebe dich verändert hat! Du bist nachdenklich und traurig

geworden. Wie kann ich dir helfen, Kleines?“ Mit diesen wohlmeinend klingenden Worten wollte sie die junge Frau in ein vertrauliches Gespräch ziehen. „Wir haben doch die gleichen Interessen und das gleiche Ziel. Ich halte es für meine Pflicht, dir zu helfen. Du weißt, dass ich eine tiefe Sympathie für dich empfinde, mein Herz, und darüber hinaus bin ich auch deine Geschäftspartnerin! Meine Provision ist davon abhängig, ob es dir gelingt, Ivéroffs Leiden zu heilen und ihn für die Gesellschaft zurück zu gewinnen. Dabei bist es gerade du, die ihn mehr als alle anderen brauchen. Ich kann dir nur raten: Setz ganz auf ihn, er ist ein außergewöhnlicher Mensch. Und was diese gewissen Probleme angeht, von denen Madame Ponsen gesprochen hat, darüber bin ich ganz anderer Meinung. André hat einfach sein haltloses Leben satt, er träumt davon, eine Frau zu haben, die er wirklich lieben kann, mit der er eine dauerhafte Beziehung eingehen und Kinder haben kann. Er ist immerhin schon 42 und hat noch immer keinen Erben. Eine seiner Freundinnen war einmal im vierten Monat schwanger, aber dann wurde doch nichts daraus. Wenn du dich wirklich in ihn verliebt hast, sollten wir zusammen einen Plan schmieden, wie du ihn dir erobern kannst. Ich bin bereit, dir in jeder Hinsicht behilflich zu sein und ich verlange nicht viel – nicht mehr als 5 Prozent! Normalerweise sind in unserer Branche ganz andere Provisionen üblich. Lass uns die Sache klären. Zu zweit werden wir mit seinem seltsamen Gemüt leichter fertig. Er interessiert sich sehr für dich, aber er gesteht es sich nicht ein – glaub mir, ich weiß, wovon ich spreche. Ich arbeite schon seit 15 Jahren mit ihm, und in dieser Zeit habe ich eine ganze Reihe junger Frauen sehr genau kennen gelernt. Du bist wahrscheinlich die einzige, die mich nicht um Hilfe bittet. Aber ich denke, alleine wirst du es nicht schaffen. Die Liebe ist etwas sehr Geheimnisvolles. Niemand weiß, woher sie kommt und wohin sie geht. Weder Geld noch Besitz haben Macht über sie, nicht einmal das Aussehen eines Menschen. Die Liebe ist ein absolutes Rätsel. Nur jemand wie ich, mit meinen Fähigkeiten und meiner Erfahrung, kann jene ganz besondere Aura erzeugen, in der die Liebe die Herrschaft antritt. Also, mein Engel, lass uns unserer Kräfte vereinen. Wir haben schließlich ein gemeinsames Ziel – das ganz dicke Geld!“ Madame Bolles Blick ruhte jetzt mit einer ganz besonderen Zärtlichkeit auf Jacqueline. Ihre schmalen Augenbrauen hoben sich und ihr Gesicht zog sich vor Anspannung in die Länge. Sie war sicher, dass die Zustimmung des Londoner Modells nicht lange auf sich warten lassen würde. Die Versuchung war einfach zu groß! Als erfahrene Intrigantin wunderte

sie sich nicht im Geringsten darüber, dass Jacqueline nicht sofort antwortete. Die junge Frau betrachtete ihre schönen, schlanken Finger und hielt den Blick geflissentlich abgewandt. Sie dachte nach, wie sie jetzt weiter vorgehen sollte, wie sie ihre Lügengeschichte am Besten anbringen könnte. Die schmeichelnden Worte der Agentin brachten sie keineswegs dazu, aufrichtig zu sein. „Okay. Ich bin einfach ein wenig bedrückt, eine leichte Depression“, begann sie schließlich. „Verzeihen Sie mir meine Verdrießlichkeit, Ann-Valérie. Zum ersten Mal in meinem Leben empfinde ich eine ernsthafte Zuneigung zu einem Mann. Aber leider ist der Weg zu seinem Herzen wie durch ein Dornendickicht versperrt. Ich habe die Verpflichtung übernommen, ihn zu erobern, aber wie sich herausstellt, ist das eine sehr schwere Aufgabe. Er ist ein Mensch mit einem sehr elitären Bewusstsein. Die üblichen Tricks ziehen bei ihm nicht: den Rock ein wenig heben oder den Träger von der Schulter rutschen lassen, im Bikini vor ihm her stolzieren, oder gar vollkommen nackt – keine Chance. Er dreht sich nicht einmal um, er zuckt mit keiner Wimper, sagt keinen Ton. Bei den meisten Männern reicht es schon, wenn sie einen nur angucken können, sie sind vollauf befriedigt, wenn sie ein Stück nackte Haut, eine entblößte Brust sehen. Ivéroff ist da ganz anders! Er berührt einen Körper nur, wenn die Seele es will. Er wird nur mit einer Frau ins Bett gehen, wenn er wirklich tief für sie empfindet. Für das Äußere interessiert er sich wenig, er blickt durch die Seele hindurch, kehrt das Wesen eines Menschen von Innen hervor. Sagen Sie, was wissen Sie noch über ihn, was können Sie mir über ihn erzählen? Wo ist seine schwache Seite, worüber spricht er am Liebsten, welche Hobbys hat er?“ „Bevor wir uns ernsthaft mit diesen Dingen befassen, möchte ich doch gern die Frage meiner Provision klären. Also, bist du damit einverstanden, 5 Prozent von dem Geld an mich zu zahlen, das du von Ivéroff bekommst? Sollte er sich, mit meiner Hilfe, in dich verlieben, könnten leicht hundert Millionen für dich dabei herauspringen. Aber was habe ich davon?“ Madame Bolles kniff ihre Augen zusammen. „Wir müssen keinen Vertrag à la Ponsen aufsetzen. Dein Wort genügt mir. Also, was sagst du dazu, Jacqueline?“ Ann-Valérie war eine Meisterin der psychologischen Manipulation. Ihre einschmeichelnde Stimme, deren Klang sie nach Belieben variieren konnte, übte eine starke emotionale Wirkung auf das junge Model aus. „Ich habe nichts dagegen“, presste Jacqueline heraus. „Nein, mein Engel, so trifft man keine Abmachungen“, entgegnete Madame Bolles mit sanfter, vertraulicher Stimme. „Dann erklären Sie es mir!“



Jacqueline wollte sich nicht von ihren Gedanken abbringen lassen, sie hatte Mühe, sich auf das Gespräch zu konzentrieren. „Man sagt in so einem Fall: Ich danke Ihnen für Ihr Angebot. Ich bin einverstanden, Ihnen 5 Prozent auf alle Geldzuwendungen zu zahlen, die ich von Ivéroff erhalte. Das ist mein letztes Wort.“ „Okay. Danke für die Aufklärung. Ich bin bereit, Ihnen eine Provision von 5 Prozent auf alles Kapital, das ich von Ivéroff erhalten werde, zu zahlen; ausgenommen sind Geld oder Sachwerte, die er mir testamentarisch oder im Zuge einer Vermögensteilung überlassen sollte, sowie persönliche Geschenke. Okay?“ „Nicht ganz, meine Liebe“, sagte Madame Bolles mit fester Stimme und dachte im Stillen, dass dieses Mädchen außergewöhnlich vorausschauend sei – Testament und Vermögensteilung – dies zeugte von einem Appetit wie bei Gargantua. Sie fühlte sich selbst wieder sicherer und beschloss, den Druck zu verstärken. „In so einem Fall, mein Engel, verlangt die höhere Gerechtigkeit die Beteiligung an allen Kapitalwerten mit Ausnahme von Kleidung und Schmuck. Es wäre natürlich vollkommen unangemessen von meiner Seite, über eine lebenslange 5-prozentigen Kapitalbeteiligung zu sprechen. Es ist schließlich durchaus möglich, dass ihr irgendwann heiratet und Kinder bekommt und so weiter. Aus diesem Grunde soll die Vereinbarung nur für die Dauer dieses Vertrages plus 6 Monate danach gelten.“ Jetzt schob Ann-Valérie ihre schmalen Augenbrauen nach oben und sie sah Jacqueline unverwandt an. „Nach Ablauf von 18 Monaten ist alles, was du von Ivéroff im Weiteren erhältst, ganz allein dein Eigentum, unsere schriftliche Vereinbarung wird auslaufen.“ „Sie sprachen von einer mündlichen Vereinbarung...“, bemerkte die junge Frau gereizt. „Aber versetze dich doch einmal in meine Lage, mein Engel! Der Mensch ist von Natur aus geizig und neidisch, ich selbst bilde da keine Ausnahme. André Ivéroff hat klipp und klar erklärt, dass dieser Vertrag mit dir der letzte Vertrag dieser Art ist, den er in seinem Leben abschließen wird. Zugegeben, das muss nichts heißen – ein Mann von 42 Jahren kann viel erzählen. Er hat das ganze Leben noch vor sich. Aber es ist auch nicht ausgeschlossen, dass er sich an sein Vorhaben hält, und was dann? Dann stehe ich ohne Einkünfte da. Ich arbeite seit 15 Jahren nur für ihn, ich bin jetzt 45 und es wird Zeit, fürs Alter vorzusorgen. Also, wir brauchen keine umständlichen Verträge abzuschließen, wir werden die Prozedur so einfach wie möglich gestalten...“ Sie ging zum Tisch und nahm Stift und Papier. „Es ist vollkommen ausreichend, mein Engel, wenn du jetzt folgenden Text niederschreibst: ‚Ich, Jacqueline March, geboren 1982,

australische Staatsbürgerin, verpflichte mich hiermit, an Ann-Valérie Bolles, wohnhaft in Paris, für die Dauer von 18 Monaten ab Unterzeichnung dieser Absprache ein Agentenhonorar von 5 Prozent auf alle Arten von Geld oder Sachwerten, die ich von Monsieur Ivéroff erhalte, zu zahlen. Unterschrift.' Dieses Papierchen, mein Engel, wird deine Person vor allem Neid und Missgunst von meiner Seite bestens bewahren. Und damit du sicher sein kannst, dass ich nicht irgendwann auf einmal gerichtlich gegen dich vorgehen werde, gebe ich dir eine Gegenverpflichtung ab – zumal die französischen Gerichte immer auf Seiten der Vermittler stehen. ‚Ich, Ann-Valérie Bolles, geboren 1957, französische Staatsbürgerin, verpflichte mich hiermit, nach Ablauf von 18 Monaten ab Unterzeichnung dieses Memorandums keinerlei finanzielle Ansprüche gegen Jacqueline March, geboren 1982, australische Staatsbürgerin, aus meiner Tätigkeit als Vermittlerin und Vertreterin ihrer Interessen in Bezug auf Monsieur André Ivéroff geltend zu machen.‘ Diese wenigen Zeilen sichern uns beiden einen ruhigen Schlaf. An allen Problemen der Menschheit ist nur der Neid schuld, findest du nicht auch? Stell dir doch nur einmal vor: Du würdest im Luxus schwimmen und über ein sagenhaftes Kapital verfügen, während ich zwei Mal täglich mit meinem Bologneser-Hündchen übers Pflaster der Rue Barbette de Jouie zu spazieren hätte, die Morgen bei frischen Croissants und dem *Figaro* verbringen würde, und zum Abendessen mir dann ein paar Salatblätter leisten könnte, eine Scheibe Roquefort und vielleicht noch eine halbe Flasche Bordeaux. Was glaubst du wohl, würde ich dann tun? Der blanke Neid, mein Engel, würde mich dazu treiben, Klage gegen dich einzureichen. So ist nun einmal die menschliche Natur. Also, lass uns diese Papiere unterschreiben und uns gegen jede Unbill des Schicksals absichern. Für dich bedeutet es Reichtum und vornehmes Leben, und mir beschert es ein kleines Kapital, das mir ein sorgloses Leben sichert. Mit 50 Jahren Rentnerin zu sein ist ein Zeichen von gutem Geschmack.“ Ihre feste Stimme kaschierte die Erregung der erfahrenen Spielerin. „Okay! Okay! Wir unterschreiben. Aber sind Sie auch wirklich sicher, dass sie mir helfen können?“ „Es ist in meinem eigenen Interesse!“ „Das hoffe ich...“ Die Damen unterschrieben die beiden Schriftstücke und tauschten sie aus. Madame Bolles verspürte ein leichtes Schwindeln im Kopf und einen rauen Hals, eigentlich das typische Gefühl eines Cholerikers, wenn er erreicht hat, was er wollte, und der Organismus eine Zusatzdosis Adrenalin ins Blut ausschüttet. Und mit dem Spatz fest in der Hand, begann sie, von der Taube auf dem

Dach zu träumen. Alles hing jetzt voll und ganz von der Wohldurchdachtheit der folgenden Schritte ab. Bei der Durchführung ihres gemeinsamen Komplottes musste das gesamte Arsenal von Wissen und Erfahrungen der berufsmäßigen Kupplerin zum Einsatz kommen. „Womit fangen wir am Besten an“, überlegte Madame Bolles, „10 Prozent Provision von Ivéroffs 30 Millionen habe ich schon sicher, dazu kommen 5 Prozent von Jacqueline. Das gibt summa summarum 4 ½ Millionen Euro. Wenn es uns gelingt, den Fürsten, trotz seiner derzeitigen Gleichgültigkeit gegenüber seiner Umwelt, an die Gesellschaft dieses Mädchens zu gewöhnen, dann wird er sie mit Geschenken überhäufen, wie König Saul die Hexe von Endor.“

In unserer modernen Welt verhält es sich nicht anders als zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Erde. Hast du Geld, stehen die Leute geradezu Schlange, um es dir aus der Tasche zu ziehen. Der Eine will es dir abschwatzen, der Zweite einfach klauen, der Dritte will dich über den Tisch ziehen, ein Vierter, gelb vor Neid, trachtet nur danach, dich in den Ruin zu treiben, um sich dein Vermögen anzueignen. Der Fünfte will dich gar um die Ecke bringen. Alle wollen nichts anderes als eine Umverteilung deiner Reichtümer. Und in vorderster Reihe stehen immer die Menschen aus deinem allernächsten Umkreis: Ehefrauen, Liebhaberinnen, Verwandte und Freunde. Und was glaubst du, welche rasende Wut in diese Menschen fährt, wenn auf einmal irgendein wildfremder Ganove auf dieselbe Idee kommt wie sie und damit auch noch Erfolg hat! Donner und Blitz werden auf sein Haupt hernieder fallen, und der arme Halunke wird bass erstaunt sein, was für einen Sturm grimmigsten Neides er ausgelöst hat, und zwar nicht etwa bei dem Bestohlenen selber, sondern bei dessen Angehörigen und engsten Freunden. Man tut also gut daran, den Rat der alten jüdischen Weisen zu beherzigen: Brüste dich nicht mit deinem Reichtum und reize die Menschen nicht durch Luxus und Gepränge. Lieber wein und jammre und erzähl der ganzen Welt, wie arm und elend du bist, krank von Hunger und schlechtem Essen, den Leib voller Läuse und der Köpfe wirr und zu nichts tauglich, und dass dir jegliches Vermögen fehlt, Geld zu verdienen. Auf diese Art schützt du dich zuverlässig vor Neid und Missgunst, bist bestens gewappnet gegen jeden Hass und alle Niedertracht und kannst in Ruhe und Frieden leben. Dagegen ist es eine undankbare und höchst betrübliche Sache, ein Testament abzufassen. Dabei spielen viel zu viele Emotionen mit, also Ungerechtigkeiten. Es ist besser, wenn man von seinen Nachkommen für vergesslich gehalten wird, als wenn

man nach seinem Tod als gewissenloser Menschen gilt. Lieber sollen sich die Menschen an die Taten zu Lebzeiten erinnern als an den letzten Willen. Wer glaubt, Ansprüche an dich zu haben, soll vor Gericht gehen und dort klären, wem was und wie viel zusteht. Wenn das Gericht eine Fehlentscheidung trifft, wird man sich über den Staat ärgern, aber wenn ein Erblasser eine Ungerechtigkeit begeht, entsteht unter seinen Nachkommen Zorn und Empörung. Wenn also deine Gesundheit ruiniert und dein physischer Zustand bedrohlich ist, bestell nicht den Notar, sondern ruf einen Priester! Denk an die Ewigkeit, nicht an die Aufteilung deines Vermögens. Bewahre für deine Erben einen reinen und makellosen Namen, geh in die jenseitige Welt mit dem Gefühl von Würde und friedvoller Weisheit ein.

Solcherlei Gedanken gingen Ivéroff jetzt durch den Kopf. Nachdem er verschiedene Anordnungen und testamentarische Verfügungen aufgesetzt hatte, seufzte er erleichtert auf, wie jemand, dem eine drückende Last von den Schultern genommen wird. Aber er empfand nicht nur körperliche Erleichterung. Seine Seele fühlte jetzt jenen wunderbaren Frieden, den sich der Fürst die ganze letzte Zeit erträumt hatte. Nein, nicht nur sein Leib, sein ganzes Wesen war der Ewigkeit um einen Schritt näher gekommen. Und André frohlockte. Er schien plötzlich das Buch seines Schicksals gefunden zu haben. Er blätterte in den Seiten dieses mystischen, imaginierten Manuskript und blieb wieder und wieder bei den letzten Zeilen hängen. „24 Juni, Montag, 8.20 morgens. 43 Grad 8 Minuten nördlicher Breite, 8 Grad 6 Minuten östlicher Länge. Zwischen Nizza und Calvi, Korsika. Wassertiefe 1753 Meter. Der Boden besteht aus Muschelkalk. Die Temperatur beträgt 3,5 Grad Celsius. Tauchzeit bis auf den Grund – 27 Minuten. Druck – 190 Bar. Vom Moment des Eintauchens ins Wasser an gerechnet tritt der Tod nach etwa 5 Minuten ein. Demnach wird mein Herz am 24. Juni, um 8.25 Uhr stehen bleiben. Dann erfolgt der Übergang vom Zustand der Vergänglichkeit, des vorgetäuschten Seins in den Zustand der ewigen, unsterblichen Wahrheit.“ Ivéroff schloss die Augen... Plötzlich spürte er irgendwo tief in seinem Unterbewusstsein den Hauch des Todes, und eine undurchdringliche schwarze Wand stürzte auf ihn ein. Grabeskälte überflutete seinen ganzen Körper. Das Herandrängen dieser Finsternis löste Protest und Aufbegehren in ihm aus. Ivéroff musste all seine Kräfte aufbieten, um diesen Vorhang der Finsternis von sich abzuwenden. Er begann gar, seltsam mit seinen Armen zu fuchteln, als könne er sich so aus der Dunkelheit herauskämpfen. „Vielleicht sendet ja

das Schicksal selber mir eine Vorahnung von dem, was morgen geschehen soll?“, dachte er. „Genau so wird es sein: Zuerst geht das Licht aus, dann verschwindet der Ton, der Verstand erlöscht, das Herz setzt aus. Und ich tauche immer schneller in den Abgrund von Zeit und Raum. Ja, so muss es sein! Der Tod in eigener Person zeigt mir, wie es sein wird, wenn die Ewigkeit mich in sich aufnimmt. Ich muss einen Anzug aus festem Material anziehen, damit die Fische mich nicht in Stücke reißen und mein Körper unversehrt auf den Meeresgrund sinken kann. Ich werde Bergschuhe tragen und mein Gesicht mit einer Tauchermaske schützen. Außerdem muss ich meinen Körper mit einer Last beschweren, damit ich nicht wieder an die Oberfläche komme. Ich könnte mir vielleicht einen Anker an die Schuhe binden, ich denke, ich werde im Bootsschuppen einen geeigneten finden; er sollte so um die hundert Pfund wiegen, das müsste genügen. Die Hauptsache ist, rasch bis auf den Grund zu sinken. Dort wird dann meine letzte Zufluchtsstätte sein.“ Wie es für Menschen, die zielstrebig ihren Selbstmord vorbereiten typisch ist, ordnete Ivéroff mit pedantischer Sorgfalt in seinem Kopf die Reihenfolge der Handlungen, die zu seinem Ende führen sollten. Er rief den alten Viachon, seinen Assistenten, an und trug ihm auf, alles vorzubereiten, damit sie um 5 Uhr morgens in See stechen konnten. Als der Diener erstaunt auf die sonderbare Ausrüstung für diese Fahrt reagierte, fiel André nichts Besseres ein, als ihm zu erklären, er habe vielleicht vor, mit dem Hubschrauber einen kleinen Ausflug in den ewigen Schnee der Alpen zu unternehmen. Verwundert fragte sich der treue Diener, wozu dann aber Tauchermaske und alter Anker seien.

Inzwischen beeilte sich der Fürst, vollkommen überzeugt davon, die einzig richtige Entscheidung getroffen zu haben, seine Angelegenheiten abzuschließend zu ordnen. Auf der Festplatte seines Computers hatte er für jede Person, der gegenüber er seine letzten Verpflichtungen erledigen wollte, einen Ordner mit persönlichen Dateien angelegt. Sein Arbeitszimmer sah jetzt aus wie das Büro eines Notars, und seine momentane Geistestätigkeit entsprach ziemlich genau der üblichen mentalen Verfassung eines provinziellen Gerichtsbeamten in Erwartung des Revisors. Ivéroff war so vereinnahmt von seiner Tätigkeit, dass er darüber auf einmal seinen festen Entschluss, am anderen Morgen aus dem Leben zu scheiden, vollkommen vergaß. Plötzlich drang ein forderndes Klopfen in sein Bewusstsein unterbrach seine Beschäftigung. Mechanisch schaute er auf die Uhr. Es war 19.03 Uhr. Immer noch ganz

versunken in seine beseligende philanthropischen Stimmung und ohne sich auf seine Umwelt zu besinnen, öffnete er die Tür. Aber da war niemand. „Was für ein seltsamer Spuk?“, verwunderte er sich. Dann fiel ihm sein Vorhaben wieder ein und er musste schmunzeln. „Wahrscheinlich der Tod, der sich mir ins Gedächtnis ruft und drängt, dass ich mich auf den Weg mache.“ Die Bilder seines geplanten Selbstmordes traten vor sein inneres Auge und ließen sich nicht mehr verscheuchen. „Ich muss mich rasch auf diesen langen Weg vorbereiten. Ich habe so viele schöne und vernünftige Gedanken gehabt und meinen Tod bis in alle Einzelheiten perfekt durchdacht. Aber getan habe ich noch nichts. Wenn ich bei Sonnenaufgang in See stechen will, muss ich mich beeilen. Aber seinen Sarg und Grabschmuck wird der werte Verstorbene selber tragen.“ Er lachte laut auf. „Ich hätte nie gedacht, dass mich mein eigener Verstand zu einer solch banalen Entscheidung bringen würde. Ist das etwa wirklich alles, wozu mein ‚Ich‘ fähig ist?“ Ivéroff schaute sich traurig in seinem Arbeitszimmer um und sein Blick blieb zufällig auf dem Buch *Buthus occitanus* von Louis Lanville haften. „Ein Gliederfüßler, ein giftiges, mit einem Stachel versehenes Wesen. Der Skorpion tötet, wenn er in eine ausweglosen Situation gerät, sich selbst durch sein eigenes Gift. – Soll ich es etwa diesem Spinnentier mit seinem selbstmörderischen Instinkt gleich tun? Warum das? Ist mein Gehirn etwa nicht in der Lage, etwas Erhabeneres zu finden? Was für ein willensschwaches Ende!“ Ein Satz von Arthur Schopenhauer kam ihm in den Sinn. „Die Welt ist mein Wille, meine Vorstellung von der Welt – Seit geraumer Zeit rede ich mir unentwegt ein, diese Welt sei mir langweilig geworden sei es gäbe einfach nichts, was mich überhaupt interessieren könnte. Aber ich bin noch immer ganz und gar erfüllt von der elementaren Energie des Bewusstseins. Vielleicht ist dieses Ende meines irdischen Seins, das ich so sorgfältig vorbereitet habe, überhaupt nicht so gesetzmäßig und harmonisch. Ich will mich von meinem Körper trennen! Aber vielleicht sollte ich in dieser Phase viel eher danach trachten, mich zu reinkarnieren? Wie wäre es, die Aufgabe zu variieren und dabei zu erschweren, sie vielleicht sogar ins Paradoxe zu wenden? Vielleicht sollte ich nach einer Gegenwelt streben, um das Tor in die Transzendenz zu öffnen und in die Virtualität einzutreten? Was hindert mich daran, es einfach zu versuchen? Vom Gesichtspunkt der Ewigkeit aus gesehen ist es doch ganz unerheblich, ob ich heute oder in einem Jahr sterbe, ob in 10 oder in 100 Jahren, entscheidend ist nur die Frage nach dem eigenen Lebenswillen. Aber dieser schwindet

und schwindet... Was aber spricht dagegen, alle verborgenen Winkel meines Bewusstseins, alle ungelösten inneren Geheimnisse zu erforschen? Kenne ich mich denn wirklich bis zum Letzten? Habe ich mein Wesen denn wahrlich begriffen? Alles, was ich erforscht und kennen gelernt habe, ist Wohlstand. Ich kenne nur die eine Seite der Medaille. Und was ist mit der anderen? Was ist mit der dunklen Seite der Welt, die von der Sonne nicht beschienen wird, die von Trauer durchtränkt, vom Elend geschüttelt wird? Wenn diese Aspekte des Lebens mir wirklich vollkommen gleichgültig sind, dann vorwärts, hinab in die Tiefe des Ozeans! Aber ist es denn so? Kann ich denn, im Angesicht des Todes, schwören, dass ich mich selbst vollkommen erkannt habe? Nein! Solch einen Schwur wird niemand aus mir herauspressen! Kann man ein Buch zur Seite legen, das einen im ersten Teil gefesselt hat, bevor man es zu Ende gelesen hat? So eine Frage stellt niemand, der seine fünf Sinne beisammen hat. Ich habe offensichtlich das Bedürfnis, ein letztes Wort zu äußern, wie ein Verurteilter vor seiner Hinrichtung. Ja! Also. Bevor man sich von seinem Körper trennt, muss man sich selbst auf jeden Fall in der Virtualität beobachten. Man muss in die höheren Sphären des Bewusstseins vordringen und versuchen, sich im Transzendenten zu finden, auf der Kehrseite der Welt! Außerdem kann ich ganz beruhigt sein, stehen mir doch die Mittel jederzeit zur Verfügung, mich aus diesen irdischen Dasein davonzumachen.“

In diesem Moment tat sich vor Ivéroff ein ganz neuer Weg auf, eine neue Perspektive für sein Leben. Sein Herz und seine Seele forderten gebieterisch, er möge sich der Schar der Entrechteten anschließen, an der Tafel der Elenden speisen und in finsternen Kellern hausen. Eine Flut sonderbarer Wünsche brach über ihn herein, deren Neuartigkeit und Intensität ihn tief erschütterte. Eine schmerzhafter Sehnsucht nach den Schattenseiten der Welt, seit langer Zeit herangereift, drang nun nach außen, und wie eine Offenbarung sah er vor sich den Weg in die tiefste Finsternis der Existenz – aber gleichzeitig zu neuen philosophischen Höhen des Seins. „Ich wusste es, ich war absolut sicher, dass mein Verstand einen Weg zur Erkenntnis des menschlichen Wesens finden würde, einen ungewöhnlichen Weg, aber den einzig richtigen. Die Kehrseite der Vernunft, die Kehrseite des alltäglichen, gewohnten Daseins, die Schattenseite des Luxus, des gesellschaftlichen Müßiggangs, bei dem alles beliebig und erlaubt ist. Die Welt außerhalb, jenseits der Schönheit – das ist es, was mich erwartet, was ich erkunden

werde, damit ich dann aufrichtig sagen kann: ‚Es gibt den Menschen!‘ Vom Palast in die Hütte, freiwillig, aus eigenem Antrieb. Nie empfundene Gefühle erregen mich, wühlen mich auf. Ich war ein Herrscher in der Welt des Geldes, von jetzt an werde ich zu einem Herrn der stinkenden Slums. Bis heute habe ich hemmungslos all die Bedürfnisse befriedigt, die den Reichen dieser Welt eigen sind. Jetzt werde ich das kosten, was niemand will, was alle fürchten – Elend und Gestank. Ich war ständiger Gast in den glänzendsten Häusern Europas, jetzt werde ich in Obdachlosenasylen und unter den Brücken hausen. Bis heute ließ ich mich von den berühmtesten Couturiers kleiden, ab jetzt werde ich Lumpen tragen, irgendwo aus dem Müll gezogen und hundertmal gewendet. Man pflegte mich mit Lob- und Preisreden zu empfangen, jetzt werde ich mir Schmähungen anhören und Demütigungen erdulden. Ich gehörte zur Elite der Elite, ich habe mich höher emporgeschwungen als alle anderen – jetzt werde ich tiefer als die Allerniedrigsten sinken, ich werde ein Fürst des Abfalls, des Rinnsteins und der Jauchegruben. Dabei wollte ich noch vor ganz kurzer Zeit, noch vor einem Augenblick diese Welt verlassen, ohne ihre Kehrseite zu erkunden und zu spüren. Welches nicht wieder gut zu machende Versäumnis wäre das gewesen! Der Mensch muss am eigenen Leibe erfahren, was seinem Herz und seinem Verstande näher ist: die Freuden des Ruhmes, der Macht und des grenzenlosen Reichtums, oder aber Schande, Erniedrigung und Elend.“

Anscheinend hatte Ivéroff schließlich sein persönliches Rezept gefunden, wie das erloschene Interesse am Leben wieder zu entfachen sei. Er erblickte einen tiefen Sinn darin, die Maske des Erfolges mit dem Kostüm des Elends zu vertauschen. Von der schweren Seelenkrise gedrängt, schien er bereit, sich umgehend auf diese Reise zu begeben, um Leid, Erniedrigung und Bosheit kennen zu lernen, zu einem Gehetzten und Vertriebenen zu werden, ganz auf den Bodensatz der Gesellschaft zu sinken. Aber plötzlich stieß er auf die banale Frage nach dem Wo. Wo sollte er diese Gegenwelt finden? Wie sollte er es anstellen, in Nizza, an der Côte d’Azur, den Bodensatz der Gesellschaft zu finden? Oder auch in Paris, überhaupt in Frankreich? Nicht die Stufen von Notre Dame oder die Clochards unter den Seine-Brücken, sondern den wirklichen Abgrund, die furchtbarste Kloake. „Aber warum eigentlich in Nizza oder Paris?“, dachte er, „vielleicht sollte ich ganz woanders hingehen, nach Ägypten oder nach Nigeria vielleicht? Nein... Nein! Russland! Russland, das ist es! Das Land der großen



Widersprüche! Das Land meiner Vorfahren! Ja! Ja! Ich muss nach Russland. Wo sonst auf der Welt wird die Persönlichkeit so erniedrigt, wird das Recht mit Füßen getreten, herrscht die Gewalt über alles?! Also auf nach Moskau – auf zu Demütigung, Willkür und Obskurantismus. In Russland lässt sich das Bedürfnis, erniedrigt und beleidigt zu werden, am einfachsten befriedigen.“ Er erinnerte sich an seinen Großvater Andrei Konstantinowitsch Ivéroff. Das war eine Seele von einem Menschen gewesen, dank seiner Persönlichkeit war André stolz auf seine russische Abstammung. Er war es gewesen, der seinen Enkel in die große Kultur dieses begnadeten Volkes eingeführt hatte, das zwischen dem Baltikum und den Kurilen, zwischen dem Schwarzen und dem Weißem Meer lebt. Jetzt fielen ihm dessen Worte ein: „Unser sonderbares Volk begreift in Unglück und Bitternis die Seligkeit des Lebens. Wenn du dich hier verlierst, versuche, dich in Russland zu finden, wo das Andenken und die Spuren deiner Vorfahren eingeschrieben sind. Das Leben in Russland ist ganz anders als hier, dort leben Gott und der Teufel unter einem Dach. Wer alle Seiten der modernen Welt kennen lernen will, muss in diesem Land leben.“ Russland wurde für Ivéroff auf einmal zu einem lockenden Traum, zu einem rettenden Engel für seine kranke Seele. Als er seinen Entschluss gefasst hatte, fühlte er sich augenblicklich besser und begann, langfristige Pläne zu schmieden. Ihm fiel ein, dass er die doppelte Staatsbürgerschaft besaß. Während der Zeit von Gorbatschow hatte ihm der sowjetische Botschafter in Frankreich, Monsieur Dubinin, einen Pass überreicht und eindringlich empfohlen, doch seine historische Heimat zu besuchen. Die Machthaber der Perestroika-Epoche hatten mit der französischen Elite angebändelt und Kontakt zu Landsleuten gesucht. Aber der rote Pass lag seitdem unberührt im Safe. André Ivéroff hatte nie die Zeit gefunden, nach Russland zu reisen. „Er ist sicher schon abgelaufen, aber das macht nichts, gleich Montag früh fahre ich nach Marseille, ins Generalkonsulat. Die Verlängerung des Passes wird nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Und wie steht es mit meinem Russisch?“, fragte er sich. „Ich habe vor 14 Jahren zum letzten Mal Russisch gesprochen, auf einem Empfang im sowjetischen Konsulat anlässlich eines Frankreichbesuches Gorbatschows. Aber ich lese ja regelmäßig die russischen Klassiker. So dürfte ich keine größeren Verständigungsprobleme bekommen. Außerdem habe ich jetzt doch eine ganz andere Philosophie: Je schlechter, desto besser. Ich muss diese Entdeckung streng geheim halten, damit nicht ganze Scharen von Menschen

meiner Klasse, aus dieser Welt des Zerfalls und der Dekadenz, hinter mir hergerannt kommen. Es ist doch unübersehbar: Viele sind auf genau derselben Suche nach einer neuen Philosophie. Wer neue Gefühle entdeckt, neue Beweggründe der Seele und neue Quellen der Freude, der kann der Tyrannei des Materiellen, der Welt der Raffgier und der Globalisierung Widerstand leisten. Im Bodensatz findet man die Perlen des Glücks, in Prügel und Beleidigungen die Labsal der Selbsterniedrigung. Bedeutet nicht genau das, die Natur des Menschen allumfassend zu begreifen? Ihre ganze Spanne vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Göttlichen bis zum Teuflischen? Die Freude des Sündenfalls soll so erhaben sein wie die Tat eines Gerechten, der den zehn Geboten gehorcht. Nur der Mord soll bestraft werden. Alles andere ist schon lange anachronistisch. Schade! Wenn mich dieses Thema noch länger bewegt, werde ich nicht umhin können, eine neue Gesetzgebung Solons zu erarbeiten.“ Sogleich setzte er an, über eine notwendige Erneuerung der moralischen Prinzipien des mittelalterlichen Christentums als kulturelles Fundament der modernen Welt nachzudenken. Diese neuen Ideen drängten seine Umzugspläne nach Russland etwas in den Hintergrund. Das so jäh aufgeflamnte Streben, ein religiöser Reformator wie Martin Luther zu werden, gab ein deutliches Bild seines zerrütteten Geisteszustandes. Die Gedanken überschlugen sich und strömten aus seinem Hirn wie die endlose Aufeinanderfolge von Autos aus dem Montblanc-Tunnel. Die vollständige Virtualisierung hatte den Fürsten gefangen genommen: Keine Kraft des Kosmos hätte ihn davon überzeugen können, dass er in Wirklichkeit träumte und sich nur im Gefängnis seiner eigenen überreizten Fantasie befand. Ivéroff fühlte sich ruhig und zufrieden, wie die meisten glücklichen Menschen, die nicht einmal ahnen, dass sie nur Betrogene ihres eigenen „Ich“ sind.

An der Wand vor Ivéroff hing eine Lithographie des Bildes „Selbstporträt mit gelbem Christus“ von Paul Gauguin. Seine schwarzen Augen blickten verträumt auf den Heiland, als wünschten sie, diesen wieder zum Leben zu erwecken. Aber gerade in diesem Moment flüsterte von irgendwoher eine geheimnisvolle Stimme Ivéroff die alte Weisheit zu: „Selig und entrückt ist, der in sich die Wahrheit erkannt hat, und der die Fantasie der leidenschaftlichen Seele entfaltet.“

## Kapitel 6

Im EB 16/4 Veyron kehrten die schöne Jacqueline March und die beliebte Ann-Valérie Bolles aus dem Dörfchen Coaraze nach Nizza zur Mega-Jacht „Heiliger Geist“ zurück und ließen sich für einen langen Nachmittag an einem Tischchen des kleinen Restaurants von Gaston de Pesteau nieder. Hier planten sie im Detail ihr Spiel, das ihnen zu einem Honorar von 30 Millionen verhelfen sollte. Warum eigentlich nur 30 Millionen? Gäbe es vielleicht Chancen auf mehr? Wenn gewinnsüchtige Frauen ihre Intrigen spinnen, gibt es kein Halten. Ihre ausgeklügelten Züge und spitzfindigen Kombinationen sind von niemandem zu schlagen.

Gemächlich versank die Sonne in den Tiefen des Meeres, während ihr Widerschein die schneeweiße Jacht und die Felsenhänge der schneebedeckten Alpengipfel rötete. Es war gegen 8 Uhr. Pierre Dulard, der Kapitän, stand auf der Pier und antwortete auf die Fragen der Schaulustigen, die das Schiff bestaunte. Die „Heiliger Geist“ erregte die allgemeine Neugier. Von allen Seiten klickten und surrten Kameras und die Kommentare des Kapitäns wurden mit Diktiergeräten oder in Notizblöcken festgehalten, während das Schiff ungerührt und majestätisch auf den türkisfarbenen Wassern der Engelsbucht schaukelte. „Ist Monsieur Ivéroff auf dem Schiff?“, fragte Ann-Valérie Bolles den Kapitän. „Ja, Madame.“ „Und Madame Ponsen?“ „Nein, Madame, sie kommt erst in einer halben Stunde zurück. Aber ich stehe Ihnen zu Diensten“, sagte Pierre Dulard und lächelte freundlich. „Danke. Wir setzen uns in den Salon.“ Der Kapitän half den beiden Frauen an Bord, blieb selbst jedoch bei den Zuschauern.

Der Salon war leer. Madame Bolles füllte zwei Gläser mit Saft. „Möchtest du Campari dazu?“ fragte sie Jacqueline. „Nein danke. Lieber nur Saft. Ich habe heute schon zu viel Kaffee getrunken. Wo, meinst du, kann ich Ivéroff finden?“ „*Piano, Signora. Un momento.* Lass uns erst einmal in Ruhe trinken, danach kannst du zu ihm gehen. Er ist entweder im Schlafzimmer oder im Arbeitszimmer. Heute Abend beginnt die Operation ‚Schwangerschaft‘. Wenn der Fürst den Kopf verliert und du ihm kurzentschlossen ein Kind gebierst, dann wird sein ganzes Vermögen an dich übergehen. Denke daran, Geschäftspartnerin!“ „Okay. Aber ich baue nicht sehr auf diese Version. Er ist doch

schon 40 und immer noch kinderlos. Hat er sich vielleicht sterilisieren lassen?“ „Nicht doch. Ich selber weiß von mindestens 3 Schwangerschaften. Die erste endete mit einer Frühgeburt, beim zweiten Mal hat er sich freigekauft, weil er von der Frau kein Kind haben wollte, im dritten Fall war die Frau verheiratet, weshalb sie sich zur Abtreibung entschloss. Anscheinend gab es noch weitere Geschichten... Heute gegen 8 wird Signora Pappalardo aus Italien hier ankommen. Ihr Honorar beläuft sich auf eine sechsstellige Summe, in Euro. Aber sei unbesorgt. Mit der Hilfe dieser großen Meisterin werden wir noch heute die Methode der ‚Verzauberung‘ in unser Spiel einbauen. Man nehme Sirup aus Rhododendrenblüten vom Fuße des Vesuv, ein Pulver aus getrockneten blauen Federkorallen vom felsigen Fundament der Insel Capri, Sauce aus zerkleinerten Wurzeln des Maulbeerbaums, ein Rabenbein der Kimberley-Maus und braue einen Trank, der selbst Luzifer verzaubern könnte. Allerdings muss ich sie an deiner Stelle vorfinanzieren. Doch ich lasse mich natürlich nicht einfach nur so auf dieses Spiel ein und riskiere dabei mein bescheidenes Kapital. Mir geht es um dieses hochnäsige Biest, ich brenne darauf, Madame Ponsen auszustecken. Sie hat ja keine Ahnung davon, gegen welche dämonische Kraft sie demnächst kämpfen muss. Ende der Woche fahren wir dann schwere Geschütze auf: Wir beginnen mit der Umsetzung geheimer Empfehlungen der schwarzen Magie unter der Leitung von Holger Ummersbach. Magister Ummersbach ist im Umgang sehr deftig. Wenn er mich um die Brust fasst, murmelt er in seinen Bart: ‚Mein 6-Schnitzel-Busen! O, mein 6-Schnitzel-Busen! Wahnsinn! Meine Leidenschaft ist das große Fressen.‘ Wie gefällt dir der 6-Schnitzel-Busen? Wenn der Magister mich auf den Mund küsst, wiederholt er ständig: ‚Das schmeckt wie Ulmer Rotwurst.‘ Ist das nicht widerlich – Ulmer Rotwurst? Pfui! So etwas ist echt deutsch. An allen Gefühlen ist der Magen beteiligt. Ich bin überzeugt, dass die Deutschen über das Höchstmaß an Befriedigung auch sagen könnten: ‚Mit dieser Frau zu schlafen war so schön wie der Genuss von 10 Maß Weizenbier.‘ Oder so: ‚Ich habe Appetit auf diese Schöne, als wäre sie eine gebratene Schweinshaxe mit Sauerkraut und Erbsenpüree.‘ Nach den Kriterien von Ummersbach hast du, meine Liebe, einen 3-Schnitzel-Busen oder einen Busen wie schwäbische Mehlknödel – auch das könnte den Deutschen dazu einfallen. Es ist seltsam, zwischen uns und ihnen liegen nur die Hundert Meter der Rheinbettes, doch Deutschland ist für mich ein anderer Planet, eine *terra incognita* irgendwo am Ende der Welt.“

Madame Bolles kippte ihre Campari mit Orangensaft hinunter und fuhr fort: „Jacqueline, Ivéroffs Verstand ist so kraftlos geworden wie der Schirokko an den ewigen Gipfeln der Alpen. Lange hält das menschliche Gehirn so etwas nicht durch. Dann wird Elisabeth Ponsen ungeteilt über das riesige Vermögen des Fürsten herrschen und ich werde vor Neid sterben. Dabei ist sie schon über sechzig und hat im Leben nichts als ein braunes Kapuzineräffchen. Wenn man Ivéroffs Angelegenheiten absieht, gibt es in dem Leben unserer Juristin nur eine einzige Freude, das Füttern ihres Zöglings. Sie kauft Mengen von exotischen Früchten und beobachtet gierig, wie dieser Faun mit Namen Michele sie frisst. Ich wäre nicht überrascht, wenn sie das gescheite Äffchen als ihren Erben einsetzen würde – dieses Tier, aus dessen toten Artgenossen Zauberer und Magister der schwarzen Magie geheimnisvolle Gifte zubereiten! Pfui! In Frankreich ist es gerade Mode, sein Vermögen seinen Haustieren zu vererben. Es gibt hier Tausende neuer Millionäre, als da sind: Papageien, Pythonschlangen, Meerkatzen, Sumpfluchse, Tarpane oder Felsendamas. Wir müssen unbedingt handeln, energisch und mit Fantasie. Einen solchen Treuebruch, so eine Ungerechtigkeit dürfen wir nicht zulassen.“ „Sie haben sich von Ihren Fantasien hinreißen lassen“, sagte das Model verärgert. „Ivéroff befindet sich hier auf dem Schiff. Um seinen Verstand mache ich mir keine Sorgen; im Gegenteil. Mit seinem originellen Denken und seiner Fähigkeit, Menschen zu bezaubern und für sich einzunehmen, hat er tief in meiner Seele auch mir selbst Verborgenes angerührt und für mich geöffnet. Ich kam mir wie verwandelt vor. Eine unbekannte Macht zwingt mir Edelmut auf. Auf dem Rückweg von Coaraze habe ich eine Spaltung meiner Persönlichkeit erlebt; mal zog es mich zu ungezügelter Arglist, mal zu zärtlichen Gedanken an Ivéroff mit dem Wunsch, ihm nicht nur zu gefallen, sondern selbst ihn von ganzem Herzen zu lieben.“ „Quatsch. Diesen Unsinn will ich gar nicht hören!“, stieß Madame Bolles heraus. „Der Fürst ist nicht in der Lage, etwas anderes zu lieben als abstrakte Ideen und Symbole, schon gar keinen anderen Menschen. Im essentiellen Sinn ist er gar kein Mensch, sondern ein Engel, eine Bestie, ein Produkt der Fantasie. Ihm fehlt die Beständigkeit eines echten Mannes, er ist rastlos auf der Suche nach etwas und hat unerfüllbare törichte Wünsche. Wenn man ein Vermögen von mehreren Milliarden Euro besitzt, kann man sich erlauben, seltsam, unverständlich und geheimnisvoll zu sein. Man kann sich sogar als Idiot stilisieren und dies von ganzem Herzen genießen, mit flammender Leidenschaft.“ Vor Aufregung

zündete Ann-Valérie sich eine Zigarette an. „Versuchen Sie augenblicklich, Ihre seltsamen Herzensregungen und Ihre Persönlichkeitsspaltung zu vergessen. Wir haben es zu tun mit einem kranken und sympathischen Wesen, das vielleicht nicht mehr lange leben wird, und wir haben ein detailliert ausgearbeitetes Projekt. Wir interessieren uns ernsthaft für das Kapital, das Vermögen dieses merkwürdigen Herrn, das ihm selbst völlig gleichgültig ist. Gerade der große Reichtum schadet ihm, denn er untergräbt seine seelische Gesundheit. Ich bin dem Fürsten zutiefst verbunden und achte ihn sehr; hieraus speist sich meine Überzeugung, dass der völlige Verlust allen Reichtums ihm ausschließlich zum Nutzen gereichen wird. Doch jetzt, Jacqueline, denke ich nicht an ihn, sondern an dich und an unser Projekt. 5 Prozent von seinem Kapital für mich mit schriftlicher Garantie sind eine runde Summe, liebe Jacqueline. Darüber hinaus stelle ich dir nach Ende des Projekts meine Ausgaben für die italienische Zauberin und den deutschen Magister der schwarzen Magie zuzüglich Zinsen in Höhe des LIBOR plus 3 Prozent in Rechnung.“ „Okay! Okay! Ich gehe ein bisschen auf dem Deck spazieren, ich möchte gern allein sein.“ Die schöne Australierin verließ feierlichen Schrittes den Salon.

Jacqueline March schwindelte es. In ihrem aufgewühlten Inneren wechselten boshafte Verachtung für Madame Bolles und Zärtlichkeit für André Ivéroff mit dem leidenschaftlichen Wunsch, das unschätzbare Vermögen zu besitzen. Darüber verging die Zeit. Jacqueline gab sich mit ihrem Blick den Weiten des Ligurischen Meeres hin, als hoffte sie, von der Natur selbst ein Zeichen zu erhalten. Doch vergeblich. Die Unordnung in ihren Gedanken verstärkte noch ihre Verzweiflung, sie erschrak vor der eigenen Unselbständigkeit und Willenlosigkeit. Sie rauchte eine Zigarette nach der anderen, aber fand zu keiner Klarheit. Am liebsten wäre sie von der Mega-Jacht geflohen, um inmitten der Besucher auf der Promenade des Anglaise von Nizza vielleicht wieder zu sich selbst zu kommen. Da hörte sie hinter sich eine unbekannte Frauestimme mit italienischem Akzent: „Guten Abend. Sind Sie Jacqueline March? Ich bin Sismonda Pappalardo aus Florenz, vom rechten Ufer des Arno.“ Jacqueline drehte sich um und sah in einigen Metern Entfernung eine dünne Frau kurz über 40 mit spitzer Nase und einem Pagenkopf. Schwarze Brauenbogen begrenzten die großen achatfarbenen, geheimnisvollen, leicht zusammengekniffenen Augen der Unbekannten. Sie hielt den Kopf geneigt, wie eine Novizin während Scheren ihrer Haare; ihre spitze

Nase, das lange ausdrucksvolle Kinn und der dunkle Teint machten sie den geheimnisvollen Figuren in Bronzinos Fresken ähnlich. Das dunkle Rost ihres knöchellangen Kleides harmonierte mit der seltenen Schattierung ihrer Haare, und die ganze Gestalt der Unbekannten umgab etwas Geheimnisvolles. Die Londone Schönheit, die so plötzlich aus ihren schweren Gedanken gerissen worden war, spürte augenblicklich eine unbegreifliche Energie im Blick der Italienerin. „Ich bin hierher gekommen, um mit den Mitteln meines Handwerks Ihnen Fürst Ivéroff in tiefer Liebe und völliger Ergebenheit zu Füßen zu legen.“ Ihre Stimme klang merkwürdig dumpf. Sie trat dicht an die junge Frau heran und drückte ihr die Hand. Dann blickte sie ihr direkt in die Augen und sagte gebieterisch: „Von jetzt an werden sie nur mir gehorchen. Ab jetzt bin ich die Gebieterin über Ihre Seele und Ihren Körper, ich, Sismonda Pappalardo, die Cassandra aus Florenz, werde zur Hüterin aller Ihrer Geheimnisse.“ Ein unerhörter hypnotischer Augenblitz traf Jacqueline March fast wie ein Schlag. Es war, als würden die geheimnisvolle innere Kraft der Florentinerin, ihre ganze gebieterische Gestalt, ihre rätselhafte Stimme das erfolgreiche Model zur völligen Unterwerfung zwingen; ihr traten Tränen der Verzweiflung in die Augen. Pappalardo malte mit ihrem knöchigen Zeigefinger unverständliche Zeichen aufs Jacquelines Gesicht. „Begieße deine Seele mit Tränen“, flüsterte sie ihr zu, „vertreibe die Willenlosigkeit, erfülle dein Herz mit dem leidenschaftlichen Wunsch, dir Ivéroff zu unterwerfen, pflanze in dein Gehirn einen Chip, der dich ständig dazu aufruft, diesen Menschen zu beherrschen und zu befehlen. Stimme dein ICH auf meine esoterische Wellenlänge ein und lausche immer wieder meinem Befehl: Besiege den Fürsten!“ Die italienische Hexe drückte Jacqueline fest an sich. „Wir werden diesen Zweikampf gewinnen. Je stärker dein Geist ist, desto näher rückt das heißersehnte Ziel. Je weiter du dich von Zweifeln fernhältst, um so näher kommst du Ivéroff.. Wo ist im übrigen meine Freundin Ann-Valérie? Fasse dich, du Kleine. Sei meine Führerin auf dieser Märchenjacht und finde mir Madame Bolles.“

Als die beiden Frauen in den Salon traten, mixte Madame Bolles sich gerade einen Campari mit Orangensaft. „*Oh, mia cara fiorentina. Ti saluto sulla Costa azzura. Grazie per aver trovato la possibilità di venire a Nizza. Ti aspettano un soggetto*

*interessante e un lavoro ben pagato.*<sup>2</sup> Ann-Valérie hob die Brauen und richtete einen wohlwollenden Blick auf die Italienerin. „Damit habe ich schon angefangen. Deine Klientin ist ein liebes und nettes Mädchen. Im übrigen bin ich gar nicht so fest davon überzeugt, dass ihr Charakter ebenso nett ist wie ihre äußere Erscheinung. Doch Männer fahren auf äußere Effekte ab. Ich hoffe, sie versteht kein Italienisch. Jetzt würde ich gern wenigstens einen Blick auf die zweite handelnde Person in diesem Spiel, auf den Fürsten Ivéroff werfen.“ Während Signora Pappalardo mit ihren Spinnenfingern auf ihr hervorstehendes Kinn trommelte, sah sie sich interessiert im Salon um. Ein Aufleuchten in ihren achatfarbenen Augen verriet, dass ihr Kopf voller interessanter Ideen steckte. „Möchtest du etwas trinken?“, fragte Ann-Valérie Bolles. „Gern. Bitte Mineralwasser mit Zitrone. Liebe Bolles, mir fiel gerade eine neapolitanische Anekdote ein.“ Sismonda trat dicht an sie heran. „Früh am Morgen betrat ein Kunde den Friseurladen und frage nach dem Preis für eine Rasur. ‚7 Tausend Lire‘, sagte der Barbier. ‚7 Tausend?‘ ‚Genau. 7 Tausend.‘ ‚Ich bin mit 7 Tausend einverstanden.‘ ‚Bitte setzen Sie sich.‘ Der Barbier seifte den Kunden ein und begann mit dem Rasieren. Als er mit einer Seite fertig war, legte er das Rasiermesser beiseite, setzte sich hin und schlug die Zeitung auf. ‚Was hat das zu bedeuten?‘, fragte der Kunde. ‚Ab 9 Uhr gilt der doppelte Preis.‘ ‚Und was soll ich jetzt tun?‘ ‚Entweder Sie zahlen 14 Tausend für das ganze Gesicht oder 7 Tausend für eine Seite.‘“ Sismonda Pappalardo schwieg. „Wie viel mehr willst du für den Vertrag?“, fragte Ann-Valérie Bolles die Italienerin und kniff die Augen zusammen. Die Zauberin trommelte mit den Fingern auf den Tresen, nahm ihr Glas und trank langsam ihr Mineralwasser. „Liebe Ann-Valérie, die Geschichte von dem verliebten jungen Mädchen und dem von Frauen umschwärmten reichen Mann, die du mir am Telefon erzählt hast, erscheint mir etwas zu sehr literarisch stilisiert. Ich habe in Jacquelines Seele ein ganz anders geartetes Interesse entdeckt. Danach konnte ich mir schnell einen Reim auf Euren Plan und sein offensichtliches, durchschaubares Ziel machen. Kapital! *Money, money, money*, fleht die ganze Welt. Meine lieben Damen, in diesem Chor sind auch Ihre Stimmen anhaltend und überdeutlich zu hören. Gott bewahre, ich verurteile Sie doch nicht dafür! Im Gegenteil möchte ich mich Ihrem Chor anschließen und hoffe, dass Sie auch meinen Kampfruf heraushören können. *Money,*

---

<sup>2</sup> „Ah, meine liebe Florentinerin. Ich begrüßte dich an der Côte d’Azur. Danke, dass du es möglich gemacht hast, nach Nizza zu kommen. Ein interessantes Thema und eine einträgliche Arbeit warten auf dich.“



*money, money* – das ist eine Buchstabenkombination, die trunken macht, eine Kategorie absoluter Freiheit, eine fast göttliche Substanz. Je mehr Geld – umso weiter der Horizont der Erkenntnis, umso süßer der Geschmack des Lebens, umso tiefer das Gefühl der Freude am Sein. Nehmen Sie mich zur Partnerin, reichen Sie mir ein Stück dieses überaus leckeren Kuchens herüber, dann werde ich das Herz und die Seele von Ivéroff für Sie öffnen. Dann wird er Jacqueline gehorchen wie ein wildes Tier seinem Dompteur oder ein eifriger Katholik dem Papst in Rom. Ich warte auf Ihre Vorschläge; dann kann ich das reiche Arsenal der Magie und des Okkultismus einsetzen, um die menschliche Seele gefügig zu machen.“ In Sismondas Augen loderte unglaubliche Leidenschaft auf. „Wie viel wollen Sie denn?“, fragte die schöne March trocken und fast tonlos und sah die Italienerin verwirrt an. „7 Prozent von allen Aktivposten.“ „Wie viel?“, wunderte sich Ann-Valérie Bolles. „Wir haben doch eine Summe von 150 Tausend Euro verabredet.“ „Sie langen nach mehreren Hundert Millionen und bieten dem Hauptakteur in dieser bemerkenswerten Angelegenheit 150 Tausend? Das ist doch die reinste Halsabschneiderei, meine lieben Damen! Auf weniger als 7 Prozent lasse ich mich gar nicht erst ein. Meine Sachen sind im Hotel Windsor, den Sonntag Abend werde ich mit Vergnügen im Restaurant *Chanteclair* verbringen. Ich liebe die Muscheln, wie sie hier mit Weinessig, Koriander, Basilikum, Olivenöl und Wacholderbeeren angemacht werden. Ohne ein ‚Ja‘ werde ich heute allein zu Abend essen.“ Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Ich bin einverstanden“, flüsterte Jacqueline March. Die Emotionen, die über sie hereinbrachen, strengten sie an, sie fühlte sich zerschlagen. Eine innere Stimme sagte ihr, dass eben diese teuflische Frau ihr helfen würde, den Fürsten Ivéroff, diesen Gipfel in den Wolken, zu bezwingen. „Ich bin bereit, Ihnen 7 Prozent von allen Aktivposten, die von André Ivéroff an mich übergehen werden, schriftlich zu garantieren. Doch was konkret können Sie tun? Madame Bolles hat von mir ebenfalls eine schriftliche Garantie verlangt, wobei mir jetzt scheint, dass ihr Part lediglich darin bestand, mich mit Ihnen zusammen zu bringen. Heißt das, dass Sie den Rest der Arbeit übernehmen? Oder kommt noch jemand dazu? Es wurde ja schon von einem Magister der schwarzen Magie gesprochen.“ „Mein liebes Kind, selbst die von großen Künstlern gemalten Bilder sind noch keine Ware, kein Geld. Der Maler schafft etwas, doch er ist hilflos, wenn es um den Verkauf seiner Arbeit geht. Wie ein Sünder seine Seele zum Teufel bringt, trägt er

deshalb seine Arbeit zum Galeristen. Der aber erhält noch keine Ware, sondern eine in Bildern und Farben materialisierte Idee, die erst dann zur Ware, wenn der Verkäufer sie auf vielfältige betörende Weise mit seinen Worten anreichert. Um eine Idee wirkungsvoll zu verkaufen, bedarf es einer hohen Kunst. Scharlatanerie! Deshalb nimmt der Galerist 2 oder 3 Mal mehr für das Bild, als er dem Künstler gibt. In unserem Fall wärest du beispielsweise das Bild, die Idee, das Werkzeug. Ich oder wir sind die Galeristen, die diese Idee realisieren, sie verkaufen. Entsprechend den heutigen geschäftlichen Gepflogenheiten müsstest du über 50 Prozent an die sogenannten Galeristen abgeben, denn ohne sie würdest du das ersehnte Ziel gar nicht erreichen. Wenn die Sache einen Magister der schwarzen Magie erfordert, muss er eben in das Team aufgenommen werden und seinen Anteil am Geschäft erhalten. Er selbst wird eine Zahl nennen. Wir fordern das Geld ja nicht im Voraus, sondern erst nach dem erfolgreichen Abschluss der Angelegenheit, wenn du Besitzerin der Milliarden geworden bist. Deshalb lege du die 7 Prozent schriftlich fest und sei gefasst darauf, dass immer noch mehr hinzu kommt, bis das Ziel erreicht ist. Liebe Ann-Valérie, weißt du, welchen Umfang das Kapital des Fürsten ungefähr hat?“ „Ich denke, es geht um etwa 6 Milliarden Euro.“ „Bist du sicher?“ „Auf jeden Fall nicht um weniger. Ich bitte euch, so schnell wie möglich eure schriftlichen Angelegenheiten zu erledigen. Bald wird Madame Ponsen auftauchen. Ich werde dich als meine Freundin und als Managerin von Stars aus der Welt des Sports vorstellen. In deiner Freizeit legst du gern Patienzen und liest aus den Karten. Vielleicht hat sie ja Lust, sich die Karten legen zu lassen und du bekommst eine Vorstellung davon, was sie vorhat.“

Als Jacqueline March gerade ihre Verpflichtungserklärungen unterschrieben und Signora Pappalardo nach Rezepten aus uralten Büchern zwei Teebeutelchen ähnliche Zaubermischungen hergestellt hatte, betrat die Rechtsberaterin des Fürsten den Salon. Sie sah sehr besorgt aus, als wäre in den letzten Stunden etwas geschehen, das sie alarmierte. „Was ist passiert, liebe Elisabeth?“, fragte Ann-Valérie besorgt. „Du bist ja ganz bleich. Darf ich bekannt machen, das ist Signora Sismonda Pappalardo, eine Freundin aus Italien. Ich habe dir schon von ihr erzählt.“ „Guten Abend, Madame“, sagte die Italienerin. „Guten Abend, guten Abend“, antwortete Elisabeth Ponsen gehetzt. „Jacqueline, ich bringe eine schlechte Nachricht. André hat seinem Diener Viachon aufgetragen, für morgen früh um 5 das Gleitboot, eine warme Ausrüstung,

schwere Bergstiefel, ein Seil und den alten, einhundert Pfund schweren Anker bereit zu machen. Ich habe nicht die geringste Vorstellung, wozu diese merkwürdigen Dinge früh am Morgen mitten auf dem offenen Meer dienen könnten. Um 6 Uhr ist es schon warm, zwischen 20 und 22 Grad, und da will er Bergstiefel anziehen – und dann der alte Anker... Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.“ Madame Ponsens Worte riefen bei den Anwesenden Aufregung und Besorgnis hervor. Als erste reagierte Ann-Valérie Bolles. „Meine liebe Sismonda, lege die Karten. Vielleicht können sie uns einen Anhaltspunkt geben, was in unserem Freund Ivéroff vorgeht. Was für einen merkwürdigen Plan hat er für den kommenden Morgen? Er will sich doch nicht das Leben nehmen?“, schrie sie plötzlich auf. „Das kommt nicht in Frage. Ich werde ihn daran hindern, sein Schlafzimmer zu verlassen. Man muss ihn dort mit Jacqueline zusammen einschließen, damit sie ihn uns zurückbringt.“ „Warten Sie doch! Regen Sie sich nicht so auf. Meine Karten werden uns gleich alles zeigen.“ Eilig legte die Florentinerin ihre Karten aus. Kreuz-Zehn und Pik-Sieben waren nicht dabei. Pappalardo sammelte die Karten wieder ein, mischte sie sorgfältig und legte sie erneut in strenger Ordnung aus. Die Wahrsagerin blickte unverwandt auf ihr Handwerkszeug zur Erforschung der Zukunft, so wie ein Schiffskapitän sich in die Seekarten vertieft, in die er seine Position eintragen will. Die anderen Damen traten dicht an sie heran und beobachteten aufgeregt, was sie tat. Die knochigen Finger der Zauberin liefen über die Karten wie die Finger eines Pianisten über die Tasten des Klaviers. Pappalardo schien bei jeder einzelnen erspüren zu wollen, welche geheimen Signale die bunten Bilder der gekrönten Figuren aussandten. „Ich sehe keinen Selbstmord“, sagte sie. Ihre achatfarbenen Augen verrieten dämonische innere Energie. „Ivéroff ist morgen in einem offiziellen Gebäude mit einem hochstehenden Beamten verabredet. Dieser wird von ihm einen wertvollen Gegenstand erhalten und das Treffen wird für den Fürsten ein voller Erfolg. Er wird seine Problem lösen. Und die innere Verfassung der Person, die uns interessiert, wird sich bessern. Er findet eine Antwort auf die Frage, die ihn beschäftigt, und begibt sich auf eine weite Reise.“ „Nach Santiago, zur Aktionärsversammlung der Firma *Naryde*?“, fragte die Rechtsberaterin nervös. „Die Regeln meines Handwerks und meiner Kunst haben nichts mit den Arbeitsmethoden und dem Arbeitsstil des Fernsehsenders F-3 zu tun, der den Ereignissen auf den Fersen folgt. Ich blicke in die Zukunft, er gibt das gerade Geschehene wieder. Außerdem bin ich kein Profi.

Kartenlegen und Lesen im Kaffeesatz sind mein Hobby. Eins kann ich Ihnen versichern, der morgige Tag wird für Ivéroff ein ganz normaler geschäftlicher Arbeitstag mit wenig herausragenden Angelegenheiten und den üblichen menschlichen Sorgen werden.“ „Ich möchte das gerne glauben, doch sagt mein Herz, dass irgendein Unglück geschehen wird. Wofür braucht er denn den alten Anker?“ Ponsen warf den Kopf zurück, ein Schatten fiel auf ihr Gesicht. „Wenn der Fürst aus dem Leben scheidet, folge ich ihm sofort nach. Was hält mich denn sonst hier auf dieser Erde?“ „Liebe Elisabeth, liebe Freundin“, Madame Bolles’ Stimme zitterte, „meiner guten Freundin Pappalardo kann man vertrauen. Sie ist eine hervorragende Kartenleserin und Wahrsagerin und vermeldet doch, dass sie nichts Schlimmes sieht. Ich glaube ihr. Auch wenn das nicht heißt, dass die Bedrohung schon vorbei ist. Was für eine Reise hat er vor und was wird er als nächstes tun? Darüber müssen wir nachdenken, damit wir Schlimmeres verhüten können. Jetzt ist der geeignete Zeitpunkt, um Jacqueline zu Ivéroff zu schicken.“ „Ich will ihn bitten, mit der Jacht nachts aufs Meer hinaus zu fahren. In welche Richtung schlägt ihr vor?“, Jacquelines Stimme war sorgenvoll. „Richtung Korsika, das ist etwa hundert Meilen nach Südosten. Wenn er dir dies abschlägt und sich auf eine geschäftliche Angelegenheit beruft, darfst du ihn keine Minute allein lassen.“ Die arme Madame Ponsen machte sich ernsthafte Sorgen. „Wenn du Hilfe brauchst, musst du mich sofort mit 05 über das Schiffstelefon anrufen oder auf den roten Knopf drücken, der in jedem Zimmer und allen Gängen installiert ist. Ivéroff ist jetzt in seinem Schlafzimmer. Beeile dich.“ „Pappalardo, begleite unsere Schöne“, sagte Ann-Valérie, „gib unserem Fräulein Ratschläge, wie man am besten mit einem Mann umgeht.“ Und ins Ohr flüsterte sie ihr: „*Consignale tutti tuoi incantesimi segreti e dille come usarli. Mi sembra che l’obiettivo sia molto vicino.*“<sup>3</sup> „Gehen wir, meine Liebe.“ Die Florentinerin hakte Jacqueline ein. Sie gingen aus dem Salon auf das von der Abendsonne überflutete Deck der Jacht in Richtung des Schlafzimmers des Fürsten. „Hier hast du ein Säckchen mit einem Pulver, das du über das ganze Bett ausstreust. Es provoziert bei Männern eine starke sexuelle Erregung. Den Inhalt des zweiten Beutelchens streust du auf das Kopfkissen des Fürsten. Dieses Kraut wird unseren Helden in ein glückseliges Nirwana befördern, in den süßen Traum eines vom Glück

---

<sup>3</sup> „Gib ihr deine Zaubermittel und erkläre ihr, was sie damit tun soll. Es sieht so aus, als wären wir dem Ziel sehr nahe.“

Begünstigten. Wenn er hinübergeglitten ist, kannst du mit ihm alles machen, was du für richtig hältst. Nimm auch noch diesen Flakon.“ Signora Pappalardo gab Jacqueline ein Fläschchen mit einem weiten Hals. „Wofür ist das?“, fragte Jacqueline verständnislos und fast erschreckt. „Du sollst doch, du musst schwanger werden. Manchmal reicht ein einziges Mal. Wenn es aber nicht klappen sollte...“, die roten Haare fielen Signora Pappalardo über die funkelnden Augen, so dass sie wie eine richtige Hexe wirkte, „beim ersten Mal sollst du nach Möglichkeit seinen Samen selbst empfangen, beim zweiten Mal sollst du das Sperma mit diesem Fläschchen auffangen. Wir haben dann die einmalige Gelegenheit zu wiederholten Versuchen, durch eine In-vitro-Behandlung eine Schwangerschaft zu erzeugen.“ „Und wie soll ich das machen?“, fragte das Londoner Model schon völlig kopflos. „Das ist nicht schwer. Du musst nur...“, die beiden Frauen entfernten sich in leisem geschäftlichem Gespräch in Richtung Heck.

Träume, Tagträume, Wunschträume sind virtuell und etwas anderes als das reale Leben. Doch die virtuelle Realität dringt mit Macht in unseren Alltag vor, und der Gedanke, die irrealen Welt könnte bald die gewohnte Welt ablösen, erscheint keineswegs als zu verrückt, naiv oder krankhaft. Millionen Menschen ziehen es bereits vor, über Gegenstände und die eigene Person nicht im realen, sondern im virtuellen Raum zu verfügen. Einer von ihnen, Monsieur André Ivéroff, beschloss am 23. Juni des Jahres 2002 auf seiner Mega-Jacht „Heiliger Geist“ nach langem quälenden inneren Suchen, mit sich selbst und der wahrnehmbaren Welt von nun an auf höchst ungewöhnliche Art und Weise zu verfahren. Er wollte Lebenssituationen modellieren und Gefühle imitieren, ohne sich von seinem Bett in seinem Haus oder auf der Jacht überhaupt zu erheben. Es kamen ihm sogar Zweifel, ob er mit seiner Absicht, die Schattenseite des Lebens kennen zu lernen, überhaupt nach Russland begeben müsse. Es wäre vollkommen ausreichend, sich in einem Häuschen westlich von Dieppe oder in der Nachbarschaft der Benediktinermönche von Chamonix am Fuß des Montblanc Wachfantasien hinzugeben. Als erfahrener praktizierender Spieler des Fonds-Marktes auf dem Parkett der größten Börsen der Welt war ihm eine weitere offensichtliche Wahrheit geläufig: das virtuelle Denken schlägt nur wirkliche Virtuosen in ihrem Metier in seinen Bann. Der Wunsch nach virtueller Existenz setzt die profunde Kenntnis der betreffenden Materie voraus. Wenn ich plötzlich arm wäre, dachte er, würde es mir

nicht besonders schwer fallen, mich mit meinem ganzen Wesen in der Realität dieser neuen Dimension als reich und als Herrscher der Welt zu fühlen. Ein wirkliches Eintauchen in die Welt der Fantasie bedingt die Fähigkeit des Bewusstseins, den gesamten Reichtum der unerschöpflichen Wirklichkeit zu erfassen, die vielfarbige Realität des Seins in ein Kaleidoskop von Fantasien zu verwandeln. Ist die freie Reproduktion und Verwandlung von Erdachtem in Reales, des Erwünschten in Wirkliches, des Virtuellen in etwas Erfahrbares nicht Ausdruck der göttlichen Natur des Menschen? Zeugt es nicht von seiner übernatürlichen Herkunft und Vorbestimmung? Erst in der Realität der neuen Dimension kann der Mensch in die Unendlichkeit eintauchen und das geheimste Wesen der Natur erfassen, und das heißt, zum ursprünglichen Teil des Göttlichen werden. Endlichkeit oder Begrenztheit sind Züge des Bewusstseins der Massen, während Unendlichkeit oder Irrealität Kultur und Eliten kennzeichnen. Ivéroff nahm ein Blatt Papier, um seine Gedanken präzise grafisch umzusetzen. Wenn A die Fähigkeit der Virtualisierung ist und damit potentiell unendlich, dann ist A das reine Göttliche. Die menschliche Fähigkeit der Virtualisierung ist größer als Null, doch geringer als die Unendlichkeit. Wenn die Fähigkeit der Virtualisierung größer als Null, doch geringer als B ist, wobei B die Fähigkeit des Menschen zum Dissens, zur Revision von Theorien und Regeln meint, dann ist dieser Mensch ein Subjekt des Massenbewusstseins. Wenn A kleiner ist als die Unendlichkeit, aber größer als B, dann ist dies ein Mensch mit dem Bewusstsein des Elitären.

1.  $A > \infty$  – Gott
2.  $\infty > A > 0$  – Mensch
3.  $B > A > 0$  – Mensch des Massenbewusstseins
4.  $\infty > A > B$  – Mensch des elitären Bewusstseins

Für das Subjekt des Massenbewusstseins ist es extrem schwierig, wenn nicht unmöglich, sich so etwas wie die virtuelle Realität vorzustellen. Doch ist das Virtuelle überhaupt real? Ist es das Medium des Göttlichen oder ist die Welt der Noumena eine Falle des Teufels, wobei das Erdachte mit dem Göttlichen streitet? Und mit höchster Genauigkeit und Wirklichkeitstreue eine falsche, durch Arglist verzerrte Welt des Dämonischen reproduziert wird? Was geschieht mit der Welt, wenn sich das Bewusstsein vollständig virtualisiert und die reale Wirklichkeit einbüßt? Geht die Welt

buchstäblich zum Teufel oder wird sie zu etwas Göttlichem? Hiervon genau wird es abhängen, ob der Mensch auf der Erde mit Gott leben oder durch die Weiten des Universums irren und fruchtlos nach dem Retter suchen wird, der ihn von dem trügerischen irreführenden Gespenst der Virtualisierung des Seins befreien könnte. Ich aber..., ich würde lieber in Russland unter den Schatten dahingegangener Generationen umherwandern und Lebensfreude auf der Kehrseite des Sein, in einer neuen Existenzform suchen, um auf das Wahre, Hohe und Geistige zu stoßen, das ich in Frankreich einfach nicht finden kann. Kann Russland, wo eine krankhafte Intuition mich nach der Kehrseite der Zivilisation suchen lässt, überhaupt das Mekka meiner geistigen Pilgerfahrt und meines Erkenntniswillens sein? Macht es Sinn, in einem Land, das noch vor kurzem Gott bekämpfte, Heilung durch das Göttliche zu suchen? Oder im deformierten kollektiven Verstand eine gesunde Individualität? Durch Moskaus Straßen zu irren und die Unfassbarkeit des Virtuellen zu suchen, in der alltäglichen Armut den Reichtum der inneren Welt? Die virtuelle Bewusstseinswelt mit gespenstischen Gesichtern zu füllen? Natürlich gehe ich ein Risiko ein. Doch die Hoffnung auf Russland als auf das verheißene Land hat mir schon Großvater Andrei Konstantinowitsch ins Herz gepflanzt, und mein hypersensibler Verstand hat sie gierig eingesogen. Morgen früh muss ich unbedingt ins russische Generalkonsulat nach Marseille fahren und noch am Abend das Flugzeug nach Moskau nehmen. Das erfordert jedoch absolute Konspirativität. Im übrigen – Ivéroff dachte erneut an etwas anderes – wird das Christentum irgendwann die Leidenschaft als ein Element des Göttlichen anerkennen, das die dem Menschen eigene Natur vervollkommen hilft, oder wird sie sie auch in Zukunft mit dem Kirchenbann belegen, als Werk Luzifers? André Ivéroff fixierte unverwandt die geschlossen Augen des Heilands auf der Lithografie „Gelber Christus“ von Gauguin, als erwartete er, sie könnten sich jeden Augenblick öffnen. Ermüdet vom angespannten Nachdenken verlangte das Gehirn des Fürsten energisch nach Ruhe. Ivéroff fühlte sich erschlaft wie nach einer fundamentalen wissenschaftlichen Entdeckung oder einer erfolgreichen Finanzoperation. Aber seine philosophischen Funde gaben die Seele eine angenehme Ruhe. Nichts wollte er mehr, sich nicht bewegen, nicht denken, nicht essen und nicht trinken. Auf den neu gefundenen Sinn des Lebens, nämlich sich kopfüber auf dessen Rückseite zu begeben, folgten Gedanken zur Frage, ob man nicht eine neue Gesetzgebung Solons formulieren sollte. Kompetent und

nüchtern beschloss er ein Aktionsprogramm, wurde ruhiger und legte sich hin um auszuruhen. Er stand an der Schwelle zu großen Veränderungen im eigenen Bewusstsein, im Bild der Welt und in der gesellschaftlichen Hierarchie. Der Fürst war bereit, sich vollständig zu verändern und alles auf den Kopf zu stellen. Eigentlich beobachtet man solch kardinale Verwandlung nur bei Patienten des Irrenhauses. Dort aber erlaubt man den Kranken nicht, ihre verrückten Ideen zu verwirklichen, ganz gleich, woher sie resultieren, denn sie sollen ja geheilt werden. War es Selbstbetrug, der wie ein Vorhang die wirklichen Werte vor dem unsteten Bewusstsein von Ivéroff abgeschirmt hatte? Oder kam der Fürst mit seiner neuen Konzeption vom eigenen Sein der Idealsphäre der menschlichen Existenz näher? Er lag mit geistesabwesendem Blick auf seinem Bett, als ein hartnäckiges Klopfen an seiner Tür ertönte. „Ja bitte.“ An der Schwelle erschien Jacqueline March und betrachtete verführerisch den in Gedanken versunkenen französischen Aristokraten. Zu den integralen Eigenschaften schöner Frauen gehört die feste Überzeugung vom automatischen Erfolg eines verschmitzten, ausgelassenen Lächelns, das auf männliche Nachsicht und seelische Großzügigkeit abzielt; der Versuchung, der Schönen sein Herz zu öffnen und jeden beliebigen Wunsch zu erfüllen, kann kein Kavalier widerstehen. Mit genau diesem Lächeln strahlte das Model Ivéroff an. Sie vertraute mehr auf ihre Schönheit und ihren Sexappeal als auf die Zauberkräuter der Signora Pappalardo. „Guten Abend, André. Ich habe einen ganzen Tag in Nizza verbracht, ohne viel über die Flora und Fauna des Ligurischen Meeres zu erfahren. Doch bin ich sicher, dass Sie sich darin hervorragend auskennen.“ Jacqueline setzte sich auf die Bettkante. „Erzählen Sie mir bitte etwas.“ „Für ein Gespräch über die botanischen Besonderheiten der Côte d’Azur sind Sie zu aufreizend angezogen“, sagte er mit einer leicht ärgerlichen Schwingung in der Stimme, „und ein offenherziges Bekenntnis, etwas nicht zu wissen, gehört zu den Tricks junger Damen und ist eine bekannte Verführungsmethode. In meiner Bibliothek gibt es eine Menge Bücher mit Zeichnungen und Fotografien der Flora und Fauna des Mittelmeers.“ „So dreist gehen Sie mit einer 20-jährigen um? Wie waren Sie mit 20 Jahren? Wussten Sie etwa schon alles und hielten Neugier für eine Schande?“ Jacqueline schaute ihn weiterhin verliebt an, nur ihre Oberlippe zuckte ein wenig, wie vor Nervosität. „Liebe Jacqueline, seien Sie nicht böse. Ich war versunken in neue Einsichten in meinem Weltverständnis und hatte völlig abgeschaltet. Doch machen Sie sich keine Sorgen, morgen früh bekommen



Sie von Madame Ponsen Ihr Honorar, in voller Höhe. Sie haben keinerlei Verpflichtungen, am wenigsten sexueller Natur. Nehmen Sie die Maske der Verliebtheit ab und machen Sie sich Gedanken, wie sie Ihr Kapital von 20 Millionen Euro am günstigsten anlegen können. Ich aber möchte allein sein und meine Reise in das unbekannt Land virtueller Genüsse fortsetzen. Auf dem Weg der Meditation gelange ich aus der Welt der kalten, toten Gegenstände in die virtuelle Welt menschlicher Leidenschaften. Diese erlauben, sich im Raum fortzubewegen, ungehindert von der Hölle zu den himmlischen Wohnungen der Engel aufzusteigen, die eigene Seele und den eigenen Körper zu verlassen und in das innere Wesen sowie die äußere Gestalt anderer Menschen einzudringen.“ „Hätten Sie keine Lust, sich in meine Seele zu begeben, um ihre Reinheit zu ermessen? Monsieur Ivéroff, ich trage keine Maske der Verliebtheit. Ihr extravaganter Stil des Umgangs mit Frauen behindert Sie darin, sie zu verstehen. Es scheint Ihnen nur, Sie kennen sie. Ihren Irrtum kann man mit dem Fehler eines Bankangestellten vergleichen, der einem Kunden auf dessen Anforderung hin englische Pfund in Euro umtauscht, doch Schweizer Franken ausgibt. Ein solcher Fehler resultiert aus mangelnder Aufmerksamkeit und gesteigertem Selbstbewusstsein. Wenn Sie meinen Vorschlag annehmen und mir ins Herz blicken, können Sie sich davon überzeugen, dass ich wirklich in Sie verliebt bin. Ich brauche Ihr Geld nicht, ich verzichte auf die 20 Millionen. Oder genauer gesagt, ich gebe Ihnen Ihre 20 Millionen zurück, damit Sie in meine Seele schauen und eine korrekte Diagnose stellen.“ „Die Seele ist eine göttliche Quelle. Und alles Göttliche ist unermesslich und unbegreiflich. Deshalb ist eine präzise Diagnose zu einer unbegreiflichen Materie, liebe Jacqueline, leider unmöglich. Im übrigen geht es nicht nur darum. Leichter als alles andere ist es, sich selbst zu betrügen. Ich bin kein Mensch für die Liebe, und schon gar nicht für leidenschaftliche Liebe. Ich weiß beispielsweise, dass Elisabeth Ponsen mich als Mensch liebt. Das ist mir angenehm. Doch wenn jemand mich als Mann liebt, bereitet es mir Unruhe, Unbehagen und sogar Angst. Das ist die Erklärung für meinen, wie Sie es genannt haben, extravaganter Stil des Umgangs mit Frauen. Früher habe ich mich schnell sexueller Leidenschaft hingeeben, aber nicht der Liebe. Heute habe ich für mich den ganz neuen Wunsch entdeckt, sexuelle Befriedigung auf virtuelle Art zu erlangen. Dafür brauche ich überhaupt keine Partnerin. Tagträume passen besser zu mir, sie rufen ein unerhört starkes Begehren hervor, das das reale weit übertrifft. In meiner

Einbildung kann ich mir jede beliebige schöne Frau erschaffen, ihren Körper nach meinem Geschmack modellieren und ihr die Charaktereigenschaften geben, die mit meinen Vorstellungen und Forderungen übereinstimmen. Bewegt sich die Menschheit etwas nicht hin zu dieser idealen Welt? Wenn auch die anderen Menschen lernen würden, sexuelle Befriedigungen virtuell zu empfangen, wie viele existentielle Probleme wären gelöst, welche ungeheure moralische Last würde von der Seele der Menschheit genommen! Doch wie viele Bürger werden der Sünde widerstehen können?“ „Sie erzählen so interessant davon“, sagte die Londoner Schönheit, „dass ich gern diese Nacht in virtuellem Kontakt mit Ihnen verbringen möchte.“ Der Fürst sah den „Gelben Christus“ an, als warte er darauf, dass etwas mit ihm geschehe. „Einverstanden; allerdings nur in wirklich virtueller Form.“ „Entschuldigen Sie“, Jacqueline March's Lächeln wurde noch größer, „was heißt das? Ich verstehe noch nicht richtig...“ „Wo sind Sie abgestiegen?“ „Im Negresco.“ „Ganz einfach. Sie legen sich in Ihrem Apartment im Hotel schlafen und ich hier auf meiner Jacht. Mit meiner virtuellen Einbildungskraft werde ich Sie zu mir rufen und hier neben mich auf dieses Bett legen...“ „Warum wollen Sie mich durch Ihre Einbildungskraft hierher holen“, lachte die schöne Frau, „ich ziehe mich einfach aus und lege mich neben Sie.“ „Eine solche Lösung gefällt mir nicht sehr, auch wenn sie natürlich möglich ist. Außerdem spielt es keine besondere Rolle, wo wir uns während der virtuellen Vergnügungen physisch befinden; entscheidend ist, dass es keinen physischen Kontakt gibt.“ „Und Sie können tatsächlich mit einer Frau unter ein und derselben Decke liegen und sie nicht fleischlich, sondern virtuell begehren?“ Jacqueline March war zutiefst irritiert. „Es ist mir nicht nur möglich, sondern gibt mir auch größere sexuelle Befriedigung.“ „Was ist das, eine Art sexueller Manie?“, sie war befremdet. „Ich entdecke eine unbekannte Seite menschlicher Möglichkeiten – den Ausstieg aus der realen Existenz in eine transzendente Realität. Mein spirituelles Bewusstsein kann solche Wunder mit mir nicht nur in der Sexualität, sondern in allen Bereichen des Lebens vollziehen. Jede empfängliche Natur, die das virtuelle Bewusstsein in sich entwickeln kann, wird immer die fantastische Realität dem banalen Gang der Dinge vorziehen. Meine neue Technik zu leben erweitert die Befriedigungsmöglichkeiten, heizt die Leidenschaft an und vertieft das Erleben. Die virtuelle Welt verzaubert das Bewusstsein zu aller erst dadurch, dass ihr der nichtige reale Alltag fehlt. Der Mensch dringt zum Wesen der

Dinge, zum trunken machenden Gefühl der Lebensfreude vor, ohne von der Last der Realität zu ermüden. Natürlich gibt es Tätigkeiten, auf die man in keinem Fall verzichten kann; man badet, isst ein Stück Käse, zieht sich warm oder leicht an. Doch alles andere – etwa den Geschmack des Weines oder eines Frauenkörpers, den Geruch von Äpfeln oder frischgedruckten Geldscheinen, die Bewegung in Raum und Zeit, den Besitz eines seltenen Gegenstandes oder die Anerkennung einer nationalen Zugehörigkeit – kann man ohne Angst vor Betrug als virtuelle Gefühle einstufen. Ich bin ein reicher Mann, den der Neid seiner Umgebung erschreckt. In der realen Welt kann ich einer Frau niemals glauben, dass sie mich liebt. Die Zuneigung ihrer Seele und ihres Geistes kann niemals stärker sein als der Wunsch, über mein Kapital zu verfügen. Offenbar ist dies der Grund, warum ich mich der virtuellen Welt zugewandt habe. Ich finde es ungefährlicher und deshalb süßer sowie einfacher, eine Frau lediglich in einer Realität jenseits der Realität zu besitzen. In der virtuellen Welt gibt es weder Lüge noch Betrug noch Diebstahl. Sie ist rein wie das göttliche Prinzip und vollständig in der Macht des Menschen. Und jeder denkt, dass sie nur ihm gehöre. In der realen Welt gibt es so etwas nicht, sie gehört entweder denen, die Macht, oder denen, die Kapital haben. Und der Mensch, dem beides fehlt, kann sich niemals als Herrn der Welt denken.“ „Wie schwer haben Sie es im Leben“, sagte Jacqueline March nachdenklich. „Ich hätte mir nie vorstellen können, dass einem Mann der Glaube daran fehlt, wirklich geliebt zu werden. Wozu brauchen Sie dann Ihren Reichtum, wenn Ihre Seele allen Gefühlen verschlossen ist? Machen Besitz und Kapital die Verliebtheit nicht größer, steigern Aufmerksamkeit und Geschenke nicht die Gefühle? Wahrscheinlich haben Sie, Fürst, sogar Recht mit Ihrer Behauptung, dass jeder nach seinen eigenen Regeln leben möchte... Doch jetzt ist es schon halb 10 und Zeit, sich zum Schlafen zu richten. Mit außerordentlichem Vergnügen nehme ich Ihren Vorschlag an und bleibe bei Ihnen, um zu erfahren, was ein virtueller Liebesakt ist. Das Neue der Empfindungen reizt mich unerhört, verführt mich geradezu und macht mir eine Gänsehaut. Ich hoffe, Sie haben es sich nicht anders überlegt?“ „Um es klar zu stellen, es gab keinen solchen Vorschlag meinerseits. Ich werde mich nicht sperren, wenn meine Fantasie mir eine sexuelle Begegnung mit Ihnen beschert. Doch dafür müssen Sie nicht unbedingt neben mir im selben Bett liegen.“ „André, diese Nacht könnte meine erste virtuelle Liebesgeschichte werden. Wenn ich nicht in Ihrer Nähe bin, weiß ich nicht, wie ich zu virtuellen

Gefühlen kommen soll. Ich werde nichts empfinden außer den Albträumen einer einsamen Frau. Lassen Sie uns einfach ein Glas Wein trinken und dann weit auseinander in Ihr riesiges Bett legen. Mit Rotwein schlafe ich noch schneller ein als mit Schlaftabletten. Ich verspreche, Ihre Ruhe nicht zu stören; im Gegenteil, ich bin sehr gespannt darauf, am eigenen Leib zu erfahren, was eine virtuelle sexuelle Begegnung ist. Okay?“ „Das ist eine wahrlich göttliche Kraft. Ich werden Ihnen helfen, das zu entdecken.“ „André, ich möchte etwas fragen, doch ich habe Bedenken.“ „Nur zu.“ Zum ersten Mal lächelte Ivéroff. „Wie wichtig ist es für virtuellen Sex, dass der Partner einem gefällt? Steigern sich die virtuellen Wonnen, wenn Verliebtheit im Spiel ist?“ „Virtualität ist die göttliche Freiheit des menschlichen Geistes.“ Ivéroffs schwarze Augen begannen zu glühen. „Je weiter das Bewusstsein ins Virtuelle vordringt, umso deutlicher spricht das Göttliche aus dem Menschen. Das unvergleichliche Gefühl absoluter virtueller Freiheit übertrifft alle anderen Gefühle und Erfahrungen. Liebe oder Hass sind lediglich Funken, die das virtuelle erotische Spiel anfachen; dasselbe gilt für den Schrei einer Möwe, den Sternenhimmel, ein merkwürdig verschlungenes Schuhband auf dem Teppich oder die Schaumkronen von Wellen, die am Strand auflaufen. Verliebtheit spielt beim virtuellen Genuss eine minimale Rolle. Virtuelle Verliebtheit hat dagegen eine wesentlich stabilere Basis und tief reichende Wurzeln. Das ist eine völlig andere Dimension.“ „Heißt das, dass die platonische Gottesliebe einer Nonne zu dem Funken werden kann, der sie in virtueller sexueller Sehnsucht nach Jesus entbrennen lässt? Oder gar in der Vereinigung mit ihm?“ „Ich habe schon gesagt, je tiefer die Virtualisierung des Bewusstseins gegründet ist, umso näher ist der Mensch zu Gott. Wenn man diese Reihenfolge beachtet, findet sich Gott, mit menschlichen Zügen, mit dem Mensch, der Züge Gottes trägt, in ein und demselben Zeit- und Raumformat. Deshalb sind transzendente sexuelle Beziehungen zwischen ihnen durchaus möglich. Alles hängt hier vom Wunsch der beiden Beteiligten ab. – Was für einen Wein möchten Sie?“ „Kalifornischen Mondavi.“ „Kalifornischen Wein in Frankreich? Das ist ein Missverständnis, liebe Jacqueline. Wir sind hier im Land der besten Weinmarken der Welt und Sie wählen ein wenig bekanntes Mittelmaß, den Amerikaner Robert Mondavi? Das lasse ich nicht zu, Miss March, nicht hier auf meiner Jacht.“ „Und was können Sie mir anbieten?“ „Hier auf dem Schiff habe ich eine ansehnliche Auswahl, selbst ziehe ich Bordeaux-Weine allen anderen vor. Ich kann

ihnen aus der Gemeinde Pauillac einen La Tour, einen Mouton-Rothschild und einen Pichon-Longueville Comtesse-de-Lalande Jahrgang 1990 vorschlagen, oder aus Saint-Julien einen Ducru-Beaucaillou, einen Gruaud-Larose und einen Léoville-Las-Cases aus dem Jahr 1989, aus dem südlichen Médoc und Margaux...“ „Okay, Okay! So viele neue Namen, fast wie eine neue Sprache. Bitte, André, ich hätte nichts dagegen, vor meiner Reise in erotische Imaginationen einen Mouton-Rothschild zu kosten. Der Name klingt einfach und schön. Ich hoffe, ich habe die richtige Wahl getroffen?“ „Ausgezeichnet. Ich gehe selbst und hole das göttliche Getränk.“

Damit verließ der Fürst das Schlafzimmer. Als Jacqueline allein war, nahm sie schnell die Tütchen der Signora Pappalardo aus ihrer Handtasche. In dem einen waren zerkleinerte unbekannte Wurzeln und Blumen sowie noch manch anderes; die streute sie auf Ivéroffs Kopfkissen. Das weiße Pulver aus dem anderen, das wie Mehl oder Puderzucker aussah, verteilte sie über das ganze Bett. Es roch leicht nach den Gewürzen der italienischen Küche. Dann sprengte die Schöne aus dem Londoner Haute Couture Haus Parfum *Paloma Picasso* auf die Bettlaken und hoffte inständig, dass die Zaubermittel der Florentinerin die erwünschten Resultate bringen würden. Dennoch konnte sie sich nicht von sorgenvollen Gedanken befreien. Die Manipulation mit den Zauberkräutern, das verzweifelnde Suchen nach Gesprächsthemen, ihr aufrichtiges Interesse für Ivéroff, ihre völlige Unfähigkeit sich aufzudrängen und dazu der leidenschaftliche Wunsch, in den Besitz des riesigen Vermögens des Fürsten zu gelangen, all dies versetzte ihr Herz in höchste Erregung und nahm ihr die Fähigkeit, klar zu denken. Tief in ihrer Seele hätte sie am liebsten alles ganz anders gemacht, ohne Hilfsmittel, ohne die Geheimnisse der Alchemie, ohne dem Fürsten nachzustellen und ohne Verschwörung. Doch sein Gesundheitszustand, seine Art sich zu unterhalten und vor allem sein hartnäckiger Hang zu der ihr unverständlichen virtuellen Liebe und einer ihr absolut fremden Welt in einer anderen Dimension – wo doch die Welt um sie herum so wunderbar war – festigten sie in der Überzeugung, dass es keine Alternative gab, wenn sie über seine Seele, seinen Verstand und sein Kapital siegen wollte. In dem leidenschaftlichen Wunsch, das geplante Projekt zu Ende zu bringen, zog Jacqueline sich aus. Die hochhackigen Schuhe mit den Pfennigabsätzen, Marke Jeremy Scott, ließ sie nachlässig fallen, ihr purpurrotes, mehrfach geschlitztes Kleid warf sie über den Bilderrahmen der „Agonie“ von Arshile Gorky an der Wand. Die hautfarbenen

erotischen Seidendessous mit blütenweißen Spitzen, die den Fürsten aufreizen sollten, hing sie auf Gauguins Lithografie „Gelber Christus“; sie hatte bemerkt, dass sein Blick immer wieder bei diesem Kunstwerk verharrte. Nackt und von der Herrlichkeit ihres samtweichen Körpers überzeugt sah sie in den Spiegel, machte nach Kinderart eine Grimasse und ging ins Bad.

Als Ivéroff taktvoll an die Tür klopfte, erhielt er keine Antwort. Er klopfte noch ein zweites Mal und trat dann in das Schlafzimmer ein. Das Kleid und die Wäsche von Miss March machten keinerlei Eindruck auf den Fürsten, er bemerkte sie wahrscheinlich gar nicht. Er stellte zwei Weingläser auf die beiden Nachttische rechts und links vom Bett und dekantierte einen 1990er Mouton-Rothschild. Ein violettschimmerndes Rubinrot füllte das kunstvolle alte Gefäß. Der Fürst sog das Aroma des vertrauten Buketts aus Weintrauben, getoasteter Eiche, Schokolade und schwarzer Johannesbeere ein. Für einen Augenblick kehrte er in Gedanken zu seinem bisherigen Leben zurück, während er die Eleganz des auserlesenen Getränkes genoss. Doch schnell verflog die nostalgische Anwandlung und er vertiefte sich wieder in sich selbst, während die Gedanken an seine bevorstehende Abreise nach Russland auf ihn einstürmten. Zunehmend bedrückte ihn eine tiefe Trauer und ließ ihn seine Umgebung völlig vergessen.

Eine der schönsten jungen Frauen der Frühlings- und Sommersaison 2002, die nackte Jacqueline March, kam aus dem Bad, schlüpfte in ihre hochhackigen Schuhe mit dem Pfennigabsatz und ging mit erotischem Hüftschwung im Schlafzimmer hin und her, wobei sie einem höchst seltsamen, gelangweilten Zuschauer ihre außerordentliche Figur darbot. Ausschließlich seinetwegen inszenierte die junge Diva, deren Name bei den bekanntesten Bonvivants Europas hoch gehandelt wurde, ihre verführerische Show. Das Model aus London nahm jeden Winkel des fürstlichen Schlafgemaches, das ungefähr 40 Quadratmeter umfasste, ein, erfüllte es mit der Präsentation ihres fantastischen Körpers. Das war vergleichbar mit der Wirkung der Musik Mozarts über die Bodensee-Bühne des Zauberflöten-Festivals. Der elegante Gang steigerte das Verführerische und die Erotik der Australierin. Die Brüste tanzten an dem biegsamen, straffen Körper wie die Schellen einer Zigeunerin, die Rundungen ihrer Hüften wiegten sich unablässig hin und her wie der Geigenbogen der Vanessa-Mae, die Zunge strich mit betörender Zärtlichkeit über die unvergleichlichen Lippen wie über mit Nektar überzogene Pralinen. Jacqueline

March berauschte sich am Gefühl ihrer herrschergleichen Macht. Mal erhob sie sich auf die Zehenspitzen, streckte ihren Schwanenhals und warf die langen schmalen Arme hoch über sich, dann wieder veränderte sie augenblicklich ihre Pose und beugte sich nieder, oder sie spreizte ihre aufreizenden Knie, während ihr erotische Schauer über den Körper liefen. Dieser Striptease konnte einen des Verstandes berauben. Die magnetischen Kräfte der Jacqueline March hätten bei einem chronisch impotenten Mann einen Anfall sexueller Lust provozieren, ihre sinnlichen Körperbewegungen hätten einen Toten auferwecken oder einen erfrorenen Lappländer mit kochender Leidenschaft übergießen können. In ihrer Gestalt verschmolzen der Gott der Schöpfung und der Dämon der Verführung miteinander.

Wie alle gutmütigen Menschen zeichnete auch André Ivéroff gleichzeitig Nachsichtigkeit aus. Anhaltend und mit einem gewissen Interesse schaute er der vorbei defilierenden Jacqueline zu, sah aber etwas ganz Anderes. Er konnte seinen Gedanken, die ihn aus dem realen Leben in die Welt des Transzendenten entführten, nicht wehren. Die Suche nach sich selbst im virtuellen Raum und in virtueller Zeit überschwemmte ihn nicht nur, sie wurde zum ständigen geistigen Bedürfnis. Erneut kam ihm das Thema Selbstmord. Ivéroff stellte sich vor, wie ihn die Tiefe des Mittelmeeres verschlang, in der Kleidung, die er dafür vorgesehen hatte, mit den schweren Bergsteigerstiefeln, der Tauchermaske auf dem Kopf und dem Hundert-Pfund-Anker, der mit einer stabilen Kette an dem steifen Gürtel festgemacht war. Mit schaurigem Vergnügen ließ er sich in Gedanken in die undurchsichtige Finsternis der Meerestiefe sinken. Doch in diesem Augenblick kam ihm ein völlig unerwarteter Gedanke: Kann man sich etwa über eine Bewegung freuen, die zum Tode führt? Und gleich darauf verdrängte, überholte ein anderer Gedanke den vorherigen und spottete diesem auf brutale Weise: Ist nicht das ganze Leben der Menschen eine fröhliche Prozession hin zur Selbstvernichtung? Dies rief Ivéroff fast schon vergessene Zeilen von Victor Hugo ins Gedächtnis, tagträumerisch deklamierte er das ganze Gedicht. Die nackte Jacqueline blieb perplex stehen. Das Worte dieses ihr unbekanntes Dichters warfen sie um und nahmen ihr den letzten Zweifel daran, dass der Fürst psychisch krank war. Anders konnte sie sich seine offene Gleichgültigkeit und Nichtachtung nicht erklären. Die junge Frau hielt mit Mühe ihre Tränen zurück. Sie hatte ihre Fassung verloren und keine Vorstellung, wie sie sich weiter verhalten und was sie unternehmen könnte. Wut und Hass stiegen in ihr auf.

Erbost fragte sie sich, ob etwa auch die Zaubermittel der Pappalardo wirkungslos waren. Aus einer Liebesgöttin, die selbst den Satan verführen und besiegen könnte, wurde ein dummes, verwirrtes Mädchen. Das plötzliche Rot auf ihrem schneeweißen Gesicht verriet ihre gekränkte Selbstliebe. Er war ein Idiot und nichts weiter. Während sie selbst sich ihm zum Geschenk brachte, zitierte er irgendwelche verstaubten Verse. Niedergedrückt und innerlich leer ging sie zum Bett, nahm das Glas und berührte Ivéroff an der Schulter: „Schenken Sie mir ein.“ In diesem Augenblick hätte sie ihm die Luft abdrücken können. Das war durchaus nachvollziehbar, denn sie hatte sich während ihres fantastischen Striptease wie eine Schamanin in Trance getanzt. Und als sie mit aller Kraft lieben und geliebt werden wollte, erhielt sie entmutigende Gleichgültigkeit zur Antwort. So etwas verzeiht keine Frau. Früher hatte sie sich verletzt gefühlt, wenn ein Kavalier ihr Kleid berührte; jetzt dagegen kamen Wut und Unverständnis daher, dass der Mann sie nicht begeistert angesehen und sie nicht bedrängt hatte. Allerdings nahm sie sich gleich darauf zusammen, und ein anderes, viel originelleres Thema kam ihr in den Sinn. Sie schmunzelte leise in sich hinein, wieso ihr so etwas einfiel und welche übersinnliche Kraft es ihr eingegeben haben könnte. Ivéroff kam wieder zur Besinnung. „Ach ja... Ich habe mich ein bisschen gehen lassen. Haben Sie etwas gesagt?“ „Bitte, schenken Sie mir Ihren Mouton-Rothschild ein.“ Sie hatte immer noch einen Kloß im Hals. Der Fürst nahm die Karaffe mit dem Wein und bemerkte jetzt erst, dass sie ja kein einziges Kleidungsstück an sich trug. Er lächelte spöttisch, kratzte sich die Stirn und schenkte den Wein aus. „Was war das für ein Gedicht, die Sie für mich deklamiert haben?“

Diese Frage machte ihm wirklich zu schaffen. „Ich soll Ihnen ein Gedicht aufgesagt haben? Das ist mir entfallen. Worum ging es da?“ „Es ging um einen Priester, um böse Geister und darum dass der Tod unausweichlich ist; und alles in einer altmodischen Sprache.“ „Du lieber Himmel, Jacqueline – das sind die ewigen Themen der Menschheit.“ Ivéroff lächelte seltsam und wie unter Schmerzen. „Da fällt mir ein weiser Spruch der Aborigines von Australien ein und es würde mich interessieren, wie Sie persönlich damit zurecht gekommen wären. Später möchte ich Ihnen dann einen Vorschlag machen. Aber zuerst zu Australien, wo einmal eine Amnestie für sämtliche Insassen der Gefängnisse ausgerufen wurde, ganz gleich, ob sie zu einem Tag oder zu ‚lebenslänglich‘ verurteilt worden waren. Erlassen werden sollte ihnen jeweils die



Hälfte der Strafe, von einem Jahr also 6 Monate und so weiter. Doch wie sollte man mit den lebenslänglich Inhaftierten verfahren? Am Ende wurde eine geniale, sehr einfache Lösung des Problems gefunden. Bitte sehr, was meinen Sie, wie sie aussah?“ „Solche Dinge liegen mir im Augenblick sehr fern... Ich kapituliere und werde Ihnen dafür etwas schenken. Welche Lösung wurde gefunden?“ „Was wollen Sie mir schenken?“ „Sie leben in London?“ „Ja.“ „Dann schenke ich Ihnen das neueste Jaguar-Modell, Klasse X-8.“ „Okay! Die Entscheidung sah so aus: Einen Tag mussten sie sitzen, einen Tag waren sie frei.“ „Das ist in der Tat genial. Sie bekommen den Jaguar. Welche Farbe möchten Sie?“ „Silbermetallic. André, es gibt einen Grund, warum ich Ihnen die Geschichte erzählt habe.“ „Und welchen bitte?“ „Ich möchte Ihnen einen Plan unterbreiten: Sie werden abwechselnd einen Tag in der realen Welt und eine in der virtuellen Welt leben. Ist das nicht großartig? An einem Tag werden wir uns körperlich umarmen und am nächsten in unseren Träumen.“ „Jacqueline, mein Traum, vollständig in die virtuelle Welt umzusiedeln, hat weder mit Schwierigkeiten beim Liebespiel noch mit Krankheit zu tun und beruht auch nicht auf einer fixen Idee. Ich möchte diesen Schritt vollziehen, weil ich im Innersten davon überzeugt bin, dass die Zukunft menschlicher Existenz in genau dieser Welt beschlossen liegt. Es reizt mich, Pionier dieser Welt zu werden. Nur in der Virtualität kann man sich in verschiedensten Dimensionen bewegen und absolut frei sein. Verstehen Sie, was es heißt, absolut frei zu sein?“ „Okay, erzählen Sie es mir!“ „Die moderne Zivilisation ist in eine Sackgasse geraten und hat angesichts moralischer und ökologischer Probleme rapide an Tempo verloren. Dies ist der Hauptgrund für mein hartnäckiges Bedürfnis, im virtuellen Raum und in virtueller Zeit zu existieren. Es gibt keinen anderen Schlüssel zur Zukunft der Menschen, jetzt nicht und auch später nicht.“ „André, so sagen Sie doch, was gefällt Ihnen nicht an Ihrem Leben und dem Ihrer Freunde und Bekannten? Was machen wir falsch? Und sind Sie tatsächlich der Einzige, der dies erkennt? Macht Ihnen dieser Umstand nicht Angst?“ Hinter dieser naiven simplen Frage verbarg Jacqueline ihre eigentliche, gerade entstandene Absicht, Ivéroffs Denkweise unter Beschuss zu nehmen. Dass der Fürst ungeheuer viel mehr wusste als sie, war ihr klar. Doch es reizte sie, die Rolle einer jungen boshaften, naiven und streitlustigen Frauensperson auszuprobieren. Wenn wir schon kein Liebespaar werden, so dachte sie, könnte unsere Beziehung doch so aussehen wie zwischen einem älteren, erfahreneren Menschen und einer ganz jungen

zickigen Frau, die unerfahren und aus ihrer Unwissenheit heraus aufmüpfig ist. „Am meisten Angst machen mir zwei Probleme, die Globalisierung der Ökonomie und die Stereotypisierung und Vermassung des gesellschaftlichen Bewusstseins“, fuhr er fort. „Das Element des Individuellen ist fast vollständig aus dem Business und der Kultur verschwunden, und zwar unwiederbringlich, wie die Vergangenheit selbst. Die Nachfolge der herausragenden Persönlichkeiten der sechziger und siebziger Jahre treten die Mittelmäßigen, die Eintagsfliegen an. Heutzutage findet man nur mit Mühe jemanden, mit dem sich über historische Themen oder Probleme des Finanzmarktes sprechen, über Philosophie disputieren oder über Literatur, Kunst und Musik diskutieren lässt. Bei jeder Frage weiß man die Antwort schon im voraus. Macht es da noch Sinn, jemanden kennen zu lernen und sich mit ihm anzufreunden? Man weiß doch im Vorhinein, dass man es mit einer Frucht der Massenkultur zu tun hat. Alle menschlichen Leidenschaften werden vier Götzen zu Füßen gelegt, dem Geld, dem Sex, dem Bauch und dem Äußeren. Mich langweilt es in der realen Welt, deshalb bin ich fest entschlossen, in ihre virtuelle Variante überzusiedeln.“ „Erlauben Sie mir, Sie nach etwas ganz Anderem zu fragen. Was war für Sie das Angenehmste im intimen Beisammensein mit einer Frau? Es muss doch auch für Sie etwas Befriedigendes gehabt haben.“ Er dachte nach, nahm einen Schluck Wein, zögerte und sagte dann nach einem weiteren kleinen Schluck: „Ihr das verschwitzte Gesicht, die Brust, den Rücken mit einem Handtuch abtrocknen... sie während ihres Orgasmus beobachten. In dem Moment erleuchtet ein Licht die Frau, ihr Gesicht wird gütig und schön, eine ganz wunderbare Kraft erfüllt sie. Diese Augenblicke waren für mich immer die erstaunlichsten während des intimen Kontakts.“ „Ihre Beschreibung verrät den wahren Kenner und Liebhaber. Haben Sie, während Sie in Ihren Erinnerungen suchten, nicht den Wunsch verspürt, mich mit Ihren Bildern in Erregung zu versetzen? Ich gebe offen zu – es ist Ihnen gelungen. Ich vibriere vor Sehnsucht nach Ihren heißen Küssen. Sehen Sie nicht weg, sehen Sie mich an, erfreuen Sie sich an meinem Körper, nehmen Sie ihn, André.“ Eine lange Pause trat ein. Jeder hing seinen Gedanken nach. Die Londoner Schönheit hoffte inständig, dass die Mixturen der Signora Pappalardo ihren Dienst tun würden. Ivéroff ließ seinen Blick über ihre großartige Figur schweifen, sah in die leidenschaftlich veränderten Augen, doch in Gedanken war er weiterhin mit seiner Reise am nächsten Tag nach Marseille zum russischen Generalkonsulat beschäftigt. Und wenn sie mir

plötzlich meinen Pass nicht verlängern wollen, dachte er. Das Schweigen zog sich hin. Das bezaubernde Model wollte nicht kapitulieren und setzte ihren Vorstoß fort. Sie legte ihre Hand auf Ivéroffs Brust und streichelte ihn mit den Fingerspitzen. „Wann waren Sie das letzte Mal mit einer Frau zusammen? Vielleicht haben Sie einfach Ihre Sicherheit verloren? Das gibt es bei Männern. Ich will Ihnen gern helfen...“ Dabei glitt ihre Hand weiter nach unten. Mit den Lippen berührte Jacqueline sein braungebranntes Gesicht, schmiegte sich an seine Wangen, sein Kinn, streifte seine dunklen rätselhaften Augen und wollte sich schon mit all ihrer gespielten Leidenschaft an Ivéroffs Lippen festsaugen, als dieser selbst sie gebieterisch an sich presste und ihren wunderbaren ganzen Körper mit Küssen bedeckte. Seine Hände streichelten ihre Brust, umfassten ihre Beine, pressten ihre Hüften zusammen, er schien in eine Art Selbstvergessenheit verfallen zu sein. Mit jeder ihrer Zellen spürte Jacqueline seine elastischen gespannten Muskeln. Minuten vergingen und die schöne Jacqueline glaubte beinahe schon an ihren Sieg über den Fürsten, als dieser vom Bett aufsprang und ausrief: „Oh Gott, gib mir die Kraft mich von hier loszureißen. Hilf mir, in die andere Welt überzutreten.“ Schon wieder ist er bei diesem Thema, dachte die Frau ärgerlich. Doch du irrst dich, mein Freundchen, du entkommst mir nicht. Und wenn du noch so sehr woanders sein möchtest, heute Nacht gehörst du mir, koste es was es wolle! Ich bin verpflichtet, einen Erben für deine Besitztümer zu gebären. So wie dein Gehirn funktioniert, wird von ihnen sowieso bald nicht mehr viel übrig sein. – Der Mann ging schnell ins Bad, spritzte sich kaltes Wasser ins brennende Gesicht, hielt den Kopf unter Wasser und ging ins Schlafzimmer zurück. „Liebe Jacqueline“, Ivéroff sah sie an, als könnte er in ihrer Seele lesen, „machen Sie aus mir nicht den Mann, der aus dem Haus ging, um Seife zu kaufen und dabei in die Müllgrube fiel. Ich wiederhole, dass ein Scheck über 20 Millionen auf Ihren Namen ausgestellt ist. Sie sind frei von jeglichen Verpflichtungen. Wir brauchen gar nicht bis morgen früh zu warten; ich rufe gleich Madame Ponsen, die Ihnen dann den Scheck übergibt.“ „André, bitte, tun Sie das nicht. Ich verspreche Ihnen, ich werde friedlich auf meiner Seite des Bettes liegen bleiben und auf Träume der virtuellen Liebe warten. Bitte, sprechen Sie nicht mehr vom Geld. Von Anfang an waren ausschließlich Sie es, der mich interessiert hat; danach kam das Honorar noch lange nicht. Okay?“ „Wir sollten uns auf den Übergang in die virtuelle Welt vorbereiten, in den märchenhaften Raum, wo die Zeit erstarrt ist und die Leidenschaften brausen wie die

Tsunamis im Ozean. Im übrigen muss ich unbedingt ausschlafen, morgen ist ein anstrengender Tag. Ich muss nach Marseille. Also muss ich früh aufstehen.“ Er nahm den Hörer auf und sprach in ihn hinein: „Karl, mein Freund, ich fahre morgen früh um 6 Uhr. Der Veyron bleibt hier für meine Gäste. Stell den Rolls-Royce bereit. Jean-Louis fährt mit mir. Du bekommst deine Anweisungen von Madame Ponsen.“ „Kann ich mit Ihnen mitfahren?“, fragte Jacqueline fügsam. „Bitte, doch unter einer Bedingung – keine physischen Annäherungsversuche. Wir wollen versuchen, in die Welt der Fantasie einzutauchen. Dort werden wir alles finden, Sex, wahre Liebe, intellektuelle Partner und eine umfassende Welt voller Güte und Herzlichkeit. Wir sind bereits auf der Schwelle zu dieser unserer Wunschwelt... Auf Wiedersehen in einer anderer Dimension.“

## Kapitel 7

Die virtuelle Welt hatte vollkommen von Monsieur Ivéroff Besitz ergriffen. Seine Träume schienen so real, dass er die Empfindung von Zeit und Raum gänzlich verlor. Inzwischen war es Abend geworden. Gerade hatte ein feiner Regen eingesetzt, und die Strahlen der Abendsonne drangen nur mühsam durch die schweren, zu bizarren Formen zerrissenen Wolken. Monsieur Ivéroff betrat das Hotel Excelsior in der Via Vittorio Veneto in Rom, einen beliebten Treffpunkt der amerikanischen Elite. Abby Cryde hatte ihn zum Abendessen eingeladen, eine bekannte Analystin. Sie kannten einander schon seit langem, telefonierte öfter miteinander und trafen sich hin und wieder. Ivéroff empfand für Mrs. Cryde nicht nur Respekt aufgrund ihrer Professionalität, sondern auch rein menschliche Sympathie. Abgesehen davon hatte er schon verschiedentlich die Dienste der bekannten Consulting-Firma Merrill Lynch in Anspruch genommen, für die Abby Cryde – mit höchster Effektivität und ebensolcher Diskretion – arbeitete. Wenn Mrs. Cryde nach Europa kam, versuchte sie sich mit Ivéroff zu treffen. Beim gemeinsamen Abendessen besprachen beide die aktuellen Finanzfragen der Welt, die Lage an den größten internationalen Börsen, die Fondmärkte, Notierungen und Rentabilität von Aktien, Zinssätze und was dazu gehörte. André Ivéroff war ein brillanter Spieler auf allen bedeutenden Aktienmärkten, und Mrs. Cryde eine hoch angesehene Analystin. Ihr Austausch war für beide Seiten stets von großem Nutzen und wurde von der Fachpresse aufmerksam zur Kenntnis genommen. Der internationale Aktienmarkt hatte sich das ganze zweite Quartal über in einem Zustand fieberhafter Unruhe befunden. In Fachkreisen kursierten die unterschiedlichsten Prognosen, und Ivéroff lag sehr daran, die Meinung der anerkannten Expertin zu hören.

Vestibül und Empfangshalle des Hotels Excelsior waren in Blumen getaucht. Mrs. Cryde, in weißer offener Bluse und beigefarbenen Hosen, stand neben einem kleinen Rondell, in dem ein Springbrunnen plätscherte und betrachtete ein Mosaikwandbild. Unterm Arm hielt sie einige dicke Zeitschriften. Der Fürst trat auf sie ihr und küsste ihr die Hand, sie umarmten sich. „Du siehst wunderbar aus, Abby! Du hast abgenommen. Kommt das von Aerobic, deiner sportlichen Lebensweise? Oder dem Stress?“ „Hallo, du Sonnenkind. Ich habe ein ganz gutes Gedächtnis, mein Lieber. Jedes Mal, wenn wir uns treffen, sagst du, ich hätte abgenommen. Wenn man alle deine Bemerkungen

summiert, müsste ich schon lange an Unterernährung gestorben sein. Wie geht es dir, André?“ „Ganz ausgezeichnet.“

Sie betraten das Restaurant. Mrs. Cryde bestellte Spargel, Spinat und norwegischen Lachs, Ivéroff Gambas Royal und dazu einen Löffel Reis. Mrs. Cryde bat Ivéroff, den Wein auszusuchen. „Italienischen oder nach meinem Geschmack?“, fragte er. „Da du ein berühmter Weinkenner bist, such uns doch etwas Besonderes aus.“ Der Fürst wählte einen 89er La Mission Haut-Brion von Duchesse de Mouchy – tatsächlich einer der besten Rebensäfte in ganz Frankreich. „Wie laufen die Geschäfte?“ „Gar nicht schlecht. Aber sag mal, warum hast du dich neulich im April eigentlich gegen Buffett und Soros gestellt und prognostiziert, der Markt würde sich stabilisieren und es sei eine Steigerung der Renditen zu erwarten? Für solche Annahmen gab es zu dem Zeitpunkt doch keinerlei Grundlage.“ „Augenblick, mein Lieber. Beantworte zuerst du mir eine Frage: Kann es sein, dass du diesen alten Fuchs Soros im High-Tech-Sektor berätst? Was man in der letzten Zeit von ihm hört, sind jedenfalls deine Gedanken, da bin ich mir ganz sicher. Er hat doch schon längst das Gespür zum Markt verloren und verlässt sich nur auf dich und vielleicht noch auf die Ratschläge von Bernard Perrod und Claude Barton.“ „Oh, Abby, du weißt doch, man soll die Standbilder auf ihren Sockeln lassen. Wenn sie umfallen, kommt es leicht zu einem Schädelbruch. Der Alte nimmt nicht mehr aktiv am Marktgeschehen teil, aber in seinen theoretischen Arbeiten ist er blendend. Ich lese seine Bücher mit dem größten Vergnügen. Er hat mich Ende März ein paar Mal angerufen und mich nach meiner Meinung zu der Entwicklung auf dem Aktienmarkt gefragt. Du kanntest ja meine Prognose: Ich sagte, dass der Markt etwa in der Zeit April – Mai einbrechen würde; und eben das ist passiert... Wie ist der Spargel?“ „Die italienische Soße macht ihn sehr pikant. Es geht das Gerücht, Buffett bereite in diesem Herbst eine große Operation gegen den Euro vor. Weißt du etwas davon?“ „Sie habe einen Schrecken bekommen, weil erstmals in der Geschichte der Umfang der Euro-Obligationen, die in Euro notiert sind, die Euro-Obligationen, die in Dollar notiert sind, überschritten hat; und auf den Auktionen der Waren-Termingeschäfte haben die Eurokontrakte ebenfalls die Dollar-Geschäfte überstiegen. Nach meinen Informationen wird es Ende Oktober eine Attacke auf die Aktienmärkte in Frankfurt und London geben. Man hat offenbar vor, den Euro um 3 bis 9 Prozent zu drücken, um dann mit dem erstarkten Dollar die rentabelsten Aktiva der Europäer aufzukaufen.“ „Und nimmst

du an dieser Aktion teil?“ „Man hat versucht, mich in dieses Abenteuer hineinzuziehen, aber daraus wird nichts. 1998 in Hongkong hat das nicht geklappt, und jetzt 2003 werden die Europäer ebenfalls die Angriffe der Amerikaner ohne Probleme abwehren. Die Finanzmuskeln des alten Kontinents werden immer stärker. Aber die Amerikaner haben die Nase einfach zu hoch, deshalb entgehen ihnen verschiedene wichtige Vorgänge im europäischen Finanzgeschehen. Zur Zeit klopfen 17 umliegende Länder an die Tür der EU. Israel, Türkei, Ägypten, Polen... In 10 oder 15 Jahren wird die Einwohnerzahl der Europäischen Union etwa eine Milliarde betragen. Die EU dominiert heute schon die Märkte Osteuropas, Russlands und der GUS-Länder. Das Finanzzentrum der Welt wird sich von New York nach Europa verlagern. Die USA haben nur eine Chance, dem Alten Kontinent Widerstand zu leisten – Sie müssen sich mit Russland zusammentun. Andere entscheidende Optionen sehe ich nicht. Liebe Abby, ich werde mich ganz vom Markt zurückziehen, und vom gesellschaftlichen Leben auch. In mein Leben ist jetzt etwas eingetreten, das mich mehr interessiert.“

„Was meinst du damit? Wohin soll sich ein Mensch wie du denn zurückziehen?“ „Ich habe einfach den Spaß am Spiel verloren, es reizt mich nicht mehr, spitzfindige Strategien auszuarbeiten und etliche Züge im Voraus durchzurechnen. In den letzten zwei Jahren kam mir der Markt immer mehr wie ein lästiger Nachbar vor, der einen unentwegt mit seinen launischen Wünschen belästigt. Und das Geldverdienen allein ist für mich vollkommen uninteressant. Wie ist übrigens der Wein? Ist er nicht ein Gedicht?“ „Unvergleichlich. Eine hervorragende Wahl. Was willst du denn jetzt tun?“

Mrs. Cryde setzte ihre Brille auf, um Ivéroff besser mustern zu können. „Ich bitte um Entschuldigung, dass ich dich daran erinnere, aber heute ist der 24. Juni. Ich möchte dir eine Wette vorschlagen: Der Verlierer zahlt das nächste Abendessen. Also, meine Prognose lautet: Beginnend mit der 27. Woche wird der Aktienmarkt in eine tiefe Krise geraten. Der US-amerikanische Markt wird um 40 bis 50 Prozent fallen. Die größten High-Tech-Firmen werden in Konkurs gehen. Wenn die amerikanische Führung keine geeignete Konzeption zur Stabilisierung des Marktes findet, kann die Krise katastrophale Ausmaße annehmen. Vor allem das High-Tech-Segment wird leiden. Die Kurse der Computerfirmen und Internetgesellschaften werden auf 20 bis 25 Prozent ihrer jetzigen Notierungen fallen und die Kurse an den Börsen in New York, London, Paris und Frankfurt mit sich nach unten ziehen. Die Kurse der europäischen

Wertpapiere werden auf die Hälfte ihres jetzigen Wertes fallen. Ich werde morgen meinen Broker anweisen, meine sämtlichen Aktiva aus diesem Segment abzustoßen und auf die konservativste Art und Weise anzulegen, das heißt, 30 Prozent in Staatsanleihen der USA, 20 Prozent in einjährigen Bundesobligationen und 50 Prozent in Euro-Obligationen, die in Euro notiert sind. Wenn meine Prognose zutrifft, bekomme ich ein kostenloses Abendessen und werde am Jahresende 3,3 Prozent oder um die 42 Millionen verdient haben.“ „Ich habe eine andere Prognose...“ „Welche denn, liebe Abby?“ „Bis Ende Juli wird sich nichts Wesentliches ereignen. In der 31. Woche dann beginnt der Markt zu schwanken und fällt um 2 bis 5 Prozent. Aber Mitte September, um den 13. oder 14. herum, wird der NASDAQ um 7 Prozent verlieren, der DOW JONES und der SP-500 etwa 3 Prozent. Davon abgesehen – man kann natürlich in unserem Spiel, genau wie auf der Bühne, auch mal stolpern, oder plötzlich niesen müssen. Aber sag mir lieber, was mit dir los ist. Es will mir nicht in den Kopf, dass du dein Kapital wirklich konservativ anlegen könntest, wie eine alte Witwe in irgendeinem Provinznest. Wo ist deine Energie, dein scharfes Kalkül, wo sind deine kühnen Gedankenflüge? Wenn Menschen wie du vom Markt verschwinden, dann wird die Jugend ihn verändern, und zwar ziemlich radikal. Wir werden dann bald überflüssig sein. Unsere Generation wird keine Chance mehr haben, wieder ins Geschäft zurück zu kehren. Weißt du noch, wie wir in den siebziger und achtziger Jahren die alten Finanzhaie verdrängt haben? Damals waren die Spieler auch apathisch geworden, und sie waren ziemlich schnell vom Markt verschwunden.“ „Ich habe dir schon gesagt, der Markt übt keinen Reiz mehr auf mich aus. Ich kann nicht einmal sagen, dass ich müde wäre; es ist eher so etwas wie professionelle Enttäuschung. Außerdem, Geld an sich interessiert mich nicht im Geringsten. Was ich suche ist ein neuer Lebenssinn – der Aktienmarkt hat in meinem Leben ausgespielt.“ „Tja, warum kannst du dich eigentlich nicht zu einer Heirat entschließen? Der Wein ist übrigens wirklich ausgezeichnet.“ „Darüber habe ich selber schon ziemlich lange nachgedacht. Meine Antwort wird dich vielleicht nicht zufrieden stellen, aber ich habe keine andere: Schuld an allem ist mein riesiges Vermögen. Wenn ich 5 bis 7 Tausend Euro im Monat verdienen würde, hätte ich mir schon längst ein kleines Frauchen und 3 oder 4 Kindlein zugelegt. Ich vertraue einfach niemandem. Es gibt nun einmal keine Möglichkeit, exakt zu messen, welcher Aspekt in der weiblichen Anhänglichkeit höher wiegt – die Liebe zum Geld oder zum



Mann? Zu Körper und Geist oder zu Luxus und gutem Leben? Meine Erfahrung sagt mir, dass für einen modernen Menschen Macht und Kapital wichtiger sind als seelische Werte. Diese Schlussfolgerung ist bei mir so etwas wie die Diagnose einer unheilbaren Krankheit geworden, deshalb brauche ich jetzt neue Kriterien, frische Lebensgrundsätze.“ „Starke Männer um die 45 werden sentimental. Müsst ihr denn wirklich unbedingt wissen, welche Gefühle in den Frauen überwiegen? Ist das kein Anachronismus? Schau dir moderne Filme an, lies Romane – das Thema tiefer und treuer Liebe spielt darin überhaupt keine Rolle mehr. Liebe ist heutzutage nur noch eine Interessengemeinschaft zwischen zwei Personen, der beiderseitige Ehrgeiz, irgendein Lebensziel zu erreichen, oder ein System von Schutzmaßnahmen gegen die Widrigkeiten des Schicksals. Der Wunsch nach sexueller Befriedigung wiegt höher als die Freuden der hehren Liebe, und die leidenschaftliche Verliebtheit weicht widerstandslos der banalen menschlichen Neigung zu Sicherheit und Gewohnheit. In der heutigen Realität dominiert der Hang zu Geld und Macht alle anderen Gefühle, und die Liebe ist nur noch ein diabolischer Abgrund im menschlichen Herzen. Wenn ich von einem meiner Bekannten höre, er oder sie sei verliebt, gehe ich davon aus, dass der Teufel von seinem Herzen Besitz ergriffen hat. Liebe findet man nur noch in Ländern mit einer unterentwickelten, unbedeutenden Wirtschaft und primitiven Lebensformen. Ich war vor kurzem geschäftlich in Rumänien. Dort findet man Liebe, wo der Mensch um die 50 Euro im Monat verdienen. Seine Gefühle sind frei und unverbraucht, die riesige Welt liegt offen vor ihm, und er kann sein ganzes inneres Potential auf das Objekt seiner sinnlichen Neigungen richten. Aber im Kasino von Monte-Carlo, auf der Promenade des Anglaise in Nizza, in Manhattan oder in der Park Lane in London wird man die Liebe vergeblich suchen. Dort regieren Kapital und Sex, und es gibt keinen Platz für ein echtes Gefühl, für ein ursprüngliches wie es Faulkner, Thomas Mann und Dostojewskij beschrieben. Die Welt der Liebe hat der Ideologie des Pragmatismus und der Zweckmäßigkeit, der Selbsterhaltung und des Komforts das Feld geräumt. Und zum eigentlichen Totengräber der Liebe wurde der freie Markt. Die schrankenlose Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und auf den Kapital- und Warenmärkten macht die Philosophie des Wettbewerbs zur herrschenden Denkweise – des Wettbewerbs darum, die Körper und Seelen der Menschen zu beherrschen, das Recht der ersten Nacht zu verbuchen, einen schönen und modischen Gegenstand, und das heißt,

bedauerlicherweise – einen Menschen kurz- oder längerfristig zu nutzen. Diese neuzeitliche Haltung – vor allem sich selbst, aber auch der Umwelt gegenüber – zerstört viele traditionellen Werte und Einrichtungen vergangener Epochen. Zur Zeit befassen sich die Soziologen mit der Frage, ob es in der Zukunft die Ehe überhaupt noch geben wird. Aber du bist ein gutaussehender Mann, dir sollte es doch nicht schwer fallen, diese gesellschaftlichen Muster für dich zu nutzen? Ich habe gehört, dass du dich neuerdings für die Australierin Jacqueline March begeisterst. Sie ist eine wunderbare junge Frau, heirate sie, lass dir Kinder von ihr gebären. Wenn du irgendwann eine andere triffst, kannst du dich immer noch scheiden lassen. Private Beziehungen werden heute von Einfachheit und Unverbindlichkeit geprägt, das heißt Modernität. Aber wer weiß, vielleicht trägst du ja tief in deinem Inneren etwas von dem seltsamen Nationalcharakter – die Russen suchen doch gerade in den Unbequemlichkeiten des Lebens die Freude an der Welt. Sag mal, mein Lieber, ich habe dich nie danach gefragt: hast du eigentlich irgendwelche Verwandten?“ „Ein paar ganz entfernte in der italienischen Linie, in der russischen überhaupt keine. Aber ich pflege den kulturellen Kontakt virtuell. Ich lese beständig die russischen Schriftsteller – Gogol, Wladimir Solowjow, Dostojewskij und Michail Bulgakow. Ich bin sehr gern in Italien, und versäume es nie, das Museum Borghese, die Uffizien, die Villa Giulia und San Marco aufzusuchen. Meine russisch-italienische Abstammung erfüllt mich mit Stolz. Es ist die Verbindung von russischer Seelenmystik und tiefgründiger Suche nach der eigenen Persönlichkeit mit der genialen Nachbildung der Materie in der Architektur und der Kunst.“ „Deine Italiener haben kaum existenzielle Tiefe – im Gegensatz zu den Russen: Die bilden eine Nation von Paria. Es kommt mir so vor, als hätte Gott sie zu ewiger Buße verdammt, zu Rastlosigkeit der Seele, dazu, dass der Verstand immer nur Leiden schafft. In diesem Kult des Absurden haben sie viel Gemeinsames mit der dichterischen Freiheit von feingeistigen Ästheten des Mittelalters.“ „Das kann schon sein...“, sagte Ivéroff wie nebenher, fast gleichgültig. „Sag mal, stimmt es, dass Crédit Lyonnais mit der Banque Nationale Agricole fusionieren will?“ „Ich habe davon gehört. Eine großartige Idee. Ich kann die Europäer sowieso nicht verstehen. Sie bringen es einfach nicht fertig, ihr Bankensystem zu restrukturieren. Die Gerüchte, dass die Dresdner Bank und die Commerzbank fusionieren wollten, haben sich bisher nicht bestätigt. Dabei muss man davon ausgehen, dass es einen sehr langwierigen Kampf zwischen dem

Dollar und dem Euro geben wird. Ich habe den Mitgliedern der Bankenkommission der Europäischen Union die Empfehlung gegeben, mehrere große Banken zusammenzulegen. Zum Beispiel die ABN AMRO, die Dresdner Bank und die Banca di Roma, dann die Foreign and West Bank, die Banque Nationale Agricole und die Banca Popolare di Milano, außerdem die Barcelona Activa, die Commerzbank und die Fortis Bank. Einen weiteren Komplex könnten die BNP Paribas und die ING bilden. Wenn solche mächtigen Spieler auf den Schauplätzen der Weltfinanz auftauchen, würde sich die Konkurrenz beleben. Ich finde die Idee, eine zentrale europäische Börse zu gründen, schlicht Atem beraubend. Die Emotionen werden brodeln. So eine Börse wäre eine wunderbare Arena für deine Phantasie und deinen schöpferischen Einfallsreichtum.“

Das Gespräch der beiden Finanz-Experten zog sich noch etwa eine halbe Stunde hin. Man sprach über dies und jenes, aber wie nebenher, scheinbar gleichgültig – eben so, wie wirkliche Kenner einer Materie untereinander ihre Meinungen tauschen. Ihr Vokabular ließ den Wortschatz des Durchschnittseuropäers weit hinter sich, aber keiner von beiden hätte dem anderen ein Wort oder einen Terminus erklären müssen. Es fielen Ausdrücke wie margin account, Marché des Options Négociables de Paris, shark repellent, indirect mortgage loan, multi-currency clause und viele andere. Schließlich erhob sich Mrs. Cryde und reichte Ivéroff die Hand. „Es war ein sehr netter Abend, André. Ruf doch mal an, vergiss deine Freunde nicht. Ich hoffe, ich sehe dich in Davos.“ „Lass dich umarmen, Abby. So Gott will, werden wir uns sehen“, antwortete Ivéroff und begab sich schnell zum Ausgang.

Es war schon nach 10 Uhr. Rom war in ein Lichtermeer getaucht. Aber das Abendlicht in Rom ist ein ganz besonderes Licht, viel dezenter und geheimnisvoller als in anderen Hauptstädten der Welt. Es hat nicht den aufdringlichen grellen Glanz von Paris oder New York. Die römische Stadtbeleuchtung ist so eingerichtet, dass die Geheimnisse und Mythen der ewigen Stadt im Schatten der Bäume und unter den Bögen der jahrhundertealten Gebäude nicht vertrieben werden. Fürst Ivéroff liebte diese Oase der Erhabenheit. Durch 27 Jahrhunderte hindurch verkörperte sich die Ewigkeit in ihren menschlichen Dimensionen. Jetzt betrachtete er die abgebremste Hektik der Via Vittorio Veneto, und zum tausendsten Mal bewegte ihn die Frage: Wer bin ich? Bin ich Franzose, Russe oder Italiener? Oder ein Kosmopolit, oder ein Staubkorn im All? Was ist mir wichtiger – diese Welt bis ins Innere zu erkennen, oder sie mit Hingabe und

kreativer Leidenschaft mit zu gestalten? Und plötzlich kam ihm wieder jene Frage in den Sinn, die er sich in der letzten Zeit immer häufiger stellte: Wo bin ich? In der realen oder in der virtuellen Welt? Wenn ich in der realen Welt bin, warum habe ich dann meinen Plan, nach Russland zu gehen, vollkommen vergessen? Und wenn ich in der transzendenten Welt bin, warum umgibt mich dann eine so deutlich sichtbare und unbezweifelbare Realität? In der virtuellen Realität will ich immer so weiter leben wie bisher, aber in der realen Welt habe ich das beständige Verlangen nach radikalen Veränderungen und nach der Suche eines vollkommen neuen Lebenssinns. Es machte ihn zornig, dass er einfach keine Antwort auf diese drängenden Fragen finden konnte: Wo, in welcher Welt befand er sich genau? War er wirklich in Rom, oder doch auf der „Heiligen Geist“? Oder vielleicht in einer irrealen Dimension? Es gelang einfach nicht, sich den Augenblick der Trennung von dem reizenden Model ins Gedächtnis zurück zu rufen. „Warum habe ich mir ihren himmlischen Körper eigentlich nicht unterworfen“, dachte er verdrossen. Der Fürst nahm ein Taxi. „Via Cadlora, Hotel Cavalieri Hilton“. Seine Gedanken waren wieder bei der Australierin. „Aber wie soll ich sie finden? Sie könnte mir die einsame Nacht versüßen. Ihre Londoner Handynummer... Das war 0044 795 782 3549.“ In diesem Augenblick geschah etwas Unerhörtes: Ivéroffs Fleisch und sein Geist zerfielen in zwei Hälften wie ein zerschnittener Apfel. Der Körper des Fürsten blieb auf dem Bett im Schlafzimmer seiner Jacht an der Pier Pléneuf Val zurück, seine Seele aber bewegte sich in einem Taxi, das über die Straßen der ewigen Stadt raste. Er wählte ihre Telefonnummer. „Ja, hier Jacqueline!“ Sie sprach aus der realen Dimension, er aber nahm sie im virtuellen Raum wahr. Jacqueline war klar im Vorteil – Ivéroff, der in Wirklichkeit träumte, lag neben ihr auf dem Bett. „Hier spricht Ivéroff. Störe ich?“, fragte er. „Salut, André! Ich freue mich, Sie zu hören. Ich habe auf Ihren Anruf gewartet.“ „Aber ich bin in Rom, im Hotel Cavalieri Hilton, sagte er. „Seltsam, ich bin im selben Hotel. Ich bin in meinem Zimmer und erhole mich von der Arbeit. Was kann ich für Sie tun?“ Das Londoner Model konnte kaum an sich halten, nicht laut loszulachen. Sie hatte nicht geahnt, dass die Dinge sich so entwickeln würden. Das Kraut von Signora Pappalardo schien zu wirken, ging es ihr durch den Sinn. „Das ist ja wirklich unglaublich. Meine Zimmernummer ist 511“, sagte der Fürst verblüfft. „Ich bin vollkommen überrascht, mir ist ganz entfallen, was ich von Ihnen wollte.“ Er stockte. Eine Pause trat ein. Jeder überlegte seinen nächsten Schritt. „Ich glaube, ich

wollte Ihre Stimme hören, oder vielleicht wollte ich Sie sehen“, gestand der Fürst zaghaft. „Ich wusste, dass Sie mich anrufen würden, ich habe neben dem Telefon Ihren Anruf gewartet. Schön, dass Sie nicht so spät anrufen. Es wäre mir unangenehm, mit müdem Gesicht vor Ihnen zu erscheinen. Bestellen Sie mir einen Obstsalat und eine Flasche Mouton Rothschild. Ich komme in 25 Minuten in Ihr Zimmer. Okay?“ „Ja, natürlich. Ich kümmere mich sofort darum...“ Woher wusste sie, dass er sie hatte anrufen wollen, dachte Ivéroff verwirrt.

Der Fürst betrat eilig das Vestibül des Hotels. Nach seiner Gewohnheit benutzte er nicht den Fahrstuhl, sondern wandte sich zur Treppe, er rannte förmlich in die vierte Etage hinauf und stürzte in sein Zimmer wie jemand, der zu einem Rendezvous zu spät kommt. Hastig zog er sich um. Dabei wunderte er sich, warum er so aufgeregt war, warum er sich so beeilte. Aber er konnte diese Frage nicht beantworten. Fast mechanisch legte er den Abendanzug ab und zog legere Freizeitkleidung an. Der Fürst wählte eine zartgrüne Hose und ein meergrünes Baumwoll-T-Shirt. Über die nackten Füße streifte er weiche, khakifarbene Mokassins. Dann rief er den Zimmerservice an und gab die notwendigen Anordnungen. Der Salon seines Hotelappartements war etwa 70qm groß und im viktorianischen Stil eingerichtet. Rote Möbel mit polierten Bronzebesätzen harmonierten vorzüglich mit den schimmernden Vorhängen aus mehrschichtig gelegter Naturseide. Schon stand ein Kellner an der Bar, tadellos gekleidet und in korrekter Haltung. Er sah eher aus wie ein Marineoffizier, nicht wie ein Hotelbediensteter. Neben ihm stand eine Kellnerin, eine mollige junge Frau mit kurzen Haaren, die eine Männerkrawatte trug. Ihr Gesicht war so steinern wie das Antlitz der Büste auf dem Marmorkaminsims in der rechten Ecke des Raumes.

Ohne anzuklopfen betrat Jacqueline March den Salon, in der Haltung einer von sich selbst überzeugten Frau. Ihre grünen Augen leuchteten verliebt. Sie trug einen blauen Top, der nur ihre straffe, verführerische Brust und die Taille bedeckte. Um den Bauchnabel herum prangte ein mehrfarbiges Tattoo, das zum Küssen verlockte – eine winzige Vase mit Blumen. Die kurzen blauen Stretchhosen betonten die himmlisch langen Schenkel. Das Haar trug sie straff nach hinten gekämmt, und ihr Gesicht wirkte durch die strenge Frisur ganz jung und noch reizender. André Ivéroff konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Jacqueline kam auf ihn zu, mit einem herrlichen, einem vollkommen professionellen Gang. Jeder Teil ihres Körpers strahlte Erotik aus. Sie

schaute in seine schwarzen Augen – mit dem Blick eines Kämpfers im Ring, der die Fähigkeit seines Sparring-Partners abschätzt. Dann legte sie dem Fürsten die Hände auf die Schultern, warf ihn auf das Sofa und begann, sein Gesicht mit unzähligen, schnellen Küssen zu bedecken, die auf ihn niederfielen wie die Tropfen eines Sommerregens. Mit halb geöffneten, feuchten Lippen küsste sie seine Augen, seine Wangen und Stirn, die Ohrläppchen und die festen, harzigen Haare. Sie fiel über ihn her wie ein erotischer Sturm, sie ließ ihm keine Möglichkeit, zur Besinnung zu kommen, ein Wort einzuwerfen und ein vollwertiger Teilnehmer dieses sinnlichen Schauspiels zu sein. Ivéroff stellte sich diffus die Frage, was mit los sei, dachte noch, dass er vollkommen abdrifte, dann brach der Liebesinstinkt aus ihm hervor und riss ihn mit sich fort. Die Welt schrumpfte auf das Maß ihres wunderbaren Körpers zusammen. Der Fürst war berauscht von flammender Leidenschaft. Endlich ließ die erste Glut nach. Jacqueline flüsterte ihm zu: „Bitte, schicken Sie die Diener fort. Wir sorgen jetzt selbst für uns. Okay?“

Sie waren allein. Jacqueline zog den Fürsten ins Schlafzimmer, löschte das Licht, warf ihre leichte Bekleidung ab und begann, ihn auszuziehen. Die Grenzen zwischen Realität und Virtualität verwischten endgültig. Sie handelte in der Wirklichkeit, er im Traum, aber die Handlungsgrundlage war bei beiden ein und dieselbe – erotische Leidenschaft. Beide waren vom Nebel ihrer Vorstellungen umfungen. Aber während André Ivéroffs Handeln nur seinem Instinkt und der Sinnlichkeit gehorchte, wurde das Bewusstsein der jungen Schönheit neben allem sexuellem Rausch doch auch von den Anweisungen der Signora Pappalargo geleitet, und sie tastete unter ihrem Kissen immer wieder nach dem Fläschchen der Florentinerin, in dem sie unbedingt etwas Sperma einsammeln sollte, um damit einen Erben des märchenhaft reichen europäischen Aristokraten zu zeugen. „Ich habe mich in dich verliebt, André. Du bist der schönste, klügste und wunderbarste Mann, den ich kenne. Du bist der einzige, der mein Herz und meine Seele wollte, nicht nur meine Zärtlichkeit“, flüsterte sie unter Tränen. „Du willst von einer Frau mehr als andere Männer, du willst in ihr das sehen und erkennen, was unter dem äußeren Schein der Höflichkeit und der Erziehung, hinter Wissen und Schönheit verborgen liegt.“ Jacqueline March sprach absichtlich in einem anspruchsvollen Stil. Sie wusste, dass der Fürst genau diesen schätzte. Und sie achtete sehr darauf, laut und deutlich zu artikulieren, um in der anderen, der virtuellen Dimension gehört zu werden. „Du schaust

in die Seele, so, wie ein Priester vor der Predigt in die Heilige Schrift schaut. Du blickst in die Augen eines Menschen wie Luzifer, der die Makel der Seele erkennt. Ich will dich sehr, André. Du sollst nicht nur der Herrscher meines Fleisches, sondern auch meiner Seele, meines inneren Ich sein.“

Die erste gemeinsame Nacht brachte Jacqueline March den vollständigen Sieg. Sie erfüllte mit Bravour das gesamte Programm, dass ihr Signora Pappalardo aufgegeben hatte. Um 3 Uhr morgens war sie müde und erschöpft vom Liebesspiel, dabei vollkommen glücklich. Das leichte Schaukeln der Jacht wiegte sie in einen festen und friedlichen Schlaf.

Am 24. Juni wurde Ivéroff von seiner Vacheron Constantin Armbanduhr mit einer Melodie nach der Musik von Olivier Messiaen „Réveil des Oiseaux“ geweckt. Um 5.30 Uhr trafen die Strahlen der korallenroten Sonne auf die dichten Vorhänge, zerstreuten sich fächerartig über die Decke des Schlafzimmers und bildeten dort bizarre geometrische Figuren. Es sah aus, als habe jemand einen Teppich mit postmodernen Motiven an die Decke genagelt. Der Fürst erwachte und rieb sich die Augen. Das Gefühl von unirdischer Glückseligkeit, das er während seiner nächtlichen virtuellen Vision erlebt hatte, verflüchtigte sich schnell und verschwand dann ganz aus seinem Bewusstsein. Er schaute zur Seite: neben ihm im Bett lag Jacqueline March, nackt, beide Arme um das Kissen geschlungen. Zwischen den halbgeöffneten Lippen hervorschimierten ihre Zähne wie Perlen. Sie schlief. Ihre Wangen waren gerötet, ein Hinweis darauf, dass die junge Frau eine stürmische Leidenschaft hinter sich hatte. „In dieser Nacht habe ich so real wie niemals zuvor eine virtuelle Glückseligkeit empfunden. Das ist wie ein trauriger Hort für meine gepeinigten Seele. Die Menschheit, die Jahrhunderte lang nach einer neuen Dimension gesucht hat, hat sie in ihrer Hast und Hektik beinahe verloren, einfach nicht wahrgenommen! Nur schade, dass kein vollständiger Übergang zur Virtualität stattgefunden hat, zu einer Veränderung des Massenbewusstseins, einer Veränderung der Zivilisation. Für mich wird dieser neue Raum immer reizvoller. Nur in dieser Dimension kann der Mensch all die Qualitäten und Begabungen voll zur Entfaltung bringen, die ihm als Krone der Schöpfung eigen sind. Dort sind die Kraft und Klarheit der Empfindungen bei weitem stärker als die sinnlichen Affekte. Ich habe mich also nicht getäuscht, das virtuelle Verhältnis mit

diesem wunderschönen Mädchen hat mit eine glückliche Nacht geschenkt. Aber mit welchen Ekel wäre ich wohl erwacht, wenn sich das alles in der Wirklichkeit ereignet hätte? Die Liebesspiele des realen Lebens sind nichts für mich. Und ich werde nicht nur die Liebe, sondern auch alle anderen Dinge, Gefühle und Pläne mit dem größten Vergnügen und höchster Neugier aus dieser verhassten Welt in das virtuelle Leben hinüber tragen. Aber rasch nach Russland, zur Kehrseite des Existenz, zu dem Sein in der Imagination.“ Mit abwesendem Blick betrachtete Ivéroff die geschlossenen Augen des Jesus auf der Lithographie „Gelber Christus“, lächelte ein wenig in sich hinein, stieg aus dem Bett und ging ins Bad. Einige Minuten später erschien er frisch rasiert und wohlriechend wieder im Schlafzimmer. Er öffnete den Kleiderschrank und suchte ein schwarzes, kurzärmliges Hemd und einen gleichfarbigen leichten Leinenanzug heraus. Er steckte ein weinrotes Tuch in die Brusttasche, zog dann ein Paar schwarze, weiche Schuhe an, griff seine Sonnenbrille und verließ das Schlafzimmer, ohne der nackten schlafenden Schönheit auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. In seinem Arbeitszimmer nahm er seinen russischen und den französischen Pass an sich, steckte sich 50 Tausend Euro ein und stieg von seiner Jacht auf die Pier hinunter. Er hatte keinerlei Bedürfnis, sich von seinem Alltag, seinen Besitztümern oder von seinem Personal zu verabschieden. Er ließ buchstäblich alles hinter sich zurück, wie die Flüchtlinge auf dem Balkan, die sich vor den ethnischen Säuberungen zu retten suchten. Mit dem Unterschied, dass in seiner Seele eine göttliche Ruhe herrschte, dass er seine gewohnte Welt mit dem Gefühl stiller Freude verließ, mit der Zufriedenheit eines Menschen, der die heile, idyllische Seite des Lebens gefunden hat. Mit schnellen Schritten ging der Fürst zu seinem Rolls-Royce Silver Seraph, der nur ein paar Schritte vom Schiff entfernt stand. Bogossian erwartete ihn schon. „Guten Morgen, Monsieur Ivéroff“, begrüßte ihn der zweite persönliche Chauffeur und öffnete ihm die Tür. Wohin soll es gehen?“ „Salut, Jean-Louis. Entschuldige, dass ich dich so früh aufstehen ließ. Wir fahren zuerst nach Saint Paul de Vence, dann nach Marseille, zum russischen Generalkonsulat, und danach zum Friedhof Saint Pierre. Auf geht's!“, sagte der Fürst und gab sich auf dem Rücksitz seinen Gedanken hin. „Warum soll ich eigentlich erst nach Hause fahren, was habe ich dort verloren? Um in Russland, in der virtuellen Realität zu leben, brauche ich überhaupt nichts. Kleidung, Bilder, Sammlungen, Möbel, Familienfotos, Geld, Kreditkarten – das alles kann mir gestohlen bleiben, das ist jetzt



alles sinnloses Zeug. Was soll ich also in Saint Paul de Vence? Meine Zahnbürste holen? Ich brauche keine gesunden, schönen Zähne. Hautcreme, Gel für die Fingernägel, Rasiermesser und Rasierschaum? Kosmetik ist für mich ab heute ohne jeden Sinn, für mein neues ‚Ich‘ sind äußere Erscheinung, Geld und Eigentum ohne jedes Interesse. Aber warum zieht mich mein Unterbewusstsein dorthin? Damit ich noch ein letztes Mal auf die Weite des azurblauen Meeres schaue, noch einmal von dort oben auf die alten Viertel und Straßen von Nizza herabblicke, auf die fantastischen Pilaster und Gesimse des Palais Lascaris und die Place Masséna und ihren wunderbaren Brunnen mit den Bronzefiguren, oder auf die grünen Kuppeln mit den goldenen Linien des orthodoxen Doms zum heiligen Nikolai, die heiligen Plätze meiner Kindheit und Jugend? Ist es vielleicht die geheimnisvolle Kraft der Erinnerung, die mich bewegt und mich davon abhalten will, ganz und gar in die Kehrseite der Existenz, in die irrealen Welt, die virtuelle Realität einzutauchen? Ist etwa das Bewusstsein so sehr dem Gedächtnis des Körpers, den alltäglichen Gewohnheiten, den Instinkten, dem genetischen Code unterworfen? Ich muss augenblicklich von hier fort, ich muss fliehen.“ Er wandte sich an den Fahrer: „Mein Lieber, fahr sofort auf die Route 8. Ich muss so schnell wie möglich nach Marseille. Ich habe in Saint Paul de Vence nichts mehr zu tun.“

## Kapitel 8

Jacqueline March ließ sich Zeit, aus ihrem süßen Schlummer zu erwachen. Ivéroffs Phantom hielt sie immer noch in seinen Armen und beglückte sie. Die sexuelle Ekstase, die sie in der vergangenen stürmischen Nacht überflutet hatte, übertraf alles, was sie jemals mit anderen Männern erlebt hatte. Sie hatte vorher nicht einmal geahnt, was man in einer einzigen Nacht alles erleben kann, und alles Bisherige war mit einem Schlag wie aus ihrem Gedächtnis ausgelöscht. Ihr schien sogar, dass sie erst jetzt wirklich zur Frau geworden war; und dass André Ivéroff ihr die geheimnisvolle Natur der Wollust erschlossen hatte, von deren Macht und Reichtum sie zuvor nicht die geringste Vorstellung gehabt hatte. Diese Erfahrung kehrte ihre ganze Vorstellung von sich selbst, ihr Verständnis von Glück und alle Zukunftspläne vollkommen um.

Jacqueline richtete sich auf und schaute sich im Zimmer um, aber der Fürst war nicht da. Allerdings war sie über diese Tatsache weder irritiert noch betrübt, vielmehr hielt der Zustand der Glückseligkeit weiter an. Jacqueline begriff an diesem Morgen, dass man solch eine grenzenlose Freude des Körpers und der Seele mit keinem Geld der Welt kaufen konnte. Ivéroff hatte sie mit der unglaublichen Kraft und Energie seiner Leidenschaft überwältigt und erobert. Und das Erstaunlichste war, dass Jacqueline nicht allein keinerlei Wunsch mehr verspürte, sich auf die Pläne der Signora Pappalardo zu konzentrieren, sondern dass sie nun vollkommen außerstande dazu war. Ja, ihr Leib hatte eine ziemlich große Menge von Ivéroffs Samen empfangen, und das bewusste Fläschchen war mit Sperma gefüllt und befand sich im Barkühlschrank. Die Hexenränke schien erfolgreich realisiert – frohlocke, Weib! Aber plötzlich war alles ganz anders. Die junge Frau war von einem so gewaltigen Gefühl der Liebe ergriffen, dass sie an nichts anderes denken konnte. Jacqueline nahm eines der Kissen, das noch den Wohlgeruch des Aftershave *Lanvin* barg, drückte es an ihr Gesicht und begann, jeden Zoll des duftenden Stoffes zu küssen. Niemals zuvor war sie so glücklich gewesen. Sie wollte nur an Ivéroff denken, und daran, dass sie ihn bald wieder sehen würde. Da klingelte das Telefon. Es war bereits 9.40 Uhr am Morgen. „Hallo, Jacqueline. Hier spricht Signora Pappalardo“, hörte sie eine Stimme mit italienischem Akzent. „Kannst du sprechen?“ „Ja.“ „Wie geht es dir?“ „Alles okay!“ „Komm in den Salon, Ann-Valérie und ich warten hier auf dich.“

Als Miss March den Salon der „Heiligen Geist“ betrat, unterhielten sich die beiden Damen gerade lebhaft auf Italienisch. Vor ihnen auf dem Tisch qualmten Zigaretten und Kaffeetassen um die Wette Ann-Valéries Gesicht trug die Spuren einer schlaflosen Nacht: sie schien um Jahre gealtert. Sismonda Pappalardo dagegen wirkte frisch und unternehmungslustig. „Da ist ja unsere Hauptdarstellerin“, sagte die Florentinerin lächelnd. „Und wo ist das Opfer unserer Verschwörung? Wo ist er denn so früh am Morgen hingefahren? Doch nicht etwa eine Arznei gegen die Liebe kaufen?“ „Warum hast du ihn allein wegfahren lassen?“, rief Madame Bolles. „Sie hat die ganze Nacht hindurch gestöhnt, wie eine reuige Sünderin bei der Buße. Sie ist völlig erschöpft, die Arme, und hat verschlafen.“ Signora Pappalardo zog mehrmals kurz und schnell an ihrer Zigarette, dann stieß sie den Rauch aus und ihr spöttisches Gesicht verschwand in den Schwaden. „Ich habe mich in ihn verliebt“, gestand das Model plötzlich. „Ich erkenne mich selbst überhaupt nicht mehr wieder. Es kommt mir so vor, als hätte nicht ich ihn mit diesen Kräutern verhext, sondern als hätte er mich in einer einzigen Nacht vollkommen verzaubert.“ Madame Bolles schaute gereizt zu Signora Pappalardo. Ihre dünnen Augenbrauen schoben sich weit in ihre Stirn. *„Che assurdità va dicendo? Sei sicura di averle consegnato le erbe magiche giuste? Invece di un principe incantato abbiamo una donna drogata. Guardolá un po. Ha degli occhi impazziti. Avrà certamente dimenticato il nostro piano d' azioni. Proprio non sopporto avere a che fare gli anglosassoni.“*<sup>4</sup> „Beruhige dich. Lass sie erst mal ausreden.“ Sismonda ergriff Jacquelines weiche Hand, streichelte sie und flüsterte: „Erzähl mir ganz genau, was heute Nacht vorgefallen ist. Was hast du gestern alles erreicht? Was werden wir heute tun? Es kann durchaus sein, dass die Kräuter auch auf dich gewirkt haben. Ihr habt doch in einem Bett geschlafen?“ „Ja.“ sagte Jacqueline. „Was ist passiert?“, erkundigte sich Signora Pappalardo mit verschwörerischer Stimme. „Alles!“ „Was heißt ‚alles‘?“, rief Ann-Valérie ungeduldig dazwischen. „Wir haben uns mehrmals geliebt, und das Fläschchen mit dem Sperma steht im Kühlschrank. Ich habe das ganze Programm planmäßig erfüllt, aber ich habe erfahren, dass ich mich in diesen Menschen verliebt habe, dass mich der Fürst verzaubert und erobert hat.“ „Das geht schnell vorbei“, warf

---

<sup>4</sup> „Was redet sie da für einen Unsinn? Bist du sicher, dass du ihr das richtige Mittel gegeben hast? Statt den Fürsten zu verhexen, haben wir unsere Partnerin in Drogenrausch versetzt. Sieh dir bloß an, was sie für verrückte Augen hat. Wahrscheinlich hat sie unseren ganzen Plan vergessen. Ich hasse es, mit Angelsachsen zu arbeiten.“

Madame Bolles ärgerlich ein. „Mädchenliebe ist Sex und nichts anderes. Wenn die männliche Potenz nachlässt – und das ist bloß eine Frage der Jahreszeit, der Sonnenaktivität, des Alters und der physischen und psychischen Verfassung –, dann vergeht die Liebesillusion und es stellt sich das Verlangen nach einem neuen Partner ein, mit dem man seinen erotischen Vergnügungen nachgehen kann. Beruhige dich, meine liebe Jacqueline, schlag dir das schnell aus dem Kopf, konzentrieren wir uns lieber auf unseren Plan. Wenn du erst die Milliarden besitzt, kannst du dir alle nur denkbaren Freuden für Geist und Körper leisten.“ „Ja, mein Schätzchen, Liebe – das ist Alchimie, das große Mysterium der Vereinigung zweier menschlicher Seelen“, lachte Signora Pappalardo. „Hat André sich dir erklärt? Worüber habt ihr euch überhaupt unterhalten? Bitte, erzähl mir alles ganz genau, es ist sehr wichtig für mich, alle Einzelheiten zu erfahren.“ „Es gab kein direktes Gespräch zwischen uns. Er hat sich von mir verabschiedet und ist in seine virtuelle Welt entschwunden. Ehrlich gesagt, verstehe ich nicht so ganz, was das ist. Ich glaubte, er sei einfach eingeschlafen. Aber es war ein irgendwie sonderbarer Schlaf. Zuerst unterhielt er sich laut mit einer Dame, dann mit seinem Chauffeur und schließlich mit mir. Dabei veränderte sich sein Gesichtsausdruck ständig. Mal sagte der Fürst eine Finanzkrise vorher, mal lachte er aus vollem Herzen und die Freudentränen liefen über seine Wangen, dann wieder hielt er lange Monologe, gestikulierte heftig und gebrauchte lauter unverständliche /Fachausdrücke, wohl ökonomische. Er lebte sein eigenes intensives Leben und war dabei höchst glücklich. So zufrieden hatte ich ihn noch nie gesehen. Wenn er doch auch im realen Leben sein Paradies finden könnte.“ „Ich verstehe nicht ganz, soll das heißen, er hat dich in einer Art unbewusstem Zustand geliebt?“ Ann-Valérie war vollkommen befremdet. „Wie kann man denn realen Sex in einem virtuellen Zustand haben? Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Bist du dir wirklich sicher, dass ihr miteinander geschlafen habt? Vielleicht hast du das nur geträumt? Oder haben vielleicht die Kräuter unserer Florentinerin solche Fantasien bei dir ausgelöst?“ „Nein, nein! Heute Nacht habe ich den wunderbarsten Sex meines Lebens gehabt. Mein Körper stöhnt immer noch unter Liebeskrämpfen, und mein Herz ist übervoll von Glück. Ich möchte, dass sie mich verstehen: In dieser Nacht bin ich wirklich zur Frau geworden.“ „Und Timperi?“, frage Madame Bolles und hob die Augenbrauen. „War der denn so ein schlapper Schwächling?“ „Ich bin jetzt überglücklich, ich möchte nicht mehr an diesen farblosen Menschen denken.“

Jacqueline March stand auf, ging zur Bar und schenkte sich Orangensaft ein. Dann fuhr sie fort. „Es ist nicht so, dass ich auf einmal aus dem Spiel aussteigen und unsere Abmachungen nicht mehr einhalten wollte. Ich bin nicht so naiv zu glauben, dass Sie mich in Ruhe lassen würden und mir gestatten würden, sofort hier abzureisen. Schließlich haben Sie meine schriftlichen Verpflichtungserklärungen in Händen. Darum geht es gar nicht. Aber ich habe eine Bitte an Sie: Ich würde mir wünschen, dass wir nicht überstürzt handeln, und dass Sie mir Zeit geben, mit meinen Gefühlen und Absichten ins Reine zu kommen. Ich muss herausfinden was für mich im Grunde wichtiger ist – Ivéroffs Reichtum oder meine grenzenlose Liebe zu ihm – oder beides? Er hat mir gesagt, er habe Madame Ponsen die Anordnung gegeben, mir heute früh das gesamte Jahreshonorar auszuzahlen. Das sind 20 Millionen Euro. Also, Ann-Valérie, wenn Madame Ponsen hier eintrifft, werden Sie Ihre Provision korrekt und vollständig erhalten – eine Million einhunderttausend Euro. Darüber hinaus bin ich bereit, Signora Pappalardo als Anerkennung 133 Tausend Euro auszuzahlen. Ich bin keine Verschwenderin. Ich versuche immer, rational zu denken und zu handeln. Jedenfalls wünsche ich mir, diese unglaubliche Atmosphäre der Liebe und Harmonie in meinem Bewusstsein, in meinem Gedächtnis festzuhalten, und ich brauche Zeit, um die richtige Entscheidung bezüglich unserer Pläne, in den Besitz von Ivéroffs Kapital zu gelangen, treffen zu können. Brauche ich überhaupt so viel Geld? Ist nicht der Fürst selber mir viel wichtiger, dieser Mensch, der so sonderbar ist, mir aber so viel bedeutet? Das ist die Frage, auf die es ankommt.“ „Darf ich dir einen guten Rat geben?“, warf die sorgenvolle Sismonda mit dumpfer Stimme ein. „Kluge Frauen haben es schon immer verstanden, einen Kompromiss zwischen ihren Gefühlen und ihren materiellen Interessen zu finden. Sie bewahrten das Erste und eroberten das Zweite! Sie vergrößerten ihr sinnliches Vergnügen mit demselben Eifer, mit dem sie ihr Kapital und ihren Profit mehrten. Wer die Lehren der Geschichte nicht annimmt und bei seiner Schicksalsgestaltung berücksichtigt, der steht am Ende ganz ohne da und findet sich in der Schlange vor dem Sozialamt wieder.“ Signora Pappalardo sprach immer lauter und eindringlicher, sie wollte das Londoner Model ganz in ihren Bann ziehen. „Meine liebe Jacqueline, das Kapital ist fast so etwas wie eine Naturkraft. Das große Geld gibt seinem Besitzer grenzenlose Freiheit, es verschafft ihm die Möglichkeit, all die ganz unvernünftigen Dinge zu tun, die das Leben schön machen, welche die Fantasie anregen

und das schöpferische Denken beflügeln. Ich habe gelesen, Elton John soll jeden Tag 20 000 Dollar für Blumen ausgegeben haben. Oh, diese primitive angelsächsische Fantasie! Wenn wir zusammen an den Schlüssel zu Ivéroffs gewaltigen Bankkonten kommen, wird uns das Universum selbst darum beneiden, mit welcher Fantasie wir Geld ausgeben und welche vollkommen verrückte und geniale Welt wir kreieren werden. Madame Bolles schätzt Ivéroffs Vermögen auf insgesamt etwa 10 Milliarden Euro. Das heißt, du wirst allein an Zinsen mehr als 300 Millionen im Jahr bekommen, ohne das Kapital überhaupt anzurühren. Das sind fast eine Million Euro am Tag. Eine irrsinnige Rechnung! Unfassbare Möglichkeiten! Du gibst eine Million am Tag aus, um deine Fantasien auszuleben, und 10 Milliarden schlafen inzwischen seelenruhig auf deinen Konten. Wenn du so ein Vermögen besitzt, wird Gott selber sich in dich verlieben! Ein Mensch lebt nur etwa 30 000 Tage, davon gehen ungefähr 7000 Tage Kindheit und Pubertät ab. Bleiben 23 000 Tage. Du bist jetzt 20. Dein aktives Leben erstreckt sich bis zu deinem 70. Lebensjahr. Das heißt, du hast noch 18 000 Tage vor dir. Wenn man sein Leben lang eine Million am Tag ausgibt, wie viel Ungeheuerliches kann man in dieser Zeit erschaffen, zu seiner eigenen seelischen Bereicherung und Vervollkommnung und für das Umfeld, ja, für die ganze Menschheit. Wie zum Beispiel Papst Julius II., der die genialen Geister seiner Epoche um sich versammelte – Leonardo da Vinci, Bramante, Michelangelo, Raffael, Peruzzi, Botticelli – so kann man sich mit den großen Talenten aus aller Herren Länder umgeben, und neue Weltwunder erschaffen, von der Größenordnung des Petersdoms in Rom. Kannst du dir vorstellen, Jacqueline, wie viel Spaß es dir bereiten wird, eine Million Euro am Tag ausgeben zu können, nur um deine Fantasien zu verwirklichen? Welchen Gedankenreichtum du hervorrufen wirst? Wie viele Meisterwerke die Welt durch dich erhalten wird? Nein, ich flehe dich an, verliebe dich nicht zu sehr, werde nicht zur Sklavin deiner Gefühle! Halte dein Herz auch für andere Freuden offen, versage dir nicht wegen eines Mannes die ganze reiche Männerwelt, erotische Lust und sexuelle Leidenschaft. Die Geschichte hat Frauen, die sich so verhalten, immer bestraft, die Zeit macht ihr Schicksal zunichte. Grenzenlose Liebe – das ist ein reiner Anachronismus! Ein Relikt aus der Steinzeit. Verliebt sein – das ist das Motto unserer Zeit! Eine kluge Frau erlaubt sich allenfalls eine leichte Anwendung von Sinnlichkeit. Keinen Sturm der Leidenschaft, keinen Orkan der Gefühle, keine Tsunamis sinnlichen Schmerzes, sondern Neugier und Lust auf

Eroberung, auf immer mehr Männer, darauf, immer noch eine neue Welt eines weiteren Mannes zu entdecken und sich an ihr zu erfreuen und zu bereichern! Aber mehr nicht! Keinen Zentimeter weiter! Nicht ein Jota tiefer! Leichtigkeit im Schöpfungsprozess ist ein Merkmal der Genialität, und Schwerelosigkeit in der Liebe ist ein Zeichen für Verstandesfülle.. Überleg doch mal selbst, liebe Jacqueline, wer von den Großen dieser Erde hätte sich je bis zur Selbstaufgabe von seinen sinnlichen Leidenschaften hinreißen lassen? Michelangelo? Vivaldi? Velázquez? Schopenhauer? Planck? Einstein? Niemand! Sich selbst vergessende Liebe ist ein Fall für die Ärzte, solche Gefühle muss man vor der Öffentlichkeit verbergen. Man spricht ja auch nicht über hoffnungslose Krankheiten; man verschweigt seine Laster, man verbirgt bösartige Geschwüre. Echte, tiefe Liebe ist einzig ein Thema für Dichter und Schriftsteller, für Maler und Regisseure. Wie kannst du die Liebe so ernst nehmen, wenn ich, Sismonda Pappalardo, sie im Handumdrehen in deinem Herz erzeugen und sie dann mit einem Fingerschnipsen wieder in Luft auflösen kann? Ich habe die Macht, Wunder an dir zu vollbringen: Heute nacht verliebst du dich in den Kapitän der Jacht und morgen – in Madame Bolles.“ „Ich flehe Sie an, nur nicht Madame Bolles!“, rief Jacqueline vollkommen zerknirscht auf. „Wie kannst du von Liebe sprechen, wenn doch Ivéroff die ganze Nacht gar nicht bei sich war, sondern in seinen Träumen schwebte, in seiner virtuellen Welt? Er ahnt nicht einmal, dass er mit dir geschlafen hat, dass sein Sperma in einer Flasche aufgefangen wurde und jetzt im Kühlschrank auf seine Stunde wartet! Und die Stunde des In-vitro bestimme ich, laut unserem Vertrag! A propos, Kindchen, ich weiß nicht, wie du auf 150 Tausend Euro kommst; in dem betreffenden Dokument hast du dich verpflichtet, mir 7 Prozent von allen erhaltenen Aktiva abzutreten. Ich erwarte von dir also eine Million 400 Tausend Euro. Vorausgesetzt natürlich, dass Madame Ponsen dir heute dein Honorar übergibt! Übrigens“, fuhr die Florentinerin fort und steckte sich eine neue Zigarette an. „Hat dir Ivéroff gesagt, wo er so früh am Morgen hin wollte? „Nein, darüber hat er kein Wort verloren. Aber ich habe ja auch geschlafen... Ich bin bereit, Ihnen die erforderliche Summe auszuzahlen. Ich bin so durcheinander, dass ich meine Verpflichtungen völlig vergaß. Entschuldigen Sie. Okay?“ „Wir werden nicht zulassen, dass du deine Verpflichtungen vergisst, aber wir halten uns auch an die unseren.“ Signora Pappalardo blies einen Schwall von Zigarettenrauch direkt in das Gesicht der Londoner Schönen und sah Ann-Valérie

vielsagend an. „Das stimmt doch, oder, Kollegin Bolles?“ „Ganz richtig, meine Liebe. Aber warten sie, ich glaube, da kommt Elisabeth. Lasst uns kurz abklären, was wir ihr sagen: Also, Ivéroff hat Jacqueline die ganze Nacht nicht in Ruhe gelassen. Die Kleine ist von der sexuellen Potenz des Fürsten vollkommen überwältigt. Er hat ihr seine tiefe Liebe gestanden.“ Madame Bolles schwieg, griff hastig eine Zigarette aus der Schachtel und ließ ihr Feuerzeug aufschnappen. In diesem Moment erschien die Juristin in der Tür des Salons. „Was gibt es Neues, meine Damen?“, erkundigte sie sich. „Wie geht es dir, Jacqueline? Ich hatte dir aufgegeben, Ivéroff nicht allein zu lassen. Wie kommt es also, dass er so früh am Morgen allein weggefahren ist?“ „Lass sie, Elisabeth, die Arme ist halbtot. Der Fürst hat sie erst gegen Morgen aus seinen Armen entlassen und sie ist, von der Liebe erschöpft, fest eingeschlafen. Und André ist wie eine Lerche in aller Frühe aus seinem Schlafzimmer losgeflogen. Wir hoffen, er erscheint sehr bald wieder hier auf der Jacht.“ „Madame Ponsen“, begann Sismonda Pappalardo, „es gibt da einen Umstand, der mich sehr beschäftigt. Jacqueline hat erklärt, Ivéroff habe ihr in der Nacht gesagt, sie werde am nächsten Morgen, das heißt also heute, von Ihnen das gesamte Honorar von 20 Millionen Euro ausgezahlt bekommen. Was hat ihn zu dieser Entscheidung veranlasst? Hat der Fürst Ihnen diesbezüglich entsprechende Anweisungen gegeben?“ „Nein, davon höre ich zum ersten Mal. Aber es ist ja erst 10 Uhr.“ Madame Ponsen legte erstaunt den Kopf in den Nacken und hob die Oberlippe. „Wahrscheinlich ruft er noch an. Allerdings ist das tatsächlich merkwürdig. Normalerweise sind solch diskrete Angelegenheiten ausschließlich meine Sache.“ „Und wie würden Sie dieses Verhalten erklären?“ Die Florentinerin warf einen prüfenden Blick auf Ivéroffs Juristin. „Gar nicht. Ich weiß es nicht. Ich darf ihn nur in Ausnahmefällen über das Handy anrufen“, entgegnete sie, als wollte sie sich rechtfertigen. „Vielleicht ist dies jetzt so ein Ausnahmefall? Ich werde mich auf Jacquelines Nachfrage über das Honorars beziehen. Das sind ja wohl besondere Umstände.“ „Bitte, tun Sie das nicht“, flehte die schöne March. „Ich habe in dieser Nacht mehrmals zu ihm gesagt, dass ich auf das Honorar verzichte, weil ich mich in ihn verliebt habe, und mich sein Geld nicht interessiert. Ich bitte Sie, fragen Sie den Fürsten nicht nach den Millionen...“ Die Augen der Australierin wurden feucht, Tränen rollten langsam über ihre Wangen. Diese sentimentale Szene rührte Madame Ponsen. „Wollen Sie wirklich auf Ihr Honorar verzichten?“ Es herrschte Stille. Die Damen blickten



gespannt auf Jacqueline. Sie spürte mit jeder Faser die bitteren Vorwürfe, die ihre Komplizinnen gegen sie hegten, aber sie konnte auf diese direkte Frage nicht klar und eindeutig antworten. Ihr schwindelte. Das tiefe Gefühl zu Ivéroff, das in dieser Nacht in ihr geweckt war, focht einen erbitterten Kampf mit der Philosophie ihrer Umwelt, mit ihrer Gesellschaft, die von ihr verlangte, aus allen möglichen und unmöglichen Quellen und Kanälen, aus beruflichen und anderen Kontakten Geld zu ziehen. In dieser Philosophie rangierte der Fetisch des Reichtums und seiner Anhäufung höher als alle anderen Lebensziele. Schließlich kam ihr Signora Sismonda zu Hilfe: „Diese Bemerkung ist Bestandteil der Geschichte, mit der wir unseren Auftrag erfüllen wollen: nämlich Ivéroff in seine gewohnte Umgebung, in sein Geschäft, in den Kreis seiner Freunde und der Infrastruktur, die er sich geschaffen hat, zurück zu führen. Und ich weiß einen geeigneteren Anlass, mit dem wir ein Telefonat mit dem Fürsten begründen können: Jacqueline hat den Wunsch, abzureisen, und da Sie diesbezüglich keine Anweisungen haben, fragen Sie den Fürsten, was zu tun ist.“ Ann-Valérie pflichtete ihrer Kollegin bei: „Auf diese Art, liebe Elisabeth, können wir tatsächlich sehr gut herausfinden, was André vorhat. Und Jacqueline kann es sich immer noch anders überlegen und doch in Nizza bleiben.“ Madame Ponsen zog ein Handy aus der Tasche und wählte die Nummer ihres Chefs: „Hier Ponsen, guten Morgen, Monsieur Ivéroff. Können Sie sprechen?“ Sie aktivierte den Lautsprecher, damit alle mithören konnten. „Salut, ich höre, was gibt es?“ „Ich weiß nicht, was ich tun soll. Es geht um eine heikle Frage, deshalb wüsste ich gern, was Sie dazu sagen.“ „Bitte, ich höre, meine Liebe.“ „Miss March will abreisen. Was soll ich tun?“ „Schade. Ich habe die ganze Nacht von ihr geträumt. Sie war sehr zärtlich zu mir und sehr erotisch, in der virtuellen Welt. Bitte begib dich in mein Arbeitszimmer, dort wirst du meine Anweisungen finden. Es gibt dort verschiedene Papiere, darunter auch einen Briefumschlag, auf dem ihr Name steht. Darin befindet sich ein Scheck über 20 Millionen Euro. Der ist für sie.“ „Was haben Sie sonst für Anweisungen?“ „Ich danke dir, meine liebe Elisabeth. Ich war immer sehr stolz auf deine Kompetenz und deine Menschlichkeit. Ich werde sehr bald verreisen. Es ist unnötig und zwecklos, nach mir zu suchen. Vielleicht werde ich mich von selbst mit dir in Verbindung setzen oder einfach nach Nizza zurückkehren. Leb wohl, meine Liebe. Ich werde immer an dich denken und dich lieben. Ich stelle jetzt ab. Salut. Alles Gute.“ „Hallo, hallo, André...“ Ivéroffs Stimme war verklungen und in der Leitung

tönte nur Leere. Madame Ponsen war zutiefst erschüttert und sie glaubte, sie würde das Bewusstsein verlieren. Sie verstand gar nichts mehr: Die vertraute Welt schien plötzlich auseinander zu brechen und zu Staub zu zerfallen. Sie hatte schon seit Längerem eine böse Vorahnung gehabt, aber sie hätte nie erwartet, dass das Ende so schnell kommen würde und so bitter sein würde. In der Hoffnung, dort irgendwelche Erklärungen oder Hinweise auf das Motiv für seine Flucht zu finden, stürzte die Juristin in Ivéroffs Arbeitszimmer auf dem zweiten Deck. Die anderen Frauen folgten ihr. Ihre Gesichter waren blass und beunruhigt, nur Signora Pappalardo lächelte ironisch. Sie schien erheblich mehr zu wissen als die anderen. Während sie den Frauen mit ruhigem und sicherem Schritt folgte, entstand in ihrem Kopf ein Plan. Ihre ausgeklügelte Intuition sagte ihr, dass das Geld des französischen Milliardärs gerade jetzt in unmittelbarer Nähe lag. Sie sah es schon vor sich – Säcke, prall gefüllt mit Geldscheinen, die nur darauf warteten, dass sie über den Reichtum verfüge. Auf ihrem Gesicht zeigte sich ein zweideutiger Ausdruck, als sie in Ivéroffs Arbeitszimmer trat. Madame Ponsen war schon dabei, die hinterlassenen Umschläge einen nach dem anderen zu öffnen. Aber darin fand sich nichts außer mehreren Bankschecks und ein paar Dankesworten für geleistete Dienste. Warum war der Fürst geflohen, und wohin? Und war er überhaupt geflohen? Aber es ließ sich nicht der geringste Hinweis finden, der eine Antwort auf diese Fragen hätte bringen können. Die Juristin vergaß in ihrer Verzweiflung sogar jegliche Berufsethik, die derartigen Dokumenten gegenüber absolute Diskretion abverlangte, und sie murmelte bestürzt: „Er hat sein ganzes Personal entlassen und jeder soll den Lohn für 10 Jahre im Voraus erhalten, und ich weiß überhaupt nicht, was ich jetzt tun soll...“ „Entschuldige, liebe Elisabeth“, sagte Madame Bolles besorgt. „Er hat doch nicht vergessen, einen Scheck für mich zu hinterlegen?“ „Nein, nein, bitte, hier ist dein Umschlag.“ „Vielen Dank.“ Vorsichtig, wie ein Kartenspieler, nahm Ann-Valérie das Schriftstück an sich, bog eine Ecke der Zahlungsanweisung nach oben und las mit Erleichterung den eingetragenen Betrag: 2 000 000 (zwei Millionen Euro), Empfänger Madame Bolles. Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Aber sofort kam ihr die beunruhigende Frage in den Sinn: „Und wo ist der Scheck für Jacqueline?“ „Wo ist sie selbst überhaupt?“, erwiderte Madame Ponsen. „Ich bin hier.“ „Sie steht hinter dir“, kam die hastige Antwort von Madame Bolles. „Hier ist dein Umschlag“, sagte Madame Ponsen und sah das Model verwirrt an. Jacqueline nahm ihn wortlos entgegen und ging hinaus

auf Deck. Das Herz wollte ihr zerreißen. Es war alles so schnell gekommen: Ivéroffs Verschwinden, die 20 Millionen Euro, die zerstörte Illusion ihrer Liebe, der gescheiterte Versuch, Ivéroffs gesamtes Vermögen in Besitz zu bekommen; Jacqueline war vollkommen durcheinander. Sie wusste nicht, an welcher Stelle sie damit beginnen sollte, ihre neue Situation zu überdenken. An das riesige Honorar dachte sie überhaupt nicht, weder brannte es ihr in den Fingern, noch wärmte es ihr das Herz. Sollte sie den Fürsten für immer verloren haben? Das war das Einzige, woran sie in diesem Augenblick denken konnte. Madame Bolles und Signora Pappalardo, die nach ihr auf das Deck hinaus getreten waren, flüsterten auf Italienisch miteinander: *„Bisogna pretendere da Jaqueline che ci paghi oggi stesso. Se no lei se ne andrà a Londra. Poi valla a trovare e a mettere di mezzo avvocati e tribunali. Hai capito?“* *„Dalle mie mani non scapperá. Le strapperó il mio milione e mezzo di euro, come se fosse una spina dal corpo.“* *„Mi auguro che ciò avvenga non a danno del mio onorario“*,<sup>5</sup> antwortete Madame Bolles beiläufig. Jetzt traten sie dicht an Jacqueline heran. *„Dein Minimum hast du jetzt“*, sagte Ann-Valérie lächelnd. *„Nun denken wir gemeinsam darüber nach, wie wir an das Maximum gelangen. Noch ist nichts verloren. Bitten wir doch unsere Cassandra, herauszufinden, wo er sich gerade aufhält.“* *„Geht das denn?“*, fragte die junge Frau neugierig. *„Montag nach 9 Uhr Abends kann ich die Karten legen, Dienstag nach Sonnenuntergang aus dem Kaffeersatz lesen“*, sagte die Florentinerin mit Überzeugung. *„Innerhalb von ein paar Tagen werde ich exakt feststellen können, wo sich dein Ivéroff aufhält, das verspreche ich.“* *„Ich kann mich noch daran erinnern, wie du die verschwundene Frau eines reichen Fabrikanten gefunden hast, nur nach einem Foto. Das war phänomenal, Sismonda“*, bemerkte Ann-Valérie dazu. *„Also lasst uns zusammen überlegen, wie wir jetzt weiter vorgehen sollen“*, fuhr Sismonda fort. *„Es hat jedenfalls keinen Sinn, noch länger auf der Jacht zu bleiben. Madame Ponsen wird immer nervöser werden und man wird ihre Gesellschaft bald nicht mehr ertragen können. Sag mal, Jacqueline, hat der Fürst eigentlich deine Handynummer?“* *„Ja, er hat mich doch in der Nacht angerufen. Mir ist vollkommen unerklärlich, wie das vor sich ging, aber während er sich in seinem virtuellen Zustand befand, nahm er plötzlich das*

---

<sup>5</sup> *„Wir müssen heute noch unser Honorar von Jacqueline einfordern, sonst flattert unsere Schönheit nach London auf und davon, und dort können wir sie lange suchen, Anwälte nehmen und die Gerichte abklappern. Das ist dir doch klar?“* *„Ich werde sie nicht aus den Augen lassen. Die anderthalb Millionen Euro werde ich ihr aus dem Leibe ziehen wie einen Splitter aus meinem Finger.“* *„Aber nur nicht auf Kosten meines Honorars“*

Telefon und wählte meine Nummer, und obwohl ich direkt neben ihm lag, musste ich über Handy mit ihm sprechen...“ „Ausgesprochen seltsam“, sagte Madame Bolles. „In unserer Geschichte gibt es manch Rätselhaftes“, bemerkte Signora Pappalardo mit einem wissenden Lächeln. „Daran müssen wir uns gewöhnen. Aber das Wichtigste wissen wir: Ivéroff hat die Telefonnummer unserer Schönen. Und du, Jacqueline, hast du seine Handynummer?“ „Leider nicht...“ „Ann-Valérie?“ „Nein, ich habe sie auch nicht.“ „Dann nimm schnell Elisabeths Handy, solange sie noch unter Schock steht, sag ihr meinetwegen, du wolltest im Hotel anrufen, und dann lässt du dir die zuletzt gewählte Nummer anzeigen. Wir brauchen unbedingt seine Telefonnummer.“ In der Stimme der Florentinerin klangen jetzt vollkommen neue, herrische Töne mit. „Natürlich kann André es jederzeit wegwerfen oder austauschen. Aber das soll uns im Augenblick noch nicht beschäftigen. Jetzt zu unserem weiteren Vorgehen: Wir müssen unverzüglich die Jacht verlassen und uns in einem Hotel einquartieren. Unterwegs gehen wir bei einer Bank vorbei und schließen die erste Etappe unserer Geschäfte ab. Wir müssen uns noch heute das uns zustehende Honorar gutschreiben lassen. Danach überlegen wir, wie wir André Ivéroff finden und an die Leine nehmen können. Anschließend Mittagessen bei Alain Ducasse im Restaurant ‚Le Louis XV‘ in Monte Carlo, und wenn wir dort die ausgezeichnete französische Küche genossen haben, unternehmen wir einen kleinen Spaziergang auf der Promenade des Anglaise. Abendessen im ‚La Palme d’Or‘. Apropos, das Essen geht heute auf Rechnung von Madame Bolles, deiner Beschützerin, liebe Jacqueline. Danach machen wir uns daran, die Karten zu legen, die uns den Weg zu dem Fürsten zeigen sollen. Wie gefällt euch diese Tagesplanung, meine Damen?“ „Okay!“, antwortete die Londoner Diva knapp. Sie war in Gedanken nur bei dem Fürsten und kümmerte sich wenig um das, was um sie herum geschah. „Ich denke, das Abendessen sollte auf Jacquelines Rechnung gehen. Mit ihren 20 Millionen kann sie sich das leisten. Und die Kosten für deine Anreise und deinen Aufenthalt hier in Nizza will ich ebenfalls nicht tragen, dafür kann unsere reizendes Goldkind aufkommen. Ich bin schließlich fast schon eine arme Rentnerin. Also, Sismonda, versuche nicht, die hunderttausend Euro bei mir einzutreiben, sondern hol sie dir direkt bei der eigentlichen Finanzierungsquelle unseres Projektes. So, ich gehe jetzt zu Madame Ponsen und besorge die Telefonnummer“, schloss Madame Bolles. Aber im Stillen dachte sie: „Diese Pappalardo! Anscheinend macht es ihr Spaß,

mich zu schröpfen.“ Die Florentinerin ihrerseits dachte im selben Moment: „Die Bolles ist doch ein Luder! Aber so sind ja die Franzosen. Da hat sie aus dem Nichts ein Vermögen verdient und knausert noch, will nicht einmal das Essen bezahlen.“

## Kapitel 9

Der Rolls-Royce Silver Seraph raste über die Autobahn 8 von Nizza nach Marseille. Der Chauffeur Jean-Louis Bogossian hörte Musik. Seine dicken Lippen sangen lautlos mit, und der große Kopf unter der Schirmmütze schaukelte in einem Rhythmus, den nur er alleine kannte. Der Platz des Fahrers war von einer Scheibe aus dickem Spezialglas abgetrennt. Der Chauffeur konnte nicht sehen, was im Fond vor sich ging, während er selber wie auf dem Präsentierteller saß. Im Auto war es still. Der Computernavigators besaß zwei Bildschirme – einen für den Chauffeur, einen für die Fahrgäste; beide waren eingeschaltet, die Bilder, die über die Monitore liefen, glichen sich wie Zwillinge. Die Außenkamera fing nur die blühenden Oleandersträucher ein, die dicht an dicht auf dem Mittelstreifen der Autobahn standen. André Ivéroff döste, sein Bewusstsein lief auf Sparflamme. Müßige, zufällige Gedankenketten kreisten in seinem Kopf und ließen ihn nicht schlafen. „Warum hat Bogossian eine weinrote Uniform? Dunkelgrün stünde ihm erheblich besser. Apropos, welche Farbe hat die Dienstkleidung des übrigen Personals? Ich habe es irgendwie ganz vergessen...“ Die Gedanken folgten einander wie Meereswellen: „Ich hätte nie gedacht, dass die Engländer so sentimental sind. Wie kann man ein Auto einen Engel nennen? Das passt eher zur deutschen Romantik... Warum wurde ich noch nie in einen Autounfall verwickelt? Anderen passiert das immer wieder, aber ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht einen Kratzer abbekommen. Ob mich irgendeine mystische Kraft beschützt? Warum schätzt Ponsen Kapuzineräffchen aus Südamerika mehr als alle anderen Tiere? Ob es wohl einen Zusammenhang gibt zwischen ihrer Liebe zu diesen exotischen Wesen und ihrer tiefen Ergebenheit zu mir? Ohne Zweifel existiert hier eine verborgene Gesetzmäßigkeit. Vielleicht bin ich ja genauso exotisch wie ein Nilwaran? Warum sieht Abby Cryde mein Verhältnis zu Soros mit solchem Misstrauen? Auf wen ist sie eifersüchtig, auf Georges oder auf mich? Und welche Ursache hat dieses Gefühl – ist es weiblicher Stolz oder sind es eher finanzielle Erwägungen?“ Die Gedanken ordneten sich wieder, und Ivéroffs Verstand begann konzentrierter und zielstrebig zu arbeiten: „Ich wurde noch niemals bestohlen, noch niemals betrogen, weder von einem Bediensteten noch von einem Mitarbeiter noch von einer Frau. Warum nicht, zum Teufel? Das Ergebnis ist doch ziemlich traurig – ich habe nicht die geringste Ahnung davon, was Schmerz, Enttäuschung und Eifersucht sind. Ich

unterscheide mich viel zu sehr von anderen Menschen, ich passe nicht in diese Welt. Man kann mit dem Finger auf mich zeigen und meine menschliche Abartigkeit vorführen. Inwieweit bin ich überhaupt ein Mensch? Was verbindet mich mit meinen Landsleuten in Frankreich oder mit anderen Vertretern der menschlichen Gattung aus der Vergangenheit oder der Gegenwart? Vielleicht mein philosophisches Interesse am Leben, meine Beschäftigung mit den ewigen Fragen der Ethik – dem Begriff des Guten und des Bösen? Oder mein Verständnis von den Geheimnissen des menschlichen Wesen? Sind es meine persönlichen moralischen Prinzipien dem physischen und psychischen Dasein gegenüber? Die Instinkte, die das Bewusstsein bedrücken? Der Trieb, die Welt des Konsums und ihr Gegenstück zu erkennen? Nein, nein, es gibt mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Widersprüche, Inkongruenzen, Paradoxa bauen sich vor mir auf, wenn ich versuche, mich mit normalen Menschen zu vergleichen. Ich will ein Mensch sein, ich bin begierig danach, zu sein wie ein Mensch. Aber wie unglaublich schwierig ist es, sich als Nachkomme Adams zu fühlen, geboren von einer Frau, als glücklicher Sohn der Erde. Unentwegt zieht es mich über die Schranken des Bewusstseins hinaus, zu dem, was hinter den engen Versen der Bibel, jenseits der Grenzen der natürlichen Instinkte liegt. Meine Gedanken, meine Worte, meine Taten weichen von der allgemeinmenschlichen Handlungslogik ab, sie sind befallen vom chronischen Geschwür der Sünde. Ich bin wie ein Märtyrer auf Golgatha. Jeden Augenblick verlange ich nach etwas Neuem: aus einer anderen Welt, einer anderen Dimension, aus dem virtuellen Bewusstsein oder einem anderem Sein. Ich kann und kann des Lebens Sinn und Glück nicht finden: nicht in den Heiligen Büchern der Juden, nicht in den Schriften der Apostel, nicht in den Prophezeiungen Mohammeds, und auch nicht im Buddhismus, der den Verstand vernebelt. Wer bin ich? Zu welchem Geschlecht, welchem Stand, welchem Volk soll ich mich zählen? Bin ich ein Nachfahre der Sumerer, ein Spross der Stadt Atlantis, ein Urenkel der Hellenen oder der Römer, bin ich Fleisch vom Fleisch Außerirdischer? In meinem Kopf herrscht ein völliger Wirrwarr, in meinem Herzen Chaos. Nur ein Wort fällt mir dazu ein, die einzige richtige Diagnose: Narr in Christo! Wer sonst möchte freiwillig in schmutzigen Kellern hausen, nach Urin stinken, mit den Ratten um ein Stück Brot raufen, das aufgedunsene, narbenbedeckte Gesicht eines Landstreichers küssen und Läuse dressieren? Wer sonst träumt davon, einen Teil seines Lebens in einer Gegenwelt zu verbringen, sich in die

Kehrseite des Seins zu versenken? Ich bin wie Savonarola, der den Luxus verdammt. Seine florentinischen Landsleute hielten auch ihn für einen närrischen Fanatiker und richteten ihn hin, weil sie in seinen Anschauungen eine Gefahr für die Zeitgenossen sahen. Manchmal komme ich mir wie ein Schüler des Origenes aus Alexandria vor, der als Erster zeigte, dass der Schöpfer die Welt als einen ewig währenden Prozess ins Leben rief. Wie er glaube auch ich, dass sich die menschliche Seele unumgänglich mit Gott vereinen wird, und ein neues Wesen sich im ganzen Universum niederlassen wird. Origenes wurde für verrückt erklärt und ins Gefängnis von Cäsarea geworfen, wo man ihn erschlug. Der Paria erzürnt die Menschen, denen das Massenbewusstsein eigen ist, sie rächen sich an ihm für sein Andersdenken, für die Ideale seiner Bestrebungen und seine seltsamen Träumereien... Wie es aussieht, werde ich wohl eine Rede schreiben müssen, um mich gegen den Vorwurf der Zauberei zu verteidigen, wie Apuleius aus Madaurus. Aber, verzeihen Sie, Monsieur Ivéroff, wer soll Sie denn anklagen, wenn nicht Sie selbst? Gibt es denn irgendwo jemanden, der imstande wäre, Ihr Denken und Ihre Wünsche zu begreifen, zu erfassen, zu enträtseln? Die fantastische Wirklichkeit Ihrer Vorstellungen, Ihrer Traumbilder von unbekannt Dimensionen und virtuellen Gefühlen? In der heutigen Zeit, da die Kultur der individuellen, inneren Welt fast verloren gegangen ist, ist es so gut wie unmöglich, solche Menschen zu finden. Es wird mir wohl tatsächlich nichts anderes übrig bleiben, als ein Bekenntnis zu meiner Rechtfertigung zu schreiben, zu meinem eigenen Trost. Schließlich bin ich kein Idiot, ich bin weder ein Guru noch ein Jünger esoterischer Kulte, sondern lediglich ein Suchender nach der idealen Lebenswelt. Alkmaion von Kroton war der Erste, der Leichen öffnete und die Vivisektion praktizierte, um Todesursachen exakt feststellen zu können, und ich, Ivéroff von Nizza, will der Erste sein, der die Obduktion und Befreiung der menschlichen Seele durchführt, für ein freies Leben, für einen ungehinderten Übergang aus der Welt des Realen in die Welt des Transzendenten. Ich will derjenige sein, der den Anfang macht und aus der verwüsteten, ausgeplünderten, sinnentleerten Welt von heute in das virtuelle Neuland der ewigen Freiheit flieht. Ich, gerade ich lechze danach, die Kehrseite des Lebens aufzuschlagen, den zweiten Atem zu entwickeln, indem ich versuche, in Elend und Verfall die verborgenen Höhen des menschlichen Geistes zu erkunden, die Schönheit des Fleisches, die Weite der Tugend und die Tiefe der Leidenschaft. Andernfalls, wenn ich mich weiterhin mit teuflischer



Energie mit Nichtexistierendem und Widernatürlichem umgebe, werde ich, Ivéroff, mich sehr bald in einen Paria der Materie verwandeln, verstoßen aus seelischer Geistigkeit und gelöscht von der Liste der Geschöpfe Gottes. Aber was muss ich tun? Gar nichts Besonderes, etwas, was mir ohne weiteres erreichbar ist: ich muss mich selber verändern. Sonst gar nichts! Aber wie sehr wird sich dann die Welt verwandeln! Wie viele Genies wird unsere Erde dann wieder gebären! Aber heute, was haben wir heute? Im siebzehnten Jahrhundert betrug die Zahl der Menschen auf der Erde nur ein Fünftel gegenüber dem Stand von heute, aber was für hervorragende Persönlichkeiten schmückten sie: Rubens, Vivaldi, Newton, Descartes, Keppler, und Rembrandt. Das achtzehnte Jahrhundert hat die Namen von Mozart, Voltaire, Lavoisier, Bach, Adam Smith, Kant und Goethe mit goldenen Buchstaben in die Kulturgeschichte eingeschrieben. Das neunzehnte Jahrhundert wiederum schenkte uns ein Sternenfunkeln von Genies, die den Glanz der Menschheit erhellten: Gauß, Beethoven, Nietzsche, Dostojewskij, Schopenhauer, Tschaikowsky, Ricardo, Hugo. Wie viele Gestalten von Weltrang umgaben uns zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts: Planck, Einstein, Poincaré, Fermi, Bohr, Gilbert, Heisenberg, Mann. Jetzt an der Schwelle des einundzwanzigsten Jahrhunderts sind wir bereits mehr als sechs Milliarden Menschen – aber nicht ein großer Name ist darunter. Es gibt nichts als Repräsentanten der Massenkultur. Und ich, ich, André Ivéroff, habe Gott in mir verloren, habe den Verlockungen des Teufels nachgegeben – dem Hasard der Börsenspiele –, habe mich von der Philosophie des Konsums verleiten lassen und bin unter dem Druck der Freizeittechnologien zu einem gewöhnlichen Konsumenten der Massenkultur geworden.“ Da erinnerte er sich an das letzte internationale Folklore-Festival in Palermo. Die Amerikaner hatten dort einen Männerstriptease gezeigt, die Franzosen einen Cancan, die Schweden präsentierten ein erotisches Theater. Und so weiter. „Sind wir etwa jetzt, nachdem wir durch die Schichten der Jahrhunderte gegangen sind, an einem so traurigen Ende der Kultur angekommen? Genau das ist der Strudel, der mich in sich einsaugt, der das Flüchtige und Vergängliche an die Stelle des Ewigen setzt, die Sünde an die Stelle des Heiligen, das Teuflische an die Stelle des Göttlichen. Nein, ich habe einen sehr weisen Entschluss gefasst: wegzugehen, in die virtuelle Welt zu fliehen und mir neue Möglichkeiten zu eröffnen, Gott zu suchen, der aus unserem Alltag verschwunden ist. Denn leider ist es heute so, dass man sich umso weiter von Gott

entfernt, je näher man der Kirche kommt, und Gottes Wort klingt umso leiser, je mehr man sich auf den Klerus einlässt. Was kann mich daran hindern, meine Ziele zu verwirklichen? Etwa die Launen eines Beamten aus dem russischen Konsulat? Oder ein Verkehrsunfall? Auf, nach Russland, in das Reich des Bösen! Vielleicht wird dort das Wirken und der Geist Jesu Christi noch zu finden sein. Gerade weil Russland in seiner Entwicklung Jahrhunderte hinter den westlichen Zivilisationen zurückgeblieben ist, und die Epidemie des Konsumierens sein Volk noch nicht infiziert hat, werde ich dort sicher die Lagune entdecken, in der ich nach dem verborgenen Menschlichen suchen kann. In der Welt, in der ich gegenwärtig lebe, ist nichts mehr davon geblieben. Pragmatismus, Unwissen und Merkantilismus haben die Herrschaft ergriffen über Individualität und Seelentiefe. Wenn mich die russischen Zollbeamten auf dem Moskauer Flughafen fragen: Was führen Sie ein, Monsieur Ivéroff? – werde ich unverblümt und kompromisslos antworten: Meine sehr verehrten Herren! Ich habe den Traum, hier in Russland Mick Jagger gegen das Evangelium einzutauschen, Madonna gegen Tschaikowsky, das blühende Frankreich gegen das bettelarme Russland, das Kapital gegen die Ehre, die Bereicherung gegen gottgefälliges Tun. Was kann man von einem Land wie Deutschland erwarten, in dem Thomas Gottschalk die Menschen mehr bewegt als Friedrich Nietzsche und Thomas Mann? Was soll mir ein Land wie England geben, wo Manchester United Millionen von Menschen anzieht und die Bibliothek des Britischen Museums nur ein paar Dutzend. Nein, ich muss schnellstens nach Russland, in die Welt des rückständigen Bewusstseins, in das Reich des Bösen! So denkt man nämlich dort, wo ich herkomme, über Russland, aber ich, Ivéroff, bin restlos davon überzeugt, dass die Welt um mich herum seelisch verarmt ist, und deshalb zweifle ich an einem derart zweidimensionalen Bild von Russland. Ist diese Einstellung, die der Westen dem Land meiner Vorfahren gegenüber hat, nicht bloß ein Nachhall des Kalten Krieges? Ein Produkt des Verfalls der ewigen und wahren Werte? Der Selbstbetrug eines verirrten Sünders? Der Strom übler Verleumdung, den die Elite meiner Gesellschaft ausspuckt, gibt mir mittlerweile sehr zu denken, und verstärkt nur noch den Wunsch, nach Moskau umzusiedeln, um mir selber zu zeigen, dass es in dieser Welt Wahrheit und Ewigkeit gibt. Vom Ergebnis dieser Reise wird es abhängen, ob ich geheilt werde und ins reale Leben zurückkehren kann, oder ob ich wie Ahasver durch Jahrhunderte wandern und umherirren muss.“ „Monsieur Ivéroff, wenn Sie erlauben,

würde ich gerne auf der Autobahn tanken, damit wir nicht im Verkehr von Marseille stecken bleiben“, hörte der Fürst die Stimme seines Chauffeurs. Ivéroff antwortete nicht. Bogossian, der über viele Jahre die Gewohnheiten seines Patrons ausgiebig studiert hatte, schenkte dem Schweigen keine Beachtung und fuhr von der Autobahn herunter zu einer Agir-Tankstelle. Wenige Kilometer in südwestlicher Richtung lag Marseille vor ihnen.

Das russische Generalkonsulat befand sich in der Rue Barbette de Jouie. André Ivéroff war noch nie dort gewesen. Die Villa aus der Zeit der dritten Republik, in der das Konsulat untergebracht war, lag in einem noblen Bezirk und wirkte äußerlich sehr respektabel, sie war eine Zierde des Viertels. Um acht Uhr morgens, als der Rolls-Royce vor dem Gebäude vorfuhr, stand an den schmiedeeisernen Toren des Konsulats schon eine lange Schlange Wartender, vierzig bis fünfzig Personen. Der Fürst hatte noch niemals in seinem Leben Schlange gestanden, deshalb bekam er zuerst einen gehörigen Schrecken. Was sollte er mit diesen Menschen gemein haben, welche Interessen konnten sie verbinden? Da ertappte er sich bei dem Gedanken, dass nun das Leben, nach dem er strebte, einfach so vor ihm aufgetaucht war und ihn aufnehmen wollte. Jean-Louis Bogossian hielt direkt vor dem Tor des Generalkonsulats an und öffnete seinem Patron die Tür. Das Publikum in der Schlange schaute sich neugierig um. Aber Ivéroff hatte es gar nicht eilig, das Auto zu verlassen. Er blieb wie festgewachsen in seinem Sitz. Seine Befangenheit verstärkte sich mit jeder Minute. Die Konsulatsmitarbeiter schauten schon aus den Fenstern hinaus, voller Neugierde darüber, was dort vor sich ging und wer das wohl sein mochte, der am frühen Morgen des 24. Juni von einem livrierten Chauffeur in einer der teuersten Limousinen vor die Türen des russischen Konsulats gefahren wurde. So etwas passiert nicht häufig. In diesem Moment öffneten sich die Türen des Konsulats, und ein großgewachsener Mann von etwa fünfundvierzig Jahren erschien auf der Schwelle. Ivéroff war über dessen Aussehen verblüfft: die Ärmel bis über die Ellenbogen aufgerollt, die Krawatte nachlässig gebunden und verrutscht, der Kragen offen, die dunklen Haare fettig glänzend an den Kopf gedrückt. Ein solches Auftreten hatte er noch niemals gesehen. „Da ist er, der einfache russische Beamter“, dachte der Fürst, und eine unerklärliche Angst packte ihn noch stärker. „Wovor habe ich eigentlich Angst? Warum kann ich mich nicht entschließen, aus dem Auto zu steigen? Machen mir etwa die Menschen dort

in der Schlange, die mich doch gar nicht interessieren, solche Angst, oder dieser kuriose Herr? Und ich dachte, ich besäße genug Kraft, mit den Klischees meines Lebens aufzuräumen und ganz bewusst neue Werte anzunehmen. Aber beim ersten Zusammenstoß mit der unbekanntem, mir fremden Welt ziehe ich mich so in mich zurück, dass das ganze Projekt vom Scheitern bedroht ist. Die Trägheit der menschlichen Psyche ist doch eine gewaltige Angelegenheit...“ Während ihm dies durch den Kopf ging, trat der Konsulatsbeamte ans Auto heran und wandte sich in schlechtem Französisch energisch an Bogossian. „Was ist hier los? Auf wen warten Sie? Mit welchem Recht halten Sie hier, wer sitzt dort bei Ihnen im Auto? Hier gilt striktes Halteverbot, für jeden.“ „Entschuldigen Sie, sprechen Sie bitte etwas leiser“, begann Bogossian lächelnd. „Hier sitzt mein Patron, der russische Fürst André Ivéroff, ein Mensch, den ganz Frankreich kennt und liebt. Er kommt mit einem wichtigen Anliegen Ihnen.“ „Und warum steigt er nicht aus? Ich bin der Vize-Konsul Kusma Iwanowitsch Schindjapkin. Ich erwarte Respekt. Was tut er dort so lange?“ „Ich nehme an, er bereitet sich auf das Gespräch mit Ihnen vor“, raunte Ivéroffs Chauffeur Herrn Schindjapkin beinahe direkt ins Ohr. „Kann man ihn nicht dazu bewegen, sich ein wenig zu beeilen? Ich habe sehr viel zu tun.“ „Dazu bin ich nicht befugt“, entgegnete Bogossian. „Vielleicht sollte ich es mal versuchen?“ „Ich habe keine Anweisung, Ihnen zu widersprechen, Monsieur Vize-Konsul.“ Kusma Iwanowitsch Schindjapkin schaute mit merklicher Vorsicht durch die geöffnete Hintertür in den Rolls-Royce. Große schwarze Augen blickten ihn unverwandt an.

André Ivéroff war in eine Art Erstarrung gefallen und vermochte sich nicht in den Griff zu bekommen. Verstand und Körper wollten ihm einfach nicht gehorchen. Ein Schüttelfrost packte ihn, Arme und Beine bebten, er fühlte sich beklommen und bedrückt, wie nach einem schweren psychischen Trauma. In der Medizin heißt dieser Zustand Pseudodemenz. „Monsieur Ivéroff, wollen Sie zu uns, in das russische Generalkonsulat?“, fragte Schindjapkin. Der Fürst sah den unbekanntem Herrn mit weit geöffneten Augen an und antwortete nicht. Sein Gesicht hatte einen einfältigen, verwirrten Ausdruck angenommen. „Verzeihen Sie, warum sagen Sie nichts, ich will Ihnen gerne helfen, aber Sie müssen mir schon erklären, welches Anliegen Sie herführt. Sprechen Sie überhaupt Russisch?“, fuhr der Diplomat mit nachdrücklicher Stimme fort. Der Fürst sagte noch immer nichts. Der psychische Schock, den er beim

Zusammenstoß mit dem gewöhnlichen Getriebe des Alltags erlitten hatte – eine lange Warteschlange einfacher Menschen, ein fremder russischer Beamter mit seiner derben Unbeholfenheit – hatte bei ihm schlagartig einen Zustand der völligen Lähmung hervorgerufen. „Was für ein Idiot, wie gerne würde ich ihm eine Ohrfeige verpassen, dann würde er schnell zu sich kommen“, dachte Kusma Iwanowitsch. Der Konsularvertreter war ein leicht erregbarer Mensch, äußerst ungeduldig und noch nicht so recht eingepasst in die moderne technologische Welt – wie, nebenbei, viele in der neuen Generation des russischen Beamtentums. Aber der prächtige Rolls-Royce hielt nicht nur seine Gereiztheit und seinen Ärger im Zaum, sondern erregte auch seine Neugier. „Was dieser Typ wohl verdienen mag, wenn er sich so ein Auto samt Chauffeur in Livree leisten kann?“, ging ihm durch den Kopf und er überlegte, was er weiter unternehmen könne, um dieses sonderbare Subjekt aufzurütteln. „Bei uns ist man doch um Einiges gescheiter, solche Franzosen braucht man nicht. Dieser Flegel in Uniform und sein sogenannter Fürst, das ist doch alles ein und derselbe Mist! Vor allem die mit ihren kleinen Füßchen. Die haben nicht solche Tapsen wie wir, nicht so einen Bärengang, die tragen alle feine Schühchen und tippeln wie die Käfer. Die sind wie Ausschlag auf der russischen Seele... Und widerlich sind mir diese Franzosen. Aber sie verstehen zu leben! Was die für Autos fahren, was für Häuser sie besitzen! Wenn wir die Macht hätten, dann würden wir Frankreich einkassieren, und dieser Esel von Fürst hier würde in einer Livree vor mir stehen und mir morgens ein Glas Wodka mit Kaviar bringen. Ein russischer Fürst, von wegen! Das ist ein verdammter Franzose! Ich muss ihn um sein Geld erleichtern, ihm das Fell über die Ohren ziehen, wie einem erlegten Bären. Damit sein Portemonnaie ein bisschen schlaffer wird und meins dafür prall zum Platzen, damit er sich ein wenig grämt und ich frohlocke, damit er bitteren Speichel schluckt und ich Wodka. Weshalb er wohl zu uns gekommen ist? Vielleicht will er in Moskau oder Petersburg ein Restaurant eröffnen? Wir haben aber schon unseren Arkadij Nowikow. Oder vielleicht eine Ladenkette, Bekleidungshäuser, Friseursalons, Zahnkliniken, Schnapsfabriken? Soll er ruhig versuchen, mit Brynzalow, Kirkorow, Judaschkin, Liwschitz und Meljan zu konkurrieren! Die sind knallhart, wenn es ums Geschäft geht, und so einen Idioten wie den da, in seinem Rolls-Royce, werden sie abservieren, ohne mit der Wimper zu zucken.“ Herr Schindjapkin sah auf seine Uhr. Es war 8.32 Uhr und er dachte, dass er sich beeilen müsse. In seiner Jugend hatte er davon geträumt, auf eine

Zirkus-Schule zu gehen. Und zwar aus folgendem Grund: Seine Mutter hatte nach einer Kehlkopfoperation ihre Stimme verloren. Die Logopäden in Tambowsk hatten ihr beigebracht, mit einer Art Pseudostimme zu sprechen, die in der Speiseröhre gebildet wird, indem die Luft durch eine Pseudostimmritze fließt. Die kehlkopfloze Mutter des Herrn Schindjapkin wurde also eine hervorragende Bauchrednerin und konnte sich in ihrer „Mundart“ problemlos mit ihren Freunden unterhalten. Der wissbegierige Knabe, der spätere Diplomat Kusma Iwanowitsch, erwies sich als sehr geschickt im Reproduzieren der Pseudostimme und beherrschte diese Kunst sogar bald auf höchstem Niveau. Seine Pseudostimme klang voll und kräftig und er konnte mit ihr hurrapatriotische Soldatenlieder schmettern. An dieser Stelle sei es gestattet, ein paar Worte über die verblüffende Technik des Bauchrednereinzufügen. Spricht eine Person mit dieser Stimme, so bleibt ihr Mund geschlossen. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der Ihnen heftig gestikulierend die allerneuesten Klatschgeschichten erzählt, aber weder die Zunge herausstreckt noch bei Wörtern wie Schokoschmand schmatzt, denn seine Lippen bleiben fest verschlossen. Der junge Schindjapkin also amüsierte mit dieser Fähigkeit seine Freunde auf den heimischen Gassen und träumte davon, als Meister dieses eigenartigen exzentrischen Genres Clown zu werden. Mancher seiner Nachbarn prophezeite ihm gar eine Traumkarriere. Aber das Leben entschied anders, und der Komsomolze Kusma Schindjapkin kam zum diplomatischen Dienst. Aber bei besonderen Gelegenheiten, wenn Herr Schindjapkin Aufmerksamkeit provozieren wollte, brachte er seine Fertigkeit zum Einsatz, und erzielte jedes Mal einen bleibenden Eindruck. Nun kam er plötzlich auf den Gedanken, diesen sonderbaren französischen Aristokraten russischer Herkunft bauchredend anzusprechen, um ihn damit vielleicht vor Überraschung wieder zur Besinnung zu bringen. Der Diplomat beugte sich vor, schaute ins Wageninnere und erblickte die noch immer starren, ausdruckslosen schwarzen Augen. Im ersten Moment erschrak Herr Schindjapkin sogar, stockte und verlor sein Vorhaben aus dem Blick. Aber er hatte sich schnell gefasst, sah Ivéroff gerade ins Gesicht und sprach dann auf seine besondere Weise: „Mir scheint, Sie könnten den Wunsch haben, Ihr Automobil der wohltätigen Stiftung ‚Invaliden des Tschetschenien-Kriegs‘ zu übereignen oder es dem Fond für den Bau eines Denkmals für die Besetzung des Atom-U-Bootes ‚Kursk‘ zu stiften? Falls Sie sich noch nicht entschieden haben, welcher Einrichtung, beziehungsweise welcher privaten oder

juristischen Person Sie das Auto schenken wollen, so könnte ich Ihnen durchaus dabei behilflich sein.“ Ivéroff verwunderte sich darüber, welche erstaunliche Fähigkeit die Russen doch besäßen, sich mit virtueller Stimme zu unterhalten. Und den Mund dabei fest verschlossen zu halten. Das schien keine Sinnestäuschung, sondern reine Wirklichkeit zu sein. Diese Beobachtung brachte ihn tatsächlich zur Besinnung. Der russische Diplomat bemerkte, dass in Ivéroffs Augen ein Funke des Interesses aufflammte, fühlte sich bestätigt und setzte seine Bauchrednerei fort: „Möchten Sie ins Russlandgeschäft einsteigen? Dann verlassen Sie sich ganz auf mich, Verehrtester. Schindjapkin hat die besten Beziehungen zu Beamten und Geschäftsleuten in Moskau, Petersburg und anderen Industriezentren. Welchen Konzern vertreten Sie? Aus welcher Branche kommen Sie? Was für eine Firma möchten Sie gründen?“ „Was ist das, eine Sinnestäuschung, eine Halluzination oder Wahnsinn?“, überlegte der Fürst. „Ich höre seine Stimme, ich erkenne die Worte und verstehe ihren Sinn, ich sehe das Gesicht des Sprechenden direkt vor mir, aber seine Lippen sind verschlossen, er öffnet den Mund nicht. Ist das ein Trugbild oder bin ich krank? Phantasie ich oder läuft hier ein Tonband? Aber vielleicht haben die Russen die Technik der virtuellen Stimme gelernt? Sie erfinden doch oft Dinge, vor denen die ganze Welt zurückschreckt und erzittert. Sollte ich ihm auch eine virtuelle Nachricht schicken und seine Fragen auf dieselbe Art und Weise beantworten? Vielleicht gelingt es mir ja genauso gut wie ihm? Möglicherweise kann er ja nicht nur virtuell sprechen, sondern auch virtuell hören?“ „Verehrter russischer Herr“, sprach Ivéroff mit seiner inneren Stimme und hoffte, sein Gegenüber würde ihn hören. „Mein russischer Pass ist abgelaufen. Wie kann ich ihn verlängern lassen, wie komme ich an einen gültigen Pass? Und zwar nicht erst in einer Woche oder einem Monat, sondern heute, jetzt sofort. Ich nehme alle ihre Bedingungen an.“ „Also gut, beginnen wir von einer anderen Seite“, drang Monsieur Schindjapkin weiter in ihn. „Wie viel wollen Sie in ihr Projekt investieren? 50 Tausend Euro, 100 Tausend... Um was für eine Summe handelt es sich, oder wollen sie sich erst einmal in Russland umschauchen und darüber nachdenken?“ „Er hat mich gehört“, freute sich Monsieur Ivéroff. „Ich beherrsche die Kunst der virtuellen Stimme.“ Der Fürst konnte den Strom positiver Emotionen nicht zurückhalten, er entnahm seinem Aktenkoffer 50 Tausend Euro, zog seinen abgelaufenen russischen Pass aus der Tasche und legte beides direkt vor Monsieur Schindjapkins Nase auf den Autositz. „Bitte sehr, hier haben Sie

meine Investition“, sagte der Fürst zögernd und wandte den Blick verlegend ab. Kusma Iwanowitsch überlegte hastig, ob er es mit einer Provokation zu tun habe, aber danach schien es nicht auszusehen. Warum aber gab er so viel Geld? Es war unverständlich, was hier vorging, offensichtlich war dieser Bonze ein vollkommener Irrer. Der Diplomat zog die weit geöffnete Autotür ein wenig an sich heran und verdeckte jetzt den Rücksitz mit seinem massigen Körper. „Was meinen Sie damit, Monsieur Ivéroff?“, fragte er flüsternd, und seine Stimme bebte ein wenig. „Mein russischer Pass ist abgelaufen. Ich muss ihn dringend verlängern lassen oder mir einen neuen Pass ausstellen lassen. Fotos sind beigefügt. Sie sagten gerade, man müsse in dieses Projekt 50 Tausend Euro investieren. Bitte sehr, da sind sie, nehmen Sie sie. Aber ich brauche meinen Pass in 15 Minuten.“ In diesem Augenblick geschah mit Herrn Schindjapkin etwas Unerhörtes. Es kam des öfteren vor, dass er seinen Landsleuten, die ihren ständigen Wohnsitz in Südfrankreich hatten oder sich auf einer Geschäfts- oder Urlaubsreise befanden, für seine Dienstleistungen kleine Gebühren auferlegte, mal 100, mal 200 Euro. Ein einziges Mal in seiner 6-jährigen Amtszeit hatte ihm eine Dame für eine fingierte Bescheinigung darüber, dass ihre Tochter unverheiratet sei, ganze 500 Euro angeboten. Aber 50 Tausend? Für die Verlängerung eines Passes? Für eine Sache von einer Minute, für so einen Klacks? Dem russischen Beamten wurde der Hals trocken und sein Kopf begann sich zu drehen. Er konnte sich absolut nicht erklären, was da vor sich ging, sein Verstand war vollkommen verwirrt. Er hob den Kopf, schaute in den blauen Morgenhimmel empor und hörte das leichte Rauschen der Platanen, das Zwitschern der Vögel. Endlich kam er zu sich, bekreuzigte sich rasch mit einer kaum merklichen Handbewegung und beugte sich wieder ins Auto. „Ich brauche eine Zeitung und eine Plastiktüte“, sagte er. „In einer Viertelstunde bringe ich Ihnen Ihren Pass zurück. Es wird alles perfekt sein.“ Der Fürst verstand beinah gar nichts, deshalb gab er keine Antwort und blickte wieder zur Seite. Kusma Iwanowitsch, der inzwischen begriffen hatte, dass der Unbekannte ein pathologischer Sonderling war, wandte sich an den Chauffeur in Livree. „Übrigens, hätten Sie für meine Kollegen vielleicht etwas zu trinken da? Sehen Sie mal, wie viele neugierige Gesichter hinter den Fenstern hervorgucken.“ „Wir haben hier im Kühlschrank nur Evian, Pellegrino und Heinecken-Bier“, sagte Bogossian. „Sonst nichts?“, sagte Kusma Iwanowitsch enttäuscht. „Pack alles in die Tüte. Vergiss den Pass und das Geld nicht. In fünfzehn Minuten bin ich wieder da,



besorg inzwischen ein paar Flaschen Cognac... Aber sei nicht zu geizig. Whisky geht auch. Japan ist das Land der aufgehenden Sonne, Russland das Land der klingenden Gläser, kapiert?“ Der tüchtige Jean-Louis machte sich daran, den Auftrag des Diplomaten unverzüglich auszuführen, und Monsieur Schindjapkin verschwand hinter den Türen des russischen Generalkonsulats.

Der Rolls-Royce Silver Seraph rollte langsam durch die Straßen der Stadt.

## Kapitel 10

Am Montag, den 24. Juni 2002, um 7 Uhr morgens spürte Platon Filippowitsch Buinosow im ganzen Körper das Wecksignal seiner Armbanduhr „Vacheron Constantin“. Schon wärmten die Strahlen der kräftigen Sommersonne seine Wohnung im vierten Stock der Frunse-Uferstraße Nr. 34. Im Vorhinein hatte Platon Buinosow bereits jede Minute dieses Tages verplant; deshalb sprang er ohne Verzug aus dem Bett und machte sich fertig. Er war ein Geschäftsmann, 35 Jahre alt, groß, sportlich gebaut, hellblond. Sein bleiches Gesicht wirkte konzentriert und streng. Er war von der fixen Idee besessen, das Kapital, das er besaß, nicht nur zu erhalten, sondern mit aggressiven Methoden zu vermehren. 1986 war er aus der Armee zurück gekommen, 1991 schloss er sein Studium an der Bauman-Fachhochschule im Bereich Atomenergie ab und plante, sich im Weiteren mit der Verwendung von Plasma in der Energieversorgung zu beschäftigen. Doch der Zusammenbruch der UdSSR, der auch die akademische Wissenschaft in Mitleidenschaft zog, nötigte ihn, sich als Unternehmer zu versuchen. Wie Millionen anderer Bürger in dem kollabierenden Land musste auch Platon Buinosow in den neunziger Jahren sehen, wie er unter schwersten Bedingungen überleben und sich ein minimales Auskommen sichern konnte; gezwungenermaßen änderte dies seine Vorstellungen vom Leben und vom eigenen Schicksal. Anfangs verkaufte der junge Wissenschaftler Eiskrem in den Zügen, die vom Kursker Bahnhof aus nach Süden fuhren. Später handelte er mit Bier, Wein und Wodka in den Straßen der Stadt, mit einem mobilen Stand. Damals brauchte man keine Verkaufsgenehmigung, die Lebensmittelüberwachung kämpfte noch nicht gegen die aus Tischlereiabfällen zusammengezimmerten sogenannten Verkaufsstände und die Steueraufsicht war gerade erst im Entstehen. 1993 etablierte sich Platon Buinosow im Zwischenhandel, indem er mehr als 15 Stunden täglich, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, Kioske mit Wodka und anderen harten Getränken belieferte. Am Wodka machte er einen Reingewinn von bis zu sechzig Prozent, denn Einkommenssteuererklärungen waren noch nicht die Norm. 1995 verfügte er bereits über etwa 300 Tausend Dollar Kapital. Im selben Jahr beschloss er die Gründung einer Handelfirma mit bekannten Weltmarken. Ein Jahr später setzte er im Monat bereits zwanzig Wagons Wodka

„Absolut“, dreißig Wagons „Smirnoff“ und zehn Wagons mit Erzeugnissen der Firmen UDV, Seagram, Allied Domeque und Danisco Distillers um. 1997 betrug der Umsatz von Buinosows Firma etwa siebzig Millionen mit etwa fünfzehn Prozent Reingewinn. Nach dem Bankenkraus von 1998 verlor er einige Millionen Dollar, war jedoch fest entschlossen weiterzumachen, seine Investitionen auf andere Wirtschaftszweige auszuweiten und bis 2010 auf einen Jahresumsatz von 100 Millionen Dollar zu kommen. Dieser Gedanke faszinierte ihn so, dass er sich ganz seiner Unternehmertätigkeit hingab und sich keinerlei Privatleben erlaubte. Er rief lediglich ein- bis zweimal die Woche die Agentur Zimmermann an und bestellte „für 300 Dollar und eine ganze Nacht ein Mittel gegen Prostata“ in die Frunse-Uferstraße. Außer den Mädchen von Zimmermann gab es niemanden in seinem Leben; das einzige, was ihn beschäftigte, war der Gedanke an die Vermehrung seines Kapitals. Er konnte sich nicht mehr vorstellen, dass er einmal Spezialist in der Thermophysik hatte werden und sein Leben den Probleme hoher Energiekonzentrationen hatte widmen wollen. Der Gedanke an die 100 Millionen beherrschte ihn vollkommen. Er hatte noch nicht einmal Zeit und Lust darüber nachzudenken, wieso es eigentlich 100 und nicht 70 oder 140 sein sollten. Was für eine magische Zahl waren die 100 Millionen? Menschen mit reicher Fantasie haben manchmal merkwürdige Träume, deren Morphologie jedoch häufig mit zukünftigen Ereignissen zusammenhängt. Eine noch unerforschte innere Stimme zwingt uns nicht selten unverständliche, zuweilen verrückte Ideen auf.

Der junge Mann beeilte sich. Um 9 Uhr sollte im Hotel Mariott auf der Petrowka die erste Diskussion zum Pilotprojekt „Pakistan – flower's paradise“ stattfinden. Das Projekt war erst im Mai dieses Jahres öffentlich angedacht worden und schien auf den ersten Blick zu umfangreich und zu kapitalintensiv, jedoch durchaus reizvoll. Sein Kern lag in folgendem. Das Geschäft mit Blumen hat im Weltmaßstab einen Umfang von etwa 20 Milliarden Dollar, es konzentriert sich auf eine Reihe riesiger Umschlagplätze. Einer der bedeutendsten ist Amsterdam mit Blumen aus ganz Holland sowie aus Europa, Nordafrika, Israel und Lateinamerika. Von hier aus werden die Blumen in alle Städte der Alten Welt, Osteuropas und der GUS-Länder transportiert. Jetzt ging es darum, zuverlässige Investoren zu finden, um die Produktion von Blumen in Pakistan anzuschieben und in Moskau eine Blumenbörse für die GUS-Länder und das Baltikum aufzubauen. Pakistan hat bessere klimatische und Bodenbedingungen als Nordafrika

und ist nur halb so weit von Moskau und anderen osteuropäischen Hauptstädten entfernt. Das Blumenprojekt hatte sich schnell im Kopf von Platon Buinosow festgesetzt, mit Eifer suchte er nach interessierten Partnern. Seit etwa einem Jahr hatte er plötzlich ein Gespür für das große Geld entwickelt. Anfang 2001 war er Geschäftsführer der Consulting-Firma Investing Advice geworden und arbeitete bereits an den verschiedensten Finanzplätzen Moskaus. Neben seiner Handelsfirma für Weltmarken erwarb er eine Vielzahl anderer Firmen. Er hatte den Ruf eines hervorragenden Managers gewinnträchtiger Projekte, der in den vergangenen Jahren in Vielem erfolgreich gewesen war: Er hatte sich mit wichtigen Leuten aus Regierungskreisen angefreundet und den Klub „Acht Sterne“ für Handelsvertreter der Länder der „Großen Acht“ gegründet, er beriet die Minister Kudrin und Gref, hatte einen gewissen Einfluss auf die Führungen von „Jedinstwo“ und die Union rechter Kräfte, SPS; außerdem tauchte er häufiger im Umfeld des Moskauer Bürgermeisters Lushkow, der Bankerin Paramonowa, der Dumaabgeordneten Hakamada, der Sängerin Alla Pugatschowa, des Finanzmaklers Orlow und der bekannten Moskauer Geschäftsleute Michail Meljan und Surab Tsarageli auf. Platon Buinosow verfügte bereits über ein Kapital in Höhe einer zweistelligen Millionensumme; er war bescheiden in seinen persönlichen Ausgaben, aber höchst großzügig in seiner Freundschaft mit Vertretern der Stadtregierung. Buinosow begriff sehr wohl, dass das Pakistanprojekt ihn mindestens 10 Jahre beschäftigen würde, doch sah er darin glänzende finanzielle Erfolgsaussichten. Zur Diskussion im Mariott waren neben dem Botschafter Pakistans in Russlands, Herrn Marsched, und seinen Assistenten auch die bedeutenden holländischen Blumenspezialisten Hedde van der Lugt, Toon Blej und der Geschäftsführer der Amsterdamer Blumenbörse, Max Vilanter, eingeladen. Eine Vielzahl von Fragen des Blumengeschäftes sollten verhandelt werden; vorgesehen war auch ein Mittagessen im Restaurant „Aurora“. Um 15 Uhr hatte er im Restaurant „Les Colones“ auf der Neglinka bereits die nächste wichtige Diskussion, die ein unerhört aufwändiges und abenteuerliches und deshalb extrem faszinierendes Projekt betraf. Buinosow wollte erstmalig den Vertretern von israelischen, russischen und chinesischen Investoren ein Projekt vorstellen, das seinen Trägern Gewinne von mehreren Milliarden Dollar in Aussicht stellte. Ihm zugrunde lag die französische Gesetzgebung, der zufolge Cognac ausschließlich aus Destillaten hergestellt werden darf, die in der

westfranzösischen Provinz Charente aus der dortigen Traube Ugni blanc gewonnen werden. Andere Varianten waren ausgeschlossen, und alle Wein produzierenden Länder der Welt akzeptierten die französische Gesetzgebung. Hauptort dieser Gegend ist die Stadt Cognac. Dort haben alle bedeutenden Cognac-Firmen, die für weltberühmte Marken wie Hennessy, Courvoisier, Remy Martin, Camus, Otard, Martell stehen, ihre eigenen Destillen. Die Marke Hennessy wird am Markt auf 3 Milliarden Dollar taxiert, Remy Martin auf etwa 200 Millionen. Der gesamte Cognac-Markt umfasst etwa 10 Milliarden Dollar. Doch der Boden in der Provinz Charente, der einzig für die Produktion von Cognac-Trauben zur Verfügung steht, kostet insgesamt maximal 350 Millionen Euro. Es wäre durchaus möglich, wenn auch nicht problemlos und eher mühselig, alle Weinberge der Charente aufzukaufen. Das einzige offizielle Hindernis stellt die Antikartell-Gesetzgebung Frankreichs dar. Dabei müsste der Boden nicht unbedingt von einer einzigen juristischen Person erworben werden. Offiziell könnten als Käufer Dutzende Firmen und Hunderte von realen Personen auftreten. Das Abenteuerliche am Projekt des jungen Geschäftsmannes bestand darin, dass er mit 350 Millionen einer 10-Milliarden-Branche an die Gurgel gehen wollte. Für Investoren würde dies völlig neue Aussichten und ein neues Niveau ihrer Finanzspiele eröffnen. Um 18 Uhr sollte im Restaurant „Gelbes Meer“ mit Geschäftsleuten ein weiteres Projekt diskutiert werden, die Eröffnung eines Auktionshauses in Moskau, in dem Auktionen jeglicher Art stattfinden sollten. Und um 20 Uhr würde sich in einem der ausgesuchtesten Restaurants, im „Bisquit“, eine Investorengruppe zum Projekt einer Maut-Autobahn einfinden, die vom Moskauer Autobahnring über die Rubljowo-Uspensker Chaussee zur 23 km entfernten Siedlung „Sosny“ führen sollte. Das Projekt hatte den Arbeitstitel „Flug über die Nester der Neuen Russen“. Urheber der Idee waren Platon Buinosow und Alexander Botscharnikow. Sie sprachen von einem Pilotprojekt, dem in der Zukunft weitere vergleichbare Schlüsselverbindungen zwischen dem Stadtzentrum und Ansiedlungen von Privathäusern vor der Stadt folgen sollten. Um 22 Uhr wollte er sich mit seinen ehemaligen Kameraden von der Polarkreis-Grenztruppe treffen, um ihre fünfzehnjährige Entlassung aus der Armee zu feiern. Alles in allem forderte dieser Montag von Buinosow eine hohe Anspannung seiner geistigen und physischen Kräfte. Dabei empfand er einen ganz ungewöhnlichen Zustrom an Energie und war unerschütterlich vom Erfolg seiner Vorhaben überzeugt. Je voller sein

Tagesplan gepackt war, umso mehr Adrenalin setzte sein Gehirn frei. Wenn Wladimir Posner, dieser Schamane im Fernsehen, ihn im Studio des Ersten Kanals fragen würde, wofür ein Mensch so ungeheure Finanzressourcen brauche und ob diese ihm tatsächlich zusätzliche Möglichkeiten eröffneten, dann würde diese Frage Buinosow gerade wegen ihrer Einfachheit in Verlegenheit bringen. Man muss sich in der Tat fragen, was Geld eigentlich ist und warum ein Großteil der Menschheit schon seit vielen Jahrhunderten hemmungslos darauf bedacht ist, es unbegrenzt zu vermehren; dabei werden Gebote missachtet und Normen gebrochen. Für die Einen bedeutet Geld Macht, für Andere Unabhängigkeit, für eine dritte Gruppe ein Mittel zur Selbsterfahrung, für eine vierte den Schlüssel zu allen Geheimnissen des Seins. Und mancher sieht in ihm fast so etwas wie die substantielle Basis der Welt im Rang von Erde, Wasser, Feuer, Luft und Plasma, etwas, ohne welches die Materie selbst leblos und lebensunfähig wäre. Marx hielt das Kapital für den „Wert heckenden Wert“ – ein aufgrund der Entwicklung des Finanzwesens in der heutigen Zeit überholtes Postulat, ein Anachronismus. Buinosow neigte zu der Auffassung, Kapital sei die reale Möglichkeit, die Früchte der eigenen Arbeit zu bewahren. Je mehr Geld man hat, umso stärker ist das Gefühl der eigenen Würde. Ohne Wasser und Luft geht der Mensch physisch zugrunde, ohne Geld verstummt in ihm die Stimme der Vernunft, verlischt die Spiritualität, setzt eine Rückentwicklung vom Menschen zu den Neandertalern und Troglodyten ein. Man braucht sich nur die Menschen in den ärmsten aller Länder anzusehen. Wir unterscheiden uns von ihnen nicht nur in unserer Kleidung, unseren Ernährungsrationen und Verhaltensnormen, zwischen uns liegt ein intellektueller und geistiger Abgrund. Kulturelle Inkompatibilität trennt die Völker voneinander wie eine chinesische Mauer. Dies waren die Ansichten von Platon Buinosow, doch seine angeborene Schüchternheit erlaubte ihm nicht, seine Gedanken öffentlich zu äußern. Er war verliebt in das Geld wie in eine Art universalen Fetisch. Er glaubte aufrichtig, dass lediglich ein großes Kapital ihn der Gottheit, dem Übermenschlichen näher bringen könnte, wodurch seine ehrgeizigen Vorhaben eine sakrale Note erhielten. Menschen in hochrangigen Positionen brachte er stets Achtung, Verständnis und Freundlichkeit entgegen, denn ihm war sehr klar, dass er für die Erreichung seines Ziels die Unterstützung der Exekutive brauchte. Sobald allerdings ein Staatsbeamter seinen Posten verlor, strich Buinosow ihn aus der Liste derjenigen, die er hofierte, und trug ihn in die Rubrik derjenigen, die von

ihm Aufmerksamkeit erwarteten, ein. Und wenn ein Beamter aus seiner Behörde entfernt wurde, verlor Buinosow augenblicklich nicht nur jegliches Interesse an ihm, sondern entfernte ihn gänzlich aus seinem Gedächtnis. Genau dies war hatte kürzlich stattgefunden. Ein gewisser N. A. war seines wichtigen Postens als Abteilungsleiter in der Steuerbehörde enthoben worden, und sofort hatte Platon Buinosow alles vergessen, was sie beide in der Vergangenheit verbunden hatte.

Manchmal ertappte er sich selbst bei dem Gedanken, dass seine Freundschaft mit hochgestellten Beamten der käuflichen Liebe der Mädchen des Herrn Zimmermann ähnelte. Diese Mädchen waren gut für sein körperliches Wohlergehen, während die Vertreter der Moskauer Bürokratie nützliche Instrumente zur Erreichung seines obersten Ziels, des Jahresumsatzes von hundert Millionen Dollar, waren. Zur Umgebung von Buinosow gehörten neben verschiedenrangigen Beamten zahlreiche Mittler: anerkannte Künstler, berühmte Regisseure, Kosmonauten, Generäle der Truppen des Innenministeriums und des KGB, verdienstvolle Sportler, Geistliche, erfolglose Bankiers und Kurtisanen, die ihm Kontakte zu den Spitzen der Exekutive verschafften. Wie die Thunfische dem Wal folgen und sich von dessen herrschaftlichen Essensresten ernähren, drängt sich das Moskauer Volk ständig um die Neuen Russen, um bei Gelegenheit ein Sümmchen abzustauben oder es sich zumindest auf fremde Rechnung wohl sein zu lassen. Das heutige Russland ist kein Platz für Idealisten, für Menschen der Ehre oder für Gerechte im biblischen Sinn. Im Gegenteil! Die Parole der heutigen Zeit verträgt sich nicht mit hohen Idealen. Dabei ist Platon Buinosow kein Neureicher, den die Gesellschaft ablehnt. In seinem Vaterland herrscht bereits seit zehn Jahren ein Kampf, den die russische Tradition des „Etatismus“ aufrechterhält, der Kampf zwischen fähigen Geschäftsleuten und nichtswürdigen bürokratischen Entscheidungsträgern, die zu keinem gedanklichen Höhenflug in der Lage sind. Zuerst haben diese Bürokraten Barrieren für das Business errichtet, um die Hindernisse dann gegen entsprechende Bezahlung wieder fortzuräumen. Diese Nahkämpfe, die meistens einen gütlichen Ausgang fanden, beobachtete die Intelligenzija schweigend, zuweilen auch voller Neid. Sie konnte sich für keine der beiden Seiten entscheiden. Der Hass auf das Business wie auch der auf die Bürokraten war bei ihr schon genetisch verankert. Obwohl ein Großteil der Intelligenzija im Russland von heute der wahren Freiheit des Unternehmertums größere Befugnisse der Staatsbeamten vorziehen würde. Platon Buinosow war

mittendrin in diesem öffentlichen, von der Boulevardpresse angeheizten gesellschaftlichen Spektakel: Das Business strebte nach Freiheit, der Staatshaushalt benötigte größere Steuerabgaben, die Bürokratie bedrängte das Business mit Instruktionen und Resolutionen und forderte Schmiergelder, während die Intelligenzija keine klare Position bezog, jedoch zu den Etatisten tendierte, wobei sie sich vom Business finanzieren ließ und gleichzeitig bei der Bürokratie Steuererleichterungen herauschlug. Buinosow kannte die verschiedenen Schichten seiner Gesellschaft sehr gut. Was waren sie doch für Besserwisser, diese russischen Intelligenzler sowjetischer Prägung, dachte er oft. Sollten sie doch ins Business gehen, Piroggen verkaufen, Kleinunternehmer werden, dann wären sie wenigstens endlich zu etwas nütze. Gerade in diesem verteufelten Spiel tat sich Buinosow besonders hervor und verbuchte beneidenswerte Erfolge. Um seine Position in der Hierarchie des Business und der Beziehungen zur Exekutive könnten ihn viele beneiden. Solche wie er wurden die wahren Herren des heutigen Lebens in Russland.

Also beeilte sich Platon Buinosow mit dem Leben, um ein riesiges Vermögen zu erarbeiten. Er stand auf und ging ins Bad. Seine kleine Dreizimmer-Wohnung mit Blick auf die Moskwa und den Gorkijpark war extrem spärlich eingerichtet. In der rechten Ecke des großen Zimmers stand ein breites Doppelbett, daneben befanden sich zwei Kaffeehaus-Stühle mit Bergen von Kleidung. Direkt am Fenster stand auf einer mit Zeitungen abgedeckten Kiste ein kleinerer Fernseher. Auf dem staubigen Fußboden lagen einige Paar Schuhe verstreut. Das war schon alles. Vom Bad führte nach rechts eine Tür in die Küche. Dort standen ein kleiner Tisch, ein alter verkrautzter Eisschrank der Marke „Jürürsan“ und ein Gasherd, an der Wand hingen zwei kleine Schränke. In einem befanden sich Geschirr und Küchenutensilien, im anderen Vorräte: Zucker, ein zerknautschtes Beutelchen mit Kaffee, eine angebrochene Schachtel Haferplätzchen und in einer großen Trinkschale Kürbiskerne. Der unansehnliche Eindruck der Küche zeugte davon, dass der Hausherr sie nur höchst selten benutzte. Auf der andere Seite der Küche war ein weiteres Zimmer mit praktisch nichts darin, wenn man von einem Laufband und einigen verrosteten Hanteln absah. Im dritten Zimmer stand ein Bügelbrett. Einmal die Woche kam die Nachbarin vom ersten Stock und räumte für zweihundert Rubel pro Tag die Wohnung auf, wusch, bügelte und brachte die Kleidung des alleinstehenden Eigentümers dieser bescheidenen Wohnung in Ordnung. In diesem Zimmer hing an den



Wänden auf Nägeln eine Vielzahl von Anzügen, Hemden, Pullovern und weiterer Herrenkleidung. Das war die gesamte Wohnungseinrichtung. Keiner seiner Besucher hätte jemals vermutet, dass hier ein sehr reicher Mensch wohnte, der vorhatte, ein märchenhaftes Vermögen zu erlangen. Den wenigen Bekannten, die die Wohnung von Buinosow gesehen hatten, war es peinlich gewesen, sie hatten überhaupt keine Fragen gestellt. Einmal allerdings hatte sein Geschäftspartner Michail Meljan, ein sonniges Gemüt, bei einem Besuch in der Wohnung vor Verblüffung ohne Umschweife losgepoltert: „Ein Millionär in einer Bärenhöhle? Du bist ein seltsamer Mensch, Bruder Platon. Dein beneidenswertes Talent für das Business hat dir die Fähigkeit geraubt, dein Leben schön zu einzurichten. Bist du ein Geizkragen oder ein Verrückter?“ Er ließ seinen Blick über Buinosows ärmliche Herberge schweifen. „Das hier wäre geradezu ergreifend, wenn man nichts von deiner finanziellen Potenz wüsste oder sie einfach vergessen würde. Was willst du dir selbst oder mir mit dieser Unbehaustheit sagen? Ein Mensch mit unermesslichen Möglichkeiten, der in Armut dahin vegetiert, provoziert mein Mitleid. Die Seele des Juden, der Gott in sich trägt, entbrennt in Zorn und dem leidenschaftlichem Wunsch, dich bei der Befreiung von dieser versammelten Armseligkeit zu unterstützen. Kauf dir ein anständiges Haus in Barwicha, lege dir zwei, drei längerfristige Geliebte zu, stelle Bedienstete ein. Lebe, wie die, die in dieser Welt etwas darstellen. Brauchst du einen Kredit? Soll ich dir einen Immobilienmakler besorgen? Möbel bestellen? Einen Antiquitätenhändler Vorschläge machen lassen? Dich mit den Models aus dem „White Star“ bekannt machen? Wach auf, mein lieber Platon! Die Welt ist so schön und verführerisch für den Reichen und so finster und nichtswürdig für den Armen. Unsere jüdischen Propheten sagten: Wenn die Welt ungerecht ist, heißt das nicht, dass sie zerstört werden soll oder überflüssig ist.“ Diese Worte des Freundes kamen Buinosow oft in den Sinn, weckten jedoch nie den Wunsch, richtig über sich selbst, über seine eigene Lebensphilosophie, über wirkliche und vermeintliche Werte nachzudenken. Ständig war er in Eile; er hatte keine Zeit innezuhalten und ein wenig über seinen geheimen Wunsch nach einem riesigen Kapital hinauszublicken, hatte keine Zeit, in dieser Welt etwas anderes als Geld, Geld, Geld wahrzunehmen. Übrigens stand er mit dieser Haltung nicht allein, denn genau das zeichnet einen beträchtlichen Teil der sogenannten starken Hälfte der Menschheit aus.

In der heutigen Welt trifft man nur selten einen Mann, der der Idee des Altruismus anhängt oder uneigennützig den Musen dient.

Buinosow kam aus dem Bad, zog sich an, ging kurz in die Küche, aß eine Kiwi, trank ein Glas Mineralwasser, nahm dann seine Aktentasche, sah sich im Spiegel an und verließ die Wohnung. Der gesamte Vorgang war so blitzartig abgelaufen, dass der Eindruck entstand, es handele sich hier nicht um einen Menschen, sondern einen Roboter. Und noch ein Eigenheit hatte der junge Mann, er nahm niemals den Fahrstuhl. Er ging ausschließlich zu Fuß, ganz gleich, ob hinauf oder hinunter, und lehnte kategorisch jedes geschäftliche oder private Treffen ab, wenn es höher als auf dem achten Stock stattfinden sollte. Offenbar funktionierte sonst sein Gleichgewicht nicht mehr richtig. Buinosow lief also die Treppe hinunter. Am Eingang saß ein Wachmann, vorgefahren war ein BMW 750. „Hallo“, sagte Buinosow zu seinem Chauffeur. „Fahren Sie bitte zur Krimbrücke. Ich will ein Stück zu Fuß gehen. Das Wetter ist heute wunderbar. Warten Sie an der Ampel auf mich.“ Mit diesen Worten übergab Buinosow dem Fahrer seine dicke Aktenmappe und ging über den Hof in Richtung Uferstraße an der Moskwa. Er musste noch seine Argumentation zugunsten des Projekts „Pakistan – flower’s paradise“ vervollständigen. Schon seit langem war er ein Ass im Investieren fremder Finanzen in seine eigenen Projekte.

## Kapitel 11

In André Ivéroffs Jackentasche lag der neue rote Pass. Früher war ihm seine Existenz gleichgültig gewesen, heute löste er jedoch ein undefinierbar bedrückendes Gefühl aus. Vielleicht war er sogar die Ursache für ein zeitweiliges Frösteln, für das Kältegefühl in der Seele, während einzelne Eintragungen dem Fürst im Kopf herum kreisten. „Iwerow Andrei Konstantinowitsch“, „gültig bis zum 24. Juni 2004“. Niemand nannte ihn Andrei Konstantinowitsch – würde er sich an den neuen Namen gewöhnen können? Und ob alle so waren wie der Diplomat? Der Umgang mit solchen Menschen würde ihm nicht endende Qualen bereiten. Dann würde es weder der Keller voller Ratten noch einander umarmender Betrunkener bedürfen, auch nicht der Kehrseite der Welt, lediglich der Kehrseite einer fremden Person, der man nur in die Visage blicken müsste, um die Lust am Leben zu verlieren. Und wenn nun das ganze Land aus solchen Menschen bestünde? Und wenn dieser Schindjapkin ein nach russischen Vorstellungen beispielhafter Bürger, nachgerade ein Engel wäre? Und wenn er dort mit Schindjapkins hoch minus 5 oder hoch minus 12 zu tun hätte? Sollte er nicht lieber von dieser tollköpfigen Idee Abstand nehmen und einfach Einsiedler werden, in der Sahara, in den Dschungeln des Amazonas oder im ewigen Schnee von Alaska? Vielleicht sollte er lieber ein riesiges Segelboot bauen oder kaufen und ein Nomade der Meere werden? Oder fliegender Holländer mit einem Luftschiff? Oder *digger*? Digger war sehr verführerisch – sich in die Erde eingraben und durch die Labyrinth des Landes Underground streifen. Mittelalterliche Gänge suchen, in unsichtbaren Flüssen baden, sich mit Geistern treffen, in den Augiasställen des Erduntergrunds einmieten, zur „Quintessenz des Staubes“ werden, wie Hamlet es nannte, und zum Augenzeugen des Zersetzungsprozesses, der jedem Ding seine endgültige Gestalt gibt. Weiter dachte Ivéroff, dass Moskaus Untergrund ein höchst interessantes Land sein müsse, dessen Anfang von Aristotele Fioravanti, dem Architekten und Erbauer des Kreml, gelegt wurde. Hier verbargen viele Moskauer Fürsten ihre Geheimnisse und fanden Trost. Es heißt, Zar Iwan Grosnyj, der Schreckliche, vergrub hier seine einzigartige Bibliothek, Peter der Große seine Sammlung namentlich ausgewiesener Bojarenbärte, Iossif Stalin die Listen seiner Opfer. Also doch nach Russland! Ivéroff war drauf und dran, seine Piloten anrufen,

damit sie die „Challenger“ startklar für den Flug nach Moskau machten, als er sich schnell noch besann. Keiner seiner Bekannten und Angestellten sollten seinen Aufenthaltsort erfahren. Deshalb beschloss er, sich telefonisch bei der Flughafenauskunft in Nizza zu informieren. Fahrer Bogossian würde nichts verstehen, da die Fahrgastkabine des Autos hermetisch abgeschlossen war. Die Auskunft in Nizza nannte ihm einen Air France Flug über Paris nach Moskau um 10.40 Uhr und einen Direktflug mit Aeroflot um 15 Uhr, Ankunft in Moskau um 18.50 Uhr. Schon wollte Ivéroff sich nach freien Plätzen erkundigen, doch dann nahm er davon Abstand und beschloss, nichts zu überstürzen und noch einmal über alles nachzudenken. In seiner Tasche hatte Ivéroff zwei Pässe, einen französischen und einen russischen, in seiner Brieftasche lagen dreitausend Euro und mehrere Kreditkarten. Gepäck hatte er keins, weder Wäsche zum Wechseln noch Kleidung oder andere persönliche Gegenstände, und keine Anschriften, wo ihn jemand erwartete. In ganz Russland hatte er nicht einen einzigen Bekannten. Schon bei kleinen Reisen in der Heimat, viel mehr aber bei Langzeitreisen in ein weit entferntes unbekanntes Land könnten einem diese Umstände Kopfschmerzen bereiten. Doch der Fürst empfand gerade in der wenig beneidenswerten Lage eine aufkeimende Freude. Seine Seele jubelte, schenkte doch das Schicksal ihm die bemerkenswerte Chance nach Russland zu fliehen, in das Land des Leidens, in eine ungewisse Existenz. Wo sonst könnte man sich noch vor einem das Bewusstsein niederdrückenden Denken verstecken, vor den Konventionen der Etikette, vor dem eigenen fantastischen Kapital, vor dem aufdringlichen Milieu der elitären Kreise?

Ivéroff glaubte daran, versuchte sich davon zu überzeugen, dass Russland der Ort auf Erden war, wo er sich selbst finden, die Tiefe seiner inneren Welt ausloten und die Prioritäten seines Lebens neu ordnen könne. Nach seiner Vorstellung bot die Kehrseite des Lebens ein breites Spektrum an Anschauung, und die virtuelle Welt war den Menschen dort näher als irgendwo sonst, dort dürften sich die reale und die virtuelle Welt nicht wesentlich unterscheiden. Ivéroff hatte das Gefühl, dass bei den Russen selbst der Körper in einer unerklärlichen, ständigen verzauberten Bewegung seine Hypostasen wechseln müsse. Deshalb zog es ihn so ungestüm, so unbändig nach Russland. Höchst befriedigt darüber, dass er erneut gewichtige Argumente für seine Übersiedelung nach Moskau gefunden hatte, wandte sich Ivéroff den praktischen Dingen des Lebens zu. Er erinnerte sich, dass Russland ein Land des Dollars war,

Dollars aber hatte er nicht bei sich. Also musste er bei einer Bank vorbeifahren und etwas amerikanische Währung mitnehmen. Wie viel aber war dieses „Etwas“? Für einen Milliardär, Finanzmagnaten und Experten des Fondsmarkts konnte das eigentlich keine wirkliche Frage sein, und doch uberrumpelte ihn genau diese Frage. Brauchte er überhaupt Geld für die elende Kehrseite der Existenz? Wie müsste er rechnen, damit es für Kleinigkeiten reichte, gerade dafür, um sich von einem Tier zu unterscheiden? 1000 Dollar, 500 oder 300? Er kannte ja weder den Warenkorb in Russland noch die Preise von Gütern und Dienstleistungen. Also musste er zuerst festlegen, wo er wohnen und wie er seinen Kontakt mit der Welt gestalten wollte. Sollte er vielleicht ganz auf Geld verzichten und sich mit Almosen zufrieden geben? Welch grandioser Fall des Stolzes, Welch verführerische Reinigung der Seele von gesellschaftlichen Stereotypen wartete auf ihn, wie würde er selbst sich verändern, wenn er auf den Straßen Moskaus mit vorgestreckter Hand stünde? Das einzige, was er brauchte, wäre der verächtliche oder mitleidige, hasserfullte oder mitfühlende Blick der Passanten. Doch würde er das alles bewältigen, er, Ivéroff, ohne eine Kopeke in der Tasche? Hatte er doch seit seiner Geburt immer malos viel Geld zur Verfügung gehabt, und jetzt sollte er den selbst darbenden russischen Menschen um eine milde Gabe bitten, er, dessen Vermögen ähnlich groß war wie der Staatshaushalt dieses Landes? Und würde ihn nicht das Gewissen plagen, würde nicht die Seele sich verdunkeln von dem Bewusstsein, dass er die unglücklichen Russen um seines höchst extravaganten und egoistischen Projekts willen bestahl? Zwar träumte er davon, sein Leben zu ändern, sein Verstand befand sich in einer Krise, sein Gewissen suchte nach einem neuen geistigen Fundament. Doch hatte er das Recht, auf das Mitleid und Mitleiden des Volkes in Russland zu rechnen und mit seinen Spenden das eigene, wenn auch jämmerliche Überleben zu sichern? Jeder hätte das Recht, den Stein auf ihn zu werfen und ihm vorzuhalten, ihm, einem Niedertrachtigen und Geldsack, stiege der Überfluss zu Kopf, dass er die Menschen hier um Hilfe bitte. Und doch, wie würde er, Ivéroff, es genießen zu betteln und mit den Krähen die Abfälle aus den Mullbergen heraus zu picken. Das genau wäre der kardinale Bewusstseinsbruch und das Ende der Philosophie des eigenen Ich. Die korporative Moral würde schwinden, das verlogene Gefühl der eigenen Überlegenheit absterben, die zur Schau getragene Bescheidenheit und die Respektabilität würden ein für alle Mal vergehen. Doch wie würden sich die Bedürfnisse seines Magens und seine

gastronomischen Gewohnheiten ändern? Anstelle von Gambas Royal verrottete Kohlblätter, anstatt englisches Lamm wurmstichige Äpfel aus den Abfall. Würde sich der Geist nach solcher Metamorphose erheben oder endgültig in die virtuelle Welt übersiedeln? Würde das gewohnte Ich sich verflüchtigen und ein neuer Mensch auferstehen? André Ivéroff! Genauer gesagt, Andrei Konstantinowitsch Iwerow. Ein Überwesen, das sich selbst zur Last geworden war. Doch wie sollte man das Wunder messen, die revoltierende Kraft des Intellekts gegen den von ihm selbst ausgedachten Treubruch? Ivéroff war ganz ratlos und erschöpft von den widersprüchlichen Überlegungen, wie er sich für diese Reise ausrüsten sollte. Gewohnheitsmäßig forderte seinen Fahrer auf, die nächste Bank anzufahren. Dort hob er mit seiner Kreditkarte zehntausend Dollar ab und ging dann die Avenue Kléber entlang. Sein irgendwie abwesender, entfremdeter Blick streifte die Schaufenster der Geschäfte, die kleinen Marseiller Häuser mit ihren verschlungenen Metallgittern an den alten Balkons, die Gesichter der Entgegenkommenden und die Tauben, die auf dem Platz gurrten.

Als er zum Rousseau-Platz kam, zog er entschlossen sein Handy aus der Tasche und wählte den Flughafen von Nizza an. „Salut! Könnten Sie mir bitten einen Platz für den Aeroflot-Flug Nizza-Moskau buchen?“ „Einen Moment..., auf welchen Namen, welche Klasse?“ „André Ivéroff, erste Klasse.“ „Hervorragend. Wie werden Sie zahlen, und wohin sollen wir Ihr Ticket schicken?“ Eilig korrigierte Ivéroff sich: „Madame, ich habe mich geirrt, bitte nicht die erste Klasse, sondern ein normales, billiges Ticket.“ „Gern, doch gibt es nur noch erste Klasse. Soll ich Sie auf die Warteliste setzen?“, fragte die Stimme aus Nizza. „Danke, nein. Notieren Sie meinen Namen und meine Mastercard-Nummer.“ Nach dem Telefonat ging Ivéroff in die Post. Seiner Brieftasche entnahm er alle Kreditkarten, besah sie sich und legte nur die eine zurück, deren Nummer er nach Nizza durchgegeben hatte. Die anderen tat er in einen Briefumschlag und wollte ihn schon an Elisabeth Ponsen adressieren; doch er zögerte, blickte an die Decke und änderte offenbar seine Meinung. Wozu die unnötige Betriebsamkeit, ging es ihm durch den Kopf. Er erbat an einem der Schalter eine Schere und schnitt die Karten in kleine Stücke; dann warf er sie in einen Papierkorb und verließ das Gebäude. Bis zum Abflug blieben ihm noch gut vier Stunden, er musste sich also schnell auf den Weg zum Flughafen machen. Von Marseille bis Nizza waren es mit dem Taxi, wie er sich vorgenommen hatte, gut und gerne zweieinhalb Stunden. Er rief den Fahrer des Rolls-

Royce an und trug ihm auf, nach Nizza zurückzukehren. „Ich habe noch zu tun und werde eine Weile fort sein. Wenn ich dich brauche, rufe ich dich an. Salut.“ Es fiel Ivéroff schwer sich vorzustellen, dass er die Menschen, die ihm lange Jahre gedient hatten, nie wieder sehen würde. „Und nicht nur das kann ich mir nicht vorstellen“, dachte er für sich. „Werde ich das alles ertragen können, das Leben in den Hinterhöfen der Gesellschaft, um hier den Frieden des Geistes zu finden? Werden nicht die Klischees und Gewohnheiten des Luxuslebens stärker sein als meine hirnrissigen Träume von einem Leben als gottgefälliger Narr, werden sie mich nicht dazu bringen, das Experiment abubrechen und mich ins nächste Fünf-Sterne-Hotel zu flüchten? Ich hoffe, so etwas gibt es in Moskau... Oder wird das Leben in Armut und Willkür mir einen neuen Impuls verleihen, zur bekannten und vertrauten Lebensweise zurückzukehren, um mich erneut in den teuflischen Strudel der Konsumwelt zu stürzen? Nein! Dann lieber Hand an sich legen oder den Verstand verlieren.“ „Nimm dir das nicht zu fest vor“, ließ sich plötzlich eine Stimme in seinem Kopf hören und traf Ivéroff wie ein Schlag, so unerwartet geschah es. Um diese verräterische innere Stimme zu identifizieren, begann Ivéroff ein Selbstgespräch. „Willst du damit sagen, dass ich die Entbehrungen, die grauenhaften Lebensumstände nicht aushalten und zurück an die Côte d’Azur fliehen werde? Du kennst mich nicht, Bruder, kein bisschen. Ich ziehe das konsequent durch. Entweder ich finde mich am Bodensatz der Gesellschaft wieder, oder ich siedele in die virtuelle Welt um. Einen anderen Weg gibt es weder jetzt noch in Zukunft.“ „Wir werden es ja erleben“, ging dieselbe Stimme erneut und ein bisschen frech dazwischen. In diesem Augenblick fasste ihn jemand an der Schulter, er hörte Russisch reden und erkannte an der Stimme, wer sprach. „Ich bin Ihnen gefolgt. 50 Tausend Euro einfach annehmen und nicht wissen, was für ein sonderbare Vogel sie sind, das gibt es bei uns Russen nicht.“ Ivéroff drehte sich um, vor ihm stand Kusma Schindjapkin. „Sagen Sie mir bitte, Andrei Konstantinowitsch, warum Sie für eine Kleinigkeit einen solchen Batzen Geld hingelegt haben. Das ist doch Wahnsinn! Ich hätte Ihnen den Pass ohne jede Bezahlung verlängert. Der Diplomat Kusma Schindjapkin nimmt kein Schmiergeld. Ihre großzügige Spende dagegen habe ich, ein einfacher Diplomat aus Russland, als Hilfeleistung eines potenten Landsmanns aufgefasst. Ich werde alles für Sie tun, was Sie befehlen.“ An der Erscheinung des Diplomaten aus Russland hatte sich kaum etwas geändert, lediglich der Ton war etwas

beflissener und der Gesichtsausdruck eindeutig untertänig. Im Übrigen wollte Ivéroff ihn gar nicht genau betrachten. Er war erneut mit der Überlegung beschäftigt, ob dieses unsympathische Subjekt virtuell oder ganz wie gewohnt zu ihm sprach. Dann kam ihm in den Kopf, dass er ja seinem neuen, gerade erst erworbenen Weltverständnis gemäß diesem verdrehten Kerl gar nicht ausweichen durfte. „Hier gibt es einen Widerspruch, es ist alles gar nicht so einfach. In Russland werde ich so werden, wie ich es mir erträume“, beruhigte er sich dann, wobei ihm wieder ein ganz anderer Gedanke kam. Wieso war Schindjapkin hier aufgetaucht? Was suchte er? Spioniert er hinter ihm her? Dann sagte Ivéroff: „Vielen Dank, das mit dem Pass hat ja gut geklappt.“ „Kann ich Ihnen sonst noch behilflich sein? Vielleicht haben Sie irgendein Anliegen? Brauchen Sie Hilfe?“, fragte Schindjapkin in seinem gewöhnlichen Ton. „Wollen Sie nicht nach Russland? Ich habe mir Ihre Akte angesehen; anscheinend haben Sie zum ersten Mal beschlossen, Ihre historische Heimat zu besuchen. Wozu brauchen Sie sonst einen gültigen Pass? Das ist logisch. Doch warum haben Sie es so eilig? Geht es um ein dringende Geschäft, platzt Ihnen eine Verabredung? Ist etwas passiert?“ Kusma Schindjapkin hatte sich tatsächlich das Dossier des Fürsten Ivéroff im Konsulat angesehen und dort viel Interessantes für sich entdeckt. Aus verschiedenen Quellen, von Agenten, Informanten, aus der Presse ging hervor, dass Fürst André Ivéroff völlig unpolitisch, extrem reich, im Süden Frankreichs beheimatet und ein Mäzen war. Seit 13 Jahren zahlt er jährlich 5 Millionen Dollar an die Stiftung „Den Kindern von Tschernobyl“. Nach dem Erdbeben in Armenien hatte er 10 Millionen Dollar für den Wiederaufbau in Spitak auf ein Sonderkonto in Moskau überwiesen. Anlässlich des Besuchs von Michail Gorbatschow in Frankreich war der Empfang der russischen Botschaft in Paris auf Ivéroffs Kosten gegangen. Botschafter Dubinin hatte damals 600 Gäste aus der Finanz- und der politischen Elite Frankreichs ins Restaurant des Hotels Bristol geladen, wobei die Speisenfolge vom Berater des Fürsten in Sachen Gastronomie, dem berühmten Patrick Blancheron, zusammengestellt worden war. Das war eine der repräsentativsten Abendgesellschaften im 20. Jahrhundert, an die man sich in Paris erinnern konnte. Außerdem gehörte André Ivéroff zu den festen Sponsoren der Tage der russischen Kultur, die in den letzten Jahren in Cannes stattgefunden hatten. Er bezahlte den Aufenthalt der sowjetischen und russischen Künstler während des Internationalen Filmfestivals in Cannes und noch vieles andere mehr. Nach der



Durchsicht des Materials zu André Ivéroff war Schindjapkin klar, dass es unverzeihlich, dumm und geradezu Geldverschwendung wäre, einer so bekannten Person wie dem reichen Ivéroff keine Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Er überlegte sich einige Projekte und Themen, die nach seiner Einschätzung André Ivéroffs geschäftliches Interesse oder menschliches Mitgefühl wecken könnten. Doch die Triebfeder der Vorschläge, die der Diplomat dem Fürsten machen wollte, war das Bestreben, für sich aus dessen Kapital Vorteile zu ziehen. Allerdings hatte Ivéroff keinerlei Wunsch, sich weiter mit diesem Menschen zu unterhalten, und überlegte, wie er ihn loswerden könnte. „Entschuldigen Sie, ich muss zum Friedhof Saint Pierre. Sprechen Sie mich bitte ein anderes Mal an. Adieu.“ Ivéroff wollte ihm die Hand reichen. „Einen Augenblick, ich möchte noch Verschiedenes fragen.“ Schindjapkin lächelte unbeholfen. „Ich habe eine zwanzigjährige Tochter, Genja. Die französischen Behörden geben ihr keine Aufenthaltsgenehmigung, weil sie schon volljährig ist. Lediglich die Diplomatenkinder haben ein Anrecht darauf. Sie ist sehr hübsch und spricht hervorragend Französisch. Könnten Sie ihr vielleicht Arbeit besorgen und sie legal ins Land holen? Sie lebt zurzeit in Moskau und träumt einzig davon, in Frankreich zu arbeiten. Ich habe hier alle Daten, die meine Tochter betreffen“, er reichte ihm einige zusammengefaltete Bögen, „und bitte Sie, meine Genja zu berücksichtigen. Und sind Sie, Andrei Konstantinowitsch, eigentlich verheiratet? Viele Franzosen möchten gern russische Frauen haben, Sie sind russischer Abstammung, haben Sie auch schon einmal diese Idee gehabt?“ „Mein Lieber, ich will schnell zu den Gräbern meiner Familie auf dem Friedhof Saint Pierre und bin mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Ich hoffe auf Ihr Verständnis – danke. Ich verspreche Ihnen, mir das Dossier Ihrer Tochter anzusehen und ihr nach Möglichkeit zu helfen. Jetzt möchte ich gern allein sein, bitte...“ „Noch eine kleine Frage, das dauert höchstens zwei Minuten... Ich habe mit Partnern zusammen ein kommerzielles Projekt, das in folgendem besteht. Uns gehört ein Grundstück in einem angesehenen Moskauer Viertel, auf dem wir ein Fünf-Sterne-Hotel bauen möchten. Das entsprechende Geld allerdings fehlt uns noch. Hätten Sie nicht Lust, in dieses Projekt mit einzusteigen. Sie würden den Bau finanzieren und fünfzig Prozent des Eigentums bekommen...“ Der Fürst hörte ihn schon nicht mehr, nur Satzketten erreichten noch sein Ohr. Er hatte es sehr eilig und sagte automatisch: „Ich werde darüber nachdenken.“ „Vielleicht haben Sie ja Interesse am Bau des höchst

prestigeträchtigen Casinos in...“ Schindjapkin kam nicht dazu, das Projekt als ganzes vorzustellen. Ivéroff hörte ihm nicht mehr zu, sondern überquerte schnell die Avenue Kléber und hastete auf der gegenüberliegenden Seite in Richtung Rousseau-Platz. Vor dem Geschäft „Rivoli“ stürzte er sich in ein Taxi und dirigierte es eilig zum Friedhof Saint Pierre.

„Ein seltsamer Mensch, dieser Andrei Konstantinowitsch. Anscheinend sind alle Reichen irgendwie komisch“, dachte Schindjapkin bei sich. „Ich habe so das Gefühl, dass er noch heute nach Moskau fliegen will; immerhin brauchte er seinen Pass ja zu sofort. Und jetzt rast er wie ein Wahnsinniger zum Friedhof, das ist auch kein Zufall. Wenn er nicht vorhätte, nach Moskau zu fahren, wäre er nicht so in Eile. Das kriegen wir gleich heraus.“ Kusma Iwanowitsch wählte eine Nummer auf seinem Handy. „Hallo, Walentinytsch, schau in deinen Computer, ob da für heute ein Ivéroff auf der Passagierliste steht? Ja? Ich danke dir. Wenn du Zeit hast, komm mal vorbei, wir kippen dann ein Gläschen. Adieu. – Ach dieser Schlaukopf, wollte mir weglaufen, nein, Väterchen, das schaffst du nicht, von jetzt ab werde ich ständig ein wachsames Auge auf dich haben“, Schindjapkin freute sich. Dann wählte er noch einmal. „Genjetschka, was machst du gerade? Hör mal, heute Abend kommt mit Aeroflot um 20.50 Uhr ein sehr reicher Mann in Moskau an, der russische Fürst Andrei Konstantinowitsch Iwerow. Ich habe mir seine Akte angesehen, er ist 42 Jahre alt und immer noch unverheiratet. Was sagst du? Was interessiert es dich, ob er homosexuell oder impotent ist. Fang ihn gleich an der Gangway ab. Geh zu T. und gib ihr zwanzig Grüne, damit sie dich bis zum Flugzeug bringt. Hast du das verstanden? Du weißt doch, was das für ein Sumpf ist in Scheremetjewo. Wenn du ihn verpasst, schnappen sie ihn dir weg, es gibt genug Mäusejäger. Im übrigen hat er zugesagt, dir im Westen etwas zu finden. Sprich mit ihm darüber. Lass alles stehen und liegen und bleibe immer dicht an ihm dran. Koch etwas, lade ihn in die Wohnung ein. Wer weiß, vielleicht beißt er an. Kurz gesagt, werde aktiv. Ruf mich heute Nacht an und berichte.“ Schindjapkin war befriedigt darüber, wie er alles so schnell organisiert und eingerichtet hatte und machte sich auf den Weg zum Generalkonsulat. Seine Seele jubelte; ganz toll, wie er die Netze für den bekannten Geldsack ausgelegt hatte. Wer konnte wissen, wie das noch enden würde? „Wenn man nichts tut, kann man auch nichts werden“, wiederholte Kusma Schindjapkin mit seiner Bauchrednerstimme.

Das Taxi rollte auf den Friedhof zu. „Entschuldigen Sie,“ sagte Ivéroff zum Fahrer, „ich bleibe hier etwa zehn Minuten. Danach würde ich, wenn Sie meine Mastercard nehmen und dazu bereit sind, mit Ihnen zum Flughafen in Nizza fahren.“ „Kein Problem“, sagte der Taxifahrer höflich. Der Fürst stieg aus, ging zum Blumenladen, kaufte einen Strauß weißer Lilien und ging zum Grab seines Großvaters, des Fürsten Andrei Konstantinowitsch Iwerow. Doch blieb er dort kürzer als geplant. Seine Kehle wurde trocken, Tränen traten ihm in die Augen und seine Erinnerungen entführten ihn in die lange zurückliegenden Kindheit. Um nicht in Tränen auszubrechen, murmelte er schnell: „Lieber Großvater, ich fahre in dein Russland, leb wohl“, und ging weg. Der Taxifahrer wendete und nahm mit dem Renault Kurs auf Nizza. Der Fürst saß auf dem Rücksitz und schlief ein. Der Flughafen lag 200 Kilometer von Marseille entfernt nach Osten. Am Aeroflot-Schalter löste Ivéroff das Ticket aus, erhielt eine Bordkarte und ging zum Abflug, zusammen mit lauter Leuten, die nicht wie gewöhnliche Europäer aussahen und sich auch nicht so verhielten. Eher konnte man in ihnen Einwohner der Weltgegend vermuten, zu der sich Ivéroff aufgemacht hatte. Zum erstenmal war der Fürst war so eng auf Tuchfühlung mit Russen. Er registrierte bei sich eine undefinierbare körperliche Schüchternheit in Form einer intensiven Gänsehaut. Nach einer Weile ließ dieses Gefühl nach. Er sah sich die Passagiere an, mit denen zusammen er fliegen würde, wobei ihr Gesichtsausdruck seine Aufmerksamkeit zunehmend fesselte. Als er am Duty-free-Laden vorbei ging, entdeckte er dort einen 1995er Corbett, einen ganz passablen Wein wie alle Médoc Crus. Alles andere kam ihm jämmerlich und fade vor. Da er nicht wissen konnte, was Aeroflot an Bord servieren würde, kaufte der Fürst zwei Flaschen. Dieser Rotwein war für ihn der letzte Gruß jener Welt, die er gerade verließ. Von allem anderen trennte André Ivéroff sich leicht, ohne Gewissensbisse. Er hatte niemanden vergessen und allen das ihnen Zustehende zukommen lassen. Sein besessener Weg zur Selbsterkenntnis und sein leidenschaftlicher Wunsch, in eine unbekannte Ferne umzusiedeln, um einen neuen Sinn für sein Leben zu finden, durfte nicht als Verrat an den eigenen Wurzeln interpretiert werden. Seinem Verstand schuldete er die vollständige Unterwerfung unter die eigene Hyperidee, die darin bestand, die Stereotypen des Erlebten und Gewohnten abzubauen. Erfüllt vom Gefühl des Sieges über sich selbst ging Andrei

Konstantinowitsch an Bord des Flugzeugs mit der Nummer Aeroflot 209, das Kurs auf Moskau nahm.

## Kapitel 12

Der Abend des 24. Juni in Moskau war schwül. Die Wolken hingen tief und öffneten der Sonne nur wenige Spalten, ein bläulicher Dunst ließ den Horizont verschwimmen; alles deutete darauf hin, dass es einen starken Regen mit Blitz und Donner geben würde. Aus dunklen Wolken, Windstößen, einer drückenden, stehenden Luft und einem grimmigen Himmelsgeschehen braute sich sichtbar und gespenstisch eine Katastrophe zusammen. Es war, als würde die gesamte Atmosphäre den Wahnsinnsrhythmus des Säbeltanzes von Aram Chatschaturjan aufnehmen. Solche Naturschauspiele gibt es in Moskau relativ selten, nur zwischen dem Geburtsfest von Johannes dem Täufer und dem Tag des Iwan Kupala. Die Moskauer lieben dieses wilde unberechenbare Wetter. Es stimuliert ihren leidenschaftlichen Willen zum Leben und zur Selbsterhaltung gegenüber dem Wüten der Elemente, es ruft in ihnen den Instinkt des hartnäckigen ewigen Kampfes mit der Natur wach, dessen Herausforderung sie sich mit Begeisterung stellen.

Um 19.25 Uhr landete die Aeroflot-Maschine mit der Flugnummer 209 aus Nizza mit zehnminütiger Verspätung auf dem Flughafen Scheremetjewo und rollte zum Tor Nr. 6 im Westflügel. Der Passagier in der ersten Klasse, André Ivéroff, wurde als erster zum Aussteigen aufgefordert. Er musste sich erst besinnen, da er bis zu diesem Moment friedlich geschlafen hatte, und bat die Stewardess um ein feuchtes Tuch, um sich das verschlafene Gesicht abzuwischen. Doch die eiligen russischen Passagiere drängten ihn zum Ausgang. Ehe er sich versah, war er schon auf der obersten Stufe der Gangway, blieb stehen und erstarrte. Er fühlte sich plötzlich wie in eine andere Zeit versetzt. War das wirklich Russland, diese erhoffte, geheimnisvolle Welt mit ihren endlosen Weiten, unberührten Wiesen und weißstämmigen Birkenwäldern? Wo ihm bestimmt war, den einzigen, den zentralen Sinn seines Lebens zu entdecken? Niemand hatte ihn zu diesem Weg bewegt, er hatte ihn selbst gewählt. War es vielleicht das Schicksal, das diese neue Lebensumgebung für ihn ausgesucht hatte? Und was würde er hier finden, das Imperium des Bösen und das Reich der Willkür oder doch genau das, wonach er suchte? Wie die einsame Figur oben an der Gangway stehen blieb, verkörperte sie selbst eine wortlose Frage, auf die es noch keine Antwort gab. Endlich schüttelte der Fürst sich, lief

die Stufen hinab und ging weiter in Richtung Passkontrolle. Der Wind war stärker geworden und wehte den Menschen feinen Sand in die Augen; in dieser Betonlandschaft von Scheremetjewo blieb unklar, woher der Sand kommen konnte.

„Ich bin schon jetzt ein anderer“, dachte der Fürst bei sich. „Ich heische keine Aufmerksamkeit mehr für meine Person. Ich will, dass man mir ins Gesicht schlägt, will Grobheit, Unverschämtheit, Ignoranz und die Kehrseite jener Gefühle, vor denen ich hierher geflohen bin.“ „Ihren Pass, bitte“, unterbrach der Grenzbeamte seinen Gedankenfluss. „Sehe ich einem Russen so ähnlich, dass er mit mir Russisch spricht?“, ging es Ivéroff durch den Kopf. „Dann ist das genau der Anfang des neuen Wegs. Wohin er mich wohl führen wird? In die Welt der entfesselten Gefühle, zur völligen Virtualisierung des Bewusstseins oder in den Abgrund des Schlafes der Vernunft? Werde ich entschlossen genug sein, meinen Plan zu Ende zu führen?“ Seine Gedanken verwirrten sich, und schüchtern wie ein Kind blickte der Fürst zu dem Uniformierten wie auf einen Erzieher. Er war bereit, sofort jede beliebige Anweisung auszuführen und auf jede Weise gefällig zu sein, selbst wenn es etwas sehr Unangenehmes wäre. „Ihr Pass!“ „Hier, bitte.“ „Name?“ „Der steht doch da. Ivéroff.“ „Behindern Sie nicht die Kontrolle. Antworten Sie ausschließlich auf die Fragen.“ „Ich bitte um Entschuldigung.“ „Vorname und Vatersname?“ „André. Entschuldigung, Andrei Konstantinowitsch.“ „Geburtsjahr?“ „Neunzehnhundertsechzig.“ „Datum und Ort?“ „28. September, Nizza, Frankreich.“ „Zu welchem Zweck sind Sie nach Russland gekommen?“ Diese Frage entmutigte den Fürsten; da er keine Vorstellung hatte, was er antworten sollte, wurde er verlegen und schwieg. „Zu welchem Zweck sind Sie nach Russland gekommen?“, wiederholte die sture Stimme hartnäckig. Ivéroff wollte schon sagen: „Was geht Sie das an? Ich bin ein freier Mensch. Ich kann in der Welt herumfahren, wie es mir gefällt.“ Doch er hielt sich zurück. „Soll er mich doch mit Fragen und seinem Verhalten erniedrigen. Genau das will ich ja.“ „Verstehen Sie mich? Zu welchem Zweck sind Sie nach Russland gekommen?“ „Ich will mich selbst finden“, lautete die kaum hörbare Antwort. „Wen wollen Sie finden?“ „Mich selbst.“ Der Grenzbeamte war ganz offensichtlich ein lustiger Vogel. Er knallte den Stempel in den Pass und sagte spöttisch: „In Moskau gibt es so viele Menschen, die sich selbst suchen, dass man am Ende dabei verloren gehen kann. Im übrigen könnten Sie Wadim Michajlow als Gehilfen anstellen. Er kennt alle Labyrinth der Stadt und würde Ihnen

wohl helfen.“ Für sich wunderte sich der Fähnrich über den ‚merkwürdigen Typen mit dem idiotischen Gesichtsausdruck‘. „Sie können durchgehen.“

„Wadim Michajlow – den Namen muss ich mir merken. Offenbar gibt es hier einen Service, der einen bei der Suche nach sich selbst unterstützt. Das muss ein ausgezeichnetes Geschäft sein.“ Die düsteren Gedanken flogen davon wie Fledermäuse vor dem Morgendämmerung und lösten sich irgendwo im Unterbewusstsein auf. Durch den grünen Zol্লাusgang eilte Ivéroff in die große Halle des Flughafens. Jetzt war er in Russland, hier war er in der Heimat seiner Vorfahren, im Land seiner Sehnsucht. Jetzt konnte alles kommen, der größte Wahnsinn, die fantastischste Erniedrigung seiner Person. Wie ein Wahnsinniger wünschte sich Ivéroff möglichst schnell an den Bodensatz der Gesellschaft, in ihre stinkende Kloake. Eine unerwartete Berührung riss ihn aus seinen Gedanken. „Herzlich willkommen in Russland, Andrei Konstantinowitsch.“ Zuerst begriff er nicht, dass eine Stimme wirklich zu ihm gesprochen hatte. Denn wer konnte ihn in Moskau überhaupt kennen? Doch die Begrüßungsworte waren ein zweites Mal zu hören, so dass er sich umsah. Vor ihm stand eine ganz junge Frau in salatfarbener Bluse vom Typ Biarritz und grünem „polynesischem“ Rock, mit hellblonden Haaren und smaragdfarbenen Augen. „Violetta Schindjapkina, ich bin die Tochter eines Diplomaten in Marseille. Mein Vater gab mir den Auftrag, Sie abzuholen und ins Hotel zu bringen. Wo ist Ihr Gepäck?“ Du lieber Himmel, dachte Ivéroff, wo kam die nur her. Er müsste sie sofort abhängen. Aber wie? Wo sollte er hin? Was sollte er sagen? Und überhaupt konnte er gar nicht richtig lügen. „Wo ist Ihr Gepäck?“, erklang es erneut unerbittlich. „Oder sind Sie ohne Gepäck gekommen? Das ist ziemlich originell, einfach nur mit dem, was man auf dem Leib trägt, nach Moskau zu kommen. Das können sich nur sehr reiche Leute leisten.“ Ivéroff kam sich fast wie in einer Falle vor. Er fühlte nicht die Kraft, um in das Land seines Strebens zu gelangen. Wieso konnte er nicht einfach aus dem Flughafen hinausgehen, ohne die Dame weiter zu beachten, und sich auf den Weg zur Stadt machen, schnell und energisch? Oder besser noch einfach laufen. Oder mit einem Taxi ausreißen. Das war doch so einfach. Warum konnte er, ja er, dies nicht? Woher kam diese unverständliche innere Bremse? War das eine Frage der Kultur? Der Erziehung? Waren es Stereotype? So würde er nie zur Kehrseite des Lebens gelangen. Er wollte sich zwingen, ohne weitere Worte auf den Ausgang zuzugehen; er nahm die Haltung eines Sprinters ein,

zog die Ellbogen hoch, schätzte die Entfernung ab. Doch es führte zu nichts. Das Treffen mit dieser Dame bereitete ihm ein extrem unwohles Gefühl, das sich unendlich steigerte.

In diesem Moment erinnerte sich Ivéroff an den Vater Schindjapkin und dessen überraschende Fähigkeit, virtuell Gesagtes zu verstehen. Er würde jetzt virtuellen Kontakt mit dieser Person aufnehmen, ganz sicher hätte der Vater ihr diese Fähigkeit vermittelt. Also sagte Ivéroff für sich: „Ich bitte Sie, ich muss ungedingt allein bleiben. Ich bin hier zum ersten Mal und muss mich ganz allein mit diesem Land auseinandersetzen, um es zu verstehen und Pläne für die Zukunft zu schmieden. Entschuldigen Sie mich, Sie sind eine reizende junge Frau, aber auf meinem weiteren Weg muss ich auf Sie verzichten.“ Es schien ihm, als würde er verstanden. Er machte einige vorsichtige Schritte zur Seite, als müsse er aus einem Gestrüpp heraustreten, als er plötzlich eine Frauenstimme hörte. „Wohin wollen Sie, Andrei Konstantinowitsch? Doch zur Gepäckaushilfe? Dann müssen wir nach rechts gehen, folgen Sie mir, ich zeige Ihnen, wo das ist.“ Ein Bein des Fürsten blieb regungslos in der Luft hängen, wie es manchmal auf Fotografien von Springern sieht. Was hatte er bloß, feixte Violetta Schindjapkina für sich, war er wirklich verrückt? Verharrte in dieser lächerlichen, absurden Pose und sagte kein Wort. Konnte er überhaupt Russisch? „Was ist mit Ihnen? Wo ist Ihr Gepäck?“, fragte sie auf Französisch. Ohne seine Pose zu verändern, überließ André Ivéroff sich seinen Gedanken. „Die Katharer lehnten Frauen energisch ab, und warum wohl? Offenbar nicht nur, weil sie in ihnen ein Geschöpfe Satans sahen, sondern auch wegen ihrer Dummheit und Aufdringlichkeit. Kein einziger Mann könnte so hartnäckig aufdringlich sein, wie es Damen uns gegenüber sind. Wenn sie sich für einen Mann interessieren, hört die ganze unendliche Welt für sie auf zu existieren. Das weibliche Bewusstsein wird vollständig von dem okkupiert, den es sich erwählt hat. Zudringlich wie eine Schnake, besessen wie Geisteskranke verstehen sie es virtuos, ihr Opfer zu verfolgen. Diese schlechte Eigenschaft verbindet alle Frauen.“ „Haben Sie ein Hotel reserviert? Wenn nicht, rate ich Ihnen zum Metropol. Es hat das beste Restaurant der Stadt. Sie könnten aber auch bei mir übernachten, mal sehen, wie eine gewöhnliche Moskauer Studentin wohnt, und dabei noch Geld sparen. Das Metropol, das National, das Mariott und die anderen Fünf-Sterne-Hotels kosten 350 Dollar die Nacht. Meine Wohnung hat keinen festen Preis; Sie können geben, was Sie für richtig halten. Ich bin



mit allem einverstanden, auch wenn Sie gar nichts zahlen wollen...“ Die seltsame Pose und das anhaltende Schweigen des Fürsten verwirrten Violetta mehr und mehr – war er am Ende gar schizophren? Doch inzwischen war Ivéroff aufgrund seiner Überlegungen zu dem Schluss gekommen, dass ausschließlich seine Unsicherheit ihn dabei behinderte, sich wie geplant der Kehrseite des wirklichen Lebens hinzugeben. Sobald ihm dieser Gedanke bewusst geworden war, stieg bitterer Ärger in ihm auf, gefolgt von dem Wunsch, auf der Stelle und um jeden Preis seine Unentschiedenheit zu besiegen. Wie ein Kugelblitz schoss das Adrenalin in seinen Kopf, er vergaß alles um sich herum und rannte zum Ausgang. Er lief elegant und dynamisch wie einer der Läufer, die auf griechischen Amphoren abgebildet sind. Die Menschen in der Menge sahen zu ihm hin und machten ihm Platz. Jemand rief: „Der hat bestimmt ein Portemonnaie geklaut!“ Ein anderer vermutete: „Oder die Zöllner ausgetrickst.“ Violetta Schindjapkina erstarrte zur Salzsäule. Ivéroffs rücksichtslose Flucht ließ sie erschauern. Eine solche Wendung der Ereignisse hätte sie sich nicht vorstellen können. Widersprüchliche Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Ihr Vater musste etwas verwechselt haben, dieser Typ war ja irgendwie krank. Wie viele Jahre hatte sie in Frankreich gelebt, aber den ersten französischen Verrückten ihres Lebens erst in Russland getroffen. Sollte sie ihm nachlaufen? Wohin könnte er laufen? Höchstens zu den Taxis.... Doch Violetta versuchte gar nicht erst, den Fürsten einzuholen, das wäre ihr auch nicht gelungen. Und warum sollte sie sich mit einem Geisteskranken abgeben? Auf ihrem Handy wählte sie Marseille an. „Hallo, Papa. Wen hast du bloß geschickt. Dein Ivéroff ist ein Verrückter.“ Kurz beschrieb sie ihrem Vater die Begegnung mit Ivéroff und war überzeugt, dass ihr Vater seinen chancenlosen Auftrag zurücknehmen würde. Mit den Worten „Tschüß, Papilein!“, wollte sie schon das Gespräch beenden, doch ihr Vater brüllte ins Telefon: „Stop, Genja, einen Schritt zurück! Du kleine Idiotin, mach keine Dummheiten. Ich habe alles über ihn herausbekommen. Ivéroff ist einer der reichsten Männer in Frankreich, ein regelrechter Fang für uns. Lass ihn nicht aus den Augen, bleib immer dicht an ihm dran, bei jedem seiner Schritte. Werde seine Wegbegleiterin oder auch seine Verfolgerin. Oder besser noch, lass jemand anders mir telegrafieren, dass du schwer erkrankt bist. Dann komme ich morgen mit dem gleichen Flug nach Moskau und unterstütze dich. Beeile dich, Genka. Fange das Glück, umgarne diesen verrückten reichen Mann. Wenn er geisteskrank ist, ist das nicht schlimm, es hilft uns

eher. Hier liegt unser Vorteil! Im übrigen ist er, glaube ich, völlig normal. Viele reiche Leute haben bestimmte Marotten. Lies den *Figaro* oder *Paris Match*, dort steht viel geschrieben über die Wunderlichkeiten derjenigen, die in dieser Welt etwas gelten. Wenn du ständig an seiner Seite bist, wird sich früher oder später eine Gelegenheit bieten, ihn mit deinen Reizen zu betören. Du musst ihn bewachen und von allen anderen fernhalten, wie es Wladimir Gusinskij mit Boris Jelzin gemacht hat. Merke dir: Nur der Bettmeister schläft mit dem Monarchen im selben Zimmer. Nur er hat das ungeschriebene Recht, den Körper des Herrschers mit eigenen Augen zu sehen, sich in seine Träume zu drängen, ihn in den Schlaf zu singen oder seine Wachsamkeit einzuschläfern. Je fähiger der Bettmeister ist, umso eher wird die Decke des Erlauchten auch ihn bedecken, je einschmeichelnder sein Tonfall, umso mehr Macht wird ohne Ansehen seiner gesellschaftlichen Position auf ihn übergehen. Du musst Ivéroff einholen, Tochter! Es sind nur zwei Schritte bis zum Erfolg, und der wird umwerfend sein. Kein einziger Mensch in Russland weiß, wer dieser Ausländer mit russischem Pass ist. Das ist dein Riesenvorteil. Nutze ihn! Du hast die Chance, ganz an die Spitze der Welt der Reichen zu gelangen.“

Die Überredungsversuche des Vaters waren erfolgreich und ließen Violetta das Ruder um 180 Grad herumreißen. Sie schaltete das Handy aus und lief ihrem Schicksal nach, wild entschlossen, augenblicklich den seltsamen reichen Franzosen zu finden. Wie ein Jägerlehrling, der ein gefährliches Tier jagt und den Kopf vor lauter Gedanken an die reiche Trophäe verloren hat, setzte sie Ivéroff nach. Sie sprang geradezu aus dem Flughafengebäude von Scheremetjewo. Draußen stieß sie auf das übliche Getümmel. Bei den Autos drängelten sich Dutzende von Menschen, Gepäckträger manövrierten virtuos ihre Wägelchen zwischen unförmigen Koffern und abgestumpften Passagieren hindurch. Polizisten verjagten die Autofahrer, die die Parkregeln nicht einhielten; außerdem begann ein Gewitter. Das erste Donnerrollen rollte noch über den Flughafenplatz, als schon dicke Regentropfen wie Trommelwirbel auf das Dach einschlugen. Die durch die rebellierenden Naturkräfte freigesetzte, bis zum Äußersten gesteigerte Geschäftigkeit der Menschen schärfte Violetta Schindjapkinas Wahrnehmung. Mit entzündeten Augen sah sie sich nach allen Seiten um, fixierte die Gesichter und Rückseiten unbekannter Männer, ließ ihren Blick über die Köpfe der Menschenmenge streifen, um den schwarzen Kurzhaarschnitt zu entdecken, und

registrierte jedes abfahrende Taxi. Doch der Fürst war nirgends zu sehen. Als sie schon die Hoffnung aufgeben wollte, nahm sie wie eine Ertrinkende, die sich an einem Strohhalm festklammert, alle Kraft zusammen und rief: „Ist hier ein Mann durchgelaufen? Leute, wer hat einen Mann weglaufen sehen?“ Die Menschen schwiegen, niemand reagierte auf den sinnlosen hysterischen Aufschrei. Doch da kam der im Theaterspielen nicht unerfahrenen Violette die rettende Idee. Sie stürzte auf einen Milizionär zu: „Guten Tag, vor zwei oder drei Minuten müssen Sie gesehen haben, wie hier ein Mann vorbeigelaufen ist. Er trug einen schwarzen Leinenanzug.“ „Ja, das stimmt“, sagte der Ordnungshüter. „Ihr Mann in Schwarz ist hier vorbeigerannt, energisch, als wollte er vor dem Gefängnis weglaufen und sich verstecken. Dabei sah er ganz anständig aus, nicht wie ein Dieb. Hat er Ihnen etwas gestohlen?“ „Nein, nein, was denken Sie... Wohin ist er gelaufen?“ „Hinter all den Autos her.“ Violette stöhnte. „Und wo soll ich ihn jetzt suchen?“ „Wenn der Liebhaber wegläuft, ist es Zeit für das Mädchen, sich einen neuen Verehrer anzuschaffen“, frotzelte der Milizionär. Ohne ein weiteres Wort für den Ordnungshüter, der sein Spielchen mit ihr treiben wollte, stürzte Violette zu ihrem Renault. Sie dachte nur an eins: Wie sollte sie Ivéroff finden, wo könnte sie diesen seltsamen reichen Mann suchen? Sie startete ihr Auto und raste davon, mitten hinein ins Unwetter auf der Suche nach einem verlorenen Fürsten.

Zu diesem Zeitpunkt war Andrei Ivéroff zum Wegzeiger vor dem Novotel-Hotel gekommen. Nach links ging es nach Scheremetjewo-1, nach rechts nach Moskau. Ohne lange zu überlegen, setzte der Fürst seinen Marathonlauf in Richtung Moskau fort. Es schüttete wie aus Kübeln. Doch der Wunsch weiter zu laufen, ließ nicht nach, obwohl die mit Wasser vollgelaufenen Schuhe und der vom Regen schwer gewordene Anzug mehr physische Kräfte erforderten, als der Fürst eigentlich zur Verfügung hatte. Nach einer halben Stunde nahm dieser sich vor, noch bis zur Reklametafel „Wodka ‚Bolschoj‘ ist einer der besten der Welt“ durchzuhalten und dann erst ins Schrittempo überzugehen. Er war mit sich zufrieden. Gebannt blickte er in die endlose, vom Regen nasse weite Landschaft. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er etwas getan, was mit der Kultur seines bisherigen Lebens unvereinbar war. Der Schritt ins neue Leben war vollzogen. Er war doch nicht in die Irre gegangen? Konnte er ihn bejahen oder musste er sich Vorwürfe machen? Nüchternes Überlegen trat an die Stelle des Feuereifers.

Ivéroff ging zum Schrittempo über, hielt sich am Rand der Fahrbahn und drehte sich nicht ein einziges Mal um. Niemand kannte ihn hier, das gefiel ihm besonders. Woher kam er denn überhaupt, dieser Fremdling, der da im strömenden Regen die Straße von Scheremetjewo nach Moskau entlang watete? Aus der Geisterwelt, aus einer Oase des Kapitals, aus der Wüste der Unglücklichen? Kam er aus einer düsteren Kasematte oder aus dem duftenden Nizza? Diese Frage hing schon längst in der Luft und blieb ohne Antwort. Der Regen schlug ihm ins Gesicht, die vorbeijagenden Autos spritzten ihn von oben bis unten mit dem Pfützenwasser nass, der Donner indes schien den Anfang des neuen Lebenswegs einzuläuten. Der Fürst war wie berauscht von seinem neuen Selbstgefühl, seine tiefe Seelenruhe schien so unerschütterlich wie das unendliche Universum. Er hatte sogar vollständig vergessen, dass er grob mit einer Frau, die ihm nichts Böses getan hatte, umgegangen war. Und dass er noch einige Minuten zuvor auf dem Flughafen wie ein Geisteskranker mitten durch die Menschenmenge gerast war. Überhaupt erinnerte er sich an sehr wenig im Augenblick. Und wollte er sich überhaupt erinnern? Die Bilder der Vergangenheit würden ihm im neuen Leben nicht weiterhelfen. Ivéroff schuf sich seine eigene Einsamkeit und verharrte in ihr nach eigenem Gutdünken. Zum ersten Mal seit einer Reihe von Monaten fühlte er sich frei und glücklich. Je weiter er sich von der Vergangenheit und der Zukunft entfernte, umso leichter konnte er sich auf die Freude des Augenblicks konzentrieren. Selbst das Unwetter begeisterte ihn. Der strömende Regen behinderte das Gehen, schenkte aber seinem Tritt Sicherheit. Fest schritt er aus, als wäre er einer aus der Gegend, der den Weg in allen Einzelheiten kannte, und hörte auf das klatschende Geräusch seiner schwer gewordenen Schuhe mit derselben Intensität, mit der Musikliebhaber einer Melodie lauschen. Der peitschende Regen auf seinem Gesicht vermittelte ihm dasselbe Wohlgefühl wie anderen Männern die Frische des After-shave nach einer sorgfältigen Rasur. Mit der Leichtigkeit und Eleganz eines Salonlöwen trug er seinen klitschnassen Anzug und korrigierte hin und wieder den Saum des Jacketts, als wollte er gerade eine in jeder Beziehung angenehme Dame zum Tanz auffordern. Er empfand ein solches gesteigertes Vergnügen, wie es nur Menschen kennen, die im Banne einer Idee stehen. Er wollte allem in der Welt absagen, um diese seelische Glückseligkeit zu erhalten. Er ging seinem Traum entgegen, nein, er ging nicht, er stürmte, er lief, so schnell wie im Traum, ja er flog, wie in seinen Fantasien.

Die Scheibenwischer bewegten sich auf der Frontscheibe hin und her wie die Bürsten, die ein Sträfling über das Deck einer Fregatte schiebt. Weil es vom Himmel nur so schüttete und Violetta Schindjapkina unbedingt den Geflohenen finden musste, konnte sie ihren Renault nicht ausfahren, ihr Tempo war langsam, als wäre sie auf Patrouille. Außer der Regenwand und der Seitenbegrenzung war nichts zu erkennen. Violetta bekam einen trockenen Mund. Ihre Erregung war verständlich, denn die Worte des Vaters hatten die in ihrem Innern verborgene zügellose Leidenschaft für grenzenlosen Reichtum entfesselt. Deshalb hatte sie im Augenblick nur ein Ziel, sie musste Ivéroff finden. Und wenn sie ihn aus der Unterwelt holen müsste. Wie viel Geld mochte er haben? Eine Million? 5 Millionen? 11 Millionen Dollar? Ein Haus an der französischen Küste mit 5 Zimmern, oder auch mit 8? Eine Yacht und 2, oder auch 3 Autos? Eine Putzfrau? Einen Fahrer? Wahnsinn! Welch märchenhafte Aussichten! Vor Aufregung hielt sie den Atem an und hing beschwingt ihren süßen Fantasien nach. Sie sah sich schon in einem Mercedes der C-Klasse, im neuesten Modell, in einem Badeanzug aus der angesehensten Moskauer Modeboutique „Wilde Orchidee“, mit einer angesagten Brille von Versace auf einer Party in einer Bar in Saint-Tropez. Die schönen Bilder setzten ihre Seele unter Feuer und intensivierten das Gefühl der eigenen Würde. Es gefiel ihr ausnehmend gut, sich als junge, hübsche und reiche Dame vorzustellen. Sie sah sich mit einem langen Mundstück zwischen den Zähnen inmitten eines Schwarms von Verehrern, mit echtem Schmuck und angezogen von den führenden Couturiers der Welt. Weder der Turm von Pisa noch das Ulmer Münster oder der Kölner Dom, weder die obersten Bögen des Pariser Eiffelturms noch die des Moskauer Fernsehturms konnten Violetta Schindjapkina so den Atem benehmen wie die Fantasien über einen repräsentativen Stil. Ihre freudige Stimmung legte sich wie ein Schleier über ihr Bewusstsein. Einmal hielt sie sogar an, schaltete den Rundfunksender „Silberner Regen“ an, lauschte der Stimme von Surab Sotkilawy und schloss träumerisch die Augen. Plötzlich schlich sich von irgendwoher Neid, oder eher noch ein heftiger Hass in ihr Bewusstsein; Hass auf die unbegrenzten Möglichkeiten des Fürsten, auf seine materielle Unabhängigkeit und darauf, dass er französischer Staatsbürger, ein Bürger der Europäischen Union war. Einer, der ohne Visum in jedes Land der Welt fahren und dort fast unbegrenzt bleiben konnte! Verwirrt kehrte sie aus ihrer Fantasiewelt in die raue Wirklichkeit zurück und träumte doch weiter von dem paradisischen Leben, das

ihr das Kapital von Ivéroff ermöglichen sollte. Sie behütete diesen Traum sorgfältig, ja rührend, als fürchtete sie ihn zu verlieren, zu zerschlagen oder aus dem Blick zu lassen. Da ihr jede Verzögerung wie der Tod vorkam, begann sie zu beten und den Allerhöchsten um Hilfe bei der Suche nach dem flüchtigen Fürsten zu bitten. Sie wollte sich um keinen Preis mit ihrem Los abfinden und allein in ihre einsame Wohnung zurückkehren. Sie brauchte Ivéroff. Sie brauchte das süße Leben. Deshalb kämpfte sie weiter auf der Suche nach dem reichen Franzosen. Schon das zweite Mal war sie um das Novotel herumgefahren, hatte sich an der Rezeption erkundigt und den Pförtner befragt, ob hier im Hotel ein Herr Ivéroff abgestiegen wäre. Sie hatte auch in die Bars und das Restaurant gesehen, jedoch erfolglos. Am Ausgang fiel ihr Blick auf einen Pförtner in Livree. Er stand unter einem Vorsprung des Gebäudes und schaute interessiert auf das Wüten der Naturkräfte. Das Schicksal gab ihr eine Chance, und Violetta Schindjapkina nutzte sie. „Hier, Väterchen, nimm den Zehner für ein Bier. Hast du zufällig einen Mann im schwarzen Anzug vorbeilaufen sehen?“ „Deinen Zehner brauche ich nicht. Vor 10 Minuten ist ein Typ im schwarzen Anzug auf der Straße in Richtung Moskau gelaufen.“, sagte er in ärgerlichem Ton. „Bist du sicher?“ „Ja. Der Mann lief auf der rechten Straßenseite Richtung Moskau.“ „Danke, Alterchen. Ich hoffe, das stimmt auch.“ Sie eilte zu ihrem Renault und jagte hinter dem Flüchtigen her. Warum er nur kein Taxi genommen hatte, dieser Idiot? Warum er wohl weggelaufen war, noch dazu in diesem Unwetter? Jetzt konnte er nicht mehr laufen, musste schwimmen. Und warum er so vor ihr erschreckt war? Sie hatte ihn doch ausschließlich nach seinem Gepäck gefragt. Vielleicht ging es gerade um sein Gepäck? Vielleicht würde sein Koffer sein merkwürdiges Verhalten erklären? Aber er hatte ja gar kein Gepäck abgeholt... Offenbar war er total abgedreht. – In diesem Augenblick entdeckte Violetta Schindjapkina durch den dichten Regen eine dunkle Silhouette, die sich beim Näherkommen in eine menschliche Figur verwandelte. Violettas Herzschlag beschleunigte sich und schien ihre Brust sprengen zu wollen. Langsam fuhr sie näher an die Figur heran, als diese plötzlich verschwand. Das Gespenst löste sich in der tobenden Naturgewalt auf. Der Wind wurde stärker, das Prasseln des Wassers bildete ein konstantes Geräusch. Es war, als heulte ein Ozean. Die Frontscheibe schien bereits im Wasser unterzugehen. Die Gewalt des Wassers wurde immer stärker. Eine düster Vorahnung ergriff Violetta Schindjapkina, sie verlor jegliche Hoffnung, dass sie dieses

wunderliche Wesen jemals wiedersehen würde. Das Scheitern ihrer Pläne wurde immer wahrscheinlicher. Der jähe Absturz aus den freudigen Visionen in den grauen Alltag verursachte ihr einen Hustenreiz. Sie war drauf und dran, die Verfolgung aufzugeben und von Herzen zu weinen, wie jemand, der einen riesigen Preis gewonnen, aber ein gefälschtes Lotterielos hat. Die andauernde Unsicherheit wurde ihr unerträglich. Ihr Renault zuckelte auf der Autobahn in Richtung Moskau, als wäre es dichter Nebel und man müsste den Weg sozusagen erspüren. Doch im Sommer hören Gewitter und Regen ebenso plötzlich und unerwartet auf, wie sie kommen. Der Regen wurde weniger, der Wind vertrieb die bleiernen Wolken, die über dem Flughafen hingen, die Natur beruhigte sich nach ihrem unvernünftigen Ausbruch. Für einige Augenblicke herrschte eine große Stille. Diese wenigen Sekunden absoluter Ruhe wurden den Menschen, Autos und Flugzeugen gegeben, damit sie erkannten, dass nun ein neuer Abschnitt im Überlebenskampf begann. Man musste sich wieder in den gewohnten Lebensrhythmus finden und die Kulissen, die das Schicksal bereit hielt, neu aufstellen. Der Mensch reagiert immer beflügelt und mit neuer Energie auf diese geheimnisvolle Herausforderung.

Violetta Schindjapkina konnte sich endlich orientieren. Feucht glänzte der Asphalt um sie herum. Krähen, diese geflügelten Straßenreiniger, stürzten sich gierig auf die Opfer der aufgewühlten Elemente und stritten wild um von Wind und Regenstößen umgebrachte Vögel und in den wilden Regenfluten ertrunkene Kleintiere. Jeder sorgt nur für sich, wer nichts findet, der geht selbst ein. Das ist das Gesetz des Lebens. Enthusiasmus stieg in Schindjapkina auf, erneut spürte sie den Willen, Ivéroff zu finden. Automatisch fuhr sie schneller und war nicht länger beleidigt oder verwirrt. Alle Überlegungen konzentrierten sich auf die Hauptsache, die Suche nach dem Fürsten, nach diesem merkwürdigen Subjekt. Hinter einem Hügel, hinter dem der Horizont sich in unendlicher Weite verlor, entdeckte sie erneut die schwarze Silhouette, die allmählich größer wurde und menschliche Umrisse annahm. Schindjapkina reizte ihren Renault bis zum Letzten aus. „Du lieber Himmel, wenn es nun doch klappt!“ Die Hoffnung, das ersehnte Objekt doch zu bekommen, feuerte ihren Verstand an. Jetzt konnte sie die menschliche Figur schon genau erkennen. Vermutlich war er das, bemerkte sie halblaut für sich. In wenigen Minuten würde er die Trasse von Moskau nach St. Petersburg erreichen. Doch warum nur ging er zu Fuß? Voller Freude, den Fürsten endlich

gefunden zu haben, fuhr sie neben ihm her und rief durchs offene Fenster: „Andrei Konstantinowitsch, steigen Sie ein. Ich fahre Sie ins Zentrum. Sie können doch nicht die 20 Kilometer zu Fuß gehen...“ Der Fürst drehte sich nicht zu ihr, sondern erhöhte sein Tempo. Schon wieder war sie da – wohin konnte er nur laufen, wo könnte er sich nur vor ihr verstecken? „Ich verstehe nicht, warum Sie nichts sagen“, fuhr Violetta Schindjapkina hartnäckig fort. „Ich wollte Sie nicht beleidigen. Steigen Sie ein. Ich fahre Sie ins Hotel und werde Sie dann nicht weiter mit meiner Gegenwart belästigen. Morgen kommt mein Vater. Er wird Sie in Moskau unter seine Fittiche nehmen. Steigen Sie ein. Haben Sie etwa Angst vor mir?“ Als Ivéroff realisierte, dass am nächsten Tag dieser Diplomat aus Marseille anreisen würde, merkte er, wie die Wut in ihm hochstieg und düstere Vorahnung ihn ergriff. Fieberhaft überlegte er, wie er sich ein für alle Mal von der zudringlichen Familie Schindjapkin losreißen könnte. Er ahnte, dass Schindjapkin nach Moskau kam, um ihn mit irgendwelchen Geschäftsprojekten zu nerven. Dieser Diplomat war eine teuflische Bestie! Der Fürst war entrüstet. Welche bittere Ironie des Schicksals! Solange die Menschen um ihn herum wussten, wer er war, konnte er nicht in die niederen Gefilde der Gesellschaft abtauchen. Tausende würden ihn um finanzielle Unterstützung angehen und sein Leben unerträglich machen. Dieser Albtraum könnte ihn um den Verstand bringen, und nicht nur ihn; auch der widerstandsfähigste und psychologisch stabilste Mensch könnte dabei seine Haltung verlieren. Also blieb nur Weglaufen. Den unbequemsten Weg suchen und laufen, ohne sich umzusehen. „Steigen Sie ein, Andrei Konstantinowitsch“, hörte er das Fräulein Schindjapkina sagen. Hals über Kopf lief Ivéroff von der Straße weg in ein Weizenfeld hinein. Ende Juni reichen die Halme nicht viel höher als über den Knöchel eines Menschen. Die schwere feuchte Erde klebte an seinen Sohlen, er kam nur langsam voran, jede Bewegung war mühselig. Dennoch lief der Fürst immer weiter, ohne sich umzusehen. Zum ersten Mal in seinem Leben lief er einem Verfolger davon, und langsam fing diese Situation an ihn zu amüsieren. Nach einer Viertelstunde blickte Ivéroff keuchend zurück. Etwa 50 Meter hinter ihm lief Violetta Schindjapkina. Vor sich, vielleicht noch zehn Minuten entfernt, sah er eine Straße mit dichtem Autoverkehr. Ivéroff blieb stehen, um wieder zu Atem zu kommen und die nächsten Schritte zu überlegen. Was sollte er tun? Wohin sollte er laufen? Plötzlich hatte er einen lustigen Einfall. Er würde auf die junge Dame warten und sein Geld vor ihr ausstreuen. Während



sie es einsammelte, könnte er problemlos weglaufen und die Straße erreichen. Aus seiner Jackentasche zog er den durchgeweichten Paken Dollars. Doch die Scheine waren aufgequollen und würden nicht durch die Luft fliegen. Fräulein Schindjapkina aber kam immer näher, der Fürst konnte schon ihren vorwurfsvollen Blick erkennen. Da begann er, die Dollarnoten so über das Feld zu verteilen, wie der Bauer bei der Aussaat den Samen verteilt. Violetta Schindjapkina wurde von dieser Wendung der Ereignisse überrumpelt. Die 10 Tausend Dollar, die der Fürst in der Bank in Marseille abgehoben hatte, lagen jetzt auf einem Feld bei Moskau über 500, 600 Quadratmeter verstreut. Als der letzte Schein auf einer Weizenähre gelandet war, lief Ivéroff mit neuer Kraft weiter und lächelte in sich hinein, stolz darüber, dass ihm unverhofft ein so listiger Schachzug eingefallen war.

Währenddessen machte Violetta Schindjapkina sich daran, das Geld aufzusammeln.

## Kapitel 13

Ratlos blieb der Fürst stehen, denn der dichte Strom von Autos, auf den er gestoßen war, schwenkte nach links hinüber. Ivéroff hatte schon bemerkt, dass jeder Schritt hier mit einem Hindernis verbunden war. Jetzt galt es, schnell zu entscheiden, in welche Richtung er gehen sollte, um ein für allemal den Mitgliedern der anhänglichen Familie Schindjapkin zu entkommen. Es war niemand da, den er um Rat fragen konnte. In solchen Situationen beginnt man Selbstgespräche zu führen. Doch die Stimme des Herzens und die Schlussfolgerungen der Vernunft nehmen im Streit um die richtige Entscheidung oft unterschiedliche Positionen ein. Ivéroff wusste nicht, was er tun sollte. Nichts bringt Menschen mehr aus der Fassung, als wenn sie den Weg nicht wissen, auf dem die Wahrheit zu suchen ist. Der Fürst fühlte sich an diesem Straßenkreuz bei Moskau völlig fremd. Eine Kolonne von Lastwagen unbekannter Modelle stieß einen höllischen Gestank aus und schnitt ihm den Weg ab – als würde das Schicksal sich seiner Flucht entgegenstellen und verhindern, dass er seine Verfolgerin abschüttelte.

Der nasse Asphalt dampfte von den erhitzten Reifen der beladenen Monster. Deren Fahrer streiften Ivéroff mit erstaunten Blicken. Trotz seines zerknitterten, tiefenden Leinenanzugs und der Schuhe, an denen schwer der Lehm klebte, erkannten ihre scharfen Augen sofort, dass dieser Mann kein Russe war. Sein glattes Gesicht, sein ungewöhnlich leichter Gang und ein besonderer Augenausdruck verrieten sofort den Ausländer. Es ist ja bekannt, dass die Russen Menschen aus anderen Ländern eine besondere Achtung entgegenbringen. Keine andere Nation der Erde verneigt sich so unterwürfig vor Fremdländern. Franzosen zucken nicht mit der Wimper, wenn sie einen Russen sehen, Engländer zeigen keinerlei Interesse, Deutsche trinken weiter ihr Bier, Italiener lassen sich in ihrem kunstvollen Redefluss nicht stören. Die Europäer frönen der Selbstliebe und schätzen ihre nationale Mentalität. Die Menschen in Russland überbewerten Menschen aus anderen Ländern und achten die eigene Geschichte gering. Der Fürst trat auf der Stelle, er konnte an nichts anderes denken, als dass er die Flucht fortsetzen müsse. So lief er denn weiter wie ein in flagranti ertappter Dieb, und konnte selbst nicht sagen, warum er in einem passenden Moment plötzlich auf die andere Seite der Trasse hinüberlief. Ohne es zu wissen entschied er sich für die Richtung, die zum Moskauer Zentrum führte. Es war, als würde das Schicksal ihn leiten. Der nicht

abreißende Strom von Autos in acht Spuren nebeneinander in beiden Richtungen machte ihn für das Fräulein Schindjapkina praktisch unsichtbar. Er lief bereits eine Viertelstunde, kam an Panzersperren vorbei und betrachtete verständnislos dieses Denkmal des Zweiten Weltkriegs. Am Straßenrand wurde es zunehmend lebhafter, es kamen die ersten Kioske, in denen alles Mögliche und Unmögliche verkauft wurde, von Gartengeräten und Gemüse bis hin zu Gaskochern und emaillierten Kannen. Ivéroff ging zum Schrittempo über. Immer häufiger traf er auf ganz junge, auffällig geschminkte Mädchen für eine einmalige Bekanntschaft, von denen eine süße Wolke billiger Parfums herüberwehte. Eine Gruppe von ihnen begrüßte den Fürsten auf sehr originelle Weise. Ein Mädchen, das anstelle eines Kleides einen orangefarbenen Umhang trug, kniff ihn in den Hintern und lachte schallend. Völlig überrumpelt machte Ivéroff einen merkwürdigen Sprung zur Seite. Eine andere, die ihre breite Stirn unter einem leuchtendroten Pony verbarg, griff nach seiner Hand und drückte diese energisch an ihren riesigen Busen. Ivéroff konnte sich nur mit Mühe losreißen, geriet in Verwirrung und wich zur Seite aus. Doch da bemächtigte sich seiner gleich mehrere „Nachtfalter“. Sie hingen sich an ihn und strichen über seine kurzen schwarzen Haare. Eine schmatzte ihm auf das Ohr, eine andere knöpfte seinen Hosenschlitz auf, eine dritte schnappte mit dem Mund nach seinem Finger und leckte an ihm. Ein kurzes schwarzäugiges Mädchen mit breiten Hüften und einer blauen Perücke sagte fordernd: „Gib unserer Freundin Anka Geld für Champagner, sie hat heute Namenstag.“ Eine andere, mit einer frischen Narbe am Hals, fragte: „Hast du in der Geschichte mal von der heiligen Fürstin Anna Kaschinskaja gehört? Wir sind ihre gestrauchelten Stieftöchter. Montags ist die Arbeit Scheiße, zweig etwas Geld für unser Kollektiv ab.“ „Sei nicht geizig, du Schöner“, sprang ihr eine schlanke Blondine von vielleicht siebzehn Jahren mit schmalem sanftem Gesicht bei. „Gott vergilt es den Gebenden.“ Eine solche Szene hatte Ivéroff noch nie gesehen und schon gar nicht erlebt. „Der tiefe Abscheu, den ich jetzt empfinde“, dachte er für sich, „ist vielleicht nur eine Falle des Schicksals. Es bereitet mich auf noch abstoßendere Themen vor. Im übrigen wollte ich ja gerade in diese schreckliche Welt umsiedeln. Ich sollte nicht Empörung empfinden, sondern mich über diese Einbindung in die monströsen Bedingungen freuen. Ich darf nicht gegen diese Verspottung meiner selbst angehen, weil ich doch in meinem Innersten das höhere Wesen des Menschen, den Herrscher des Himmels in der eigenen

Seele suchen und entdecken will. Im alten Russland nannte man solche Menschen Dulder. Wie gewaltig dieses Wort klingt. Der Mensch lässt es zu, dass er erniedrigt wird, um der verzehrenden Leidenschaft seines Herzens willen.“ Mit Tränen der Demut in den Augen begann er plötzlich seinerseits, die niedlichen Huren zu umarmen. Sein überwältigender Anfall rituellen feiertäglichen dreifachen Küssens irritierte diese leichtesten aller Mädchen. „Hey, zuerst zahlen“, forderte die junge Prostituierte auf den hohen Pfennigabsätzen, deren Hand in seinem Hosenlatz steckte. „Ein Kuss kostet zehn Dollar“, rief die Kleine mit den breiten Hüften, während die Blonde mit dem sanften Nonnengesicht ihm ins Ohr flüsterte: „Am Anfang schuf Gott das Geld, und erst danach die grenzenlose Liebe. Zahle, mein Freund, und du bekommst den totalen Sex, Liebe non stopp, Leidenschaft pur nach Freud.“ Ivéroff hörte und verstand nicht, was um ihr herum vorging, die sichtbare Welt existierte für ihn gar nicht mehr. Immer intensiver ergriff ihn der Wunsch, den vom Leiden gezeichneten Seelen der Nutten Wärme zu schenken. Im Blick des Fürsten flackerte die verborgene Flamme seelischer Erregung auf und warf einen Schein auf die Gesichter der jämmerlichen Straßenprostituierten. In einem Augenblick wollte er das Leben dieser Geschöpfe würdiger und gerechter machen, es verwandeln, dann wieder wollte er sie mit Blumen aus dem Paradies und Frieden verbreitenden zärtlichen Gesten überhäufen. „Hey, Geizkragen, rück das Geld für den Champagner für unsere Anka raus.“ Diese unüberhörbar gesprochenen Worte rissen Ivéroff aus seiner Abwesenheit heraus. Er zog seine Brieftasche aus der Hose, nahm die letzten sechs 100-Euro-Scheine heraus und hielt sie den jungen Damen hin. Damit sie nicht beleidigt wären über eine so magere Summe von 600 Euro, demonstrierte er seinem weiblichen Publikum seine leere Brieftasche. „*Croyez moi, c'est tout mon argent liquide. Je n'ai plus rien sur moi.*“<sup>6</sup> „Was hat er da gekräht? Weiß jemand, welche Sprache das ist?“, fragte die junge Person im gelben Umhang verwirrt. „Spanisch“, sagte die Kleine mit den breiten Hüften. „Das ist Rumänisch, so ähnlich wie Moldauisch“, meinte die Blondine mit der frischen Narbe am Hals. Keine von ihnen griff nach dem Geld. Jetzt erst begriff der Fürst, dass er mit seinem Auditorium auf Französisch gesprochen hatte. „Ich bitte um Entschuldigung. Liebe Schwestern, ich wollte euch bitten, mein Geld zu nehmen. Das sind 600 Euro. Mehr habe ich nicht.“ In einer Hand hielt Ivéroff die wenigen Scheine, in der anderen die leere Brieftasche. Seine

---

<sup>6</sup> „Glaubt mir, das ist all mein Bargeld, mehr habe ich nicht bei mir.“

Hände erstarrten in der Luft, als wären sie aus Gips; es herrschte Stille. Keine wollte als erste das angespannte Schweigen durchbrechen. „Bitte nehmt das Geld“, wandte sich der Fürst an die jungen Huren. „Es reicht, um Champagner zu kaufen und den Namenstag eurer Anuschka zu feiern.“ Seine Intonation und seine Aussprache machten den Mädchen sofort deutlich, dass sein Russisch irgendwie nicht Russisch war, sondern einen nicht identifizierbaren Akzent hatte. Er war also Ausländer, noch dazu ein Sonderling, der nicht weglief, nicht jaulte und nicht um Hilfe rief, sondern sie höflich sogar seine „Schwestern“ nannte. „Steck dein Geld weg“, sagte die Junge auf den hohen Pfennigabsätzen belehrend, „wir stehlen nicht und wir betteln nicht. Wenn du unsere Dienstleistungen willst, such dir eine aus und bezahle. Wenn nicht, dann hau ab.“ „Das kann er doch nicht! Er wird doch sofort ausgenommen. Hier lauern so viele, die nichts zu tun haben und nur darauf warten, jemanden übers Ohr zu hauen.“ „Setz’ ihn doch in ein Taxi oder halt’ einfach ein Auto an. Wir können doch nicht zulassen, dass er sein Geld los wird“, rief ein Mädchen in eng anliegenden Jeans. „Er ist nett“, sagte die Blondine mit dem Heiligengesicht. Da drängte sich die Kleine mit den breiten Hüften dicht an ihn, sah ihn böse an und sagte: „Das hast du ja präzise kalkuliert, du sensibler Psychologe, du falscher Verführer. Ich nehme dein Geld. Ist mir doch egal, wenn du dann keine Kopeke mehr hast.“ Mit der Wendigkeit eines Croupier riss sie ihm die Scheine aus der Hand und hielt sie zum Zeichen des Sieges hoch über ihren Kopf. Als wollte sie sagen: Seht sie euch an, das ist mein Geld. Doch da geschah etwas Unverstellbares. Die ganz Schar der Nutten stürzte sich auf sie, stieß sie um und warf sie zu Boden. Es gab ein Getümmel, immer wieder zeichneten sich halbnackte Frauenkörper ab. Es war kaum zu verstehen, was vor sich ging, wer wen schlug und wofür. Ging es darum, dass die mit den breiten Hüften ihre Beute nicht teilen wollte, oder dass sie nicht gerecht teilte, oder um ihr unehrenhaftes Verhalten? Dem Fürsten klangen das hemmungslose Lachen der einen, das Kreischen und Stöhnen der anderen und die nicht druckfähigen Ausrufe der dritten in den Ohren. So etwas hatte er noch nie erlebt. Es war jenseits seiner Vorstellungskraft, dass so etwas mit Menschen des einundzwanzigsten Jahrhunderts möglich war. Es stimmte – die Rückseite des Lebens breitete ihre Arme weit für ihn aus. Schenkte ihm aufregende existentielle Situationen, in die er sich mit der Begeisterung des Entdeckers kopfüber hineinbegab. Mit derselben konzentrierten Aufmerksamkeit, die andere Menschen Büchern von Balzac oder Tolstoj

oder den Bildern von Lewitan und Brüllow zukommen lassen, verfolgte er das Handgemenge der Mädchen. Es kam so unerwartet und nahm ihn so in seinen Bann, dass er vergaß, wer er war, wo er war, in welcher Zeit er lebte und welches Ziel er sich gesetzt hatte. Dann ging die Prügelei langsam zu Ende. Schon nach wenigen Augenblicken sahen die Nutten aus wie Rugbyspieler auf dem Spielfeld nach einem Sturzregen. Dreckklumpen flogen über die verschlungenen Körper. Plötzlich fühlte Ivéroff von irgendwoher einen inneren Impuls, sich an der wilden Schlägerei zu beteiligen. Ganz unvermutet und völlig unbegreiflich spürte er seine virtuelle Präsenz in dem Handgemenge. Mal war ihm, als bekäme er einen Schlag aufs Auge, mal kam es ihm vor, als wäre sein Gesicht mit Dreck verklebt, mal spürte er ganz deutlich den Geruch feuchter Erde und dann wieder meinte er, jemand hätte seine Sohlen abgerissen und er stünde in Strümpfen bis zum Knöchel im Schmutz. All dies genoss er so, dass es ihn erregte und trunken machte, er hatte sich nicht mehr in der Hand. Die schmutzige Rauferei am Straßenrand der Leningrader Chaussee zog ihn magnetisch an, irgendwann verlor er jeden klaren Gedanken, ging in die Knie und stürzte sich mitten in das Getümmel. Da passierte etwas Unglaubliches: Augenblicklich ließen die Mädchen nach und eine große Ruhe trat ein. Wie durch einen Zauber brach die wütende Bewegung der Körper ab. Also hatte Ivéroff die Freuden einer Existenz auf den Hinterhöfen der Gegenwelt doch noch nicht real auskosten können und hegte sogar bittere Gefühle über sein Schicksal. Warum hatte alles so schnell vorbei sein müssen, wo er doch vor nur einer Minute die reale Chance gehabt hätte, direkt am Bodensatz des Lebens zu sein. Schweigend erhoben sich die Huren. Jemand brachte einen 5-Liter-Behälter mit „Heiligem Wasser“. Eine nach der anderen wuschen sie sich den Schmutz von ihren jungen Körpern. „Ich habe zwei Scheine. Wer hat die anderen?“, fragte die junge Frau mit der Narbe am Hals. „Hier ist einer, aber er ist durchgerissen“, sagte die Blondine. „Hier noch einer, aber er ist schmutzig, man muss ihn abwaschen“, sagte eine Frau, die man vor lauter Dreck gar nicht erkennen konnte. „Zwei habe ich behalten“, sagte das Mädchen mit den breiten Hüften triumphierend. „Gebt mir alles Geld, ich gebe es unserem Freier zurück“, forderte die Junge mit der Narbe. „Okay“, sagten die Mädchen einstimmig. Sie waren ganz begeistert, über ihre verschmierten Gesichter ging eine solch reines, aufrichtiges Lächeln, dass es Ivéroff schien, als würden sich die Seelen dieser jämmerlichen Straßengeschöpfe öffnen, um den Herrn zu empfangen. Von der

Sünde bis zur Reue war es nur ein einziger Schritt, ging ihm durch den Kopf. Und was war es für ein großes Vergnügen, diese wunderbare Bewegung der Seelen aus der Nähe beobachten zu können. Von der Dunkelheit zum Licht. Aus dem finsternen Untergrund zur strahlenden Aura des Himmels. Er fühlte sich, als wäre er es gewesen, der aus den schwarzen Seelen der entwürdigten Prostituierten ein Stückchen leuchtenden Stoffes webte. „Nehmen Sie Ihr Geld“, unterbrach die Junge mit der Narbe seine Gedanken und hielt ihm die sechs Scheine hin. „Wir, die Freunde sexueller Demokratie, wollen nicht, dass Sie hilflos sind. Moskau ist eine Stadt des Unvorhersagbaren. Es kann passieren, dass man im Leichenschauhaus aufwacht. Oder das Herz befindet sich eines Nachts im Körper eines Unbekannten und die Seele fliegt in andere Gefilde davon. Schützen Sie Ihre Organe, nicht nur mit einem Präservativ. So ist das, Freundchen aus dem Ausland. Nimm dein Geld und sieh zu, dass du wegstommst. Haltet einen Wagen an, Mädchen.“ Ivéroff wusste nicht, was er denken sollte. Das unerwartete, im Befehlstone vorgetragene Angebot machte ihn mutlos. Was sollte er mit dem Geld, um das sie sich geschlagen hatten, damit sie es ihm zurückgeben könnten? Scham beschlich ihn. Die Huren gaben ihm das Geld zurück, das er freiwillig für den Namenstag ihrer Freundin ausgegeben hatte. Der Fürst war regelrecht gerührt über dieses Verhalten. Doch warum hatten sie das Geld nicht genommen? Welche Logik, welcher Impuls hatte sie daran gehindert? Sie waren doch die Vertreterinnen des Bodensatzes der Gesellschaft, sie mussten doch frei von jeder Moral sein, von jeglichen menschlichen Regungen. Hatte er wirklich ihr Mitleid erregt? Doch, es gab tatsächlich heilige Regungen bei den Gefallenen, die in ewiger Sünde lebten. Wie seltsam, dass auf diese Weise die sechshundert Euro jetzt für ihn zum Wunschkapital wurden. Er wollte es wirklich besitzen, hatten doch die Kräfte des Bösen und des Guten darum gekämpft. In dem, was vorgefallen war, konnte man auch etwas von Gottes Hand spüren. Ihm kam Maria Magdalena in den Sinn, die mit ihren Tränen Christus' Füße wusch, und es kam ihm vor, als wäre er dabei, wie sich diese Geschichte aus dem Evangelium wiederholte. Eine solche Wendung des Geschehens passte überhaupt nicht in Ivéroffs Pläne. Er wollte doch bei den Gefallenen bleiben, sehnte sich danach, erniedrigt und beleidigt zu werden. Aber man verstieß ihm von dort unten und jagte ihn in die ihm vertraute Welt zurück, wie ein Geschöpf, das nicht dort hingehörte. Gerade noch war er begeistert gewesen und hatte gestrahlt, jetzt fühlte er sich niedergeschlagen. Was musste er tun, damit sie sich für ihn interessierten,

damit er als Gleicher unter Gleichen bei ihnen bleiben könnte, fragte sich der Fürst. Außerdem ging noch etwas Merkwürdiges mit ihm vor. Seit seiner Ankunft in Russland kamen ihm immer öfter Stellen aus der Heiligen Schrift in den Sinn, das konnte er sich nicht erklären. „Ist es etwa die Bibel, die mich tief in meinem Unterbewussten schon die ganze Zeit leitet? Gerade hat mich eine geheimnisvolle Kraft in dieses Knäuel prügelnder Mädchen hinein geworfen. Welchen Zweck habe ich damit verfolgt? Wollte ich sie auseinander bringen, wollte ich mich ebenfalls prügeln und eine tüchtige Portion abbekommen? Wollte ich eine gefallene Frau schlagen, mein Geld zurückerobern oder wollte ich mal schmutzig sein dürfen? Ich weiß es nicht. Es gibt keine Logik in meinem Handeln. Dafür geschehen interessante Dinge in meinem Bewusstsein. Mir kommt es so vor, als wären es nicht menschliche Leidenschaften, die mich überwältigen, sondern als würde ein Virusangriff auf mein computerisiertes Denken ständig und ungeheuer intensiv mein Wesen verfolgen.“ Und dann ein ganz anderer Gedanke: „Ich hätte den jungen Frauen nicht mein leeres Portemonnaie zeigen sollen. Wollte ich mich etwa vor den Dieben rechtfertigen? Schauen Sie hier, meine Damen und Herren, da ist nichts in der Brieftasche. Das war wirklich ein unverzeihlicher Fehler. Den werde ich mir mein Leben lang vorwerfen.“ In diesem Augenblick stupste ihn jemand an der Schulter: „Mach zu, Junge. Da ist ein Moskwitsch für dich. Er fährt dich dahin, wohin du ihm sagst.“ Die Mädchen wischten Ivéroff resolut den Schmutz von Gesicht und Kleidung und setzten ihn ins Auto. „Wohin geht's?“, fragte der Fahrer. Er war etwa dreißig Jahre alt und hatte einen großen Kopf mit hellblonden Haaren. Ohne auf die Antwort zu warten, lächelte er, legte einen Gang ein und startete in Richtung Zentrum. Das Auto war schon ziemlich alt und nieste und hustete auf den ersten Metern, als wäre es erkältet. „Nach Moskau geht es sowieso nur in dieser Richtung“, sagte der Fahrer in einer Art Selbstgespräch. „Sie müssen den fernfahrenden Nutten sehr gefallen haben. Ich kann mich nicht erinnern, dass die jemals für einen Mann bezahlt hätten. So, und wohin müssen Sie nun? Zur Metro?“ Ivéroff beschloss, sich nicht in Schweigen zu hüllen, sondern an dem Leben, das ihm das Schicksal bescherte, teilzunehmen. Zweifellos musste man die Wirklichkeit freiwillig und vollständig akzeptieren, wenn man sich der lehrreichen Rückseite der Welt annähern wollte, dachte er und sagte: „Das ist mir völlig egal. Lassen Sie mich raus, wo es Ihnen passt.“ „Ha, ha, das gibt es nicht“, lachte der Fahrer. „Sie müssen sich entscheiden. Man hat mir 100 Rubel gegeben. Ich



kann Sie bis zum Dynamo-Stadion mitnehmen. Danach biege ich ab und fahre nach Marina Roschtscha. Vor genau fünfzehn Jahren bin ich aus der Armee entlassen worden. Das war der letzte Dembel<sup>7</sup> sowjetischer Grenzsoldaten auf Nowaja Semlja. Heute wird die ganz Nacht durchgefeiert, mit den alten Kameraden. Ha, ha, und der Wodka wird eimerweise getrunken.“ „Verzeihung, was ist das, *dembel*?“ „Waren Sie nicht in der Armee?“ „Nein.“ „Dembel ist ein schönes Wort. Sehr bedeutungsvoll. Das ist das Ende der Militärzeit, der Triumph der Freiheit. Das bedeutet Wodka, Mädchen, Musik. Dembel ist Lebensfreude. Und von wo sind Sie?“ Ivéroff fiel nicht sofort ein, was er sagen sollte. Auf keinen Fall wollte er sagen, dass er aus Nizza war. Aber lügen konnte und wollte er ebenso wenig. Da erinnerte er sich daran, dass sein Großvater aus St. Petersburg gekommen war und auf der Fontanka gewohnt hatte. Was aber die Fontanka war, eine Straße, ein Platz oder ein Stadtteil, wusste Ivéroff nicht. Er fand einen Kompromiss und lavierte sich aus der Situation heraus. „Meine ganze Familie ist aus Petersburg.“ „Ach so, Sie kommen aus Piter. Moskau ist zurzeit voll mit Leuten aus Petersburg. Die Stadt hat Konjunktur im heutigen Russland. Unser Präsident zieht alle seine Landsleute hierher in die Hauptstadt. Doch woher haben Sie diesen Akzent? Sind Sie vielleicht in Finnland zur Schule gegangen? Das ist ja nicht weit von Ihnen.“ „Nein, in Finnland war ich nicht.“ „Können Sie Fremdsprachen, sind Sie Übersetzer?“ „Ja, ich kann mehrere Sprachen.“ „Gleich mehrere?“ „Ja.“ „Und welche, wenn man fragen darf?“ „Französisch, Englisch, Italienisch, Deutsch, Arabisch. Ganz ordentlich auch Spanisch, außerdem lerne ich Hebräisch und Türkisch.“ „Das ist ja allerhand! Und das stimmt?“ „Ja.“ „Und Sie können die auch lesen und schreiben?“ „Ja, sicher.“ „Ich habe in der Schule mal Deutsch gelernt. Heute weiß ich nichts mehr davon. Ha, ha, ha. Hat Putin Sie vielleicht nach Moskau bestellt?“ „Nein, ich bin einfach so gekommen.“ „Arbeiten Sie für den FSB?“ „Nein?“ „Wo arbeiten Sie dann?“ „Nirgends. Ich denke noch darüber nach.“ „Und wen kennen Sie in Moskau?“ „Niemanden.“ „Überhaupt niemanden?“ „Nein, überhaupt niemanden.“ „Ich heiße Ljonja. Leonid Muraschkin.“ „Angenehm. Ich bin Andrei Iwerow.“ In genau diesem Augenblick hustete das Auto noch einmal auf und verstummte. Glücklicherweise schaffte Muraschkin gerade noch, zum Straßenrand hinüberzuziehen. „Hilf mir, Andrjuscha. Es ist schon halb zehn und ich muss mich beeilen. Versuch mal anzuschieben.“ Ivéroff stieg aus und fing an zu

---

<sup>7</sup> Dembel: Abkürzung und Jargonausdruck für Demobilisierung. A. d. Ü.

schieben. Er hatte das noch nie getan, doch ihm gefiel dieser demokratische Umgangsstil. „Andrjuscha klingt gar nicht schlecht“, dachte er bei sich. „So werde ich mich in Zukunft vorstellen: Andrjuscha aus Piter.“ Doch der alte abgewrackte Wagen ließ sich nicht anlassen. Er spuckte und keuchte, ohne dass der Motor anspringen wollte. „Kannst du fahren?“ „Ja, aber ich habe meinen Führerschein nicht bei mir.“ „Das spielt keine Rolle. Setz dich ans Steuer und ich schiebe.“ Nach vielen mühseligen Versuchen sprang der Motor endlich an, und die beiden Männer setzten ihre Fahrt fort. „Wo übernachtetest du?“ „Bis jetzt weiß ich das noch nicht.“ „Du könntest doch heute Abend mit uns feiern.“ „Tja, ich weiß nicht. Eigentlich trinke ich keinen Wodka.“ „Es gibt viel Bier vom Fass. Und einer meiner Kumpel aus der Armee, Platon Buinosow, bringt für sich immer französischen Wein mit. Ich bin sicher, dass er dich mittrinken lässt. Du siehst, für jeden Geschmack etwas. Komm mit, Andrjuscha.“ Inzwischen hatte Ivéroff diesen unkomplizierten jungen Mann schon taxiert. Zweifellos war er kein Intellektueller, aber auch kein Vertreter der städtischen Gossenexistenz. Ivéroff hielt ihn für einen treuherzigen Typen, der seiner Intelligenz nach zur mittleren Klasse und seinen ökonomischen Möglichkeiten nach zu einer niedrigeren Klasse in Russland gehörte. Noch hatte er keine Vorstellung, was Muraschkin von Beruf sein könnte, Mechaniker, Schlosser, Techniker oder Agronom. Doch in diesem Augenblick interessierte ihn etwas anderes, er dachte über den Vorschlag von Leonid Muraschkin nach. „Was kann mir diese Entfesselung des russischen Hangs zum Sich-Besaufen geben, wo ich doch etwas ganz anderes suche? Andererseits muss ich mich orientieren, in welchem Milieu ich die Kehrseite des Lebens finden könnte. Vielleicht ist sie gar nicht auf dem sogenannten Boden, in den Elendsvierteln, nicht in den Kellern bei den Bettlern, nicht im Untergrund bei dem menschlichen Abschaum, sondern in den Sälen des Kreml, hinter den Kulissen des Bolschoitheaters, in den Büros am Alten Platz, im Weißen Haus? Ich muss genau herausbekommen, wo ich meine Suche fortsetzen soll. Gerade erst konnte ich mich ja davon überzeugen, dass bei den Prostituierten auf dem Moskauer Straßenstrich eine ähnlich feste Moral zu finden ist wie sonst in einem Nonnenkloster im burgundischen Beaune. Wenn ich in Frankreich, in Europa erzähle, wie ungeschickt ich versucht habe, Moskauer Nutten 600 Euro zu schenken, wie sie sich geniert haben, sie anzunehmen und sie mir dann zurückgaben, und wie sie außerdem das schwarze Schaf in ihrer Mitte windelweich geschlagen haben – das glaubt

mir kein Mensch. Man wird sagen, das hat der Russe Ivéroff sich ausgedacht, um das Ansehen seiner Nation aufzupolieren. Ich muss unbedingt die Einladung annehmen und anfangen, dass russische Volk kennen zu lernen. Sonst mache ich vielleicht die falschen Schritte, um die Kehrseite des Lebens zu finden. Dann verirre ich mich und finde nicht das Milieu, von dem ich träume.“ „Okay, ich nehme an und komme mit.“ „Das ist richtig. Wo wollen Sie so spät auch noch ein Quartier finden? Die Hotelpreise heutzutage sind einfach irre. Man will doch keine 30 Dollar hinblättern, noch dazu mit Wanzen und ungelüftet. Und dann noch irgendwo bei der Metrostation Avtosawodskaja oder in Tjoplyj Stan. Verbringe lieber die Nacht mit meinen Freunden im Freien vor dem Haus, mit Schaschlik aus Schweinefleisch und mit Hammelbrust. Der Grill ist schon angeworfen. Danach gehen wir zu mir. Da kann man sich lang strecken, duschen und übers Leben sprechen. Es ist ruhiger geworden bei uns in Moskau, nicht mehr so wie 1993 oder 1995. Auf den Straßen liegen keine Leichen, vor der Haustür wartet keiner mit einem Prügel, um den Vorbeigehenden den Kopf einzuschlagen und ihn zu berauben. In der Hauptstadt herrscht Ordnung. Oder richtiger gesagt, ein Schatten von Ordnung. Die Leute haben zwar gemurrt, aber doch angefangen, das Recht zu achten. Sie akzeptieren es, sind aber gleichzeitig auf der Hut, dass es ihnen das Leben nicht vermiest. Und überlegen, allerdings nur für sich, um kein Unglück zu provozieren, wie sie ihr Leben zum Besseren verändern könnten. Und träumen, meistens allerdings im Schlaf, davon, wie sie es fertig brächten, im Wohlstand zu leben. Und denken, wenn auch insgeheim, um sich nicht zu sehr zu gewöhnen, an Gerechtigkeit. All das ist bereits ein Fortschritt. Das gesellschaftliche Bewusstsein entwickelt sich voran. Aber die Herrschenden und die Starken in ihrer unvergänglichen Symbiose haben sich alle Ressourcen, alles, was zum freien Unternehmertum nötig ist, den gesamte Zugang zum Markt unter den Nagel gerissen. Sie haben die Stimmen der Freiheit und die Seufzer unserer Menschen zum Schweigen gebracht und der Gesellschaft einen einzigen Gott, das goldene Kalb, zur Verehrung präsentiert. Sie haben eine sinnlose Diskussion losgetreten, vom Typ ‚wer für wen‘: Sie sind für *Jedinstwo*? Ausgezeichnet. Und Sie? – Ich bin für *Jabloko*. – Pfui! Das gehört sich nicht. Und Sie? – Ich bin für mich selbst. – Wie abscheulich. Alle wollen sie Präsident werden. – Nein, nicht doch. Ich bin einfach unabhängig. – Aber warum? Um Präsident zu werden? – Nein, ich möchte ein richtiger Mensch werden. – Das verstehen wir nicht; worauf wollen Sie anspielen?“ Ivéroff gefiel

die drastische bildreiche Ausdrucksweise des Fahrers. Er hatte sich geirrt, ihn für nur mittelmäßig intelligent zu halten, ein solcher Wortschatz gehörte einem Intellektuellen. Man müsste herausbekommen, wer dieser Unbekannte war. „Verzeihung, Herr Muraschkin, was haben Sie studiert?“ „Ich bin Physiker, habe mein Diplom von der Technischen Bauman-Fachhochschule in Moskau. Mein Spezialgebiet ist die Suche nach Graviton. Mein Institutsgehalt ist lächerlich, 1 600 Rubel. Deshalb arbeite ich außerdem noch auf dem Flughafen, als Ladearbeiter in der Gepäckabteilung. Für drei Tage die Woche bekomme ich 6000 im Monat.“ „Und wie viel Rubel sind ein Dollar?“ „31 Rubel auf einen Dollar.“ „Heißt das, dass Sie als Physiker monatlich 51 Dollar und 60 Cent verdienen?“ „Genau. Und als Ladearbeiter 200 Dollar im Monat. Außerdem arbeite ich noch als Fahrer, mit meinem eigenen, gebraucht gekauften Auto. Das bringt noch einmal 2000 Rubel. Alles zusammen macht mein Monatseinkommen aus. So, jetzt wissen Sie fast alles über mich. Jetzt sind Sie an der Reihe. Wie viel genau würden Sie gern verdienen? Übersetzer verdienen meines Wissens heutzutage ziemlich gut.“ „Keine Ahnung“, sagte der Fürst ausweichend. „Wir können Buinosow fragen, der kennt die ganzen Preise. Habe ich richtig verstanden, dass Sie Linguist sind? „In gewissem Sinn, ja.“ „Und Ihr Beruf?“ Ivéroff wollte ungern von sich selbst erzählen, konnte es aber nicht umgehen. „Ich bin Ökonom.“ „Das habe ich noch nie gehört, dass Ökonomen so viele Sprachen können. Haben Sie im Ausland gelebt?“ „Ja.“ „Wo?“ „In Europa.“ „Wunderbar. Sie haben den Geist der Freiheit geatmet, den es in unserem Land nicht gibt. Wir gewinnen hier Gas, Diamanten, Öl und Gold, nur uns selbst können wir nicht finden, nicht gewinnen. Die unschuldigen Opfer des roten Terrors müssen so viele Verwünschungen gegen das eigene Land gerichtet haben, dass Russland jetzt auf Jahrhunderte hinaus verflucht ist. Solange die Ethnie, die wie mit einer Nabelschnur mit dem Regime der Roten verbunden ist, sich nicht als ganze erneuert, kommen wir aus dem Sumpf der Gewalt nicht heraus.“ Traurig dachte Ivéroff für sich, wie er, der Fremde, sich hier denn selbst finden sollte, wenn es schon den Einheimischen nicht gelang. Vor der Straße der Pferderennen schwenkte Muraschkin in die parallel zur Leningrader Chaussee verlaufende Ladestraße ein, drehte unter der Brücke des Weißrussischen Bahnhofs, bog zuerst in die Raskowaja und dann in den Suschtschew-Wall und fuhr in Richtung Marina Roschtscha. Der Wind trieb die Wolken nach Osten und hinter dem Horizont ging langsam die Sonne unter. Der

Asphalt war wieder trocken, das Toben des wässrigen Elements hatte keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Im Auto herrschte Stille, nur der Motor ächzte weiterhin wie ein Kranker. Vor der Kirche der Muttergottes-Ikone „Unverhoffte Freude“ stand ein langer fünfstöckiger rissiger Plattenbau und daneben einige weitere, ebenso baufällige und heruntergekommene Gebäude. Muraschkin bremste, schwenkte hinüber zu dichten Fliederbüschen und hielt direkt vor dem rauchenden Grillgerät. „Da sind wir.“ Der Fürst stieg aus. Es roch nach Feuchtigkeit, Vegetation, Rauch und nach etwas völlig Unbekanntem, Scharfem. Auf der Erde verstreut lagen Berge von Hausmüll, auf denen ungezählte Armeen von Insekten einen tödlichen Kampf auszufechten schienen: Fliegen, Bremsen, Mücken, Wespen, Laufkäfer, Eintagsfliegen und sonstiges Schnakenvolk. Diese unbekante, irgendwie mangelbehaftete, niederdrückende Welt der Armut erschreckte Ivéroff. Zwar spielte sich alles hier fast im Zentrum des modernen Moskau statt, im Stadtteil Marina Roschtscha, und doch kam ihm der Verdacht, er stünde in einem von bösen Geistern verzauberten Wald. Die abschreckende Hässlichkeit seiner Umgebung verursachte ihm einen Brechreiz und legte sich zentnerschwer auf sein Herz. „In solchem Elend und Schmutz, so unbehaust lebt also das unglückliche Volk“, dachte er. „Sie haben die fundamentale Wahrheit der westlichen Zivilisation noch nicht kennen gelernt, dass nämlich das Leben ein nicht endender stündlicher Kampf gegen die eigene Willenlosigkeit ist. Jeder muss in sich Ehrgeiz und Bereitschaft zur Konkurrenz mobilisieren, sich Tag und Nacht den Kopf zerbrechen – und sich dazu noch zwingen –, wie er Kapital erwerben und die Früchte seiner Arbeit bewahren kann, wie er den Konkurrenten intellektuell aussticht und seinen Finanzplänen die Straße, den Stadtteil, die Stadt, das Land, den Kontinent und die ganze Welt unterwirft! Nur auf diese Weise kann man seinen Alltag verändern, sein Leben schmücken, sich mit den Errungenschaften der modernen Technologie umgeben. Meine jämmerlichen, armen Landsleute, die andere Vorstellungen von Gut und Böse haben, verlieren unaufhörlich diese Schlacht. Wie kann man in solchem überwältigenden Zustand des Verfalls leben, in baufälligen Bruchbuden, widerwärtigen Käfigen, schiefen Plattenwohnungen, stinkenden, zusammenfallenden Treppenhäusern, mit rostigen Rohren und krankmachender Unsauberkeit? Das ist doch unmöglich. Was diesen Menschen in erster Linie fehlt, ist Stolz. Sie haben keinerlei Ansprüche an sich selbst, an ihren Körper, ihre Sinnesorgane, also an ihre Nase, ihre Augen, ihr Tastgefühl

und ihre Zunge. Warum hat die Natur den Menschen in Russland diese großartigen menschlichen Eigenschaften geschenkt? Warum werden sie nicht eingesetzt? Warum gibt es nicht den Wunsch, die Wände zu streichen, den Abfall zu beseitigen, die Insekten und die Nagetiere loszuwerden und den Boden zu veredeln? Das ist doch die Welt, die sie umgibt! Ihre Lebenswelt!“ Ganz unerwartet nahmen Ivéroffs Gedanken dann eine andere Richtung. „Vielleicht ist der Mensch ja so eingerichtet, dass gerade in Chaos, Zerstörung, Verfall und Schmutz um ihn herum seine Seele die Reinheit von Engeln hat, seine Absichten unschuldig wie die Gottesgebote sind und sein Handeln von göttlichen Licht erhellt wird. Wenn der Mensch durch Luxus, Reichtum und eine reinliche Umgebung verweichlicht, wird seine Seele krank und gerät unter den Einfluss des Teufels. In einer solchen Welt entleert sich die Seele wie der Pokal mit Wein bei jemandem, der nichts als trunken werden möchte; sie trocknet aus wie ein Brunnen unter einer gnadenlos sengenden Sonne, sie wird von Lastern wie Übersättigung, Überheblichkeit und Prahlerei vergiftet, von maßlosem Wohlstand verführt und stirbt zuletzt. Bin ich selbst nicht ein Opfer dieser Welt? Ist meine Seele nicht niedergedrückt und verbildet? Braucht mein Verstand nicht die Hilfe eines Psychiaters? Ich flüchte doch gerade aus der äußerlichen Schönheit zur Kehrseite der Welt, zur inneren Freiheit! Aus der Welt der Sauberkeit in die Welt des Schmutzes! Ich gebe zu, von meiner Sorte gibt es nicht viele. Die Menschen in Russland retten sich dagegen aus ihrem elenden Alltag in unsere blühende Welt. Doch je mehr Dung im Boden ist, um so prächtiger blühen die Blumen in den Gewächshäusern. Je breiter die Abwassergräben sind, umso herrlicher duftet der Flieder an ihren Rändern.“ Und noch eins prägte sich Ivéroff ein, während er mit Interesse die Passanten auf Moskaus Straßen beobachtete. „Welches Teufelswerk! In unserem blühenden Frankreich trifft man weder in den Restaurants der oberen Zehntausend noch bei den Abendgesellschaften der Schickeria noch auf Straßen und Plätzen eine solche Anzahl schöner Frauen wie hier auf den aufgebrochenen buckligen Moskauer. Was bedeutet das? Ist es ein Geschenk Gottes an das russische Volk? Oder hat sich der KGB heimlich in die Gentechnik eingeschaltet? Oder gilt hier wieder die banale Schlussfolgerung: Je mehr Unrat, umso leckerer ist die Frucht. Während in unseren sterilen, computerisierten Geburtskliniken einfach Frauen geboren werden, sind es hier in Russland Schönheiten. Wenn bei uns die Mädchen, deren Nabelschnur man abtrennt, gesund sind, sind sie bei ihnen hier niedlich und schlank.

Bei uns haben sie braune Augen, obwohl unsere Welt so bunt ist, bei ihnen hier aber blaue, obwohl ihre Welt so unordentlich und triste ist. Bei uns sind sie reich und gelangweilt, bei ihnen mittellos, aber voller Freude. Es existiert eine mystische entgegengesetzte Abhängigkeit. Ich muss mir die russische Seele näher ansehen. Was ist das für eine Materie? Eine hochkomplex organisierte oder eine niedere Substanz? Ist sie aus göttlichen Bekenntnissen gewebt oder aus Teufelsschlingen? Zieht es sie stärker zur realen Konsumwelt oder zur virtuellen Welt der Paria? Empfindet sie Freude im Schmerz, zieht sie dem Jauchzen die Trauer der Enttäuschung vor, sucht sie Trost in der Einsamkeit? Oder hat eine unheilbare Krankheit sie an der Kandare und sie versinkt unausweichlich im Laster?“ „Andrjuscha, du bist so in Gedanken versunken!“, Muraschkins Worte holten ihn in die Gegenwart zurück. „Hilf beim Schaschlikbraten. Ich mache dich mal eben bekannt. Dies ist Sergeant Grischa Kuterma und das sind Platon Buinosow und Anatolij Aschurkow. Und hier ist Andrei Iwerow aus Piter. Mir scheint, er kann alle Sprachen der Welt. Will in Moskau Arbeit suchen. Lernt euch kennen. Außerdem ernenne ich euch als Verantwortliche für das Braten des Schaschliks und der Hammelbrust. Und noch eins, Platoscha, Iwerow trinkt nur Wein. Gib ihm von deinem ab, bitte.“ Danach ging Leonid Muraschkin hinüber zu einer anderen Gruppe von Kameraden. Es entstand die übliche Pause, wenn Fremde unerwartet miteinander bekannt gemacht werden. Ivéroff hatte keine Lust, überhaupt etwas zu sagen. Buinosow fürchtete, der Mann aus St. Petersburg würde ihn mit der Bitte belästigen, ihm irgendwo eine Arbeit zu finden, und hüllte sich ebenfalls in Schweigen. „Ist man in Petersburg der Meinung, in Moskau gäbe es keine Arbeitskräfte?“ Anatolij Aschurkow beschloss, mit dem Kennenlernen zu beginnen und wandte sich an den Fürsten. „Eure Leute kommen in solchen Mengen, als wären sie Flüchtlinge aus armen Gegenden. Moskau platzt buchstäblich vor Leuten aus Piter. Zieht der Präsident euch her, träumt ihr von einer Beamtenkarriere? In Russland haben heute die Bürokraten das meiste Geld.“ „Ich habe keine solchen Ansprüche“, unterbrach ihn Ivéroff. „Habe ich Sie beleidigt?“ „Keineswegs.“ „Was für eine Stelle suchen Sie?“ „Darüber denke ich noch nach.“ „Wollen Sie damit sagen, dass Sie selber auswählen wollen oder werden Sie das erstbeste Angebot annehmen?“ „Ich habe mich noch nicht entschieden, Herr Aschurkow.“ „Verstehe. Sie sind gerade aus dem Süden zurück, braungebrannt und mit baumelnder Seele. Mit Lust darauf, ein Weinchen zu trinken und die Hauptstadt zu

erkunden. Legen Sie nach, Iwerow.“ „Wie alt sind Sie, Iwerow?“, interessierte sich Buinosow. „42.“ „In dem Alter findet man kaum noch eine gute Stelle. Was sind Sie von Beruf?“ „Ökonom.“ „Ach, so ist das. Mein Lieber, Ökonom ist kein Beruf, sondern eine Tätigkeit. Ich, zum Beispiel, habe Thermophysik studiert, betreibe aber Ökonomie. Und was haben Sie studiert, wo haben Sie gearbeitet?“ „Meine sehr verehrten Herren. Die Annahme, dass ich Arbeit suche, entspricht nicht ganz der Tatsache. Vielen Dank für Ihre Anteilnahme an meinem Schicksal. Ich würde jedoch lieber ehrenhaft den gesellschaftlichen Auftrag von Leonid Muraschkin ausführen und nicht Ihre Aufmerksamkeit missbrauchen, zumal es sich um ein Problem handelt, das für mich nicht aktuell ist.“ „Er spricht so merkwürdig“, sagte Aschurkow zu Platon Buinosow. „Man merkt gleich, dass er in den Staatsdienst treten will. Möchte er vielleicht den Sessel eines Abteilungsleiters?“ „Hör auf, Tolik. Die Leute aus Piter haben ihre eigenen Kontakte zur Führung. Iwerow braucht uns nicht.“ „Vielen Dank für Ihr Verständnis, meine Herren.“ Der aufmerksame Buinosow hatte bereits Ivéroffs respektierliches Äußeres bemerkt; keinesfalls war er russisch und schon gar nicht aus Piter. Die gepflegten, eleganten Hände mit den schöngeformten Fingernägeln, der Anzug aus hervorragendem Leinen, auch wenn er vom Regen etwas von seiner Form eingebüßt hatte, die schmutzigen, jedoch hochwertigen Schuhe aus teurem Leder, die flache goldene Uhr Marke „Vacheron Constantin“ und die ungewöhnliche Ausdrucksweise deuteten auf einen ganz und gar nicht gewöhnlichen Menschen hin. Platon Buinosow war der einzige unter den hier Versammelten, der sich auf solche Feinheiten verstand. Doch er hatte es nicht eilig, das Geheimnis dieses Herrn zu entschlüsseln, auch wenn er hinreichend neugierig geworden war. Alles zu seiner Zeit, dachte er. Man könnte ja mit dem Wein anfangen, da Muraschkin ihn gebeten hatte, Iwerow zu seinem Lieblingsgetränk einzuladen. Warum zog es ihn nur zu diesem Typen? Es gelang ihm nicht, ihn zu ignorieren, da war etwas Hypnotisches. „Welchen Wein möchten Sie?“ „Was können Sie anbieten?“ „Einen 1995-er Barbaresco Gaja.“ „Danke, dazu lasse ich mich sofort einladen.“ „Was sagen Sie zu diesem Getränk?“ „Er will mich testen“, dachte der Fürst. „Ich hätte es nie geglaubt, wie schwer es ist zu lügen. Unkenntnis vorschützen ist dasselbe wie Betrug. Also muss die Form unseres Dialogs kurz und lakonisch sein.“ „Italien. Piemont. Eine gute Ernte, eine bekannte Marke.“ „Welchen Wein ziehen Sie selbst vor?“ „Ich trinke verschiedene Weine.“ „Kennen Sie Lesolo?



Oder Marken wie Chwantschkara, Gurdzhaani, Fetjaska?“ „Die kenne ich leider nicht.“ Und dieser Typ will mir weismachen, dass er aus Petersburg kommt, grinste Buinosow insgeheim. Ivéroffs Petersburger Legende brach schnell zusammen. „Noch ein paar solcher Fragen, und ich muss mich entscheiden, ob ich die Wahrheit sage oder weglaufe“, dachte der Fürst. Er begriff sehr wohl, dass sein Gesprächspartner ihn in den Schwitzkasten genommen hatte, um seine wirkliche Biografie auszukundschaften. „In seinem Lächeln liegt so viel List, dass unklar ist, ob er mich nicht verspottet. Vielleicht zählt er ja anstelle von Weinsorten in Wirklichkeit Marken von Eisschränken oder Waschmaschinen oder Kartoffelsorten oder die Namen von Fahrradproduzenten auf. Dieses Ausfragen ist so unangenehm wie im Herbst an der Gironde die Bremsen, der man sich nicht erwehren kann.“ „Herr Iwerow, achten Sie nicht auf die Ausfälle von Buinosow. Er ist ein guter Kerl, aber inzwischen zum Oligarchen geworden. Und Geld verdirbt bekanntlich den Charakter. Deshalb gibt Platon in letzter Zeit vor uns mit seinen exotischen Kenntnissen an“, sagte Aschurkow. „Buinosow, mein Freund, lass uns endlich anfangen zu trinken. Für alle verbindlich – das erste Glas auf ex. Auf dass wir lange leben!“

So begann das erste richtige russische Saufgelage des Fürsten Ivéroff.

## Kapitel 14

Es gibt ein Volk, dessen Seele ohne Gott ist. Es gibt ein Volk, dessen Taschen ohne Geld sind. Es ist ein Volk, das mit dem Erbe einer ungeheuer reichen Kultur geschmückt ist. Es ist ein Volk, das sich durch große Leidenschaftlichkeit, doch soziale Kraftlosigkeit auszeichnet. Dieses Volk ist leicht zu erkennen, aber nur schwer zu verstehen. Es ist schnell bereit, sich selbst zu opfern, obwohl es für die Wahrheitssuche bestimmt ist. Dieses Volk verschließt sich ständig, es zieht sich unter dem Druck der Macht zusammen wie Narbenleder: Der Ethnos stirbt, die Kultur verliert an Tiefe, die Ehre degeneriert. Die Gelassenheit dieses Volkes gründet sich auf die Willkür von Tyrannen. Diesem Volk gelingt es nicht, sich zur Abwehr von Gesetzlosigkeit zusammen zu schließen. Ihm sind übermäßige Güte ebenso wie sklavischer Ergebenheit und anarchische Zügellosigkeit eigen. Es verliert immerzu den Kampf um seine eigenen Ideale. Seit 1991 lebt dieses Volk in einem Land, in dem die Staatsbeamten von einer Komplizenschaft abgelöst wurden, die nach ihren eigenen Gesetzen lebt. Dieses Volk sagt stolz von sich: Wir sind Russen! Wir sind anders! Wir sind der Welt entfremdet und jungfräulich in unserem Verständnis der zeitgenössischen Probleme. Wir sind Europäer, aber mit einem schamanischen Grinsen; wir sind Christen, aber mit ungezügelter Aufwallung des Geistes, wir sind gebildet, aber ewig schafft der Verstand Leiden.

Bei diesem Volk steuert die Seele den Verstand, unterhöhlt die Leidenschaft die Ordnung und fördert die Armut die Verführbarkeit von Geist und Körper durch die Sünde. Wer weiß, wie lange dieser Teufelstanz menschlicher Leidenschaften noch anhalten wird? Du hast deine Seele befleckt? Greif zum Wodka. Du hast dein Herz gequält? Füll' dich mit Schnaps ab. Du hast deinen Körper beschädigt? Reib' dich mit Branntwein ab. Du lässt den Kopf hängen? Betrunk dich mit Hochprozentigem. Du bist erkrankt? Behandle dich mit „Stolitschnaja“. Der gewöhnliche Russe hat ein so breite Palette von Möglichkeiten. Das Leben selbst, die löchrigen Taschen, die Seele, die Gott verloren hat, die vergebliche Suche nach sich selbst, die sinnentleerte Existenz halten für den Menschen nur zwei Ventile bereit. Was kann sich ein Russe leisten, wenn er nichts hat? Eine Firma gründen? Ein Haus bauen? Ein Auto kaufen? Ins Theater gehen?

Seiner Liebsten ein Abendkleid schenken? Seiner Mutter helfen? Eine Waise unterhalten? Sich im Süden von der Sonne wärmen lassen? Die Welt kennen lernen? Er hat doch nichts gespart! Er hat kein Geld! Er hat ständig kein Geld! Er hat nie Geld! Was bleibt dann dem Russen? Wieso, und Gott? Den gibt es schon lange nicht mehr! Und die Ehre? Die ging irgendwann im Laufe des chaotischen Lebens verloren! Moral? Die wurde durch die Willkürherrschaft ausgerottet. Vernunft? Die versank im Strudel der Ideologie. Was ist dem Russen geblieben? Was hat er noch vom Leben? Welche Freude bleibt ihm? Der Zauber des Wodka und das Berauschende des Sex. Wodka ist billig – dem Widersacher sei es gedankt – immer erschwinglich. Sex ist kostenlos – dem Widersacher sei es gedankt – ohne Lizenz. Also feiert ganz Russland und lässt die Sau raus, bis zur Bewusstlosigkeit, bis zur Agonie. Kann man ihm Vorwürfe machen? Das Volk ist es zufrieden. Oder scheint es ihm nur, dass es glücklich ist? Und stöhnt dabei, rackert sich ab und leidet. Sein durchdringendes Geheul ist im gesamten Universum zu hören. Schon immer haben die reichen Länder geklagt: Die russische Seele ist dunkel. Die russische Seele entzieht sich dem Verstehen. Doch wenn die respektablen Herren von Themse und Seine, Rhein und Tiber in unserer Armut, in unserer jämmerlichen, elenden begrenzten Welt leben müssten und wir würden ihnen nach ein, zwei Jahren in die Seele schauen, was würden wir da finden? Russische Sorglosigkeit? Melancholische Rätselhaftigkeit? Mystischen Abgrund?

André Ivéroff gesellte sich mal zur einen, mal zur anderen Gruppe und hörte zu, was die Menschen so von ihrem Leben und Treiben erzählten. Ihr ausgesprochen literarischer Wortschatz war mit groben, nicht druckfähigen, unflätigen Ausdrücken durchsetzt, ihr Reden hochemotional und mit patriotischem Pathos. Man offerierte ihm Wodka und der Fürst nahm an; es schien ihm unhöflich, in Gesellschaft von Russen deren Nationalgetränk abzulehnen. Nachdem er ein Glas hinuntergekippt hatte, entwickelte er ein tieferes Verständnis des Gesagten und dachte immer weiter über das nach, was er sah. „Welches Ziel setzt sich das russische Volk? Man muss kein Weiser sein, um zu begreifen, dass es sich an den allgemeinmenschlichen Werten orientiert, dem Streben nach dem Guten, nach Wohlstand, Frieden und allem, was den Menschen zur Krone der Schöpfung gemacht hat. Wenn Russen in anderen Ländern oder Erdteilen leben, ohne deren Recht oder Geschichte zu kennen, und mit fremden ethischen und sozialen Traditionen in Berührung kommen, finden sie leicht und ohne besondere Anstrengung

ihren Platz in der neuen Umgebung. Sie integrieren sich erfolgreich in die ökonomische und politische Infrastruktur der neuen Gesellschaft und bereichern häufig deren kulturelles und wissenschaftliches Potential. In keinem Land der Welt erscheinen sie als ruhelose Zuwanderer und Abtrünnige, als Provokation für das dem Menschen eigene Wesen. Im Gegenteil veredeln sie dort, wo freiheitlicher Geist weht, die genetische Basis des Landes. Doch warum sind sie in ihrem eigenen Land so hilflos und bringen sozial und ökonomisch fast nichts zustande? Warum können sie keine Ordnung in ihren Alltag bringen und ihr Leben für die ganze Welt sichtbar verbessern? Warum fliehen sie dauernd aus dem Heimatland und suchen mit manischer Hartnäckigkeit ihr Glück in anderen Ländern? Was ist der Grund für diesen blindwütigen Exodus? Die Menschen in Russland und die gesamte Welt haben das ‚Imperium des Bösen‘ zerstört und mit menschlicher Weisheit den Kommunismus als Fetisch entlarvt. Doch ihre Führung hat ihnen nicht die Möglichkeit gegeben, sich am Geist der Freiheit zu sättigen und die Früchte der allgemeinemenschlichen Werteordnung zu kosten. Die unsichtbare papierene Wand der Bürokratie bildet das unüberwindliche Hindernis auf dem Weg zu freiem Unternehmertum. Das Recht der ersten Nacht ging unangefochten, wie im Mittelalter, auf die Herren des Lebens, die Staatsbeamten über. Warum endet das Streben der Russen nach Freiheit, Reichtum und Gottgefälligkeit immer im Wüten der Inquisition, im Bürgerkrieg und in noch größerer Macht der Opritschnina? Warum hat der einfache Gedanke, dass materielle Absicherung frei macht, in den tausend Jahren russischer Geschichte keinen Eingang in die Alltagsmentalität der Menschen gefunden? Oder sind sie psychologisch dem Druck des ‚Leibeigenen-Syndroms‘ erlegen? Ist es denkbar, dass die Natur in den dreihundert Jahren Leibeigenschaft bei den Russen den fundamental-schönen und unerschütterlichen Instinkt der Freiheit genetisch modifiziert hat?“ Leonid Muraschkin trat auf Ivéroff zu. „Bist du melancholisch?“ „Ich denke nach.“ „Gefällt es dir hier nicht?“ „Es ist so anders.“ „Verbringst du deine freie Zeit anders? Sehen eure Treffen anders aus?“ „Ja, bei uns ist alles etwas anders. Wir unterhalten uns selten über den Sinn des Lebens und über Probleme der Nation.“ „Solange Moskauer nüchtern sind, sprechen sie mit Vergnügen über Politik, Wirtschaft und soziale Probleme. Doch sobald der Rausch unseren Verstand überwältigt, fangen wir an, uns wechselseitig bei einander auszuweinen. Unsere Trauer ist grenzenlos. Ich erzähle dir eine lehrreiche Geschichte. Vor einigen Tagen saß ich nachts hier auf der Bank neben dem Eingang...“ Hier wurde

Muraschkin von Grischka Kuterma unterbrochen. „Trink, Ljonja“, sagte er und reichte den Wodka herüber. „Und Iwerow?“ „Schenkt dem Mann aus Piter auch ein.“ Jemand schenkte ihm ein. „Prost!“ „Prost!“ „Also, ich sitze hier auf der Bank und trinke mein Bier“, fuhr Muraschkin fort. „Da hält vor dem Eingang ein ‚Wolga‘. Die Laterne ist zwar schwach, aber man konnte alles erkennen. Ich sehe hin, da steigt der Fahrer aus und öffnet die Vordertür. Der Mitfahrer ist offenbar sturzbetrunken und kann selbst nicht aussteigen. Ihre Stimmen kann ich nicht hören. Der Fahrer zieht den anderen buchstäblich aus dem Auto, stützt ihn, sie stehen einige Minuten Schulter an Schulter und sprechen über irgendetwas. Plötzlich knöpft der Fahrer dem anderen den Hosenschlitz auf, holt das gute Stück des Betrunkenen heraus, hält es mit beiden Händen und richtet den Strahl in meine Richtung. Danach schüttelte er das Glied ab, steckte es zurück in die Hose und zog den Kerl in den Eingang. Da ist sie, unsere Sklavenmentalität. Mit einer solchen Psyche kann man das Leben nicht zum Besseren wenden. Seit dem Zweiten Weltkrieg sind schon mehr als fünfzig Jahre vergangen. Und was hat sich im Leben der überwiegenden Masse der Menschen in unserem Vaterland geändert? Dieser einhundertfünfzig Millionen? Der neuen Generationen zwischen der Ostsee und dem Pazifik? Fünfundfünfzig Jahre auf ein Menschenleben sind eine sehr lange Zeit. Europäer, Amerikaner, Asiaten, Lateinamerikaner haben ihren Wohlstand hundertfach vergrößert. Und unser Volk? Hat es auch nur irgendeine Verbesserung erfahren? Hat es sich anständig angezogen, den Bauch mit kalorienreicher Nahrung gesättigt, ein stabiles, wärmendes Haus gebaut, sein Alltagsleben komfortabler gestaltet und hat sich ihm endlich eine nationale Idee eröffnet? Eine Erfolgsformel, eine Perspektive für die Zukunft? Nichts ist gewesen, nichts davon ist eingetreten. Obwohl, das stimmt nicht. Früher war das Volk arm, jetzt ist es bettelarm. Doch auf diesem Weg von der Armut zur Bettelarmut geschah etwas Bedeutsames. Früher hat uns das Gefühl menschlicher Güte in unserem Mangel verbunden, in den unerträglichen Leiden, die unserem jammervollen Volk im zwanzigsten Jahrhundert zuteil wurden. Heute hat das Volk kaum mehr ausreichend innere Kraft zur Güte. Zum ersten Mal in seiner gesamten Geschichte hat es den Glauben an Menschlichkeit, Güte und Lebensfreude verloren. Ist das nicht vielleicht der Anfang von einem tragischen Ende?“ „Seltsam“, dachte Ivéroff, „wir leben an verschiedenen Polen unter ungleichen Bedingungen und sind doch zu derselben Schlussfolgerung gekommen, zum Nahen eines tragischen Endes. Aus mir hat

die Gesellschaft einen Übersättigten gemacht, aus ihnen Elende. Ich gehöre zur reichen Schicht, sie zum bettelarmen Material übergroßer Enttäuschung in diesem erniedrigenden sozialen Experiment. Ich begab mich auf die Suche nach der Kehrseite des Lebens, sie nach dem Glauben an die Menschlichkeit, mich zog es zur Armut, sie zum Reichtum. Ich fing an, die virtuelle Welt zu suchen, sie suchten Harmonie in einer bürokratischen Welt. Wie ist das zu verstehen? Sind das die Paradoxa dieser Welt? Eine Perversion des Bewusstseins, zu der uns der Schöpfer verurteilte? Ein Schurkenstück unseres eigenen Bewusstseins, provoziert vom hinterlistigen Mephisto?“ „Wie geht es dir, Andruscha? Ich sehe, du hast Geschmack am Wodka gefunden.“ Zum Fürsten gesellte sich Pawel Buinosow. „Ich mache es den Moskauer nach“, lächelte Ivéroff, „überwinde das, woran ich gewöhnt bin. Die ersten zwei, drei Gläser habe ich nur mit Mühe herunter bekommen, jetzt geht es bedeutend leichter, mehr noch, ich gestehe, er zieht mich an. Wie dem auch sei, einmal im Leben kann ich mich ja wohl betrinken?“ „Wieso, bist du tatsächlich noch nie im Leben sternhagelvoll gewesen?“ „Ich gestehe Ihnen, Herr Buinosow, noch nie. Ich habe oft Wodka oft wie eine verbotene Frucht angestarrt. Und immer hat er mir ein Gefühl von Gefahr vermittelt. Mich hat es nie zum Alkohol gezogen. Heute aber versuche ich mit Ihnen mitzuhalten.“ „Wodka ist nicht ungefährlich. Pass auf, dass du die Kontrolle über dich nicht verlierst. Im übrigen tut er nichts Böses, wenn man vernünftig mit ihm umgeht; im Gegenteil hilft er dann, die Seelen unserer elenden Landsleute zu heilen. Er weckt das Feuer bei den Schüchternen und gibt den Zurückhaltenden Siegeswillen, löst den Phlegmatikern die Zunge und zerstreut die Ängstlichkeit der Hypochonder, besänftigt die Erregbarkeit der Sanguiniker und verschließt den Cholerikern den Mund. Zu Recht nennt man ihn ein Getränk des Teufels. Und du hast so schnell vergessen, dass du am liebsten Rotwein trinkst? Man sieht, dir fehlt der feste Kern. So jemanden wie dich zum Partner zu haben ist gefährlich. Man kann nicht sicher sein, dass du durchhältst. Hattest du eine eigene Firma?“ „Ich habe schon alles probiert.“ „Warst du enttäuscht? Hattest du es satt, dich mit den Bürokraten herumzuschlagen? Bist du Bankrott gegangen?“ „Apathie! Mir haben sich neue Werte aufgetan.“ „Nicht-traditionelle?“ „Genau.“ „Und ein Kompromiss zwischen dem Neuen und dem Alten ist nicht möglich?“ „Ich halte nichts von halbherzigen Entscheidungen.“ „Und wie kann man dann leben?“ „Was ist damit gemeint?“ „So wie ich verstanden habe, liegen die neuen Werte jenseits der Schwellen

des gewöhnlichen Bewusstseins?“ „Ja. Und sie sind etwas sehr Individuelles.“ „Reizt Sie das Leben eines Parias?“ „Sie kennen ja das Motto des Irrsinns: Ich will das so!“ „Sie sind viel komplizierter, als ich annahm. Erklären Sie mir doch bitte, kann das Glück überhaupt moralisch sein?“ „Ich sage Ihnen, wie ich selbst es verstehe: Wenn mein persönliches Glück ein virtuelles Produkt ist, ist es moralisch; denn es erhebt keine Ansprüche auf Eigentum, Moral und Freiheit von Anderen. Wenn mein persönliches Glück ein reales, irdisches Ding ist, hat es unvermeidlich mit den Interessen Anderer zu tun. In moralischer Hinsicht kann ich das nicht akzeptieren, es widerspricht meiner Seele und meinen Überzeugungen. Die Ereignisse der letzten Zeit haben die Natur meiner Seele und die Bestrebungen meines Willens in schonungslosen Widerstreit zueinander treten lassen. Bin ich ein Paria? Ja, dreimal ja! Natürlich! Ich bin ein Paria! Wenn es gesündigt hat und abtrünnig geworden ist, muss das Herz um des Gemeinwohls willen Reue empfinden und der Geist leiden.“ „Das Gemeinwohl ist meines Wissens ein Begriff von Kant. Wenn du dich schon auf Kant beziehst, musst du dir doch auch überlegt haben, ob das zwar in der Theorie stimmt, aber für die Praxis eventuell nichts taugt. Dem Streben des Menschen nach Autonomie liegen völlig andere Motive zugrunde. Als natürliches Wesen lacht er, wenn die Sonne scheint, und wird melancholisch, wenn Wolken den Himmel bedecken.“ „Herr Buinosow! Das Leben ist ein geheimnisvolles Format zur Selbsterkenntnis, zu dem die unaufhörliche Suche gehört – nicht nach einem Gegenstand, sondern nach einem Bild in der Seele, das nicht einzig und ideal sein muss, sondern wahrhaftig in seiner Vielfalt. Die äußeren Zeichen, von denen Sie sprechen, reizen lediglich die Instinkte einer leeren Seele. Ich kenne andere Beispiele: Der Mensch lacht, wenn er den Tod eines ihm Nahestehenden erlebt oder spürt, wie sein Gewissen an ihm nagt. Er vergießt heiße Tränen, weil er nicht fähig ist zu glauben, dass die Frau, die er vergöttert, ihn wirklich liebt. Wenn Sie nichts dagegen haben, gehe ich noch weiter: Nur in einem Sein, das dem Gefühl zugänglich ist und keiner praktischen Bestätigung durch reale Erfahrung bedarf, ist das eigentliche Geheimnis des Glücks beschlossen, und es ist immer moralisch. Anders gesagt, ich strebe nicht nach materialisierten Dingen und Gegenständen, es reicht mir völlig, sie in meinen Träumen zu haben. Dies ist soweit die einzige Formel, die zuerst die Elite und dann die gesamte Menschheit vor den unvermeidlichen Problemen der Globalisierung bewahren kann. Für uns verliert das letzte Dogma der Ökonomie, dieses ‚Produzieren –

Verkaufen – erneut Produzieren – erneut Verkaufen’, bereits seine Bedeutung. Der Kreis der Marktbeziehungen hat sich für den Massenmenschen geschlossen, aber der Elite der Gesellschaft die Türen weit geöffnet. Warum haben sich gerade in diesem Stadium der ökonomischen Entwicklung die Voraussetzungen für die Globalisierung entwickelt? Die Formel ‚Produzieren – Verkaufen – erneut Produzieren – erneut Verkaufen’ oder ‚Ware – Geld – Ware’ hat die Menschheit geteilt. Der größere Teil hat sich auf den Konsum gestürzt und lediglich pragmatische Urteilskraft und spekulativen Verstand ausgebildet; ein exklusiver Teil hat einen grenzüberschreitenden Begriff von der Virtualität der Welt entwickelt. Wenn das Massenhafte ein stabiles Fundament für die Globalisierung und die Individualität die Grundlage des Elitären ist, dann geraten sie früher oder später in einen unüberwindlichen Gegensatz zueinander und bringen die Welt an den Rand einer Katastrophe. Dieser Krise entkommen wir nicht, denn die Polarisierung der Mentalitäten ist bereits zu weit fortgeschritten; zu sehr unterscheiden sich in ihrer Natur schon die Substanzen, die Freude für die Seele oder aber Nahrung für den Verstand bedeuten.“ Platon Buinosow beschloss, dem Gast Wodka nachzuschicken; sollte dieser geheimnisvolle Mister Andrei Iwerow doch sein Ich noch weiter offen legen. Es wurde immer deutlicher, dass er kein einfacher Mensch war. „Nimm dieses Glas, lass uns trinken“, begann Buinosow mit werbender Stimme. „Willst du damit sagen, dass du ablehnen würdest, wenn ich dir jetzt tausend Dollar gäbe? Weil du virtuell Hunderte Millionen besitzen könntest und weil deine Freude über eine solche Möglichkeit bedeutend größer ist als die, die dir reales Geld in der Brieftasche bereitet? Ich erwarte von dir, mein Freund, eine mutige Antwort. Überleg dir’s noch einmal; hier in der Hand habe ich eintausend Dollar. Nimm Abstand von deiner unbedacht geäußerten Idee, dass die Freude über Geldbesitz in der Fantasie größer ist als in der Realität, und du bekommst diese Grünen.“ „Soll ich noch weiter trinken?“, fragte Ivéroff wie zufällig. „Klar! Trink!“ „Es gibt für mich keinen Grund, mich von meinen eigenen Ideen zu distanzieren. Vielen Dank, aber die tausend Dollar brauche ich wirklich nicht.“ „Wie viel Geld hast du in der Tasche, Andrjuscha? Sag die Wahrheit, so, als stündest du vor dem Obersten Gerichtshof.“ „Sechshundert.“ „Rubel?“ „Rubel habe ich nicht. Euro.“ „Und du Idiot verzichtest auf tausend Dollar?“ „Ja!“ „Du willst mich davon überzeugen, dass ein Mensch auf reale Geldscheine verzichten, weil er sie ja auch im Traum haben kann?“ „Genau das!“ Um die beiden lebhaft



diskutierenden Männer hatte sich allmählich ein angeheitertes Publikum versammelt. Im Feuereifer griff Buinosow nach seinem Handy und sagte kurz: „Bring mir hunderttausend Rubel.“ Nach buchstäblich einer Minute kam ein Leibwächter aus einem nebenan geparkten Auto und reichte ihm einen Paken Geldscheine. „Alle sollen sehen, wie du vor realem Geld einknickst. Wenn du die Behauptung, Geld im Traum sei süßer ist als reale Scheine in der Tasche, zurück nimmst, zahle ich dir hunderttausend Rubel.“ „Andrjuscha, nimm das Geld. Er ist reich, Hunderttausend spielen für ihn keine Rolle. Tu, was er sagt. Soviel Geld!“ Der angetrunkene Muraschkin umarmte Ivéroff. „Nimm das Kapital!“ „Schnapp dir das Geld, da gibt es nichts zu überlegen.“, rief es aus der Gruppe. Die Straßenlaterne beleuchtete das selbstzufriedene Lächeln von Platon Buinosow. „Ich warte!“ „Schenkt mir noch mal ein!“ Ivéroff hielt Grischka Kuterma sein Glas hin. „Ach so, er sucht sich Unterstützung beim Wodka“, spottete Buinosow. Währenddessen ging es dem Fürsten durch den Kopf, dass er diese einfachen Menschen ja betrog, denn sie wussten nicht, wer er in Wirklichkeit war. Deshalb vermuteten sie auch, dass er einen schweren Kampf mit sich ausfechten müsste. Sollte er wirklich ihrem banalen Denken schmeicheln und sich von seinen Behauptungen distanzieren, indem er das Geld nahm? Es würde sie freuen, ihr Triumph würde keine Grenzen kennen. Plötzlich ergriff die rauschhafte Leidenschaft des Spielers der Fondsmärkte den Fürsten. „Schenken Sie ein! Bitte!“, wiederholte er. „Der benimmt sich ziemlich frei, der Kerl.“ „Gieß allen ein!“ „Noch mehr!“ „Wodka!“, schallte es aus der Gruppe. Unmerklich vollzog sich im Bewusstsein des Fürsten ein Wechsel des Szenenbilds vom kleinen, schwach beleuchteten Innenhof zwischen den Häusern Nr. 5 und Nr. 7 in der Zweiten Straße in Marina Roschtscha zum Börsensaal. Er sah die süchtigen Gesichter der Broker, wütend über die hoch kletternden Raten, und stieg fast automatisch in den Kampf der Nerven und der Intuition ein. „Einhunderttausend interessieren mich nicht!“, rief er kokett. „Platon! Los, mehr!“ „Buinovič, gib es dem Kerl aus Piter mit deinem Geld!“ „Schlag ihn mit Kohle!“, heulte die Menge. „Ich gebe 500 Tausend. Schwör ab, Iwerow!“, sagte Buinosow grimmig. „Darüber denke ich gar nicht erst nach“, lachte der Fürst spöttisch und klatschte betrunken in die Hände, als freute er sich schon auf einen leichten Gewinn. „Herr Buinosow, bitte, lassen Sie Ihre Idee, mir Geld zu geben, fallen und genießen Sie Ihren Barbaresco. Sie haben sich in etwas total Fruchtloses verrannt. Samen, die keine Chance haben aufzugehen, bezeichnen Pflanzenzüchter als tot. Ihre

Idee ist so tot wie die Spreu, aus der keine Keime für eine kommende Getreideernte entstehen können. Ich bin und bleibe ein prinzipieller Anhänger des Geldbesitzes in der Fantasie. Der Klang von Münzen und das Rascheln von Banknoten interessiert mich ebenso wenig wie vier Asse in der Hand einen Spieler auf dem Aktienmarkt, wenn es um den Handel mit Futures auf Eurobonds geht.“ Von allen Seiten wurde gerufen: „Nimm den Typen aus Piter weiter in die Zange, Platon!“ „Geh höher mit dem Einsatz, Buinosow, du gewinnst!“ „Oligarchen fangen an und gewinnen.“ „Nimm ihm die Luft, Platoscha.“ So ein harmloses Spiel ohne Hintersinn hatte der Fürst noch nie erlebt. Die kindliche Spontaneität bewegte es ihn so, dass er unwillkürlich lachen musste. Aus seinen betrunkenen Augen tropften Tränen der Rührung und glänzten im Neonlicht der Straßenlaternen. Er versank in seinen Gedanken und empfand Freude. Der Brand des Alkohols, den er verspürte, stachelte eine Art jugendlichen Übermut an. Er war bereit, jetzt den unglaublichsten Schritt zu tun. „Die Reserven eures Platon Buinosow sind zu schmal, als dass er gewinnen könnte!“ Der Fürst schlug erneut in die Hände. „Meine Willenskraft dagegen ist grenzenlos.“ „Das ist ein Angeber, dieser Typ aus Piter! Leg ihm so viel hin, Buinosow, dass ihm der Atem stockt und die Augen aus dem Kopf springen“, meinte der Sergeant a. D. Kuterma. „Iwerow kriegst du nicht einfach so, wie wenn du deiner Njura Stiefel kaufst“, mischte sich Aschurkov ein. „Hört auf, Leute, lasst uns zu was anderem übergehn“, forderte Muraschkin und wollte Frieden stiften. „Ich setze eine Million Rubel. Das sind 33 Tausend Dollar. Davon kann man drei Jahre leben. Nimm das Geld und gib zu, dass das reale materielle Glück dem Menschen mehr am Herzen liegt als die Erfindungen eines kranken Bewusstseins. Lass deine dummen Ambitionen sausen, Iwerow. Mehr setze ich nicht ein. Es ist mein letzte Gebot.“ Der Fürst sah sich plötzlich mit dem Gedanken konfrontiert, ob er nicht selbst eine Summe einsetzen sollte, damit Buinosow den Gedanken fallen ließe, reales Geld sei virtuellem vorzuziehen. Er könnte zehn oder auch hundert Millionen Dollar setzen. Nein, das war eine wahre Schnapsidee. Er war betrunken und deshalb kamen ihm Dummheiten in den Kopf. „Sehr geehrter Herr Buinosow! Ich muss Sie verärgern, um mir selbst zu gefallen. Vielen Dank, Ihre Million Rubel interessiert mich nicht im Geringsten. Sie kommt mir eher wie ein schädlicher Virus für den menschlichen Geist vor. Geld ist die Saat des Bösen und der Keim der Sünde. Je mehr dieses verachtenswerten Metalls es gibt, umso tiefer sitzt die Sünde im Menschen und umso mehr Böses umgibt ihn. Ich erlaube mir,

Clemens von Alexandria wiederzugeben: Glücklich ist der, der auf jeglichen Geldbesitz um der Freiheit im Reiche des Geistes willen verzichtet.“ „Was spinnt der da? Was spinnt er?“, schrie Grischka Kuterma. Er riss Buinosow die Packen Tausend-Rubel-Scheine aus der Hand und versuchte fieberhaft, sie Ivéroff in die Tasche zu stecken. „Nimm das Geld, du bist ja abgedreht! Du gefühlloser Typ aus Piter! Glücklicher Bettler! Der nur von Luft lebt! Was bist du, etwa ein exotisches Tier?“ „Viel schlimmer, ich bin ein Mensch!“ Ivéroff versuchte sich gegen den Übergriff des Sergeanten a. D. zu wehren. Doch da hatte er sich verrechnet. Mehrere angetrunkene Männer verdrehten ihm bereits die Hände und halfen Grischka Kuterma, die Packen mit Geld in Ivéroffs Jacken- und Hosentaschen zu stopfen. „Bist du ein Vollidiot, dass du auf das Geld verzichtest? Morgen wirst du vor den neuen Scheinen herumtanzen. Ein toller Tag wird das“, blubberte der Sergeant a. D. immer wieder. „Gebt mir Wodka. Herr Muraschkin, in Russland darf man doch Wodka trinken? Ich habe heute einen Glückstag, die Prostituierten haben mir das Taxi bezahlt und bei eurem Fest gibt es den Wodka umsonst. Aber brecht mir nicht die Arme. Das tut weh. Ich meine es ernst, meine Herren, das tut weh!“, heulte Ivéroff auf. Muraschkin befahl: „Schenkt ihm ein!“ „Ich habe mir schon gedacht, dass der Typ aus Piter sich beim Wodka Unterstützung holt“, sagte Buinosow leise. „Ivéroff, das Geld hast du genommen, jetzt musst du den heiligen Satz sagen. Ich kann auf ihn nicht verzichten, und wenn mir das Herz bricht. Mein ganzes Leben habe ich dieser fantastischen Substanz geweiht und du verhängst den Bannfluch über sie. Das ist nicht schön. Bügele die Situation wieder aus, sprich: Macht haben nicht die virtuellen, sondern die realen Geldscheine! Ohne Geld ist der Mensch ein Nichts. Ich weiß, wie schwierig das Leben ohne Geld ist. Zwei Jahre lang bin ich bettelnd durch Moskau gegangen, mit einer Pirogge als Tagesration und alten Stiefeln, die mir von den Füßen fielen. Geld braucht der Mensch, in der Brieftasche, in der Hand, auf dem Konto. Dann verfügst du über eine Riesenkraft. Virtuelles Geld? Das ist etwas für Geisteskranke. Mit denen kann man weder Herzen wärmen noch Mädchen verwöhnen...“ Ivéroff verstand Buinosows Worte kaum. Sein Kopf war leer, die Gedanken versiegt, vor den Augen tanzten Kreise, die Füße spürten keinen festen Boden mehr. Die Zunge war trocken, bitter und rau wie ein Tabakblatt. In seinem Unterbewussten flackerte lediglich der undeutliche Wunsch auf, sich fallen zu lassen und zu schlafen. Die erfahrenen Gastgeber dieses russischen Gelages erkannten den

Zustand ihres Gastes. Einer kicherte, ein anderer stieß seinen Freund mit dem Ellbogen – sieh mal, wie vollgelaufen der Kerl aus Petersburg ist; ein dritter verfolgte mitleidig die unsicheren Bewegungen des Fürsten, um ihm bei Bedarf beizuspringen. „Muraschkin, dein Gast ist total hinüber. Sag Aschurkov, er soll ihn mit Eis abreiben und ihm kaltes Wasser über den Kopf gießen. Ich brauche ihn nüchtern. Wenn er die Bedingungen der Wette nicht erfüllt, wozu soll ich ihm dann eine Million Rubel schenken? Er muss wieder zu sich kommen.“ Buinosow wartete nicht auf die Hilfe der anderen. Er setzte Ivéroff auf eine Bank vor dem Grill, besprengte seinen Kopf mit kaltem Wasser, rieb ihm die Brust und den Hals mit Eis ab. Nach hartnäckigen Bemühungen bemerkte er, wie langsam Leben ins Ivéroffs fast leblosen Körper zurückkehrte. Dann zuckte der Fürst wie vom Stoß eines Defibrillators zusammen. Der Hinterkopf schmerzte unerträglich. Die Hände waren angeschwollen, die Finger gefühllos, als wären sie mit Holzspäne gefüllt. Ein merkwürdiger rätselhafter Zustand. Vor den Augen schwankten unbekannte Umrisse, in den Ohren dröhnten alarmierend die Schläge des Herzmuskels. Lange sah er Leonid Muraschkin an, ohne zu begreifen, wen er da vor sich hatte. Schrecken durchfuhr ihn. Wo war er? Was ging mit ihm vor? War er etwa schon auf der Kehrseite angekommen? Die peinliche Lage, in der er sich befand, entrüstete seine Seele und ließ ihn halluzinieren. Plötzlich nahmen gewaltige Risse in einem riesigen Gebäude seine Aufmerksamkeit gefangen. Man konnte zusehen, wie die Backsteinwände auseinander drifteten, die Trägersteine am Eingang einstürzten und ganze Kolonien von Insekten wie von einem Schuss aufgescheuchte Vögel auseinander stoben. Die alkoholbedingte Verfinsterung zerstreute sich langsam und Ivéroff kam langsam wieder zu sich. Er sah, wie Muraschkin sich an ihm zuschaffte und lächelte schwach. „Ich bitte um Verzeihung“, sagte er mit schwerer Zunge, „dass ich Ihnen zur Last gefallen bin. Ich würde gern alle Unkosten des Abends übernehmen...“ „Willst du etwa mit meinem Geld bezahlen?“, unterbrach ihn Buinosow. „Hast dir die Million in die Taschen gestopft und denkst schon, sie gehört dir. Nein, Freundchen, die Geldscheine gehören nicht dir. Wenn du die Bedingung nicht erfüllst, schlage ich sie aus dir heraus wie den Staub aus einer Matratze. Ich warte auf dein Geständnis. Beeil' dich.“ „Herr Muraschkin, ich verstehe nicht, von welchem Geld er redet.“ „Von dem Geld in deinen Taschen! Merkst du etwa nicht, wie schwer deine Sachen an dir hängen? Du willst ja plötzlich für die Feier aufkommen. Wieso das? Hast

mein Geld eingesackt...“ Buinosow ging auf den Fürst zu, tastete seine Kleidung ab und fragte: „Und was ist das hier?“ „Platon, er kann sich doch an nichts mehr erinnern. Du hast doch gesehen, in welchem Zustand er war. Diese Million haben ihm unsere Leute gewaltsam in die Taschen gestopft.“ Muraškin beeilte sich, für ihn einzutreten. „Ich habe tatsächlich dieses Geld nicht genommen und brauche es überhaupt nicht. Nehmen Sie es zurück“. Der Fürst wurde langsam nüchterner und mühte sich, die dicken, von Bankbänderolen zusammengehaltenen Packen Geldscheine einen nach dem anderen aus der Tasche zu ziehen und auf den Rand des Grills zu legen. Neben ihm schob Aschurkov mit einem von Blättern und kleinen Gerten gesäuberten Birkenzweig die Kohlen hin und her, damit die Stückchen Hammelfleisch auf den Schaschlikspießen mehr Hitze abbekamen, und sang mit besoffener Stimme ein Gedicht von Lermontov vor sich hin:

Weh euch, ihr russischen Lande!  
 An Bord sich der Ataman zeigt.  
 Mag auch die verwegene Bande  
 Wie die Wellen lärmern – er schweigt.  
 Und die Junge, die Schöne –  
 Bleich ist ihr Gesicht  
 So wie ein Leichentuch –  
 Kniet vor ihm und spricht.<sup>8</sup>

„Ich habe nichts zuzugeben und das Geld brauche ich nicht.“ „Du hast doch zugestimmt“, sagte in beleidigtem Ton der Sergeant a. D., „Du hast versprochen, öffentlich zu erklären, dass Geld in der Hand nützlicher ist als im allerschönsten Traum.“ „Ich bin Zeuge. Du hast dem zugestimmt und die Kohle eingesackt. Du siehst, ich bekreuzige mich sogar“, sang Aschurkow halblaut im Scherz. „Ich bitte um Entschuldigung. So etwas habe ich nie gesagt, nicht versprochen und werde es auch nicht tun.“ Der Fürst reihte die Päckchen in einer krummen und schiefen Reihe auf dem Grill auf. „Hier, sehr verehrter Herr Buinosow, ist Ihre ganze Million. Nehmen Sie sie bitte zurück.“ „Freunde, er macht sich über mich lustig! Er verspottet euch alle! Auf eine Million verzichten? Auf 33 Tausend Dollar? Auf zwei, drei Jahre sorgloses Leben?

---

<sup>8</sup> Ü. v. Uwe Grüning.

Auf einen Mercedes? Auf hundert Mädchen von Zimmermann? Warum nur? Ist mein Geld schmutzig? Nicht mit ehrlicher Kopfarbeit erworben? Und was kriegen wir dafür? Was wollten wir von ihm hören? Was wollten wir alle sehen? Er sollte uns seine Logik präsentieren, sein menschliches Verständnis, die Geisteshaltung eines gesunden Mannes, modernen Praxisbezug. Ich persönlich wollte nur die eine Aussage, die unserem gesunden Menschenverstand entspricht, hören, dass wir nämlich in einer realen Welt leben. Unser Erfolg, unsere Frauen, die Gesundheit eines jeden, das eigene Geld müssen handgreiflich sein. Handgreiflich und real. Ich muss all diese Dinge mit meinem eigenen Körper spüren können, nicht nur in Träumen, Tagträumen, in meiner entzündeten Einbildung. Sonst reißt der Faden zwischen dem Realen und Vermeintlichen, stürzen die Fundamente meines Credos ein. Ich habe viele hervorragende, hohen Gewinn versprechende Projekte und dieser Typ will mich zu virtuellem Reichtum, zu virtuellen Freuden verleiten! Albernheit! Irrsinn! Entweder ist Iwerow krank oder er taugt zu nichts Vernünftigem. Nur solche wie er können derartig geistig beschränkt sein. Wenn ich ihm das Geld gebe, verteidige ich mich selbst und euch vor der Gefahr, die eigene Existenz ins Chaos zu stürzen. Dann würde uns die Lust vergehen zu essen, zu trinken, Frauen zu lieben, eine Wette mit einem Freund zu gewinnen, uns gegen Feinde zu verteidigen, Millionen zu erarbeiten und nach Erfolg zu streben. Wollen wir so ein freudloses Leben? Ein totes Feld der Träume? Virtuelles Eigentum? Würde uns eine solche Lebensweise Freude bereiten? Hör zu, du Perverser aus Piter, schließe dich unserer Logik an und erkläre öffentlich, dass du für alles bist, was real ist. Ich stelle dir ein Ultimatum! So wie das Konzil in Konstanz es Jan Hus stellte: Sage der Ketzerei ab, erkenne an, dass wir Recht haben. Hus blieb bei seiner Meinung und wurde verbrannt. Die Inquisition verlangte von Galileo Galilei, dass er seiner Idee von der sich drehenden Erde abschwöre. Der weise Italiener stimmte der Kirche zu und blieb am Leben. Iwerow, deine Alternativen sehen etwas anders aus. Entweder du schlägst dich zu uns oder du verschwindest. Wir haben ihm genug zugeredet, Freunde, jetzt ist die Zeit der Entscheidung. Der allmächtige gesunde Menschenverstand soll auf unserer Feier herrschen. Sonst soll dieser Herkömmling von Nirgendwoher wieder ins Irgendwohin abtauchen. Das Ultimatum steht noch, ich schlage vor, darauf zu trinken. Iwerow, nimm auch du ein Glas. Es könnte dein letztes in unserer Gesellschaft werden, oder das erste in einer Runde von Menschen, die in der

realen Welt leben.“ „Platon, wenn der Typ aus Piter sich weigert, erlaub uns ihn uns kräftig vorzuknöpfen und ihm ein reales Veilchen unter seinem realen Auge zu verpassen“, bat Grischka Kuterma. „Solche Klugscheißer schlage ich mit großem Vergnügen. Zweimal direkt mit der Linken, einen Schlag von unten gegen das Kinn und dann mit der Rechten in die Leber. Du kannst schon mal eine Trage bestellen.“ „Freunde“, sagte Muraschkin verständnislos, „Iwerow ist unser Gast. Kann man einen geladenen Gast wegjagen? Kann man zulassen, dass ein Einzelner verdroschen wird? Wir sind doch viele. Der Mensch hat eben seinen Standpunkt. Lasst es gut sein, vergessen wir die ganze Geschichte. Wir haben noch mindestens zehn Flaschen und die ganze Nacht vor uns.“ „Nein doch, ihr müsst akzeptieren, dass ich nur mit Leuten trinke, die so denken wie ich. Fremde kann ich nicht riechen.“ Grischka Kuterma ließ nicht locker. „Mein Freund Platon Filippowitsch hat diesem seltsamen Typen ein Ultimatum gestellt, das nach zwei Trinksprüchen ausläuft. Einen haben wir schon hinter uns gebracht. Das Ende naht. Hier ist das nächste Glas. Wenn er die Forderung nicht annimmt, soll er sehen, dass er wegkommt. Prügeln werde ich nicht, aber einmal zuschlagen.“ „Soll er doch abhauen!“ „Diese Leute aus Piter stehen uns schon bis sonst wo, vermiesen uns den Wodka.“ „Auf eine Million hat er verzichtet, will sich ja nur aufspielen.“ „Kjescha, nimm mich in die Liste auf. Es juckt mich in den Händen nach dieser Fresse.“ Der Fürst kam gerade erst langsam wieder zu sich nach seiner tüchtigen Dosis ungewohnten russischen Wodkas. Und dann gleich solch wütender Zusammenstoß, solche harte Auseinandersetzung zwischen zwei entgegengesetzten Weltanschauungen! „Wie viel Anstrengung wird es kosten, bis der Verstand dieser verirrtten Russen offen für meine Werte sein wird. Sie sind naiv wie Fürst Myschkin, infantil wie Herr Oblomow, grausam, wie die Gutsbesitzerin Saltytschicha, blind wie Wasilij Tjomnyj. Mir bleibt nur, mich ihren Forderungen zu unterwerfen, mich wegjagen und schlagen zu lassen.“ Wie viel Unerklärliches und Unvorhergesehenes erlebte Ivéroff! Am heutigen Tag war so viel passiert wie sonst in einem ganzen Jahr. Seine Seele war angefüllt mit unauslöschlichen Eindrücken. Der Wunsch, sich auf die Kehrseite des Lebens zu schlagen, war Wirklichkeit geworden. Die Schindjapkins, die Nutten, die ehemaligen Physiker, Grenzsoldaten a. D., die neuen Reichen mit ihren Ticks gehörten zu einer ihm völlig fremden Welt, deren Fluidum den gesamten Raum, den realen wie den transzendenten, durchdrang. Bilden sie das Imperium des Bösen?

Machen sie dessen Wesen aus? Und ist dies das Böse? „Wie aufrichtig und engagiert hatte Muraschkin über die Reformen diskutiert“, erinnerte sich der Fürst. „Sie sind solidarisch mit ihrem Land. Wir interessieren uns jeder nur für uns selbst. Wer will hier urteilen? Diamanten liegen tief in der Erde beschlossen, warum müssen kluge Gedanken an der Oberfläche sichtbar sein?“ Je länger er darüber nachdachte, umso ärgerlicher wurde er über sich selbst. Warum war ihm der Gedanke, nach Russland zu gehen, nicht schon früher in den Sinn gekommen? Den Fürsten fesselte seine neue Umgebung. Er wollte, dass Grischka Kuterma seine Versprechen, ihn sich vorzuknöpfen, wahr machte. Er sehnte sich danach, dass sie ihn beim Kragen packten, einen Fußtritt versetzten und davon jagten wie einen lästigen Bittsteller. Er brannte darauf, noch ein Glas Wodka zu trinken, wie tot umzufallen und in irgendeinem Torweg in den Schlaf des Vergessens zu versinken. So viel Freude, wie er an diesem ersten Tag seiner Ankunft in Russland empfand, hatte er in Europa schon viele Jahre nicht mehr erlebt. Doch er wollte mehr. Seine innere Stimme sagte ihm, dass er die wichtigsten Ereignisse noch vor sich habe. Er hob ein Glas auf, das am Boden herumlag, ließ es sich von Muraschkin bis zum Rand füllen und trank es in einem Zug aus. Seine Lungen schienen sich mit Dämpfen von der Verarbeitung des Spiritus zu füllen. Sein Atem stockte, in den Schläfen fing es an zu klopfen, der Hals brannte, als wenn eine höllische Flamme seine Schleimhaut erfasste. „Den hat er weggekippt!“, rief Aschurkow. „Iß was, Iwerow. Was für ein Unsinn, ein Glas Wodka in den leeren Magen zu schütten.“ „Sieh zu, dass du weg kommst! Wir wollen mit dir nichts zu tun haben!“, rief jemand aus der Dunkelheit. „Nimm das Ultimatum an oder mach dich aus dem Staub.“ „Laß ihn doch was sagen.“ „Rede, aber mach schnell.“ Von allen Seiten waren Kommentare zu hören. „Sehr geehrte Herren“, begann der Fürst mit ruhiger sonorer Stimme. „Es ist nicht wahr, dass der Allmächtige uns alle nach seinem Bilde geschaffen hat. Das ist ein großer Irrtum, der fundamentale Widerspruch der Schöpfungsgeschichte in Bezug auf die Entwicklung des Menschengeschlechts. Wir sind alle verschieden, die einen so, die anderen anders, wir sind nicht gleich. Wenn Gott der Herr wirklich auf der Erde Seinesgleichen finden wollte, würde er vor der Vielfalt des Menschenmaterials erschrecken. Sofort müsste er entweder zugeben, dass er am Schöpfungsakt gar nicht beteiligt war oder dass die Schöpfung nicht gelungen, dass sie unvollkommen geblieben. Immerhin hat es noch keiner selbst der berühmtesten Bäcker



geschafft, aus demselben Teig zwei in Geschmack und Form identische Brötchen zu backen, auch wenn das Rezept dasselbe ist und alle Mengen so genau wie möglich abgewogen werden. Immer kommt eine geheimnisvolle Kraft dazwischen. Entgegen dem Plan Gottes stört eine rätselhafte Macht die Harmonie des Wesens der Dinge. Und woher gibt es soviel Heuchelei, wenn der Schöpfer uns alle nach seinem Bilde schuf?“

„Komm zum Thema, Iwerow, vernebele uns nicht den Geist. Nimm das Ultimatum an“, forderte der Sergeant a. D.. „Ist hier etwa eine Versammlung? Oder wollten wir hier auftanken und uns mit Wodka abfüllen?“ „Ich brauche keine heilkräftigen Worte, sondern ein Glas Wodka hinter die Binde. Verlass das Rednerpult, Demosthenes.“

„Auch ohne sein Reden ist uns zum Erbrechen zumute.“ „Lasst ihn reden“, setzte Buinosow kategorisch einen Punkt, „er spricht immerhin zusammenhängend.“ „Meine Herren, der Alkohol tut seine Wirkung und ich fürchte, ich verliere den Gesprächsfaden. Der Gefangene des Bacchus hat keine Chance, auf einem unbekanntem Weg die richtige Richtung einzuschlagen und sein Ziel zu erreichen. Also, der raffinierteste Zerstörer des göttlichen Geistes in uns ist die Unwissenheit. Der ärgste Feind unserer Gemeinschaftlichkeit, die ich als Harmonie zwischen der Natur, dem Wort des Schöpfers und unserem eigenen Geist verstehe, ist die Erbitterung, die aus dem Bewusstsein von der Unausweichlichkeit und Unendlichkeit des Todes resultiert. Es sind diese beiden Faktoren, die auf uns einwirken und das ursprünglich vom Schöpfer konzipierte Wesen des Menschen deformieren. Was wollte ich sagen? Ach ja, warum fordern Sie, dass ich in der Realität dem Geld hinterher laufe? Lassen Sie Ihrer Fantasie Raum, erlauben Sie Ihren Gedanken, im Unbekannten zu vagabundieren. Dann entdecken Sie in sich unerschöpfliche Kräfte, um zum eigentlichen Geheimnis des Lebens vorzudringen, zu seinem wahren Wesen.“ „Er stört hier nur. Einen Prediger haben wir nicht eingeladen. Wenn du die Bedingungen von Buinosow nicht annehmen willst, zisch ab“, hörte man eine gehässige Stimme aus der Menge. Ivéroff ging schwer und schwankend auf die dunklen Büsche zu. Jemand warf eine leere Flasche nach ihm. Dann flogen Tomaten und Stücke vom Schaschlik. Eine Dose mit Bier traf ihn direkt am Kopf. Er blieb stehen, um die Freude der Erniedrigung zu spüren. Dann trat völlige Stille ein. Ivéroffs Denken verdunkelte sich und verschwand jenseits des Horizontes seines Bewusstseins...

Auf dem Grill knisterten die glimmenden Kohlen. Platon Buinosow sammelte schweigend die Päckchen mit Geldscheinen ein und gab sie dem Leibwächter. „Leonid“,

sagte er halblaut zu Muraschkin, „geh ihm nach. Er wird sich schon durchbeißen. Das garantiere ich dir. Du sollst ihm helfen. Und nun, liebe Freunde, setzen wir die Feier zum fünfzehnten Jahrestag unseres Dembel fort. Ohne Lehrmeister und Andersgläubige, ohne Moralpredigten und politische Trinksprüche. Trinken wir! Und noch mal! Und ein weiteres Mal! Eine Russe ohne Wodka ist wie ein Japaner mit runden Augen oder ein Eskimo mit einem Schmetterlingsnetz oder wie ein Jude, der bettelt. Jedem das Seine! Die Kraft des Lebens liegt in den Traditionen.“ Im übrigen musste man Buinosow kennen, um zu verstehen, dass er mit all diesen Worten an seine ehemaligen Kameraden aus der Armee einen bestimmten Zweck verfolgte. Schon seit einigen Jahren war er von seiner besonderen Bedeutung überzeugt, nicht zuletzt aufgrund des von ihm zusammengetragenen Kapitals. In ihm entwickelte sich das Charisma einer Führerpersönlichkeit, die Geisteshaltung eines Menschen, der durch seinen Erfolg im Leben herausgehoben wurde, ein ausgeprägter Narzissmus. Es schmeichelte ihm, wenn seine Kameraden aus der Armee ihn neidisch und begeistert ansahen. Sie akzeptierten ihn freiwillig als Führer des Rudels. Buinosow hielt viel auf seinen Namen und die wohlwollende einmütige Achtung, die ihm entgegengebracht wurde. Deshalb übernahm er sehr bereitwillig die Rolle eines Richters in letzter Instanz. Er selbst ging extrem vorsichtig mit Alkohol um und trank aus Selbsterhaltungstrieb nie mehr als zwei oder drei Gläser Wein. Gleichzeitig bereitete es ihm eine besondere geheime Freude, wenn er die Freunde stockbesoffen sah. Diese Bilder ermutigten ihn und erhoben ihn über die gewöhnlichen Sterblichen. Sie machten ihn an die eigene Unfehlbarkeit glauben, veranlassten ihn, sich mit raffinierter Eleganz zu kleiden und seine Freunde in den höheren Gefilden der Machtelite zu suchen. Buinosow träumte davon, sehr reich, von allen geliebt und der anerkannte Führer seines ausgedehnten Bekanntenkreises zu sein. Die Revolution von 1917 hatte den Mann mit Gewehr erfordert. Pavel Buinosow brauchte die gebildeten Intellektuellen, die seine kühnen ökonomischen Fantasien umsetzen könnten. Deshalb erkannte dieser markante Vertreter der Unternehmerschaft des heutigen Russland in André Ivéroff ein höchst nützliches Material für sich.

Er sann darüber nach, in welchem Projekt er diesen ungewöhnlichen Sonderling würde verwenden können.

## Kapitel 15

Die Nacht vom 24. auf den 25. Juni war angespannt. Auf der „Heiligen Geist“ kam man bis zwei Uhr morgens nicht zur Ruhe. Madame Ponsen war von den Ereignissen sehr mitgenommen. In den Sesseln an Deck war es drückend heiß, aber sie fröstelte, ihre Hände waren eiskalt. Sie nahm an der allgemeinen heftigen Debatte keinen Anteil, Trauer und Fassungslosigkeit schnürten ihr das Herz zusammen. Der Schock, den die Nachricht von der heimlichen Abreise Ivéroffs und der Brief, in dem er ihr die volle Verfügungsgewalt über sein gesamtes Vermögen übertragen hatte, in ihr ausgelöst hatte, versetzte sie in einen Zustand der Verwirrung, die sich nach und nach zu einer irrationalen Angst steigerte. Während Ann-Valérie Bolles, Sismona Pappalardo und die schöne March angestrengt darüber nachdachten, wie man Ivéroff finden und zurückbringen könnte, befand sich Madame Ponsen in tiefer Verzweiflung, und alles, was um sie herum geschah, drang kaum zu ihrem Bewusstsein vor.

Signora Pappalardos enge Stirn, über die ihre wirren roten Haaren hingen, legte sich in Falten, auf dem schmalen Gesicht erschien eine anbiedernde Grimasse, als führe sie etwas Böses im Schilde. „Jeder Physiker hat seine eigene Relativitätstheorie“, sagte sie schließlich. „Jede Wahrsagerin hat ihre eigene Pik-Dame, im Herzen jedes Detektivs lebt sein eigener Poirot. Madame Ponsen ist, wie wir sehen, zutiefst verzweifelt. Aber Trauer und Verzagtheit werden früher oder später von Euphorie und freudiger Erregung abgelöst werden. Ich schlage vor, wir lassen sie allein, damit sie zu sich kommen kann. Wir gehen am besten in den Salon und überdenken unsere Pläne für morgen. Sind Sie einverstanden, liebe Elisabeth?“ Ivéroffs Juristin antwortete nicht. Sie hatte die Frage kaum gehört. Pappalardo hatte nichts anders erwartet. In ihr war schon längst ein verwegenes Projekt herangereift, und sie war begierig darauf, es mit ihren Komplizinnen zu besprechen. Die drei Damen, durch die außergewöhnlichen Umstände in höchste Aufregung versetzt, zogen sich in den Salon zurück. Bolles mischte sich einen Campari mit Orangensaft, nahm einen Schluck und sagte: „Ich habe es irgendwie geahnt, dass André sein ganzes Vermögen dieser Furie hinterlässt. Aber warum hat er auf sein sagenhaftes Vermögen verzichtet?“ „Wir müssen etwas unternehmen, um Ivéroffs Kapital in unseren Besitz zu bringen“, erklärte die Florentinerin resolut. „Ich habe diesbezüglich bereits einen konkreten Plan. Aber eins will ich gleich klarstellen:

Die Hauptrolle in diesem Projekt wird mir zufallen, und deshalb erhebe ich Anspruch auf fünfundsiebzig Prozent des Gewinns. Ansonsten werde ich mich mit dieser Sache gar nicht erst befassen, und dann wird nichts aus dem Plan, diesem praktisch herrenlosen Milliardenvermögen einen neuen Besitzer zu verschaffen. Ich hoffe, niemand wird bestreiten, dass der Fürst seinen Verstand verloren hat. Darauf baut mein Plan auf. *„Non é meglio parlarne prima tra di noi, oppure vuoi dirlo in sua presenza? — Alla nostra bella sarà riservata una parte insignificante.“* *„Hai ragione, allontaniamoci. Poi vedremo cosa dirle“*<sup>9</sup> „Ich denke, während wir die Einzelheiten unseres Abenteuers besprechen, sollte sich Jacqueline ein wenig ausruhen. Die Arme, sie hat die letzte Nacht kein Auge zugemacht“, sagte Madame Bolles hastig. „Leg dich ruhig schlafen, es ist schon zwei Uhr durch. Morgen müssen wir in Form sein. Gleich nach dem Frühstück werden wir dann unser Vorhaben im Einzelnen durchsprechen.“ „Okay“, sagte Jacqueline, „aber geben Sie Acht, dass Sie nicht selber in eine Falle geraten.“ Sie zündete sich eine Zigarette an und verließ mit unzufriedener Miene den Salon. „Also, woran denkst du?“, fragte Ann-Valérie sofort. „An das Geld. Es ist dermaßen viel, dass es mir keine Ruhe lässt. Ich bin eine Jesuitin: Das Ziel heiligt die Mittel. Es ist ganz unmöglich, so ein riesiges Vermögen auf saubere Art und Weise in die Hände zu bekommen. Gibst du mir in diesem Punkt Recht? Wie weit bist du bereit zu gehen, um diesen Plan durchzuziehen?“ „Ich weiß noch gar nicht, worum es überhaupt geht. Aber im Allgemeinen stimme ich dir zu. Mir ist klar, dass uns das Geld nicht von selbst in den Schoß fällt.“ „Wir haben einen bedeutenden Vorteil, liebe Ann-Valérie, einen gewaltigen Vorteil. Der Eigentümer des Vermögens hat de facto darauf verzichtet. Er ist unter der schweren Last seiner psychischen Verwirrung in irgendein unbekanntes Land geflohen und hat sein ganzes Kapital einer einsamen älteren Dame hinterlassen, der die Ereignisse einen schweren Schock versetzt haben. So ein glücklicher Zufall passiert nur einmal in tausend Jahren. Was wissen wir über diese Juristin? Sie ist fünfundsechzig Jahre alt, eine alte Jungfer. Ihr ganzes Leben hat sie ausschließlich Ivéroff gewidmet. Verwandte hat sie keine. Von Geschäften versteht sie wenig. Das unerwartete Verschwinden des Fürsten hat ihr nicht mehr junges Bewusstsein in den Grundfesten erschüttert. Sie hat jetzt nur noch ein einziges Wesen

---

<sup>9</sup> „Wäre es nicht besser, wenn wir erst einmal unter vier Augen miteinander reden, oder wollen wir die Sache in ihrer Gegenwart besprechen? Unserer Schönheit kommt dabei ja nur eine ganz geringfügige Rolle zu.“ „Du hast Recht, ziehen wir uns zurück. Wir überlegen uns später, was wir ihr dann erzählen.“

auf der ganzen Welt, das ihr nahe steht: den Kapuzineraffen Michel. Er ist das Hauptobjekt unseres Plans. Wie die Jungfrau vor dem Schafott dem Henker, so soll der Faun mir gehören und zum wichtigsten Werkzeug in unserem Spiel werden.“ „Der Kapuzineraffe?“ „Ja! Kein anderer als das stürmische Äffchen Michele.“ Madame Bolles nahm noch einen Schluck Campari. Heimtückische Gedanken bestürmten ihre Fantasie. „Wie will es Sismonda nur anstellen, die Ponsen zu überlisten? Dieser Hexe ist alles zuzutrauen. Sie ist mehr als eine Zauberin. Ich bin bereit, bei allen ihren Ränken mitzumachen, nur nicht bei einem Mord. Aber erst einmal muss ich schleunigst die Einzelheiten ihres Planes erfahren. Wie groß ist die Summe, die für mich bestimmt ist? In meinen kühnsten Träumen hätte ich mir das nicht ausgemalt. Ich werde mir noch den Kopf darüber zerbrechen müssen, wie das Geld auszugeben ist. Und wie soll ich die verbliebenen fünfundzwanzig Prozent mit der March teilen? Halbe-halbe? Aber wofür soll sie eigentlich fünfzig Prozent bekommen, wenn sie doch nur eine ganz kleine Rolle spielen wird, wie Sismonda gesagt hat? Ich werde hart verhandeln müssen. Vielleicht wird sie ja mit fünf Prozent auch ganz glücklich sein.“ Laut sagte sie: „Ich überlasse dir alle Rechte der Regie bei diesem Theaterstück. Aber du musst auch die volle Verantwortung tragen, meine Liebe. Ich hätte Angst, die Nerven zu verlieren und im wichtigsten Moment etwas Falsches zu sagen oder zu tun und damit diese großartige Sache zum Scheitern zu bringen. Also, liebe Sismonda, sag mir bitte, was ich tun soll. Welche Rolle wird mir zufallen? Doch nicht etwa die der Marie Madeleine Brinvilliers oder der Charlotte Corday?“ Madame Bolles zog ihren großen Kopf zwischen die Schultern und brach in ein dumpfes, abgehacktes Lachen aus. „Deine Aufgabe wird sehr einfach sein, wie bei einem Soldaten, der das Lager bewacht, deine Waffen werden primitiv sein wie die Hacke eines Bauern, und deine Sprache äußerst schlicht: ‚Ja, Madame, Nein, Madame‘, ‚Das gehört sich nicht‘, ‚Das ist nicht gestattet‘. Dein Tagesablauf wird so einfach wie der einer alten Provinzjungfer sein, die sich den ganzen Tag vor dem Fernsehbildschirm langweilt. Aber all dein Sinnen und Streben soll auf das eine Ziel gerichtet sein – Ivéroffs Milliarden zu erobern.“ Die beiden Frauen machten sich daran, die letzten Details ihres Vorhabens zu besprechen, dessen erfolgreiche Verwirklichung ihnen endlich Ruhe bringen sollte. Ausruhen! Sich von dem Geldfieber befreien, das sie jeden Augenblick ihres Lebens verfolgte, endlich das beklemmende Grauen vor einem leeren Portemonnaie aus den geheimen Ecken ihres

Bewusstseins vertreiben, die Angst vor der materiellen Not, die tief unten in ihrem Leib lauerte, die Sklavenphilosophie, die aus Armut entsteht. Beide träumten von der ungeheuren Macht, in deren Besitz sie gelangen würden, sollte die Transaktion von Erfolg gekrönt sein. In der unbeirrbaren Überzeugung, dass nur ein Milliardenkapital Ihnen allumfassende Harmonie bescheren könnte, steuerten sie ihr Ziel mit derselben Beharrlichkeit an, mit der Moses die Wüste durchquerte. „Ich fühle aufrichtiges Mitleid mit Ivéroffs armer Juristin. Madame Ponsen ist dafür geboren, die Flecken von den Laken juristischer Verträge zu waschen, sich voll und ganz dafür einzusetzen, dass die Wünsche ihres Arbeitgebers erfüllt werden, wenn sie nicht im Einklang mit dem Gesetz stehen oder seinen Interessen zuwider laufen. Aber sonst nichts! *Una creatura insignificante si é messa sulla nostra strada, come una spina in gola!*<sup>10</sup> Ich werde meine ganze Hinterlist gegen sie anwenden, alle bösen Flüche und geheimen Techniken der magischen Künste, und sie wird in die Knie gehen. Elisabeth wird uns Ivéroffs Kapital überlassen, wie man sich einer todbringenden Infektion entzieht, wie man vor der Pest oder einem furchtbaren Unglück flieht. Das Kapital des Fürsten duftet honigsüß, es hat das Aroma eines frischen Croissants am Morgen. Ich kann diesen hypnotischen, schwindelerregenden Genuss schon im Voraus spüren. Führe meine Anordnungen ohne Widerspruch aus, bemühe dich, mich nach besten Kräften zu unterstützen. Dann werden Gott selbst und Sismonda Pappalardo dafür sorgen, dass du den Luxus in vollen Zügen genießen kannst, und du wirst erfahren, was das bedeutet: die Launen einer unermesslich reichen Frau. Fortuna wird dir ihr Antlitz zuwenden, und du wirst sie lenken wie deinen Triumphwagen.“ Die Geschicklichkeit, mit der Signora Pappalardo solche magischen Bilder in ihre flammende Rede flocht, erfüllte Ann-Valéries Herz mit der blinden Hoffnung, Ivéroffs Kapital unverzüglich an sich zu reißen. Das Geld wurde für sie zur Paradiesschlange, zu einer fixen Idee. Wie Napoleon Bonaparte einst davon beherrscht war, das von den Engländern besetzte uneinnehmbare Toulon zu erobern, so war Madame Bolles zerfressen von der Leidenschaft, sich das riesige Vermögen des Fürsten anzueignen, um ihre Prunksucht und ihren unstillbaren Durst nach unermesslichem Reichtum zu befriedigen. Sie träumte davon, Villen in den angesehensten Oasen der Cote d’Azur zu kaufen, aber der Gedanke daran, dass die Sache mit Madame Ponsen scheitern könnte, ließ ihr keine Ruhe. Sie malte sich

---

<sup>10</sup> Ein jämmerliches Wesen steht uns im Weg, steckt uns wie eine Gräte im Hals.

sehnsuchtsvoll aus, wie sie in den teuersten Geschäften und Boutiquen einkaufen werde, aber ihr Bewusstsein war zerquält vom Geist des Zweifels: Soll ich mit dem Londoner Model teilen? Es war ihr lebhafter Wunsch, die High Society Europas zu ihren Abendgesellschaften einzuladen, aber eine innere Stimme flößte ihr eine ketzerische Angst vor dem verbrecherischen Plan ein. Die Pariser Agentin für besondere Aufträge träumte davon, sich auf den Sitzen eines Ferrari auszustrecken, aber ihre Intuition sendete ihr unerbittlich warnende Signale vor einem drohenden Unheil, die sie schauern ließen. All diese einander widersprechenden Empfindungen drängten zu gleicher Zeit auf sie ein, und diffus verschmolzen in ihr die Begriffe des Guten und Bösen miteinander, wie es bei Menschen geschieht, die keinen inneren Kern haben. Schwarze Gedanken und verheißungsvolle Träume vermischten sich in ihrem Bewusstsein wie Licht und Schatten eines gottgegebenen Tages. Madame Bolles war überzeugt davon, dass sie André Ivéroff nie wiedersehen würde, und dieser Umstand schien sie von der Bürde ethischer Normen und moralischer Verpflichtungen zu befreien. Seelisch verwirrt, aber gleichzeitig mit vollkommen klarem Kopf und nüchternem Verstand ließ sie sich in diese Affäre hineinziehen, deren Leitung und Verantwortung sie bewusst an Sismonda Pappalardo abgegeben hatte. „Ich bin bereit, dir zu folgen, ich erwarte deine Anordnungen. Du hast ein unglaubliches Talent der Verführung. Dir unterwirft sich jede noch so unbeugsame Seele, sogar das Herz einer Steinskulptur und der Verstand eines durchtriebenen „Gobsek“ sind dir untertan.“ „Heute Mittag, während ihr geweint und gejammert habt, habe ich beim italienischen Veterinärdienst angerufen und mich nach dem Kapuzineraffen der Familie der *Cercopithecidea* erkundigt. Ich habe mich ausgiebig über seine Eigenarten und Gewohnheiten informiert, wie jemand, der vorhat, sich solch ein Tier anzuschaffen – ein sehr interessantes Tier, kann ich dir sagen. Ich brauche unbedingt die Wohnungsschlüssel der Juristin. Stell mir keine überflüssigen Fragen. Ich muss noch diese Nacht Zutritt zu ihrer Wohnung erhalten. Gib Elisabeth Beruhigungstabletten und bring sie zu Bett. Je tiefer sie schläft, desto effektiver können wir handeln, und je entschiedener wir vorgehen, desto näher kommen wir unserem Ziel.“ Ihre Intrige schweißte die beiden Frauen enger zusammen, als ein gemeinsames Besäufnis zwei Vertreter des starken Geschlechts, und sie vertrauen einander in geschäftlichen Dingen weitaus mehr als Männer bei einem waghalsigen Abenteuer. „Ich bitte dich nur um

eines, meine Liebe: keine Gewalt.“ „Ich kann es dir nicht versprechen, aber ich ziehe es vor, ein Opfer nicht mit meinen Händen zu erdrücken, sondern durch ein ausgeklügeltes Gewebe von Umständen. Ich schlage niemandem eine Keule über den Kopf, um mein Ziel zu erreichen, sondern ich umgarne mit Worten, ich gehe einem Menschen nicht mit dem Messer an die Kehle, sondern berühre zärtlich seine Stirn mit den Lippen. Ich hoffe, du wirst diese Kunst bald ebenso erfolgreich beherrschen, genauso wie die wunderbare Fähigkeit, weiß für schwarz auszugeben. Schließlich bist du doch eine großartige Lügnerin, Ann-Valérie! Du hast etwas von einer Zigeunerin in dir, die den Touristen auf der Piazza di S. Marco wahrsagt. Manchmal spüre ich, dass in deiner Seele ein Abgrund lauert, in den zu blicken ich mich nachgerade fürchte. Ich weiß es sehr zu schätzen, einen Menschen neben mir zu haben, der mir seelisch verwandt ist! Ich bin davon überzeugt, dass wir zusammen jeden Gegner besiegen werden, und Ivéroffs Kapital wird sich sehr bald auf unseren Bankkonten einfinden. Beeile dich! *Per aspera ad astra*. Ich erwarte dich im Salon.“ „Soll ich March zu Hilfe nehmen? Es wird nicht einfach sein, die Schlüssel ohne ihre Hilfe zu stehlen.“ „Das entscheide selbst, meine Liebe. Aber denk dran: Ich muss unbedingt noch diese Nacht in Madame Ponsens Wohnung.“

Jacqueline March lag in ihrer Kajüte. Sie begriff, dass sie wider Willen in eine schreckliche Intrige hinein gezogen wurde, und der Gedanke daran ließ ihr keine Ruhe. Noch gegen Mittag, als Sismonda Pappalardo ihr mit leiser Stimme ihren heimtückischen Plan auseinandergesetzt hatte, hatte jemand Unsichtbares, der sich im geheimsten Winkel ihres Herzens verbarg, ihr ein Alarmsignal gesandt, noch einmal in sich zu gehen. Schwaches Licht fiel auf ihr blasses, angespanntes Gesicht. Was tun? Wie sollte sie sich entscheiden? Welche Interessen hatte sie an der ganzen Geschichte? Das waren die Fragen, die sich das Model immer wieder stellte. Natürlich wünschte sie sich, Ivéroffs riesiges Vermögen zu besitzen, um ihre finanzielle Lage noch weiter zu festigen, aber in all diese abenteuerlichen Gedanken drängte sich hartnäckig das attraktive Bild des Fürsten. Jacqueline dachte an die Energie seiner leidenschaftlichen Liebe, die ihr in der vergangenen Nacht geschenkt worden war, seine menschliche Anziehungskraft und Originalität. Wie sich das Aprilwetter ständig ändert, so wurde Jacqueline von den widersprüchlichsten Gedanken hin und her gerissen. Mal sah sie



sich als Komplizin von Signora Pappalardo, mal grübelte sie über einem eigenen Schlachtplan, um das Kapital des Fürsten in ihren Besitz zu bringen, dann wieder sah sie nur noch seine schwarzen, ausdrucksvollen Augen vor sich und wünschte sich sehnlichst seine Nähe. Und manchmal dachte die schöne junge Frau, es wäre besser, alles zum Teufel zu schicken, ihr riesiges Honorar zu nehmen und mit dem erstbesten Flugzeug nach London zu verschwinden, um sich ganz ihrer beruflichen Karriere auf dem Laufsteg zu widmen. „Wie ungerecht ist doch die Welt“, dachte Jacqueline, „warum kann man nicht alles auf einmal bekommen? Warum muss man sich immer mit Bruchstücken zufrieden geben und hat niemals das ganze Mosaik? Die Gesellschaft erwartet von mir das eine, mein Herz sehnt sich nach dem anderen, eine innere Stimme drängt mich zu einem dritten. Welches Chaos herrscht doch in einem kleinen Menschenschicksal? Wer ist schuld an dieser allumfassenden Zwietracht?“ Sie wollte Ivéroffs Geld besitzen, und sehnte sich doch gleichzeitig mit ganzem Herzen danach, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden, sie wollte ihre Partnerinnen betrügen – diese unerträgliche Madame Bolles und die grandiose Betrügerin Signora Pappalardo, und sie träumte von einer erfolgreichen Karriere auf dem Laufsteg. Dabei war sie sich aber vollkommen darüber im Klaren, dass alle diese Wünsche miteinander nicht vereinbar waren. Und obwohl ihr die Unsinnigkeit ihrer Ansprüche bewusst war, fühlte sie sich machtlos: ihre Natur drängte sie direkt auf diese Widersinnigkeit zu. Was war das? Die Form einer neuen Freiheit? Blinde Geldgier? Drei Tage waren erst vergangen, seitdem sie diese für sie so neue Welt kennen gelernt hatte, und wie sehr hatten sich ihre Psyche, ihr Verhalten und ihre finanzielle Lage bereits verändert! Das Pathos der Aufrichtigkeit war ihr lächerlich geworden, sie erfreute sich an abgeschmackten Phrasen, die Niederträchtigkeit heimtückischer Pläne faszinierte sie, und sie ließ sich von der Gemeinheit des geplanten Verbrechens hinreißen. Jacqueline March hatte vergessen, dass sie schon 20 Millionen Euro erhalten hatte, und sie empfand keinerlei Hochgefühl bei dem Gedanken daran, dass ihr Leben in materieller Hinsicht schon gesichert war, dass dieses Vermögen ihr gestattete, für Jahrzehnte ein sorgenfreies Leben zu führen und auf nichts zu verzichten.

Was war der Grund für das alles? Lauert etwa im Herzen eines jeden von uns ein solch tiefer Abgrund niederer Leidenschaften, eine so reiche Auswahl übler Werkzeuge, eine

so unerschöpfliche Bereitschaft zu teuflischen Handlungen? Oder liegt es vielleicht daran, dass wir Gott nicht in uns tragen? Dass die Seele entleert wie eine Dose ist, die man auf den Müll geworfen hat? Wie tote Materie? Was für ein Unterschied besteht überhaupt zwischen einer leeren Dose auf dem Müll und einer Leiche im Grab? Sie weisen mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede auf. Das eine wie das andere leitet sich vom Menschen ab. Das eine wie das andere ist ein Wegwerfprodukt, dafür bestimmt, zu vergehen und zu faulen. Das eine wie das andere wird zu Abfall: Der Tote kommt auf den Friedhof, die Dose auf den Müllplatz. Und sind nicht Friedhof und Müllplatz ein und dasselbe? Alle verbrauchten Ressourcen der Zivilisation, Zeit, Energie, Schönheit, Leidenschaft und Geschmack, alles fließt dorthin. Siehst du auf einen Friedhof, hast du vor dir die Stadt vor fünfzig Jahren: eine andere Mode, andere Musik, andere Autos, eine andere Form zwischenmenschlicher Beziehungen und allgemeiner menschlicher Werte. Blickst du über einen Müllplatz, hast du einen Supermarkt vor dir, voller erstklassiger Waren, die in grellem Licht erstrahlen. Worin also besteht der Unterschied? Darin, dass die Waren keine Seele besitzen? Aber von der Höhe des Himmels aus gesehen haben Mensch und Dose ganz genau das gleiche Schicksal. Die Seele kann man mit Gott füllen, und die Dose mit Bier! Gott in der Seele und Bier in der Dose – ist das nicht bloß die Willkür eines anonymen Produzenten? Und warum ist nicht der Teufel in der Seele und Oliven in der Dose? Oder Jupiter, Buddha, Ahura Mazda, Krishna in der Seele, und Marmelade, Litchi, Zucchini oder Erdnüsse in der Dose?

„Warum soll der Mensch sich auf eine Wahrheit beschränken und alle anderen fallen lassen?“, überlegte das Model. Ihre Seele wollte alles, und zwar zugleich – Ivéroff berauben und ihn leidenschaftlich lieben, Signora Pappalardo betrügen, aber ihren listigen Verstand respektieren, glänzenden Erfolg auf dem Laufsteg, in unbeirrbarer Loyalität zu Russell Wilson, um ihn im passenden Moment mitsamt dem ganzen Londoner Haute-Couture-Haus zu verraten. In den vergangenen Tagen waren ihr die farbenprächtigsten Fantasien durch den Kopf gegangen. In ihrem Herzen hatte sich die schwarze Flagge der Piraten entrollt. In ihren Gedanken herrschte ein unlösbarer Wirrwarr zwischen Gut und Böse: Kann man heute die Welt noch durch das Prisma dieser veralteten Vorstellungen betrachten? Sind diese Begriffe nicht selbst überholt – Gut und Böse? Die Diskussion dieser Themen riecht nach Mottenpulver wie ein

abgelegtes Kleid. Die Betrachtungen über das Gute und das Böse wirken heute genau so unbeholfen und plump wie die Bilder von den Laufstegen der Haut-Couture aus den Wochenschauen der vierziger Jahre, wie dicke Tränen über die in den Strom der Vergessenheit versunkenen Zeit. Tatsächlich, die Unbefangenheit, die Naivität und Offenheit des Lebens sind unwiederbringlich dahin. Die Welt ist an den Abgrundgetreten. Sie hat die menschlichen Herzen und Seelen weit geöffnet für die Produktion selbstverliebter Menschen, für die Fantasien des eigenen „Ich“, für die Launen eines von moralischen Prinzipien unabhängigen Willens, für die Jagd nach ehrgeizigen Träumen. March wollte alles erreichen, wonach ihr Herz begehrte, alles wonach ihr Körper verlangte und ihr Verstand strebte. Ihr inneres Aufbegehren gegen das normale, gewohnte und gefügte Leben brachte sie nicht mehr aus dem Gleichgewicht: der Appetit auf Moralpredigten war ihr vergangen, vorbei war der Durst nach den Quellen der Heiligen Schrift, überwunden die bebende Ehrfurcht vor der Stimme des Gewissens. Krieg den Moralvorschriften! Schluss mit der Unterwerfung unter das abstrakte Gute. Von nun an sollten nur noch der machtvolle Imperativ des individuellen Bedürfnisses gelten! Aber in Wahrheit war es nicht so, dass Jacqueline die Welt verändern wollte, sondern die gewaltige Macht des Geldes veränderte sie selbst, formte in ihr ein neues Bewusstsein, infizierte sie mit dem Geist des „Alles ist erlaubt“ und modellierte aus ihr eine von alten Dogmen freie Persönlichkeit. Jacqueline March wurde zu einem der Wesen, in die das Goldene Kalb im Handumdrehen jenes berausende Kraut eingibt, aus dem der absolute Egoismus erblüht. Deshalb wollte sie heute schon Ja schreien zu all dem, dem sie noch gestern ihr Nein entgegengesetzt hatte. Aber vielleicht hatte Jacqueline auch nur bis heute ihre eigensinnige innere Welt vor sich selber verborgen gehalten, und jetzt brach sie mit einem Schlag aus ihr hervor? Und geschah dies wirklich so unerwartet? Kaum war ihr der Reichtum zugefallen, drang auch schon die versteckte menschliche Niederträchtigkeit nach außen, und fast sofort nahm sie Züge eines „Übermenschen“ an, die sie zum Himmel emporhoben und gleichzeitig eine arrogante Geringschätzung gegenüber den Menschen erzeugten. Das fordernde, vermeintlich so unnahbare Gewissen warf seine Maske ab und verwandelte sich jäh in das „Alles ist erlaubt“. Was würde wohl mit ihr geschehen, wenn sie plötzlich zehnmal so reich wäre? Reiche Leute haben nichts übrig für keusche Sonderlinge, sie begegnen dienstfertigen Gemütern mit Verachtung. Diese ihr bis heute

unbekannten Empfindungen sollte sie alle noch kennen lernen. Sie spannte ihre Gedanken weiter: „Heute träume ich davon, das ganze Leben an einer schweren Form des Egoismus zu leiden. Ich werde so tun, als ob ich an ihrer Verschwörung teilnehme, damit ich alles im Auge behalten kann. Ich muss einen eigenen Plan entwerfen, wie ich mir Ivéroffs Vermögen aneignen kann. Gehen wir der Reihe nach vor.“ Jacqueline sprach jetzt mit sich selber wie mit einer Komplizin des geplanten Verbrechens. „Der Fürst hat sein Arbeitszimmer auf der Jacht. Dort steht ein Computer. Wie Madame Bolles erzählte, verbrachte er ganze Tage im Internet. Die moderne Technologie gestattet es, die Geldbewegungen auf seinen Konten vom Computer aus zu steuern. Ich könnte also versuchen, in das Programm hereinzukommen und runde Beträge auf mein eigenes Konto zu überweisen. Alles könnte so einfach sein, dass ich unwillkürlich an meine eigene Genialität glaube. Und die Sache wird gar nicht wie ein Diebstahl aussehen, sondern wie ein übermütiger Streich, ein Computerspiel. Ein paar Manipulationen und schon liegt Ivéroffs Geld auf meinen Konten in London und Melbourne. Innerhalb von zehn Minuten kann ich Ivéroffs Konten blankputzen, wie ein Hungeriger einen Teller mit Spaghetti Bolognese ableckt. Okay! Das ist wirklich eine großartige Idee! Wenn auf der „Heiliger Geist“ alle schlafen, gehe ich in Ivéroffs Arbeitszimmer und...“

In diesem Moment wurde die junge Schönheit durch ein Klopfen an der Tür in ihren Überlegungen gestört. Bolles' fordernde Stimme reizte und verärgerte sie. Sie riss die Kajütentür auf und fragte zornig: „Was ist denn? Was soll diese Rücksichtslosigkeit?“ „Wir haben Großes vor uns, meine liebe Jacqueline.“ „Sie meinen: Ivéroff ausplündern?“ „Bitte gebrauche nicht solche Ausdrücke!“ „Erwarten Sie von mir, dass ich dieses Verbrechen als wunderbares Schauspiel bezeichne?“ „Hör auf damit, meine Liebe. Lass uns zu der Juristin gehen, wir müssen sie trösten. Ich habe ein paar Schlaftabletten für sie. Ich bitte dich, mich nicht allein zu lassen.“ Das Model gehorchte widerwillig, im Kopf immer noch den Plan, in Ivéroffs Arbeitszimmer einzudringen. Madame Bolles zuckte unwillig mit den Schultern, wie es Menschen tun, die sich über jemanden ärgern, und ging voraus zu Madame Ponsens Kajüte. Beide waren mit ihren Gedanken beschäftigt. „Ich muss mich vor dieser March in Acht nehmen. Seit sie Ivéroffs Honorar bekommen hat, hat sie sich rapide verändert. Man weiß nicht, was sie im Schilde führt. Wie kann ich sie aus unserem Vorhaben heraushalten? Sie ist eine

Partnerin aus Höflichkeit, sie soll zu einer Fremden aus Notwendigkeit werden. Mit 20 Jahren ein Kapital von 20 Millionen Euro zu besitzen! Ist sie nicht ein Glückskind? Und Glückskinder sind zwangsläufig immer krankhaft hochnäsiger und hemmungslos unverschämter. Wir müssen sie für unsere Interessen benutzen und dann loswerden. Ich habe nichts mit ihr gemein und kann nichts mit ihr gemein haben.“

Jacqueline March hatte einen wesentlichen Vorteil, sie war jung und außerordentlich schön. Beide Eigenschaften bestärken den Anspruch auf die höchste Stufe in der Hierarchie der menschlichen Gattung. Diese reizende weibliche Eigenschaft wird übrigens über die Jahrhunderte hinweg von Generation zu Generation weitergegeben. Die bezaubernden Frauen zu Zeiten des Assyrischen Königs Sargon wussten schon die Welt mit Schönheit und Jugend zu erobern, und von ihnen ging diese schlichte Stafette an die Patrizierinnen und Plebejerinnen des römischen Imperiums, an die Kriegerinnen aus der Zeit der großen Völkerwanderung, an die Damen der Valois und der Bourbonen, weiter an die Püppchen aus der Blüte des Impressionismus und der Avantgarde, und zuletzt an die selbstbewussten Frauen der modernen Gesellschaft, in deren oberen Schichten wiederum Jugend und Schönheit herrschen, gewandet in die Werke berühmter Couturiers. Der männliche Teil der Menschheit unternimmt zu verschiedenen Zivilisationsstufen eine erheblich anspruchsvollere Suche nach dem eigenen Ich. Zur Zeit von Platon und Sokrates war es für jeden Mann der größte Traum, ein Philosoph zu sein, in der Epoche von Krösus und Crassus wollte jeder reich sein, im Jahrhundert von Attila und Alarich – ein Eroberer, als Leonardo da Vinci und Michelangelo lebten, strebte jeder Mann danach, ein Künstler zu sein, zu Zeiten Napoleons und Wellingtons – ein Heerführer, in der Epoche von Nietzsche und Wagner – ein Übermensch, zu Lebzeiten von Bohr und Enrico Fermi – ein Physiker, und die Zeitgenossen von Winston Churchill und Charles de Gaulles hatten als höchstes Ziel, Politiker zu werden. Heute, in den Tagen von Georges Soros und Bill Gates, träumt jeder Mann davon, ein großer Finanzmagnat zu sein. Das schwache Geschlecht nimmt sich als Vorbilder den Frieden und die Harmonie der Natur, das starke Geschlecht das Toben der Elementarkräfte. Um mit sich selbst in Einklang zu kommen, strebt der Mann nach Tapferkeit und Treue, die weibliche Seele aber, die es zur Harmonie zieht, raubt ihm des Nachts all seine Kraft. Den Tag aber widmet sie ganz der Vorbereitung zu diesem mystischen Ritus. Die Beharrlichkeit, mit der sie durch ihre Schönheit und Jugend die

Welt erobert, ähnelt der Hartnäckigkeit eines Spechtes, der geduldig seine Nahrung aus dem Baumstamm pickt. Aber in diesem Moment dachte die Londoner Schönheit nicht daran, einen Mann zu beherrschen, sondern dessen Vermögen. Auf dem ökumenischen Konzil im Lateranpalast in Rom beging einer der Bischöfe eine Gotteslästerung: Der Freidenker erklärte, die Frau und die Sünde seien ein und dasselbe. Wozu soll man sich mit einem Kirchenmenschen streiten, erst recht mit einem Ketzer – man weiß doch, dass Gott die Geschöpfe Mann und Frau geschaffen hat. Aber man kann auch Jacqueline March verstehen: Reichtum ist eine Zierde der Jugend! Großes Geld steht einer Schönheit gut! Das schwache Geschlecht kennt keine Grenzen, wenn es darum geht, seine äußere Erscheinung zu vervollkommen: Juwelen von Cartier, Konturenstifte von Cardin, Kleider von Givenchy, wohltuende Massagen von Tozzi, tonisierende Cocktails von Bacardi, Autos von Lamborghini. All diesen Luxus konnte Jacqueline sich schon jetzt leisten. Zu ihrem vollständigen Glück, zum Erlühen von Schönheit und Jugend fehlte ihr nur noch eins: ein zehnstelliger Betrag auf ihrem Konto bei der Barclays Bank. Wie bei einem launischen, verwöhnten Kind, das von einer strengen Gouvernante bei einem Streich ertappt wurde, stockte ihr der Atem bei dem Gedanken, dass sie bald schon zur Eigentümerin eines noch gewaltigeren Vermögens werden sollte. Ohne zu zögern eilte das Model hinter Madame Bolles her, überzeugt vom Erfolg ihres abenteuerlichen Unternehmens. Jetzt war sie wie nie zuvor von ihrer Ehrenhaftigkeit und von der Berechtigung ihrer Ziele überzeugt. „Liebe Elisabeth, so geht es nicht“, begann Madame Bolles. „Wenn Sie unserem André helfen wollen, müssen Sie schlafen. Wir haben einen sehr schweren Tag vor uns. Ich habe Ihnen ein paar leichte Schlaftabletten gebracht. Bitte nehmen Sie sie, meine Liebe. Gleich morgen früh um acht Uhr rufen wir das Generalkonsulat in Marseille an. Ich hoffe, man wird uns dort Informationen über Ivéroff geben können. Sie brauchen morgen einen klaren Kopf. Es kann sehr gut sein, dass man Fragen stellen wird, die nur Sie beantworten können. Mach das Deckenlicht aus, Jacqueline, und lass nur die Nachttischlampe an.“ „Danke. Ihre Fürsorge rührt mich sehr.“ Madame Ponsen konnte ihre Zunge kaum bewegen. „Du kannst jetzt in deine Kajüte gehen, Jacqueline, ich werde mich ebenfalls gleich schlafen legen“, sagte Ann-Valérie. „Okay. Schlafen Sie gut.“ Das Model verließ das Schlafzimmer. „Wozu hat sie mich eigentlich mitgenommen“, überlegte sie. „Sie muss einen Hintergedanken haben. Anscheinend wollten die Florentinerin und sie von mir

hören, dass ich mich nach ihren hinterlistigen Plänen erkundige. Aber ich habe geschwiegen wie ein Fisch. Jetzt haben sie sich davon überzeugt, dass mich diese Frage gar nicht besonders interessiert. Aber vielleicht haben sie ihr ja Schlaftabletten gegeben, damit sie ungestört in Ivéroffs Arbeitszimmer eindringen können? Nein, das glaube ich nicht! Diese Tanten verstehen wohl kaum etwas von Computern. Aber ich muss auf jeden Fall aufpassen, wie sich die Sache weiter entwickelt. Wohin wird sich Madame Bolles begeben, wenn sie aus dem Schlafzimmer der Juristin kommt?“ Jacqueline March ging an Deck der Megajacht. Sie wählte einen Platz, von wo aus sie die beiden Frauen genau beobachten konnte, zog sich einen Sessel heran und schaute sich um. Der Himmel über ihr schimmerte wie ein märchenhaftes Zelt. Myriaden von Sternen lagen wie Gold- und Diamantenfelder über den schwarzen Abgrund des Weltraums verstreut. Irgendeine geheimnisvolle Kraft begann, die Feder ihrer Seele zu spannen, so wie ein Uhrmacher eine Uhr aufzieht. Von der Hoffnung beflügelt, das riesige Vermögen des Fürsten ganz leicht in ihre Hände zu bekommen, verzaubert von dem geplanten Verrat und der anwachsenden Liebe zu ihrem Opfer, spürte sie, wie ihr Verstand zu fiebern begann. Jacqueline kam es vor, als bohrten sich die glühenden Streichhölzer, die chaotisch über den Himmel flogen, in ihren Körper und entflamten das Blut in ihren Adern. Der Kopf wollte ihr platzen von all den einander widersprechenden Gedanken, und das Schlagen ihres Herzens mutete wie der Trommelwirbel eines Kriegsmarsches an. Grelle Blitze zuckten in ihrem Gedächtnis auf und beleuchteten die Liebesszene in Ivéroffs Schlafzimmer, riefen in ihr das heftige Verlangen hervor, sogleich zu dem Fürsten zu eilen und ihn in die Arme zu schließen, seinen Körper zu küssen und seine festen Muskeln zu spüren. Plötzlich drang das Klappern spitzer Frauenabsätze an ihr Ohr. Am späten Abend oder frühen Morgen war in der Regel niemanden von der Dienerschaft oder dem Personal auf der Jacht. Nur der diensthabende Matrose sah in seiner Kajüte Fernsehen. Jacqueline versteckte sich, wie ein erfahrener Räuber, hinter einem Rettungsboot. Aus dem leichten, schnellen Klang der Schritte schloss Jacqueline, dass es Signora Pappalardo sein musste. Dann sah sie, wie die Italienerin die Jacht verließ und auf die Pier Pléneuf Val hinunterstieg. Neonlicht fiel auf ihre hochgewachsene Gestalt, die sich in Richtung Place Île de Beauté und Quai des Deux Emmanuel entfernte. Die Australierin beobachtete, wie sie sich in dem Meer von Licht auflöste. Welche Gefahren konnten Jacqueline drohen? Madame Ponsen schief fest.

Der diensthabende Matrose durfte sich nicht mit den Gästen unterhalten oder ihre Bewegungen auf dem Schiff einschränken. Die Kajüten ließen sich nicht abschließen, die Türen besaßen keine Schlösser. „Sogar, wenn diese Megäre Bolles, auftauchen sollte, könnte ich ihr irgendwelche Geschichten von spannenden Spielen im Internet erzählen“, dachte Jacqueline. Wenn sie sich auch in den sicheren Gedanken wiegte, dass sie ohne Zweifel das Geld im Computer werde verschieben können, hatte sie doch niemals zuvor so sehr eine Stärkung ihrer Geisteskraft nötig gehabt. Wie es einen Sünder vor dem Tod nach der Beichte verlangt, so suchte jetzt auch Jacqueline March in ihrem Herzen nach einer Rechtfertigung für ihre Tat. Aber ihr Herz war leer. Keine traurigen Psalmen waren darin, kein klägliches Stöhnen und kein salbungsvolles Seufzen. Sie beschloss, den Versuch unverzüglich zu unternehmen, in Ivéroffs Computer einzudringen und die Finanztransaktion durchzuführen: die Millionen von seinem auf ihr Konto zu überweisen. Dadurch sollte die scheinbar utopische Fantasie, Eigentümerin des gigantischen Kapitals zu werden, realisiert werden. Grünes Licht, dieses Verbrechen zu begehen, gab ihr die Mentalität des modernen Egoisten, die Moral der Generation des Konsums, die Kultur des Massenbewusstseins, die Philosophie der Selbstsucht, die Ethik des „Alles ist erlaubt“. Jacqueline March war entschlossen! Sie steuerte Ivéroffs Arbeitszimmer genauso zielstrebig an, wie die Panzer der Nordallianz die Linien der Taliban, wie die amerikanischen Raketen die unterirdischen Verstecke Usama bin Ladens. Auch sie brauchte einen Sieg! Einen kompromisslosen Triumph! Den vollständigen Triumph! Ohne jede Gewissensbisse! Ohne Reue! Einen Triumph, der das Gedächtnis der Seele nicht belastete und auf dem Herzen keine Narben hinterließ! Die Tür zum Arbeitszimmer des Fürsten ließ sich ohne weiteres öffnen, als käme der Teufel selbst zu Hilfe. Sie setzte sich an das Notebook wie der Klaviervirtuose Ashkenazy an seinen Flügel. Geschickt und leicht legte sie ihre Hände auf die Tastatur, als wollte sie gerade Beethovens Kreuzersonate spielen. Gäbe es einen Menschen, der im Stande wäre, in die Seele eines anderen hineinzuhorchen, hier, in Ivéroffs Arbeitszimmer, stünde er starr vor Staunen, wenn er hörte, welche Töne sich aus der Seele der jungen Frau ergossen. Das war der Stundenschlag des Glockenturms auf der Place de Grève, wo die noch warmen Köpfe von der Guillotine rollen. Das war die durchdringende Vielstimmigkeit der Justitia, die der Welt verkündete, dass die Stunde geschlagen hat, sich an die Arbeit zu begeben. Das war das finstere Gerassel der



Gefangenenkettten, das furchterregende Donnern der Schlösser und durchdringende Knirschen der Schlüssel. Das war das Pfeifen der Werbeindustrie, das Sturmläuten, das zum Luxus ruft, das Knistern neuer Geldscheine und der freudige Jubel eines Weltentdeckers. Wie die Italiener die Reste eines Essens, das irgendwann einmal schmackhaft gewesen war, auf einen Teigfladen werfen, das Ganze in einem Ofen braten und Pizza nennen, so vermischten sich jetzt in Jacqueline alle Klänge der Vergangenheit und der Zukunft, das „Alles ist erlaubt“ und die Demütigung, der Glanz geheimer Wünsche und die Heimtücke ihrer Erfüllung. Die junge Australierin taufte das Spiel dieser widersprüchlichen Noten „Schicksals-Gala“. Mit einer leichten Handbewegung schaltete sie den Computer ein. Auf dem Bildschirm erschien ein Programmfenster mit der Aufforderung, Benutzernamen und Kennwort einzugeben. Eine unfassbare Gewissheit gab ihr ein, dass das Kennwort ganz in der Nähe war. Sie sah sich um. Rechts neben dem Computer lag ein Notizbuch. Auf dem dunklen Glaceledereinband war mit Goldprägung das komplizierte Zeichen eines Wappens eingepägt. „Die Familiensymbole“, dachte sie. Ohne Eile, wie jemand, der sehr viel Zeit hat, begann sie die beschriebenen Seiten durchzublättern. Für gewöhnlich wählt man die Daten eines persönlich bedeutenden Ereignisses als Gedächtnisstütze für den Zugangscode, oder man nimmt eine sehr einfache sechstellige Zahlenfolge. Als Kennwort nimmt man in der Regel einen vertrauten Namen. Schon auf den Seiten für den Juni fand Jacqueline etwas derartiges. In Ivéroffs großer, ausgreifender Handschrift stand dort: Letztes Drittel Juni 2002 – Jacqueline. 36 20 02. Das Londoner Model war wie vom Schlag getroffen. Sie erstarrte. Dies konnte doch unmöglich sein, sollte er etwa vorausgesehen haben, dass sie sich in den Computer einschleichen wollte. Und er wollte noch beim Stehlen seines eigenen Geldes behilflich sein? Ein unglaublicher Typ! Sie würde sich noch ernsthaft in ihn verlieben. Auf den nächsten Seiten kamen weitere Hinweise: Erstes Drittel Juli 2002 – Jacqueline. 17 20 02. Zweites Drittel Juli 2002 – Jacqueline. 27 20 02. Letztes Drittel Juli 2002 - Jacqueline. 37 20 02. „Ivéroff ist ein Prophet, ein Hellseher! Er wusste es, er hat vorausgesehen, dass ich mich an diesen Computer setzen und versuchen würde, hineinzukommen, und er wollte mich vor der quälenden Suche nach dem Geheimcode bewahren. Was für eine Großzügigkeit!“ Der dramatische Diebstahl wurde zu einer Farce. Die Scheu vor einem Verbrechen wich dem beschwingten Gefühl des „Alles ist erlaubt“. „Warum hat er das getan?“, überlegte

Jacqueline. „Um mir seine Sympathie zu zeigen? Um sich interessant zu machen? Oder bezeugen diese Notizen seine Rachsüchtigkeit: André Ivéroff steht ganz oben, auf dem hohen Sockel, er ist ein Hellseher und Lenker menschlicher Schicksale, und Jacqueline March ist ganz unten – ein gefallener Engel, eine reiche Diebin, aber eine arme Seele. Handelt es sich um eine Liebeserklärung, oder beschuldigt er mich der Gottlosigkeit? Aber kann es mir denn nicht ganz egal sein, was dieser unglaubliche Typ gedacht hat? Das ist mir doch völlig schnuppe! Vor mir liegt eine riesige Menge Geld, zum Greifen nahe – allein darauf kommt es an!“ Die Augen des Modells leuchteten vor Freude auf. In diesem Moment wirkte sie so verführerisch wie nie. Es war, als strahle ihre Seele vor engelsgleicher Keuschheit. Was würde sie auf seinen Bankkonten finden? Hatte er ihr vielleicht einen Streich gespielt? Was wäre, wenn sie plötzlich nur Tausend Euro fände? Oder sogar noch weniger? Wie viel hatte er ihr auf seinem Girokonto hinterlassen? Die Gier nach Bereicherung fiel wie eine schwere Hypnose über sie. Sie gab als Benutzernamen „Jacqueline“ ein. Es schien ihr eine Ewigkeit zu dauern, bis auf dem Bildschirm, vor dem Hintergrund eines wunderbar blauen Himmels, mehrere Symbole erschienen. Jacqueline wählte ein Symbol, das eine Pyramide aus Goldmünzen darstellte, gab als Kennziffer die Zahlenfolge 36 20 02 ein und klickte zweimal mit der Maus. Sofort öffnete sich ein Programmfenster mit sämtlichen Informationen: der Name der Bank, die Kontonummer des Benutzers und der Kontostand. Jacqueline March war zunächst außer Stande zu verstehen, welcher Betrag ihr zur Verfügung stand. Es waren so viele Ziffern, dass sie geraume Zeit brauchte, die Nullen zu zählen und die Summe auszurechnen. Aber nachdem sie endlich begriffen hatte, was für ein Vermögen ihr zu Füßen lag, verlor sie vollständig die Kontrolle über sich und kreischte vor Entzücken auf! Es war der Schrei einer Neugeborenen! Das Aufjuchzen einer Wahnsinnigen! Es war ein Gurgeln verzweifelten Jubels. Die junge Australierin begann unwillkürlich mit den Fäusten auf den Computertisch zu schlagen, sie küsste die Seite in dem Notizbuch, auf der der Zugangscod stand. Sie hatte plötzlich das Bedürfnis, diese entzückende Zahl an ihre Brust zu pressen. Das Herz wollte ihr aus dem Leibe springen, ihre Seele verlangte wieder und wieder, auf den Monitor zu schauen, um sich immer noch mal davon zu überzeugen, dass dort genau acht Ziffern standen. Der Computer zeigte beharrlich einen Betrag von 67 Millionen Euro an. Eine Sechs, eine Sieben und sechs blanke Nullen. Die Zahl wurde durch keine Punkte, Kommas oder andere Zeichen

unterbrochen. Jacqueline war sich jetzt vollkommen sicher: Dort erwartete sie die Summe von 67 Millionen Euro. Sie setzte ihre Manipulationen an der Tastatur des Computers fort, und wenige Minuten später war das Geld von Ivéroffs Konto nach Melbourne und London umgezogen. Wo aber waren seine Milliarden? Der Jubel wich einer fieberhaften Suche nach Ivéroffs übrigen Konten. Nach einer Stunde angestrengter Arbeit wurde ihr allmählich klar, dass sie keine Chance hatte, das Gros von Ivéroffs Kapital zu finden. Es war auf geheimen Depositenkonten angelegt. Es lag hinter geheimen Schlössern versteckt, hinter sieben Siegeln. Während der erste Kuss bei Jacqueline einen süßen Schwindel erzeugt, der erste Mann sie zum Stöhnen gebracht hatte, der erste Gang über den Laufsteg ihren Ehrgeiz angeregt ihr erstes Verhältnis ihr Streben zu den oberen Gesellschaftsschichten an den Tag gelegt und ihr erstes riesiges Honorar den Geschmack am Luxus geweckt hatte, so wurde mit ihrem ersten Diebstahl ihre Neigung zu verräterischen und schändlichen Taten offenbar. Sie brach die Suche nach Ivéroffs Geld ohne Erfolg ab. Da es ihr unehrenhaft erschien, wenn sie auf dem Konto nichts, keinen einzigen Cent zurückließe, gab sie per Internet die Anweisung an ihre Mailänder Bank, 230 Euro auf Ivéroffs Konto zu überweisen. Warum gerade so eine jämmerliche Summe? Diese Frage konnte sie sich selbst nicht beantworten. Jacqueline blätterte noch einmal das Notizbuch des Fürsten durch. „Und warum hast du mir nur einen so erbärmlichen Teil deines Kapitals hinterlassen, du unglaublicher Mensch? Bin ich dir etwa nicht mehr wert? Das ist doch weniger als ein Prozent deines Vermögens. So viel kostet gerade mal eine deiner Yachten. Du bist ein Geizkragen, Fürst. Ich werde dich wohl finden müssen. Du musst mir freien Zugang zu deinen Konten gewähren, das ist deine Pflicht. Aber wir müssen nichts übereilen, wir haben Zeit. Jetzt ist erst einmal die Pappalardo dran. Sie hat bestimmt etwas unglaublich Effektives vorbereitet. Dieses durchtriebene Weib wird auf ihre Art an Ivéroffs Geld heran kommen. An mir haben die beiden schon verdient, sie und die Bolles. Jetzt bin ich an der Reihe, von ihnen meinen Anteil einzufordern. So leicht kommen mir die nicht davon. Ich muss die Seiten aus dem Notizbuch heraus reißen, auf denen der Fürst mir die Hinweise aufgeschrieben hat, wie ich in seinen Computer gelangen kann, vielleicht werde ich das noch als Alibi brauchen. Und dann gehe ich schlafen. Es ist schon nach vier Uhr. Morgen früh um acht Uhr soll ich die drei treffen“.

Die schöne Jacqueline kehrte in ihre Kajüte zurück.

## Kapitel 16

Sismonda Pappalardo ging eilenden Schrittes zu Madame Ponsens Wohnung. Sie redete laut und heftig gestikulierend mit sich selber, und es hatte den Anschein, als verlaufe diese Unterhaltung nicht zu ihrer Zufriedenheit. Ihre magere Gestalt, der gravitatische Gang, das unglaublich lange Kleid und ihre roten Haare, die im Meereswind wehten, gab ihrer Erscheinung etwas Entschlossenes. Der Quai des Deux Emmanuel war beinahe menschenleer, nur an den Liegeplätzen entlang standen hier und da ein paar Pärchen, die sich reglos umarmten. Die Florentinerin stieg in ein Taxi und gab dem Fahrer die Anweisung: „Boulevard de Cimiez, 77“ – die Adresse eines Herrensitzes in einem Nobelviertel von Nizza. An der Franziskanerkirche Notre-Dame-de-Cimiez zahlte die Frau und stieg aus. Sie ging noch ein paar Hundert Meter zu Fuß und näherte sich dann etwas außer Atem dem kleinen Gebäude, in dem Ivéroffs Juristin wohnte. Das Haus lag in völliger Dunkelheit. Es war die Zeit des tiefsten Schlafes. Zur Straße hin war das Grundstück mit Magnolien und Fliederbüschen bepflanzt, im hinteren Teil erhoben sich uralte Tannen und Trauerweiden. Von ihrem verbrecherischen Vorhaben erregt, blieb Signora Pappalardo vor der Eingangstür stehen und zog die Schlüssel aus der Tasche. Sie beugte sich vor, um das Schlüsselloch zu suchen. Im selben Moment klingelte ihr Handy. In der stillen Straße wirkte der piepsende Ton fast wie Donnerrollen. Die Florentinerin schrak zusammen und verlor fast das Bewusstsein. Sie fürchtete, dieser unerbittliche Ton würde nicht nur das schlafende Haus, sondern die ganze Umgebung aufwecken. Hastig brachte Sismonda Pappalardo das Telefon zum Schweigen. „Wer ist denn da?“, fragte sie flüsternd. „Bolles“ „Was ist los?“ „Ich wollte nur hören, wie es läuft.“ „Scher dich zum Teufel, du Idiotin!“ Pappalardo schaltete gereizt das Telefon aus. Jetzt musste sie erst einmal Luft holen und zu sich kommen. Sie steckte sich eine Zigarette an, zögerte noch einen Moment und betrat dann entschlossen das Haus.

Die Juristin bewohnte drei Zimmer im Souterrain. Das Neonlicht der Straßenbeleuchtung drang kaum durch die Fenster. Signora Pappalardo bemerkte, dass der Kapuzineraffe aufgewacht war. Er saß auf einem kahlen Ast. Der Faun war nicht mehr als 15 Zentimeter groß und hatte in dem geräumigen Käfig zwischen dekorativen Bambuspflanzen reichlich Bewegungsfreiheit. Jetzt erschien auf seinem Gesicht ein

fragender Ausdruck. Kapuzineraffen sind bekannt für ihre Aufgewecktheit. Michele sah aus, als wollte er fragen: Wer sind Sie? Was führt Sie zu uns? Signora Pappalardo wusste, dass der Affe gern Walnüsse aß. Sie hatte für diesen geheimen Besuch einige Nüsse vorbereitet, die sie zuerst in einer Arseniklösung, dann in einem Aufguss von *Amanita muscaria* eingelegt und anschließend sorgfältig getrocknet hatte. Die wollte sie Madame Ponsens Liebling jetzt „servieren“. Zuerst war der Affe ganz still. Sobald aber die Florentinerin versuchte, sich ihm zu nähern, begann er Geräusche von sich zu geben, die wie das Knurren eines kleinen Hundes klangen. Signora Pappalardo zog die kleine Tüte mit den geschälten Walnüssen aus der Tasche, suchte die größte heraus und hielt sie dem Affen hin. Der Kapuzineraffe knurrte nur umso lauter. Da erinnerte sie sich an den Rat des Tierarztes und begann, mit beruhigender Stimme zu singen. „Ich muss ihn anlächeln“, redete sie sich zu. „Aber es ist zu dunkel, ich sollte eine kleine Lampe einschalten.“ Sie fand eine Stehlampe, und das Zimmer wurde heller. Jetzt erkannte sie deutlich das schwarzbraune Fell des Kapuzineraffen, seine lebhaften braunen Augen. Der Affe sah Signora Pappalardo an, seine ausdrucksvolle Mimik veränderte sich unentwegt: mal traurig, mal freudig, mal empört und dann wieder erstaunt. Entweder war Signora Pappalardos Stimme zu schrill, oder das Tier spürte ihre bösen Absichten, jedenfalls wollte Michele sich einfach nicht beruhigen, und er nahm das Fressen nicht an. Signora Pappalardo begriff, dass sich die Sache auf diese Art sehr in die Länge ziehen konnte und entschloss sich zu ihrem Ersatzplan. Sie zog ein Zigarettenetui aus der Tasche, nahm ein Klümpchen Haschisch daraus hervor, zerkrümelte es auf dem Metalldeckel des Etuis und zündete es an. Als der Rauch in die Höhe stieg, blies sie ihn dem Tier direkt ins Gesicht. Zuerst floh Michele in den hinteren Teil des Käfigs, wo er sich in einem Gestrüpp aus trockenen Zweigen versteckte, aber nach und nach beruhigte er sich und begann, den betörenden Rauch des iranischen Hanfs neugierig einzuatmen. In fünf Minuten wird er zu kichern anfangen, und in zehn Minuten streckt er die Pfote nach den Nüssen aus, ging es Signora Pappalardo durch den Kopf. Und tatsächlich: sie löschte das Haschisch, verwahrte die Überreste in dem Etui und fütterte den Affen mit dem vergifteten Fressen. Als das Tier die sechste und letzte Nuss gefressen hatte, schaltete Signora Pappalardo die Klimaanlage auf volle Kraft, um den verräterischen Geruch aus dem Raum zu blasen.

Dann löschte sie das Licht. Einige Zeit später schaltete sie auch die Klimaanlage ab und verließ das Haus.

Bald darauf lag sie schon in ihrer Kajüte auf der „Heiligen Geist“ in tiefem Schlaf.

Am Morgen des 25. Juni hingen die Wolken so tief über dem Meer, dass der dichte Regen sie wie mit groben Stichen an den grauen Wasserspiegel des Ligurischen Meeres festzunähen schien. Es war feucht und schwül. Die Bettwäsche klebte an Jacquelines Körper. Die Uhr zeigte 8.20 Uhr. „Seltsam“, wunderte sie sich. „Ich erwache als Besitzerin eines Kapitals von 80 Millionen Euro, aber spüre keine Veränderung in meinem seelischen Zustand. Außerdem scheint mir das Wetter nicht zu bekommen, und wenn ich an das bevorstehende Gespräch mit den bewussten Damen denke, packt mich die Wut. Ich fliege heute nach London. Aber meine Gedanken sind ganz woanders, die ganze Zeit gehen mir irgendwelche banale Nichtigkeiten durch den Kopf und machen mich nervös. Wo ist sie, die freudige Stimmung einer Millionärin? Wo ist er, der Jubel der Eigentümerin eines großen Kapitals? Ich könnte mir jetzt sehr Vieles leisten – aber ich habe kaum Wünsche. Man fängt tatsächlich an zu zweifeln, ob das große Geld wirklich die magische Substanz ist, die den Menschen vollkommen glücklich macht? Was ist, wenn ihn die Melancholie überfällt? Kann nicht auch ein Reicher schlechte Laune haben? Ob ich mich jetzt beim Einkaufen wohl immer noch so zurückhalten werde, so wie früher? Oder werde ich mir alles leisten, wovon ich geträumt habe, als ich diese vielen Millionen noch nicht besaß? Werde ich jetzt zur Verschwenderin oder siegt doch der Geiz? Man sagt ja: ‚Bin ich denn arm, dass ich mich teuer kleiden müsste‘. In diesem Augenblick wurde Jacqueline durch das Klingeln des Telefons in ihren Überlegungen unterbrochen. „Hier Bolles. Bist du schon wach, Jacqueline?“ „Ja!“ „Wir warten im Salon auf dich.“ „Okay!“ Plötzlich ertappte sich das Model wieder bei dem Gedanken, dass ein Mensch, ganz gleich, wie viel Geld er besitzt, gleichwohl gezwungen ist, mit Personen zu tun zu haben, die ihm unangenehm sind. „Wozu brauche ich diese Tanten? Um mein Vermögen zu vergrößern?“, überlegte sie. „Ich verstehe mich selber nicht. Seit ich dieses viele Geld habe, bin ich vollkommen durcheinander“. Sie stand auf, ging ins Badezimmer und betrachtete sich im Spiegel. Plötzlich bekam sie zu ihrer eigenen Überraschung Lust, zum ersten Mal in ihrem Leben, sich vor sich selber zu verbeugen. Sie tat es drei Mal hintereinander. „Prima,

mein Schatz“, dachte sie. „Mit 20 Jahren zu so einem Kapital zu kommen! Ich bin doch ein kluges Köpfchen! Wenn das nicht eine wirklich göttliche Schicksalsgabe ist! Niemand kann mir einen Diebstahl nachsagen, nicht einmal ich selbst. War das überhaupt ein richtiger Diebstahl? Habe ich etwa gestohlen? Der Fürst hat mir das Geld einfach geschenkt. Es war seine Idee, es war sein Wunsch, meinen Wohlstand zu mehren. Aber warum hat er das getan? Das ist die Frage, die ich mir mein ganzes Leben lang stellen werde. Wenn Ivéroff sich in mich verliebt hat, warum hat er mich dann so überstürzt verlassen? Und wenn er sich über mich lustig machen wollte, bleibt ebenfalls die Frage: warum? Doch nicht etwa, um mir damit zu zeigen: Wenn ich dich als meine Sklavin für ein Jahr gekauft habe, kann ich mit dir machen was ich will? Ich wüsste zu gern den Grund für sein extravagantes Handeln. Nicht, weil ich ihm bittere Vorwürfe machen will, sondern um seine Psyche besser zu verstehen, damit ich ihn um so sicherer lenken kann. Schließlich war er es, der durch sein Millionenhonorar Bedürfnisse in mir geweckt hat, die ich bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht kannte. War ich früher etwa genauso schrecklich und gefährlich? Keineswegs! Es war Ivéroffs Angebot, als Gegenleistung für seine Millionen mit ihm zusammen zu leben, das zu dem Samen wurde, aus dem meine unstillbare Leidenschaft zum Geld erwuchs. Dabei hat alles ganz anders angefangen. Von klein auf hat man mir beigebracht, dass der Erfolg in der Arbeit den Menschen glücklich macht. Dies sei und bleibe das oberste Gebot! Und warum haben sich all diese Lektionen in einem einzigen Augenblick in Nichts aufgelöst? Warum hat dieser unüberwindliche Drang zum Reichtum alle Lehren meiner Eltern verdrängt? Ja, ich bin eine Millionärin! Aber seltsam, ich muss gestehen, dass ich gerade jetzt mich immer heftiger danach sehne, mehr und mehr Geld zu besitzen, und ich will mit derselben Beharrlichkeit mein Kapital mehren, mit der manche Frauen sich die Nägel und die Haare wachsen lassen. Aber muss ich überhaupt so aufrichtig zu mir sein? Nützt mir diese Ehrlichkeit denn bei der Jagd nach Reichtum? Nein! Es ist nicht ungefährlich, in den Spiegel seiner Seele zu schauen. Alle Menschen jagen dem Geld hinterher, und deshalb muss auch ich jetzt in den Salon eilen. Man sollte seinem Gewissen keine verfänglichen Fragen stellen, und mit seiner Ehre nicht so kleinlich sein. Wie komme ich jetzt voran? Ich muss Ivéroff finden! Sein Kapital ausfindig machen. Noch reicher werden!“ Jacqueline lächelte ihrem Spiegelbild zu, verbeugte sich noch einmal und machte sich zum Ausgehen fertig.

Im Salon frühstückte man. Bolles las Zeitung, Pappalardo stocherte mit der Gabel in einem Omelett mit Tomaten herum, und Ponsen trank, den Kopf nach hinten gelegt, mit kleinen Schlucken einen starken Kaffee. Jede war in ihre Gedanken vertieft. „Guten Morgen. Ich wünsche allen einen erfolgreichen Tag. Ich bin bereit, mich ganz der Suche nach dem Fürsten zu widmen. Sie wissen ja, wie sehr ich ihn liebe und wie sehr ich mich nach ihm sehne“, sagte das Model, als es in den Salon betrat. Die erfahrenden Damen schenkten der Aufrichtigkeit dieser Worte keinen Glauben. Erst als Jacqueline sich an den Tisch gesetzt hatte und sich Kaffee einschenkte, lächelte Signora Pappalardo sie reichlich lustlos an. Madame Ponsen musterte die Schönheit mit einem gleichgültigen Blick. „Können wir anfangen?“, begann Ann-Valérie. „Wer ruft im Konsulat an?“, fragte Sismonda Pappalardo. „Ich!“, Madame Bolles wählte die Nummer des russischen Generalkonsulats in Marseille. Im Salon wurde es totenstill. Die Nerven der Frauen waren gespannt wie bei den Angehörigen eines Angeklagten vor der Urteilsverkündung.

Der diensthabende Diplomat Monsieur Schindjapkin musste sich in seinem Büro immer mit einem gewissen Ekelgefühl zwingen, den Telefonhörer abzunehmen. Kusma Iwanowitsch war es mittlerweile schon gewohnt, dass die Stimme am anderen Ende der Leitung jedes Mal Dinge wünschte oder forderte, von denen er selber keine Ahnung hatte, keine Ahnung haben wollte, und die er sicher nicht tun wollte. Es gibt zwei Kategorien von Taugenichtsen: die einen halten sich für hochbegabt, aber in ihrem Wert nicht genügend geschätzt und ungerechter Weise benachteiligt; die anderen wissen sehr genau, dass sie dumm sind und nichts taugen und ebenen sich ihren Lebensweg durch Kriecherei und penetrante Hartnäckigkeit. Der russische Diplomat Schindjapkin gehörte zur ersten Kategorie. Er dachte gähnend, wie sehr ihn doch dieser undankbare Dienst ermüde, hob nichtsahnend den Hörer ab und sagte: „Generalkonsulat der Russischen Föderation.“ „Hier Bolles. Diesen Montag, dem 24. Juni, ist Fürst André Ivéroff bei Ihnen im Konsulat gewesen. Sein Fahrer hat berichtet, dass der Fürst einen neuen russischen Pass entgegengenommen und sich dann entfernt habe. Wir, seine Angehörigen, nehmen an, dass er nach Russland gereist ist, ein höchst seltsamer, befremdlicher Entschluss. Ich suche den Beamten, der mit Fürst Ivéroff gesprochen hat. Wir wissen, dass es sich um einen etwa 50-jährigen, kräftig gebauten Herrn mit einer ungewöhnlichen, sehr originellen Begabung handelte. Könnten Sie uns eventuell



helfen?“ „Welch phänomenaler Zufall“, dachte Monsieur Schindjapkin. Der Diplomat wurde sehr lebhaft und begann fieberhaft nach einer Idee zu suchen, wie er diesen zufälligen Kontakt ausnützen könnte. Er überlegte, wie er das Gespräch führen sollte, um diese vielversprechende Dame auf keinen Fall entwischen zu lassen. Sein Gesicht leuchtete gierig in Vorfreude auf einen großen Extragewinn. „Ja, ich meine mich zu erinnern“, improvisierte Kusma Iwanowitsch. „Sehr früh am Montag Morgen ist tatsächlich ein sympathischer Herr in einem Rolls-Royce hier gewesen...“ „Wirklich?“, rief Madame Bolles aus. „Haben Sie mit ihm gesprochen?“ „Ja! Aber wir sollte darüber besser nicht am Diensttelefon reden. Sie wissen ja bestimmt, dass in Frankreich die Weitergabe persönlicher Informationen über einen Bürger strafbar ist...“ „Könnten wir vielleicht bei Ihnen vorbeikommen? Oder, wenn es Ihnen Recht ist, lassen wir Sie mit dem Rolls-Royce abholen und unterhalten uns hier auf der Megajacht in Nizza.“ „Oh, auf einer Megajacht!“, dachte der aufgeregte Diplomat schwärmerisch. „Ich erwarte Ihren Wagen um zwölf Uhr fünfzehn bei der Klinik direkt vor der Mairie.“ „Wunderbar, und wir erwarten Sie dann in Nizza, danke.“ Die Pariserin wandte sich sofort an die Juristin. „Liebe Elisabeth, ordne bitte an, dass Bogossian um zwölf Uhr in Marseille vor der Klinik bei der Mairie ist.“

Die Unterhaltung der Damen dauerte noch ungefähr eine Stunde. Die Versuchung, im Zentrum des Geschehens zu stehen und sich in Szene zu setzen, war Madame Bolles wichtiger als ihr Versprechen an Signora Pappalardo, sich gegenüber Madame Ponsen und Jacqueline zurückhaltend zu geben. Beflügelt von ihrem unerwarteten Glücksgriff, sofort auf den richtigen Diplomaten gestoßen zu sein, schwatzte die Pariserin munter drauf los. Dies sollten die anderen Damen anerkennen und sie loben, aber niemand verlor ein Wort darüber. Madame Bolles deutete es als Eifersucht. Den russischen Diplomaten zu einem Privatgespräch in Nizza zu überreden – das war doch zweifellos ein großartiger Erfolg. „Es läuft alles ganz ausgezeichnet“, sagte Madame Bolles. „Wir können damit rechnen, unseren André in allernächster Zeit zu finden. Ich bestehe darauf, dass wir nach Moskau fliegen. Dem Fleißigen winkt das Glück.“ Madame Bolles hatte alles, was sie in ihrem Leben erreicht hatte, nur sich selbst zu verdanken, deshalb wusste sie so gut wie niemand sonst, dass ein schlafender Hund keinen Hasen fängt. „Weiter gibt es nichts zu besprechen“, sagte die Juristin trocken. „Vor drei Uhr wird dieser Mensch ohnehin nicht hier erscheinen. Und was weiter zu tun ist, können

wir erst entscheiden, wenn wir mit ihm gesprochen haben. Ich fahre jetzt nach Hause. Ich muss noch frisches Obst für Michele kaufen. Wie es ihm wohl gehen mag? Wahrscheinlich hat er Sehnsucht!“ Madame Ponsen bestellte das Auto, erhob sich mühsam und ging langsam zur Tür. Sogleich war die Florentinerin an ihrer Seite. Sie nahm deren Hände, sah ihr mit einem beschwörenden Blick fest in das gealterte Gesicht und ließ einige Minuten lang ihre schwarze Magie auf Madame Ponsens Energiefeld wirken. Dann trennten sich die Frauen. „Ich möchte schlafen. Die Nacht war sehr anstrengend.“ Jacqueline begab sich in ihre Kajüte. „Ohne Elisabeth kann nichts Wichtiges geschehen“, redete sie sich zu ihrer Beruhigung zu. „Wir müssen jetzt auf den Diplomaten warten, und dann sehen wir weiter.“

Kaum war sie mit Signora Pappalardo allein, fing Madame Bolles sofort an, sie über ihren nächtlichen Besuch in Madame Ponsens Wohnung auszufragen. Aber die Florentinerin war nicht sehr gesprächig. Sie wollte nur ungern an die Ereignisse der vergangenen Nacht erinnert werden. Obwohl sie von Natur aus eine heimtückische, und herzlose Frau war, hatten ihr die Gedanken an den Kapuzineraffen nicht in Ruhe gelassen. Was war mit ihm? In welchem Zustand würde Elisabeth ihn heute morgen finden? Sie erwartete jeden Augenblick ihren Anruf, all ihre Sinne waren voll darauf konzentriert. Plötzlich hatte Signora Pappalardo das Gefühl, dass sie diese Situation schon einmal durchlebt hatte, im Traum oder in der Realität. Irgendetwas an dieser Geschichte kam ihr stechend bekannt vor. Aber dieses Gefühl war nicht verwunderlich: Signora Pappalardos Gedächtnis war voller solcher Geschichten, und jedes Mal, wenn sie sich in Aufregung befand, kamen diese an die Oberfläche. Jetzt konnte keine Kraft der Welt sie noch an der Ausführung ihrer tückischen Pläne hindern. Jeder Versuch, sich ihr in den Weg zu stellen, würde auf ihre unbändige, teuflische Kraft stoßen. Aber wie hatte sie sich verändert! Wie viel vorteilhafter sah sie jetzt aus! Ihre trüben Augen leuchteten in rasender Leidenschaft, ihre welken Wangen waren von einer frischen Röte überzogen, die schmalen, bläulichen Lippen hatte sich mit Blut gefüllt und schimmerten rot wie bei einem 20-jährigen Mädchen, und ihre Hände waren jetzt so lebhaft wie bei einer Strickerin. Ähnlich wie ein Taschendieb im Augenblick seines Diebstahls einen kräftigen Adrenalinschub erhält, so bekam die Schwindlerin kurz vor dem Finale des von ihr organisierten Schauspiels ein seelisches Aufputzmittel höchster Qualität. Sismonda Pappalardo ging unruhig im Salon auf und ab, wie eine Schauspielerin, die

hinter den Kulissen ungeduldig ihren Auftritt erwartet, wie ein Häftling, den es in die Freiheit zieht. Madame Bolles bemerkte die Aufregung ihrer Komplizin, aber sie enthielt sich aller Fragen und beobachtete nur schweigend die Regisseurin des Verbrechens. Endlich klingelte das Telefon. Hastig stürzte die Florentinerin zum Hörer. „Ja, Pappalardo!“, sagte sie. Sie zwang sich, mit ruhiger, unbesorgter Stimme zu sprechen. „Ach, Sismonda! Michele...“, sagte die Juristin unter Tränen. „Was ist mit Michele?“, rief die Florentinerin erregt. „Michele...“ „Rede doch, liebe Elisabeth“, drängte Signora Pappalardo. „Michele ist schwer krank“, stieß die arme Frau schluchzend hervor. „Er hat sich erbrochen, und ist er bewusstlos. Er reagiert auf mich nicht und macht die Augen nicht auf...“ Madame Ponsen weinte wieder. „Hast du den Tierarzt gerufen?“ „Ja!“ „Beruhige dich. Ich bin eine berühmte Heilerin und bringe jeden Kranken wieder auf die Beine. „Ich flehe dich an, Sismonda, komm sofort. Mir geht es selbst sehr schlecht.“ „Wo wohnst du?“ „Boulevard de Cimiez, 77.“ „Ich bin schon unterwegs.“ „Warte hier auf mich“, wandte sich die Florentinerin an Madame Bolles. „Pass auf die March auf. Ponsen braucht meine Hilfe.“ „Kannst du mir nicht sagen, was passiert ist?“ „Nein! Du hast mir versprochen, widerspruchslos zu gehorchen. Ich habe dir gesagt, warte!“ Signora Pappalardo zündete sich eine Zigarette an, nahm ihre geheimnisvolle Tasche und verließ den Salon. Jetzt konnte sie ohne alle Heimlichkeit zu dem Taxifahrer sagen: „Boulevard de Cimiez, 77.“

Die Wohnungstür war offen. Signora Pappalardo fand die Bewohnerin in besinnungslosem Zustand liegend. Aus dem Käfig klang schwaches, fast menschliches Stöhnen. Sismonda brauchte Madame Ponsen lebend, deshalb stürzte sie sofort zu ihr. Sie beherrschte die Kunst des Heilens ebenso geschickt wie die Kunst des Vergiftens. Zuerst verabreichte sie einige Baldriantropfen, dann etwas „Melanie“ gegen den Schock. Signora Pappalardos Hände, von positiver Magie aufgeladen, strichen über das Gesicht der armen Frau, sie wollte die Ganzheit ihres Energiefeldes wieder herstellen, das sie durch ihre eigene Hexenkunst zerstört hatte. Madame Ponsen nahm jetzt ihre Umwelt nur verzerrt wahr, wodurch ihr Biorhythmus grundlegend durcheinander geriet und eine pathologische Krise hervorgerufen wurde. Die Florentinerin versuchte, mit ihrer positiven Energie auf den kaum atmenden Körper einzuwirken und die Gesundung einzuleiten. Die Bewegungen, mit denen sie ihr heilendes Fluidum aussandte, waren so intensiv, dass es schien, sie sei fähig, Tote ins Leben zurück zu holen. Dann rieb sie

Madame Ponsens Hals mit einer Salbe aus Rapsöl, Milch aus unreifem Mohnköpfen und einem Extrakt von Löwenzahnblüten ein. Ähnlich wie der letzte kleine Strohalm den Rücken des überladenen Maultieres brechen kann, so hätten vielleicht auch Signora Pappalardos Kräfte, im Übermaße angewandt, der Kranken Schaden zufügen können. Die Florentinerin hielt inne. Sie spürte, dass es der bejahrten Frau bereits besser ging und keine Lebensgefahr mehr bestand. Signora Pappalardos Stolz war befriedigt. Kaum kam Madame Ponsen zu sich, klingelte es an der Wohnungstür. „Sei unbesorgt, meine Liebe, ich mache schon auf“, sagte die Florentinerin mit sanfter Stimme. Kurz danach betrat ein hochgewachsener junger Mann die Wohnung. In seinem Äußeren erkannte man deutlich seine arabische Herkunft: krause schwarze Haare, ein schmales Gesicht mit Leberflecken, runde braune Augen. Sein freundliches Aussehen und sein unglaublich nettes Lächeln wirkten sehr einnehmend. „Khanoussi, ich bin der Tierarzt, guten Morgen, Madame. Ist dem Kapuzineraffen etwas passiert? Wo ist der denn? Ich sehe Ihnen an, dass Sie in großer Sorge um ihn sind. Ah ja, er ist in seinem Käfig.“ Monsieur Khanoussi trat zu dem Affen und begann ihn sorgfältig zu untersuchen. Das arme Tier lag bewusstlos in seinem Erbrochenen, sein Fell war schweißverklebt, der Puls ging schnell und war kaum spürbar, die Atmung schwach und rasselnd. Der Tierarzt stellte krampfartige Muskelkontraktionen fest, die nicht regelmäßig kamen, sondern anfallartig. Monsieur Khanoussi stellte rasch seine Diagnose: eine Vergiftung. „Was hat er gefressen?“, fragte er. „Bananen, Äpfel, Nüsse, trockene Feigen und gedörrte Pflaumen.“ „In Bananenschalen finden sich manchmal pflanzliche Gifte“, überlegte der Tierarzt. „Hat er möglicherweise die Schalen gefressen?“ Khanoussi schrieb ein Rezept auf, versprach, am Nachmittag anzurufen und verabschiedete sich. Für eine längere Plauderei mit den Damen hatte er keine Zeit. Der Tierarzt musste noch einen weiteren Besuch machen.

Signora Pappalardo sah sich das Rezept an und ächzte: „Liebe Elisabeth, lass mich bitte selbst deinen lieben Michele heilen. Die Empfehlungen Monsieur Khanoussis sind unter aller Kritik. Auf diese Art können wir tagelang an deinem Kapuzineraffen herumkurieren, ohne irgendein Resultat. Ich bin ebenfalls der Meinung, dass es sich um eine ernste Vergiftung handelt. Wenn wir nicht schnell handeln, könnte sich der Zustand des Tieres noch erheblich verschlechtern. Falls sein Organismus zum Beispiel Oxalsäure aufgenommen hat, könnten seine Nieren schweren Schaden nehmen, sollte er

chlorierte Kohlenwasserstoffe getrunken haben, würde die Leber stark in Mitleidenschaft gezogen, im Falle einer Vergiftung durch Nitrate oder Anilin würde die Versorgung der lebenswichtigen Organe mit Sauerstoff gestört, wenn es sich um Stickoxide handelt, droht ein toxisches Lungenödem, bei organischen Verbindungen des Phosphors ein Koma oder eine Lähmung. Diese modernen Ärzte oder Tierärzte sind erstaunlich leichtsinnige Menschen. Sie denken nur daran, Geld zu verdienen. Sie halten sich selten mehr als 10 Minuten bei einem Patienten auf. Also, meine Liebe, was sollen wir tun? In die Apotheke laufen oder uns unverzüglich an die Arbeit machen und das arme Wesen mit Hilfe meiner eigenen Erfahrung heilen? Mir tut dein Michele so leid.“

„Bist du sicher, dass du ihn retten kannst?“, fragte Madame Ponsen mit der Stimme eines gebrochenen Menschen. „Meine Liebe, erst vor ein paar Minuten habe ich dich selber ins Leben zurück geholt!“ „Dann fang an“, sagte die Hausherrin matt und ließ sich aufs Sofa sinken. Sie fühlte sich immer noch sehr schlecht. „Hast du gewöhnliche Milch im Haus?“ „Im Kühlschrank“. Signora Pappalardo kochte die Milch auf, holte einen Aufguss aus Lein- und Zitwersamen und gestoßener Engelswurz aus ihrer Tasche und flößte diese Lösung dem Kapuzineraffen ein.

Die ganze Prozedur begleitete die Florentinerin immer wieder mit intensiven Bewegungen, mit denen sie Micheles Rachenschleimhaut mit dem Stück von einem Narwalzahn einrieb. Es gibt den Glauben, dass ein Amulett aus dem Zahn dieses Säugetieres sehr wirksam gegen Vergiftungen sein kann. Inzwischen setzte bei Madame Ponsen die Wirkung der Alkaloide ein und sie sank langsam in Schlaf. Physisch und psychisch erschöpft. So erschüttert sie von den Ereignissen der letzten Zeit war, spürte sie plötzlich eine ungeahnte Ruhe, eine Gleichgültigkeit gegenüber allem, was um sie herum vorging, und in ihrem Kopf bildeten sich leichte, angenehme Halluzinationen. Signora Pappalardo beobachtete, wie sich Ponsens Zustand veränderte und beschäftigte sich noch eifriger mit dem Kapuzineraffen. Obwohl auch sie mittlerweile Müdigkeit spürte, setzte sie ihre Arbeit mit rastlos fort, in Gedanken unentwegt bei der Verwirklichung ihres raffinierten Planes. Es liegt in der Eigenart von Zauberern, keine Möglichkeit ungenutzt zu lassen, mit ihrem Können zu glänzen. Sismonda Pappalardo herrschte in fremden Wohnungen wie Politiker im Parlament, wie Bauern auf dem Wochenmarkt. Ihr Stolz der Hellseherin wetteiferte mit ihrer ungestümen Leidenschaft der Gaunerin, die davon träumte, das riesige Vermögen des Fürsten an sich zu reißen –

und gewann. Endlich stabilisierte sich Michele's Atem. Dann fing er an, die Flüssigkeit, die die Florentinerin ihm gerade eingeflößt hatte, wieder von sich zu geben. Als das Erbrechen aufhörte und der Affe wieder ruhig war, machte sich Signora Pappalardo daran, den Käfig sorgfältig zu säubern. „So“, murmelte sie vor sich hin, „Steine zerstreuen hat seine Zeit und Steine sammeln hat seine Zeit.“ Sie trug den Faun ins Badezimmer, wo sie ihn gründlich wusch. Dann wickelte sie ihn in eine leichte Decke, legte ein kleines Stückchen Haschisch auf seine Zunge und bettete das hilflose Wesen aufs Sofa neben Frau Ponsen. „Schlaf, mein Kleiner, jetzt wird es dir bald besser gehen“, sagte sie und ließ sich erschöpft in einen Sessel fallen. Jetzt sollte sie die Früchte ihrer Arbeit ernten, in die sie ihre ganze Erfindungsgabe gelegt hatte. Der erste Teil ihres Planes war äußerst raffiniert und heimtückisch ausgeklügelt. Zuerst sollte es dem Kapuzineraffen schlecht gehen, um damit bei Madame Ponsen einen Schock auszulösen. Dann sollte Michele durch Signora Pappalardo so vorzüglich geheilt werden, dass Madame Ponsen Vertrauen zu der Heilerin fassen und fest an deren wunderbaren Fähigkeiten der Zauberin glauben sollte.

Die Florentinerin saß in ihrem Sessel, schweigend und tief in Gedanken versunken, wie ein Fischer auf der Pier Pléneuf Val. Sie überlegte, welche Schritte als nächste zu unternehmen seien, um dem Kapital des Fürsten näher zu kommen. Ihre psychische Verfassung war jetzt in etwa die einer Agatha Christie beim Ersinnen neuer ausgefallener Handlungsstränge. Bei aller Heimtücke ihres Charakters besaß sie auch etwas Kindliches, bisweilen gar Naives. Seit dem Augenblick, als die Florentinerin sich der Jagd nach Ivéroffs Kapital angeschlossen hatte, dachte sie ständig daran, sich selbst und den anderen Komplizinnen des abgefeimten Komplottes zu beweisen, dass sie, und nur sie alleine, in der Lage war, die erforderlichen Winkelzüge zu ersinnen, die zum Erfolg führen konnten. Sie war fanatisch von sich selber überzeugt. Hätte jemand sie glauben machen können, sie sei nur eine mittelmäßige Betrügerin, so wäre ihr Selbstwertgefühl vollkommen zusammengebrochen. Allerdings ist Eitelkeit nicht das schlimmste Laster der Menschheit, gibt es doch erheblich widerwärtigere Dinge. Plötzlich zeigte sich auf dem angespannten Gesicht der Florentinerin ein Hauch von einem Lächeln und in den Augen glänzte die Flamme einer vom Schicksal Auserwählten auf. Signora Pappalardo gab sich nur selten irgendwelchen Träumen hin, aber jetzt, als ihre beiden narkotisierten Opfer dort vor ihr lagen und das sagenhafte

Geld des halbverrückten Fürsten zum Greifen nah war, schwebte sie über den Wolken. Welcher Ganove wünscht sich so etwas nicht! Die süßesten Visionen können seinen Verstand betören und ihn weit fort aus der Wirklichkeit und vom Ort seines Verbrechens tragen. Aber Sismonda Pappalardo war mehr als eine Frau und mehr als ein Ganove. Sie war eine große Magierin. Eine Zauberin! Solche Wesen haben kein Geschlecht und keine Berufsethik, sie erkennen weder die Bibel noch eine Staatsverfassung noch die Gesetze der Straße an. In ihnen vermischen sich auf bizarre Weise Schönheit und Abscheulichkeit, Kultiviertheit und Wildheit. Ihre Seele kennt keine Tugend, und die Hinterlist unterjocht alle Regungen des Herzens. Sie sind aus Laster gewebt wie Finanzmagnaten aus ihren Sorgen um den Profit. Wie eine Verführerin sich in ihren Liebhaber verlieben mag, nachdem sie ihn zugrunde gerichtet hat, wurde jetzt die Florentinerin, nachdem sie die Juristin hinters Licht geführt hatte, von ehrlichem Mitleid bewegt. „Die Arme wird sterben, wenn ich ihr Ivéroffs Kapital abgenommen habe“, dachte sie. „Zum wie vielen Male frage ich mich: Wozu braucht sie so furchtbar viel Geld? Ein großes Kapital ist für einen einsamen älteren Menschen wie eine Bombe unter dem Arm, die jeden Moment explodieren kann. Wenn sie mir das Vermögen des Fürsten freiwillig überlassen würde, wäre ich meinerseits bereit, ihr zu versprechen, für sie und ihren Kapuzinerraffen bis ans Ende ihrer Tage zu sorgen. Ist das nicht der beste Beweis für meinen Edelmut? Aber leider wird sie nicht einmal bereit sein, mit mir auch nur darüber zu verhandeln. So wie sich ein Gericht wenig dafür interessiert, wie sich der Angeklagte bei der Urteilsverkündung fühlt, so würde diese Idee Madame Ponsen absurd vorkommen – ihr sind einfache, klare menschliche Entscheidungen einfach fremd. Aber, gnädige Frau Juristin, sie müssen wissen, ich habe genügend Geduld, um mein Ziel zu erreichen. Wenn Sie mir auch Ivéroffs Vermögen nicht überlassen wollen – ich werde trotzdem erfolgreich sein, und irgendwann wird sich das Kapital des Fürsten auf meinen Konten wiederfinden. Und ich bin nicht nachtragend! Ich werde Sie schonen, wie ein Henker, der seinem Opfer ein Taschentuch reicht, damit es sich vor seinem Tod noch einmal schnäuzen kann. Ich werde Sie behüten, wie brave Katholiken eine fette Gans mästen, die fürs Weihnachtsessen vorgesehen ist. Ein Hoch auf alle Betrogenen, die sich mit Verstand in ihr Los fügen! Ewiger Ruhm den Geprellten, die es mit Vernunft nehmen! Wenn alle Bestohlenen, Beraubten, Betrogenen ein wenig mehr Verstand hätten, wenn sie im entscheidenden

Moment auf den Rat von unsresgleichen hören würden, sich mit Würde aus einer ‚pikanten Situation‘ zurück zu ziehen – wie viele Köpfe wären dann auf ihren Schultern geblieben! ‚Gib her, was du hast – und du bleibst am Leben. Gib her, was dir nicht gehört – und es soll dir wohl gehen‘. Man sollte meinen, dies sei eine ganz einfache Weisheit, und doch ist es so schwer, sie zu beherzigen. Deshalb gibt es so furchtbar viele Opfer! Natürlich, es ist schwer einzusehen, dass mein Erfolg Elisabeths beschauliches Leben verfinstern soll. Aber das ist das Gesetz des Daseins! Du kannst erklären, flehen, fordern so viel du willst, der Geprellte sperrt sich stur dagegen, die Dialektik des Lebens zu verstehen: der Starke besiegt den Schwachen, der Geschickte den Tölpel, der Kluge den Dummkopf. So war es immer und so wird es in alle Ewigkeit bleiben! Madame Ponsen und ihresgleichen sind wahrlich unverbesserlich! Ihnen ist nicht zu helfen. Ihre Gattung ist zum dem Untergang geweiht“.

Signora Pappalardo war jederzeit zu einem Kompromiss bereit: wenn sie nur das größte Stück von der Beute bekam und die Sache friedlich abwickeln konnte – das typische Wolfsgesetz. Ansonsten würde sie bis zum letzten kämpfen. Bald werde die Schlafende erwachen und damit die nächste Phase der Schlacht um Ivéroffs Kapital beginnen. Was für Überraschungen würden die Teilnehmer dieses beispiellosen Scharmützels noch erwarten? Wer würde am Ende die Überlegene sein: die Juristin Elisabeth Ponsen oder die Scharlatanin Sismonda Pappalardo?



## Kapitel 17

André Ivéroff kam wieder zur Besinnung, schaffte jedoch nicht die Augen zu öffnen. Jemand schien ein Bügeleisen an jede seiner Schläfen zu halten. Sein Mund war trocken, sein Geschmack bitter und die Zunge klebte am Gaumen. Der Kopf war bleischwer und schmerzte wie nach einem schweren Trauma. Nur langsam kehrte das Bewusstsein zurück. Warum lag er auf einem Bett anstatt auf der nackten Erde, und wo war er? Als er sich etwas aufrichten wollte, versagten die Kräfte und ein Stöhnen entrang sich ihm. Er spürte, wie jemand ihm ein nasses Handtuch auf die entzündete Stirn legte und ein Glas an seine Lippen hielt. „Trink diese Salzlösung, Andrjuscha. Sie bringt deine Kräfte zurück. Ich bin es, Grischka Kuterma.“ Ivéroff bemerkte einen unbekannt scharfen Geruch, nahm vorsichtig einen Schluck, dann einen zweiten und trank danach gierig das ganze Glas aus. Er fühlte sich tatsächlich besser, die Flüssigkeit schien den Brand, den ihm sein Kater verursachte, zu löschen. Nicht ohne Anstrengung öffnete er die Augen und sah sich um. Vor ihm stand der Sergeant a. D. und lächelte, wobei zwei metallische Vorderzähne aufblitzten. Er befand sich in einem kleinen sonnendurchfluteten Zimmer. Das simple Mobiliar, die sauberen hellen Tapeten, einfache abgetretene Läufer aus Leinen, duftende Maulbeerzweige, an den Wänden aufgehängte Spitzenbänder – all dies war bescheiden, aber anständig. Eine solche Einrichtung hatte der französische Aristokrat noch nie gesehen, sie gefiel ihm. „Wo bin ich, werter Grigorij?“ „Du bist also wieder zu dir gekommen, du sonderlicher Mensch. Dies ist die Wohnung von Lenka Muraschkin und seiner Mutter. Alle sind zur Arbeit. Ich arbeite nur jeden dritten Tag, in einer Klinik, und habe den Auftrag erhalten, auf dich aufzupassen. Du hast dir wirklich was geleistet! Auf eine Million verzichtet, dich sinnlos betrunken und mit deinem lauten Schnarchen in den Maulbeerbüschen die herrenlosen Hunde aufgeschreckt. Wir mussten dich zu Muraschkins hinübertragen und aufs Sofa legen. Bist du wirklich noch nie so voll gewesen in deinem Leben?“ „Es geht mir nicht gut, Herr Kuterma. Das war das erste und letzte Mal, dass ich mich so betrunken habe. Von jetzt ab werde ich den Wodka meiden wie meinen ärgsten Feind. Könnten Sie mir vielleicht sagen, wie viel ich gestern getrunken habe?“ „Nicht viel, so um die 400 Gramm.“ „Und jeder von Ihnen?“ „600 bis 700 Gramm und mehrere

Flaschen Bier.“ „Und es geht Ihnen gut?“ „Fabelhaft. Bis 5 Uhr Morgens haben wir Soldatenlieder gesungen und uns Geschichten aus unserer Wehrdienstzeit erzählt. Sag mal, Andrei, hast du auf die Million verzichtet, weil du zu betrunken warst?“ „Mag sein. Ich kann mich an nichts mehr erinnern.“ „Ich habe mir schon gedacht, dass dir der Rausch den Verstand geraubt hat und du nicht wusstest, was du tatest. Ich habe es so bedauert, dass du das Geld nicht bekommen hast, ich hätte heulen können. Platon braucht diese Million überhaupt nicht, unsereiner braucht sie aber sehr wohl. Der Wodka weiß, wie Neulinge genötigt werden können. Doch auf unsere Kameraden hast du Eindruck gemacht. Entschuldige, dass ich eine Flasche nach dir geworfen habe. Ich musste mich doch auf Buinosows Seite schlagen und seine Linie unterstützen. Er finanziert mich nämlich. Ich kriege tausend Rubel jeden Monat, damit ich bei Festen Witze reiße, Gitarre spiele und Lieder singe und immer dabei bin, wenn er es will. Große Sprünge kann ich davon natürlich nicht machen, aber zum Leben reicht es. Wenn man es so nimmt, ist Platon Filippowitsch mein Herr.“ „Und Ihre Arbeit, ist die schwer? Wie wird sie bezahlt?“ „Ich bin Wärter in einer psychiatrischen Klinik. Die kriegen selbst vom Staat fast nichts, was soll man da schon verdienen.“ „Können Sie nicht irgendwo im Business arbeiten, eine Berufsausbildung machen?“ „Das ist mit viel Risiko verbunden. Im Schatten von Buinosow lebe ich ruhiger. Bei Gelagen singe ich meine Lieder und tue, was er fordert, bin so etwas wie der Hausclown und habe mich daran gewöhnt. Gegen Morgen hat er mir heute fünfhundert Rubel zugesteckt und befohlen: ‚Pass auf unseren Freund auf, nimm ihn in deine Obhut. Wenn er wieder zu sich kommt, ruf mich an. Ich schicke ein Auto, um ihn zu holen.‘ Also rufe ich jetzt Buinosow an und sage, dass du okay bist. Dann kann er ja entscheiden, wie es weiter gehen soll.“ „Vielen Dank, aber ich habe mein eigenes Programm. Ich bin doch nach Moskau gekommen, weil ich hier zu tun habe, und wenig Zeit dazu.“ „Wir werden das tun, was Platon sagt.“ „Wieso Platon? Ich bin ein freier Mensch und will meine eigenen Angelegenheiten verfolgen.“ „Ein freier Mensch? Was ist das? Bist du, Freundchen, etwa ein Hörer von Radio Echo Moskau? Oder ein aktives Mitglied der Jabloko-Partei? In Moskau hat jeder und alles seinen Herrn, jeder Busch, jeder Zentimeter Erde, jede Bäckerei, jede Zeile in der Zeitung, jeder Schuss aus einer Makarow; alles gehört jemandem. Ich rate dir: Wenn du Buinosow siehst, flüstere ihm den Namen deines Patrons ins Ohr, und wenn der zu derselben Kategorie wie Platoscha gehört, dann öffnet

sich dir augenblicklich das Tor in die Freiheit. Wenn er deinen Schutzherrn nicht kennt und der im Range tiefer steht oder ganz unten, dann werden wir beide Kollegen, Andrjuscha. Du bist allerdings klüger als ich, du kannst hochkommen und gutes Geld verdienen.“ „Wieso“, ging es Ivéroff durch den Kopf, „bin ich schon ein Gefangener, ein Sklave? Das ist ja eine ganz unerwartete Wendung. Ich habe gelesen, dass in Tschetschenien die Gefangenen wie Sklaven gehalten werden. Doch in Moskau? Allerdings war ich in Frankreich ebenfalls eine Geisel, dort des Warenfetischismus und des eigenen Kapitals. Warum sollte ich nicht mal am eigenen Leib erfahren, wie es sich anfühlt, wenn man in Unfreiheit gehalten wird? An der Leine, wie ein Hund? Warum sollte ich mich nicht selbst erproben durch Gewalt von außen? Die von einem selbst ausgehende Nötigung ist nicht so verführerisch, so herzerreißend wie die Versklavung deines Ich durch einen Anderen. Warum nicht freiwillig anerkennen, dass dieser Andere alle Rechte auf dich und auf dein Ich hat – wobei er lieber gemein und abscheulich als wohlgezogen und intelligent sein sollte? Hei, wo ist mein Knecht Andrjuscha? Leibeigener Iwerow, auf der Stelle zum Patron! Hatte ich mich nicht danach geseht, erniedrigt zu werden? Bitte sehr, Andrei Konstantinowitsch, hier hast du, was du im realen Leben wolltest. Betrüge ich mich nicht selbst? Jeder Sklave strebt mit ganzer Seele nach der Freiheit. Wenn ich mich aber freiwillig der Leibeigenschaft unterwerfen, hab ich dann überhaupt das Recht, mich Sklave zu nennen? Denn ich werde ja nur so lange unfrei sein, wie ich es selbst will. Ist das vielleicht nur eine Kaprice des reichen Ivéroff? Die Jagd eines Milliardärs nach extremen Empfindungen? Eine abgedrehte Spielart des Masochismus? Nein, nein, mit Masochismus hat das nichts zu tun. Ich suche ja keine erotischen Lustgefühle, sondern möchte mich selbst erkennen, meine eigene Welt schaffen. In mir den Hochmut eines Menschen, der alles hat, brechen. In die Virtualität mich begeben, um alles über die Geschöpfe des realen Lebens zu erfahren. Andererseits, wenn wir alle Diener Gottes sind, wer sind wir dann füreinander? Und wenn wir mit diesem unserem Wesen zugleich nach Seinem Bilde geschaffen wurden, müsste er, unser Schöpfer, dann nicht auch selbst so einer sein? Sklave oder Diener einer vollständig unfassbaren, für den Verstand unbegreiflichen Tiefe des Universums? Solange mir nichts passiert, was ich nicht will, bin ich bereit zu dienen. Ich könnte ja mit einem Schlag diesen jämmerlichen Clown Grischka Kuterma abstellen. Ich könnte diese jämmerliche Tür zu Holzspäne zerschlagen, wenn meine

Seele Freiheit forderte. Doch bin ich deswegen nach Russland gekommen? Habe ich, der Herrscher eines virtuellen Universums, es nötig, physische Gewalt gegen einen Bettler und Kostgänger anzuwenden, einen Wärter im Irrenhaus? Muss ich einen schlagen, der schon am Boden liegt? Einen der Allerärmsten körperlich und geistig in den Dreck treten? Die für nichts verantwortliche Familie Muraschkin kompromittieren? Es ist unerlässlich, den eigenen Willen zu brechen und die Freude der dunklen Seiten des Leben zu kosten, in denen ich derzeit gefangen bin. Das Schicksal will mir helfen, Sklave zu werden. Ich sollte ihm für eine derartige Ermutigung dankbar sein. Immerhin bin ich neugierig, welche Arbeit mir Buinosow anbieten wird.“ „Was tun wir jetzt?“, fragte der Fürst kurz. „Wir warten, was Platon Filippowitsch gebietet.“ „Ach, es geht um sogar Gebote? Die Sklaven übertreiben immer die Gefährlichkeit und Härte ihrer Herren, um im eigenen Bewusstsein den Ruf nach Meuterei zu dämpfen.“ „Seinem Glück läuft man nicht davon.“ „Ist es das Los des Menschen, sein Glück in der Sklaverei zu suchen?“ „Mir gefällt das. Ich bin lieber der Leibeigenen eines einzigen Herren als der Sklave von Millionen Beamter. Über mir ist nur Buinosow, dafür brauche mich um den Rest Russlands nicht zu kümmern. Mein Patron tritt überall für mich ein und rettet meinen Kopf. Wie es so schön heißt, Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Grischka Kuterma nahm das Telefon und wählte. „Platon Filippowitsch, Ihr Klugscheißer ist zu sich gekommen. Es geht ihm schlecht! Was sollen wir tun? Gut, dann warten wir.“ „Sollen wir warten?“ „Du wirst gleich abgeholt“, sagte der Sergeant a. D. mitleidig. „Darf ich Ihnen 100 Euro hierlassen?“ „Wofür?“ „Für persönliche Ausgaben.“ „Schieb rüber! Dagegen habe ich nichts.“ „Und was fehlt Ihnen, Grigorij, noch zum vollständigen Glück?“ „Wem, mir?“ „Ja.“ „Dass du möglich bald von hier abhaust, Andrjuscha. Ich habe die Nase voll von dir. Du bist mir zu kompliziert. Es gehört sich nicht für einen Sklaven, einfach ins Blaue zu reden.“

Grischka Kuterma trat auf den Balkon und sah in den sonnenüberfluteten Himmel – für verlorene Seelen eine sehr nützliche Tätigkeit. Im blauen Himmelszelt ist die großartige Kraft der Selbstreinigung verborgen. Die Frage ist nur, ob Grischka Kuterma dafür überhaupt empfänglich war. Wer eine eigene Meinung hat, unterwirft sich nicht fremden Befehlen, während derjenige, der ausschließlich auf die Anweisungen Anderer anstatt auf die eigene Stimme hört, niemals die faszinierende Freude konsequenter Wahrheitssuche erleben wird. Denn der freie Geist befindet sich im ständigen Dialog

mit dem Gewissen. Sind nicht Freiheit, Vernunft und Gewissen die Bestandteile der göttlichen Zielgerichtetheit, die der Schöpfer unserer unendlichen geistigen Entwicklung eingepflanzt hat? „Der Knecht Grischka Kuterma, Sergeant d. D., und der Sklave Andrei Iwerow, Fürst und Paria, als Kameraden im Dienst des Herrn Buinosow – ist das nicht wunderbar? Wer noch könnte sich eines solchen ‚fantastischen Loses‘ rühmen?“, sagte der Fürst plötzlich und fing an zu lachen. „Was hast du, Saufbruder?“ Kuterma sah Ivéroff verärgert an. „Bist du noch im Delirium? Es ist gleich zehn Uhr. Wach auf, du wirst abgeholt. Der Chef kann Unordnung nicht leiden, nicht im Kopf und nicht im Verhalten. Wenn du einen anständigen Job haben willst, solltest du weniger und nicht so idiotisch lachen. Hast du verstanden?“ In diesem Moment klingelte es an der Tür.

Schweigend gingen sie zum Auto. Im schwarzen Mercedes 500 saßen vier Männer, einer am Steuer, einer daneben und zwei hinten. Zwischen diesen beiden fand Ivéroff Platz, dann fuhr das Auto los. „Vier Rauschmeißertypen, um mich ins Büro zu bringen?“, wunderte sich Ivéroff. „Das scheint der besonderen Mentalität gewichtiger russischer Geschäftsleute zu entsprechen. Keiner grüßt, keiner lächelt. Ihre Herzen scheinen verhärtet, vielleicht von der täglichen Anwendung physischer Gewalt. Im übrigen verbergen sich hinter düsterer Gleichgültigkeit nicht selten nicht heilen wollende seelische Wunden. Offenbar haben sie den Eindruck, dass sie nicht einen Menschen transportieren, sondern Abfall zur Müllkippe. Da, einer hat im Rückspiegel nach mir gesehen. Er hat die Kiefer eines Banditen und den Blick eines Wolfs und scheint mir gerade Handschellen anlegen zu wollen. Ob ich ihm schon mal die Hände hinhalte?“ Ivéroff lachte über seine Gedanken und streckte tatsächlich die Hände vor. „Was soll das?“, fragte der, der links von ihm saß. „Sie machen den Eindruck, als würden Sie sich genieren, mir Handschellen anzulegen. Nur zu, meine Herren.“ „Wie kommen Sie darauf?“ Der auf dem Vordersitz lächelte kaum merklich. „Sie sind Gast unseres Chefs. Entschuldigen Sie uns, wir sind Leibwächter und sollen im Dienst weder lächeln noch unnötig reden. Unsere Aufgabe ist, Sie heil abzuliefern. Platon Filippowitsch sagte wörtlich: Dass mein Iwerow nicht ein einziges Haar verliert.“ „Mein Iwerow?“, fragte der Fürst erstaunt nach. „Ja, genau so: mein Iwerow.“ „Sehr angenehm. Hauptsache, höflich. Was für Geschäften geht Ihr Patron nach?“ „Das wird

er Ihnen selbst erzählen. Für die Leute in seinen Diensten gelten strenge Regeln. In wenigen Minuten sind wir schon in der Firma.“

Buinosow kam ihnen zum Ausgang entgegen. Ivéroff hatte den Eindruck, Platon Filippowitsch trat heute gutmütig und einfach auf. Er drückte dem Fürsten leicht die Hand, deutete eine Umarmung an und fragte freundschaftlich: „War wohl ein bisschen viel gestern? Sieh zu, dass du keinen Wodka mehr trinkst. Der ist für das Proletariat gut. Wir Geschäftsleute können uns das Vergnügen leisten, Rotwein zu genießen, am besten französischen. Ich freue mich, dass du dir die Zeit genommen hast, in mein Büro zu kommen. Wir gehen in mein Arbeitszimmer. Was kann ich dir anbieten?“ „Ich fühle mich so elend, dass ich nicht weiß, was am besten wäre.“ „Möchtest du meinen Rat?“ „Bitte.“ „Trink zuerst kaltes Bier und nach etwa zwanzig Minuten eine Geflügelbouillon. Dann kommst du schnell wieder auf die Beine.“ „Hervorragend. Den Rat nehme ich an.“

Im Arbeitszimmer machten die beiden Männer es sich in den Sesseln bequem. „Hör mal, Andrei, deinen Satz von gestern habe ich immer noch im Ohr.“ „Welchen?“ „Du hast gesagt: Der Klang von Münzen und das Rascheln von Banknoten interessiert mich ebenso wenig wie vier Asse in der Hand eines Spielers auf dem Aktienmarkt, wenn es um den Handel mit Futures auf Eurobonds geht.“ „Ja, so etwas habe ich gemeint.“ „Kennst du dich mit dem Aktienmarkt aus?“ „Herr Buinosow, heutzutage haben viele mit dem Wertpapiermarkt zu tun, Hausfrauen, Studenten, Spekulanten oder Spieler.“ „Viele – wo denn? In Russland versteht die Masse der Menschen meines Wissens nicht einmal das Wort Aktienmarkt. Eine innere Stimme sagt mir, dass du dich in diesem Geschäft auskennst. Offenbar gibt es Gründe, warum du das verschweigst. Ich will gar nichts weiter erfahren, sondern kann ein Geschäft vorschlagen, halbe-halbe. Ich gebe dir Geld, ein Büro, einen Schreibtisch, ein Dach über dem Kopf. Nimmst du an?“ „Vielen Dank für das Vertrauen. Aber ich habe leider keine Zeit, bin mit meinen eigenen Angelegenheiten ausgelastet.“ „Geschäfte?“ „Nein, persönliche Probleme.“ „Wie lange hast du im Ausland gelebt?“ „Ich bitte um Verzeihung, werter Platon Filippowitsch, doch möchte ich nicht in meiner Biografie herumblättern. Ihr Büro ist nicht der Ort für ein derartiges Interview.“ „Ich möchte die Logik deiner Ablehnung verstehen, kann es aber nicht. Das ist die ganze Frage. Normalerweise macht den Menschen alles, was er nicht erfassen kann, deprimiert und wütend.“ „Wenn ein vernunftbegabtes Wesen sich

bemüht, die Anmaßung niederzuhalten und Geduld zu entwickeln, dann wird es nicht zornig werden über eine ausweichende Antwort des Gesprächspartners. Versuchen Sie, dem Menschen das Recht zuzugestehen, auf Fragen so zu antworten, wie er es für nötig hält.“ „Du bist ein richtiger Westler geworden. Bei uns in Russland ist alles anders. Arroganz ist sehr in Mode, ohne sie hältst du dich nicht lange. Ich möchte die gestrige Diskussion über Geld und wo es angenehmer ist, in der Fantasie oder in der Tasche, nicht fortsetzen. Für einen gesunden Menschen gibt es nur eine Antwort. Und dennoch, erlaube mir eine Frage: Warum lehnt du Geld ab?“ „Werter Platon Filippowitsch, Sie gehen in die Irre. Geld als ausgezeichnetes elementares Instrument des Marktes lehne ich keineswegs ab. Ohne Geld würde die Welt in der jetzigen Zeit der globalen Herrschaft der Massenkultur kollabieren. Ich sagte, dass Geld mich persönlich nicht interessiert, und habe meine philosophische Begründung dafür. Die möchte ich jetzt aber nicht diskutieren.“ „Gibt es gar keine Summe, die dich interessieren könnte? Eine Million Dollar auch nicht?“ „Ich brauche im Prinzip kein Geld.“ „Und wovon lebst du?“ „Das ist mein Problem.“ „Und Frauen? Vielleicht möchtest du nachts ja ein Mädchen.“ „Danke, nicht nötig.“ „Heißt das, dass du nicht für mich arbeiten möchtest und deshalb alles ablehnst?“ „Wenn es nach mir geht, werde ich niemals weder für Sie noch für jemand anders arbeiten.“ „Und wenn ich dich zwingen?“ „Das ist nicht so einfach. Alles hängt von den Argumenten ab, und wie wirksam Ihre Einschüchterungsmethode ist.“ „Angst hast du nicht?“ „Ich sage offen: je schlimmer, umso besser.“ „Du gefällst mir. So ein origineller Typ ist mir noch nie über den Weg gelaufen. Ich überlege die ganze Zeit, wer du bist. Du siehst weder einem Banditen ähnlich noch einem Taschenspieler, Penner oder Beamten. Für einen Wissenschaftler sind Anzug, Uhr, Schuhe zu luxuriös. Hast du Geld?“ „In der Brieftasche einige Hundert-Euro-Noten.“ „Und in Wahrheit?“ „In Wahrheit bin ich unaufhörlich auf der Suche nach mir selbst.“ „Davon wird man nicht reich. Und was suchst du? Eine Ölquelle? Eine Goldader? Einen Geheimgang zu den Reserven der Sparkasse? Oder selbstlose Liebe? Eine Pritsche in der Psychiatrie?“ „Ein Paria ist ein Mensch, der alles verloren hat, vor allem sich selbst. Zu dieser Sorte gehöre ich.“ „Wie kann ich dir helfen?“ „Sehr einfach, indem wir uns verabschieden. Ich muss weiter suchen.“ „So jemanden wie dich laufen zu lassen ist wirtschaftlich gesehen ein Fehler. Als moderner russischer Unternehmer kann ich solch eindeutige Vergeudung von Ressourcen nicht

hinnehmen. Ich bin verpflichtet, aus dir meinen Nutzen zu ziehen. Sag offen, weißt du, wie die Aktienbörse funktioniert?“ „Ja.“ „Kannst du an ihr spielen?“ „Ja.“ „Wirst du auch gewinnen?“ „Das ist sehr wohl möglich.“ „Ich schlage dir einen neuen Kontrakt vor: Ich gebe dir 3 Millionen Rubel und eine jungen Dame. Du nimmst sie in die Lehre und spielst an der Moskauer Börse. Wie viel Tage brauchst du zur Vorbereitung?“ „Erlauben Sie...“ „Ich will nichts hören. Und du willst bestimmt nicht, dass man dir deine Papiere und deine Kleidung abnimmt, dich mit Kuterma einschließt und euch mit Wodka voll pumpt. Von Grischka heißt es, er liebt nicht nur Frauen... In einigen Wochen erkennst du dich selbst nicht mehr. Keine schlechte Aussicht für einen Menschen, der sich selbst sucht.“ „Herr Buinosow, Sie haben gewichtige Argumente vorgebracht, die mich allerdings lediglich belustigen. Und nur um meinen früheren Hochmut abzubüßen, stimme ich der erzwungenen Dienstbarkeit zu. Im übrigen bin ich selbst neugierig zu sehen, wie die Börse in Russland funktioniert. Meine Bedingung ist folgende: Einen Tag werde ich mich allein vorbereiten und dann einen Tag spielen. Und ich bitte Sie mir zu glauben, das keine Macht der Welt imstande ist, diese von mir genannte Bedingung zu verändern. Und noch eine Bemerkung: Ich habe überhaupt keine Erfahrung im Lehren. Was weiß Ihre Dame vom Fondsmarkt?“ „Sie hat ausgezeichnete Noten in der Theorie und einige Zeit virtuell gespielt.“ „Ich werde ihr erlauben, während der Arbeitszeit dabei zu sein und bei mir zu lernen. Doch sagen Sie bitte, warum wollen Sie eigentlich keine Fachleute einstellen? Zahlen Sie ihnen anständiges Geld, dann arbeiten die für Sie.“ „Und woher soll ich die nehmen? In Moskau gibt es keine solche Profis. Merkwürdig, dass es dich nicht beschämt, für mich zu arbeiten, und dass du keinerlei Kränkung empfindest. Wenn man sich Menschen gefügig macht und ihnen seinen Willen aufzwingt, machen sie gewöhnlich einen anderen Eindruck.“ Der friedfertige und zugleich unabhängige und unerschütterliche Ausdruck des Fürsten begann Platon Buinosow nervös zu machen. Er wollte ihn niedergeschlagen und verängstigt erleben. „Ich werde zwei Tage bei Ihnen bleiben. Das ist meine eigene Entscheidung ohne irgendeinen Einfluss von außen. Die von Ihnen beschriebenen, eher karikaturhaften Alpträume können mich nicht schrecken. Ich bin ein Mensch aus einer anderen, virtuellen Welt. Heute ist Dienstag. Am Mittwoch um 17 Uhr verabschiede ich mich von Ihnen“, sagte Ivéroff. „Und weder Intrigen, Ermahnungen noch Drohungen Ihrerseits werden mich aufhalten. Ich würde mir



wünschen, dass irgendeine irdische oder jenseitige Kraft meinen unruhigen widerspenstigen Geist zähmen könnte. Doch so eine Kraft gibt es nicht. Also, übernachten werde ich in Ihrem Büro. Ich brauche ein Zimmer, einen Computer, eine Internet-Adresse, das gesamte Arsenal Ihrer Bank, Kontonummer, Code und Passwort des Nutzers, eine Thermosflasche mit Kaffee, Mineralwasser.“ Ivéroff zählte alles auf, was er brauchte, um am Mittwoch Morgen an der Aktienbörse mit der Arbeit zu beginnen.

Etwa 30 Minuten später begann Ivéroff, sich mit den Möglichkeiten des Internethandels in Russland vertraut zu machen. Mit dem Programm Alpha-direkt der Alpha-Bank erhielt er Zugang zum Aktienhandel an der Moskauer Interbank-Valutabörse, zum Russischen Börsensystem und zu den Aktienbörsen in Moskau und St. Petersburg. Mit diesem Programm konnte man am Handel mit kurzfristigen Staatsobligationen und an Termingeschäften teilnehmen. Mit dem System Interstock stellte die Alpha-Bank außerdem den Kontakt zu praktisch allen großen Börsen der Welt her. Ivéroff studierte die Konjunktur des Marktes in Russland. Über Alpha-direkt erhielt er Express-Informationen über die neuesten Ereignisse in Ökonomie und Politik weltweit. Die Mehrzahl der Indexe stagnierte. Futures auf den Dow-Jones-Index und den SP-500 waren unbedeutend gestiegen und auf den NASDAQ ebenso unbedeutend gefallen. Im übrigen interessierte ihn ausschließlich die Lage auf den Aktien- und den Finanzmärkten in Russland. Ivéroff bemerkte, dass die Notierung amerikanischer Globalurkunden auf Aktien russischer Unternehmen sich in verschiedene Richtungen bewegte. Die Preise für russisches Erdöl waren leicht gesunken, während Futures auf Erdöllieferungen in zwei, drei Monaten gestiegen waren. Der Fürst wusste, dass die Mehrzahl der sogenannten „blue chips“ in Russland für Aktien aus dem Energiebereich standen und sich auffälliger als andere bewegten. Insgesamt jedoch war die Lage undeutlich und ließ für den Aktienmarkt keinen wesentlichen Aufschwung erwarten. Ivéroff besuchte die Webseiten Finmarket, RBS, Finam, RTS, MDF, AKM, Garant, Legal und Buchhaltung und arbeitete sich in die ihm völlig unbekannte ökonomischen Landschaft Russlands ein. Die Information, die er erhielt, irritierte ihn durch die eklatante Widersprüchlichkeit der Einschätzung des Aktienmarkts. Eine Gruppe von Kommentatoren führte Fakten an, die den Aufschwung des Marktes bewirken sollten. Dieselben Daten wurden von anderen als Beweise eines bevorstehenden Abschwungs

gewertet. Besonders schockierte den Fürsten die unverhüllte Voreingenommenheit der Prognosen zu den Notierungen der Wertpapiere: Repräsentanten der Media-Holding von Miller sagten steigende Kurse für die Aktien von Gasprom voraus, die von Chodorkovskij prognostizierten einen Sprung des Kurses von Jukos, die von Tschubais versprachen einen Höhenflug der Wertpapiere der RAO EES Rossii. Zum Glück gelangte Ivéroff auch an Einschätzungen aus westlichen Quellen heran, die die Lage objektiv darstellten. Den ganzen Tag saß er am Computer und kümmerte sich erst spät am Abend um seine persönlichen Dinge. Er wusch sein Hemd, seine Socken, putzte seine Schuhe, ging unter die Dusche und schlief sofort auf dem Diwan ein.

Am nächsten Tag, dem 26. Juli, kam gegen 10 Uhr eine junge Frau in Ivéroffs Arbeitszimmer. Auf den ersten Blick war sie höchstens 22 Jahre alt. Sie war groß, schlank und trug einfache Kleidung – Jeans, Turnschuhe, einen hellblauen Pullover; an ihrem Hals blitzte ein kleines goldenes Kreuz. Die kurzen Haare auf dem aparten Köpfchen waren glattgekämmt und die blauen Augen leuchteten wie kleine Flecken eines wolkenlosen Himmels. Alles an ihr atmete aufregende Frische. Als Ivéroff sie ansah, spürte er für einen Moment einen Hauch reiner Luft wie von Alpenwiesen. In seiner Seele lebte etwas lange Vergessenes auf und geriet in Bewegung. „Guten Morgen! Sie sind Andrei Konstantinowitsch?“ „Ja, guten Morgen.“ „Ich bin Mila Semiradowa. Herr Buinosow hat mir gesagt, dass Sie mich einige Tage als Ihre Praktikantin annehmen. Ich habe wenig Erfahrung. Bisher habe ich nur einen Monat an der Börse gespielt, und auch das nur virtuell, ohne reales Geld.“ „Mit welchem Programm haben Sie gearbeitet?“, fragte der Fürst in geschäftlichem Ton. „Mit Alpha-direkt.“ „Ich möchte vorausschicken, dass mir jegliche Erfahrung in der Ausbildung von Volontären fehlt. Außerdem haben wir nur einen Tag. Was kann der ihnen geben? Wenn das Spiel beginnt, können Sie neben mir sitzen und meine Entscheidungen verfolgen. Sie können auch meine Züge notieren. Wenn Sie Fragen haben, stellen Sie sie unbefangen. Bitte, setzen Sie sich an den Computer.“ All dies sagte der Fürst mit einer gewissen Verlegenheit und sah die ganze Zeit weg. Das wiederum verwirrte Fräulein Semiradowa, als sie sich neben ihm setzte.

Um 11 Uhr begann der Handel an den Börsen. Der Fürst tauchte sofort in die bekannte Atmosphäre ein. Er konnte nicht anders als das Spiel mitzuspielen, das die einen jubeln macht und für andere einen schrecklichen Schicksalsschlag bedeutet. Mit dem wieder

aufgelebten Gefühl des Kapitaljägers begann Ivéroff, in diesem unwägbareren Gelände herumzustöbern. Die ersten zwanzig Minuten gehörten quasi dem Aufwärmen der Spieler wie auch des Marktes. Die Notierungen aller „blue chips“ sprangen unordentlich mal rauf, mal runter, doch in dem, was der Uneingeweihte als Unordnung wahrnahm, entstand eine organische Konnex. Die inneren, gespannten Fäden der Arbeit der Börse sind für das menschliche Auge unsichtbar. Nur mit einer entwickelten Intuition und Erfahrung im Virtuellen kann der Spieler sie erfassen und den Erfolg ansteuern. In der chaotischen Bewegung der Notierungen eröffnete sich dem Blick Ivéroffs eine eindeutige Tendenz. Jedes Absinken der Notierungen wurde von einem überproportionalen Ansteigen abgelöst. In den ersten ein, zwei Stunden konnte man ihren Anstieg erwarten, dachte der Fürst für sich. Auf dem Konto von Buenos Aires waren 3 Millionen Rubel. 90 % von dieser Summe konnte die Alpha-Bank als Kredit einräumen. Ivéroff beschloss, die gesamte Summe von jetzt 5 700 000 Rubel einzusetzen. Er versenkte sich vollständig in diese andere, ihm allerdings sehr geläufige Welt, und alles sonst verlor seinen Sinn für ihn. Seine Ressourcen verteilte er entsprechend dem Umlauf der „blue chips“ auf Aktien von RAO EES Rossii, Surgutneftegas, Lukoil, Rostelekom und Gasprom. Nach eineinhalb Stunden waren die Preise im Durchschnitt um einen Prozentpunkt gestiegen. Schon hatte er einen Gewinn von 57 000 Rubel. Auf dem Wertpapiermarkt schien ihm die Konjunktur undefinierbar und ließ keine Preissteigerungen erwarten. Ivéroff beschloss, seine Vermutung zu überprüfen, und sah sich die Notierungskurven der von ihm gekauften Aktien an. Die warfen ihn geradezu um. In den vergangenen 10 Tagen waren die Aktienkurse um 15 bis 20 Prozentpunkte gestiegen. Und dieser Anstieg verlief kontinuierlich, ohne die geringsten Rückschläge trotz der Stagnation des Weltmarktes. Ivéroff überschlug das Verhältnis zwischen der Summe der Kurssteigerungen und der Summe aller Kursveränderungen. Die Bilanz verblüffte ihn. Ein so unglaubliches Bild vom Zustand des Marktes hatte sich ihm in seiner gesamten langjährigen Praxis an keiner Börse der Welt geboten. Es stellte sich heraus, dass der Markt um ein Vielfaches überhitzt war. Ein derart unvorstellbar großes Übergewicht der summierten Kursanstiege ließ auf einen kurz bevorstehenden massiven Kursabfall schließen. Die moderne Theorie des Aktienmarktes schließt eine vergleichbare Situation praktisch aus. Da fiel Ivéroff die berühmte Zeile von Tjutschew ein, dass „Russland mit dem Verstand nicht zu begreifen

ist“, und er lachte laut auf. „Ist etwas passiert?“, hörte er eine weibliche Stimme sagen, und er erinnerte sich an die junge Frau neben sich. „Mir scheint, in ein bis zwei Stunden wird der ganze Markt abstürzen.“ „Das finden Sie lustig?“ „Ich lache über die glänzende Antilogik der Situation. Und doch werde ich gewinnen!“ Schnell verkaufte er das gesamte Aktienpaket und besorgte sich bei der Alpha-Bank einen Kredit in Form von fünfhundert Tausend Aktien RAO EES Rossii und viertausend Lukoil-Aktien. Die Ausgabe von Krediten in Form von Aktien an Spieler des Aktienmarkts ist eine akzeptierte Bankpraxis. Mehr konnte die Alpha-Bank wegen nicht ausreichender Kreditdecke allerdings nicht bieten. Ivéroff wiederholte überzeugt: „Der Markt wird in Kürze abstürzen.“ Virtuos entledigte er sich im nächsten Zug der auf Kredit erhaltenen RAO-Aktien für 4,50 Rubel das Stück sowie Lukoil für 470 Rubel. Mila Semiradova fragte nach dem Zweck der Aktion. „Wenn die Aktien im Keller angekommen sind, kaufen wir von beiden Firmen die Menge zurück, die wir brauchen, um den Kredit zu tilgen. Das wird uns einen hübschen Gewinn einbringen. Genau darauf müssen wir jetzt warten.“ „Kann ich Sie etwas fragen?“ „Ja.“ „Ich möchte amerikanische Globalurkunden auf Rostelekom- und Surgutneftegas-Aktien kaufen. Wie mache ich das?“ „Loggen Sie sich mit Interstock in die Berliner Börse ein. Wenn Sie kaufen wollen, brauchen Sie allerdings ein Euro-Konto in einem der Länder der Europäischen Union.“ „Danke, also geht das noch nicht. Die RAO-Aktien sind jetzt auf 4,20 Rubel gefallen. Soll man jetzt kaufen?“ In diesem Augenblick war Ivéroff total der alte Spieler mit kochender Leidenschaft und kühlem Kopf, der mit jeder Faser auf den Sieg wartete. „Eile könnte hier schaden. Ein paar Punkte müssten noch drin sein.“ Endlich fiel RAO auf 4,10 Rubel und Lukoil auf 430 Rubel. In einem bewährten Schachzug kaufte Ivéroff Aktien und gab sie sofort an die Alpha-Bank zurück. Durch geschicktes Manövrieren hatte er also seinen Gläubiger abfinden können und dazu einen Reingewinn von 280 000 Rubel erwirtschaftet. Danach erwarb er augenblicklich 1 Million RAO-Papiere und 4000 Lukoil-Aktien. Intuitiv verband er in seinen Berechnungen die ungeheure Erfahrung, die ausgefeilte Analyse und das intellektuelle Raffinement des Spielers von Weltgeltung. Er ging deshalb davon aus, dass der Kursverfall unausweichlich korrigiert werden würde. Kurz vor Börsenschluss standen die RAO-Aktien tatsächlich bei 4,20 Rubel und Lukoil bei 445 Rubel. Unmittelbar vor Schluss verkaufte Ivéroff mit der Energie eines Sprinters sämtliche Aktien und gewann weitere 160 000 Rubel. Wer in

Finanzen denken kann und auf Sieg aus ist, kommt andere teuer zu stehen. Der Gesamtgewinn des 26. Juni aus der Börse der Fondspapiere belief sich auf 397 000 Rubel und damit auf 13 Prozent vom Ausgangskapital. Der Erfolg war umwerfend. Mit einer Kopfbewegung bedeutete Ivéroff seiner Praktikantin, dass alles vorbei war, nahm ihre Hand und führte sie mit ausgesuchter Galanterie an seine Lippen, was in den Salons der französischen Aristokratie üblich, in Russland aber völlig unüblich war. „Danke“, sagte er und sah ihr fest in die blauen Augen. „Das war eine wunderbare Partnerschaft. Zwar unterscheidet sich die Arbeit an der Börse erheblich vom Tennis, doch wenn es an der Börse ebenfalls gemischte Doppel gäbe, würde ich Sie bitten, in meinem Team zu spielen. Ich bin überzeugt, unser Doppel wäre an allen Börsenplätzen der Welt unschlagbar. Heute hat Ihre Anwesenheit zum Sieg beigetragen. Sie haben Talent, Fräulein Semiradowa.“ Ivéroff sagte dies aufrichtig, mit formvollendeter Vornehmheit und Unmittelbarkeit. Die Lobeshymne verwirrte das Fräulein; denn die Kluft zwischen ihrem Wissen und der Meisterschaft, die sie erlebt hatte, war nicht geringer als die zwischen Hélène Fourment und Peter Paul Rubens oder zwischen Gala und Salvadore Dali. Den ganzen Tag über hatte der Fürst sie nicht ein einziges Mal angesprochen und plötzlich machte er ihr spielerisch ein Kompliment, das ehrgeizige Träume anstachelte. Sie verstand nicht, was dieser geheimnisvolle Mann im Sinn hatte, als er ihr so unverwandt in die Augen sah, ihre Hand küsste und bewegend und schön zu ihr sprach. Jung und unerfahren, wie sie war, wurde sie verlegen wie eine Studentin gegenüber einem ehrbaren Professor und schwieg. Was hätte sie ihrem Mentor in ihrer aufgewühlten Verfassung auch sagen können? Sie sah ihn verständnislos an. Wer war er und woher kam er, mit seinem zerknitterten Anzug, dem glatten Gesicht, dem träumerischen Ausdruck in den schwarzen Augen, mit seiner Schüchternheit und Jugendlichkeit, dem deutlichen französischen Akzent, der inneren Konzentration und äußeren Nachlässigkeit? Zuerst war er ein schweigsamer, trockener und konzentrierter Mentor gewesen und dann plötzlich ein temperamentvoller und gutmütiger Partner. Wer war er wirklich, und was hatte Buinosow mit ihr vorgehabt? Sollte sie sich einen Tag am Spiel eines hervorragenden Meisters satt sehen? Sollte sie im Fluge professionelle Spitzenleistungen erreichen? „Adieu. Ich muss gehen. Nach Absprache mit Herrn Buinosow...“ „Er hat doch versprochen, dass Sie einen ganzen Monat bleiben“, unterbrach sie ihn verlegen. „Einen Monat? Nein, einen Spieltag!“ Ivéroff lächelte

spöttisch und ging zur Tür; die aber ließ sich nicht öffnen. Er blickte finster, dann begann er nachdenklich, das Zimmer von einem Ende zum anderen abzuschreiten. Es war offensichtlich, dass er seine Situation begriff und eine Lösung fand. Anscheinend hoffte Buinosow, der Fürst würde sich von diesem Engel betören lassen und dableiben, um die Unschuld zu verführen. Buinosow' Treubruchigkeit kannte keine Grenzen! Ivéroff ging zum Fenster und sah einen Balkon eine Etage tiefer. Er überlegte: „Ich bin hier im zweiten Stock. Vom Balkon im ersten bis zur Erde sind höchstens sieben Meter. Sieben Meter können mich nicht aufhalten. Eine völlig andere Welt liegt vor mir. Doch wie banal ist die Lösung. Und wie aufregend ist alles, wie stark ist der Ruf der neuen Existenz!“ Er ging zur besorgten jungen Frau, nahm ihre Hand und sagte abrupt und wie mit einer versteckten Hoffnung auf ein Wiedersehen: „Adieu. Und viel Erfolg im Leben.“ Die junge Dame war starr, alles geschah unerwartet und blitzartig. Kaum verstand sie die unbekannt, beunruhigenden Gefühle in ihrer Seele und konnte sich schon gar nicht vorstellen, was ihr seltsamer Mentor vorhatte. Ivéroff ging zum Fenster. In der Junisonne trat seine sportliche Figur hervor und glänzten seine kurzen schwarzen Haare. Er öffnete das Fenster, als öffnete er vor der Welt seine Seele, sprang mit der Präzision eines Turners über das Fensterbrett auf den Balkon des ersten Stocks und ohne Nachdenken weiter hinunter auf das Pflaster der Hauptstadt.

Mila Semiradowa sah ihm lange nach, während Ivéroff kein einziges Mal zurück blickte.

## Kapitel 18

Sismonda Pappalardo saß reglos im Sessel, hatte die Arme um die Knie geschlungen und wartete ungeduldig und neugierig darauf, dass ihre Opfer aufwachten. Das Faunäffchen schlief, eingehüllt in ein Frotteetuch, friedlich und in vollkommener Ruhe, während seine Herrin einen sehr nervösen Schlaf hatte. Elisabeth Ponsen hatte sich angstvoll auf dem Sofa zusammengerollt. Ihr faltiges gelbliches Gesicht spiegelte Sorge, während ihr schwächerer Körper immer wieder die Lage änderte, ohne Ruhe zu finden. Pappalardo wirkte äußerlich konzentriert, ja nachdenklich; sie hatte bewusst sie Ereignisse der letzten Tage aus ihrem Bewusstsein verdrängt und arbeitete in Gedanken weiter an ihrem Plan, wie sie das Ivéroff'sche Vermögen endgültig an sich bringen könnte. Bis dahin war das mit dem Sperma des Fürsten gefüllte Fläschchen an einem geheimen Ort das einzige Mittel, ihr einen gewissen Zugriff auf den riesigen Besitz zu eröffnen. Doch diese Trumpfkarte würde sie als letzte ausspielen. Zuvor wollte sie mit eigenen Listen und Kniffen versuchen, die Situation für sich zu entscheiden und von dem Model aus London unabhängig zu werden. Früher war sie einmal mit 20 000 Lire zufrieden gewesen, als sie Touristen die Zukunft vorausgesagt hatte. Doch die stürmischen Zeitläufte hatten neben dem Kurs der Lira und dem Lebensstandart der Italiener auch die Mentalität der Menschen, die mit Entschlusskraft und Fähigkeiten ausgestattet waren, verändert. Die Jagd nach Geld war für viele zum Sport, zur olympischen Disziplin, zum Pokalspiel geworden. Im Wettbewerb der Kapitaljäger waren Kompromisse undenkbar. Je mehr Geld sich auf dem persönlichen Konto ansammelte, desto mehr bewunderte einen die Gesellschaft, desto lauter äußerte sich die Begeisterung der Menschen um einen herum und desto klangvoller wurde die Anerkennung. Pappalardo wollte ihren Konkurrenten den Sieg abtrotzen und die Goldmedaille mit niemandem teilen. Zugeständnisse wie in Salt Lake City waren nicht ihre Sache. Einfaltspinsel und Menschen mit schwachen Nerven sollten ihr nicht den Weg verstellen, sollten dem Triumphator Platz machen und ihn nicht mit Nebensächlichkeiten von der Konzentration auf die Hauptsache ablenken! Sie würden Ivéroffs Vermögen ebenso wenig zu sehen bekommen wie ein Blinder die Fresken in der Sixtinischen Kapelle oder wie ein Tauber je die Musik des großen Rossini hören würde. In diesem Augenblick öffnete das Äffchen seine Augen, sein Blick schweifte im

Zimmer herum und verharrte unerwartet auf dem Gesicht von Pappalardo. Die Florentinerin nahm das Tier auf den Arm, streichelte sein schmerzverzogenes Gesichtchen und sagte laut, um auch seine Herrin aus ihrem Betäubungsschlaf zu wecken: „Du Lieber! Gottseidank bist du wieder zu dir gekommen. Ich habe das Wunder vollbracht, dich wiedererweckt, vor dem Grab bewahrt, ich, Sismonda, Heilerin und Hypnotiseurin. Ich, Sismonda Pappalardo aus Florenz, habe deiner Herrin das Leben gerettet, dieser wunderbaren Dame aus der nächsten Umgebung von unser aller Liebling, dem Fürsten Ivéroff. Ich, die Freundin eurer Familie, kann auch André Ivéroff nach Nizza zurückbringen. Begreife, Michele, es ging hier nicht nur um meine allgemeine übergroße allgemeine Barmherzigkeit und Menschenliebe. Hier haben meine Liebe zu Elisabeth und die große Achtung vor ihr, dieser eindrucksvollen ungewöhnlichen Frau, mein Herz geführt. Dem Fürsten ist sie zugetan wie eine wirkliche Mutter, für allen anderen Menschen ist sie Mutter Theresa, ihr fehlt jede Berechnung, sie weiß, wem sie vertrauen und von wem sie fordern kann.“ Die Florentinerin nahm den Blick nicht von Elisabeth Ponsen. Sie hätte das Äffchen am liebsten gekniffen, um es zum Kreischen zu bringen, sie träumte, der Bücherschrank möge umstürzen, das Buffet mit dem Geschirr zusammenkrachen, ein Motorrad mit ohrenbetäubendem Geknatter durch das Zimmer rasen oder eine übernatürliche Kraft die Wohnungsinhaberin aufwecken, damit dieser die Schmeicheleien und gespielten Gefühlsausbrüche ins Bewusstsein drängen. Pappalardo arbeitete zwar mit Hinterlist und Betrug, doch sie war zugleich sentimental und gutmütig. Mit Vergnügen und listenreich konnte sie ihre Opfer so ausrauben, dass diese mit dem Rücken zur Wand standen. Doch niemals war sie fähig, ein Opfer zu Tode zu quälen oder ihm den letzten Ausweg zu versperren. Sie war zu vielen Gemeinheiten in der Lage, doch mied sie die immer den äußersten Verrat.

Der Betäubungsschlaf der Juristin verlor sichtbar an Intensität und gab diese dem Leben zurück. Vieles von dem, was Pappalardo gesagt hatte, war ihr bereits ans Ohr und in das wiedererwachende Bewusstsein gedrungen. Pappalardo spann den Faden der Intrige weiter: „O mein süßer Michele, wenn du begreifen könntest, wie viel es mir Wert ist, dass ich deine Herrin so lange betrachten konnte.“ Als sie intuitiv spürte, dass Elisabeth Ponsen bald aufwachen würde, wandte sie den Blick ab, um ihren Augen nicht zu begegnen, und sah nur noch das Äffchen an. „Deine Herrin ist ein leibhaftiger Engel



und Pflichterfüllung für sie das höchste Gut auf Erden! Mit ihren ungewöhnlichen Fähigkeiten und ihrem Herzen voller Liebe und Hingebung wird sie auch die größten Hindernisse überwinden, die eurem Wohlergehen entgegen stehen. Sie ist berufen, dem Fürsten, dir und den Menschen, denen sie vertraut, ihre grenzenlose Liebe zu schenken. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, damit du gesund wirst und zu Kräften kommst, und ich bin überzeugt, dass Elisabeth Ponsen und ich unseren geliebten André Ivéroff nach Frankreich zurückholen.“ Hier spürte Pappalardo plötzlich die Berührung einer kalten Hand, ergriff diese, führte sie an ihre Lippen, sah Ponsen in die Augen und sagte schnell: „Wie bin ich froh, dass du wieder lebst. Ich habe meine ganze Heilkunst mobilisiert und alle Heiligen angerufen, um euch beide dem Grab zu entreißen. Liebe Elisabeth, in unserem Alter ist es höchst gefährlich, sich einer so tiefen Verzweiflung hinzugeben. Du musst dich im Griff behalten, denn dein Lebensziel ist doch, den Fürsten zu retten. Habe ich Recht? Komme ich damit der Wahrheit nahe?“ „Ja, natürlich!“ Ponsens Stimme klang schwach und dumpf, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ihr bleiches Gesicht, die zitternden blauen Lippen, die schweren Lider und die hervortretenden Venen an den Schläfen zeigten Sismonda Pappalardo, dass es Elisabeth Ponsen keineswegs gut ging. „Wie fühlst du dich, liebe Elisabeth? Ich hoffe, es geht dir besser. Die Augen sind klarer, der Puls gleichmäßiger. Dein Michele ist ein kluges Kerlchen, er hat mich gewissenhaft bei meinen Heilverfahren unterstützt und ist ins Leben zurückgekehrt.“ In diese naive fürsorgliche Rede legte Pappalardo so viel negative Energie, dass es die Nerven der Kranken weiter zerrüttete. „Es geht mir sehr schlecht. Werde ich sterben und André nie wiedersehen?“ „Elisabeth, nur wenn du gehorsam meine Ratschläge befolgst, wie ich hoffe, kann ich dich retten, das Äffchen schützen und Ivéroff befreien“, flüsterte sie verschwörerisch. „Danke! Du bist der einzige Mensch, der mir Gutes tut.“ Ponsen wollte der Florentinerin die Hand drücken, hatte aber nicht die Kraft. Sie schien schon den Atem des Todes zu spüren. Doch da jeder schwerkranke Mensch gern die teilnahmevolle Aufmerksamkeit von vielen kleinen Handreichungen, die mitfühlende Stimme und die Zugeneigtheit eines Anderen, der sich um sein Wohl kümmert und sein Leiden mildert, annimmt, war es nicht verwunderlich, dass selbst so eine spröde und trockene Frau wie die Justitiarin des Fürsten Ivéroff in diesem Augenblick versagender Kräfte von der Fürsorge gerührt war. „Noch nie habe ich eine Frau getroffen, die sich so zartfühlend und behutsam um einen

kranken Menschen kümmert und so hingebungsvoll ein Tier pflegt. Du bist eine vorbildliche Katholikin, Sismonda!“ Ein Gefühl der Dankbarkeit überflutete Elisabeth Ponsen und benahm ihr fast den Atem. Pappalardo berührte ihr mit den Fingern die Lippen. „Bitte sei still. Schone deine Kräfte und erhole dich. Als ich hierher kam, fand ich das Äffchen und dich in grausiger Verfassung; er war im Koma und du, nach einem Herzanfall, atmetest kaum noch. Ich dachte schon, die Kräfte der Hölle wollten Gott deine wunderbare Seele entreißen. Doch meine Erfahrung und Gottes Hilfe waren stärker, Ihr beiden bleibt am Leben. Im übrigen, erinnerst du dich daran, dass um drei Uhr ein russischer Diplomat auf die Jacht gebracht wird? In einer halben Stunde sollten wir uns dort einfinden. Wie fühlst du dich? Kannst du mitkommen?“ „Ich weiß es nicht. Ich fühle mich noch schwach“, sagte Ponsen kaum vernehmlich. „Dich drücken traurige und quälenden Gedanken. Du bist eine Frau und voller Mitgefühl für den Fürsten. Schieb all dies beiseite. Wenn du dem Fürsten helfen willst, musst du gesund sein. Hier sind Tropfen, die dich schnell auf die Beine bringen werden. Ohne deine professionellen Kenntnisse rechne ich kaum auf erfolgreiche Verhandlungen mit dem Russen.“ Sie nahm ein Fläschchen aus ihrer Tasche und zählte sieben Tropfen des Extraktes des aromatischen Cocablattes auf einen Teelöffel. Diese Flüssigkeit gab schnelle Energie und ließ Kummer und Unannehmlichkeiten vergessen. Einige Stunden später würde der Mensch jedoch willensschwach, niedergeschlagen und depressiv werden. Die Florentinerin hatte diese südamerikanischen Tropfen gezielt gewählt, um mit ihnen auf die Psyche und den Willen von Elisabeth Ponsen einzuwirken. Diese verzog das Gesicht: „O wie bitter!“ „Meine Liebe, diese Tropfen helfen dir, sie sind ein rechtes Lebenselixier. Ich will, dass ihr alle gesund und glücklich seid und einander liebt und achtet. Ich einsame und nicht mehr junge Frau kenne nur eine Freude im Leben, das ist, wenn Menschen, die mir sympathisch sind, in christlicher Übereinstimmung unter dem Sternenzelt leben.“

Schon nach wenigen Minuten fühlte Ponsen sich frischer, erhob sich, umarmte ihr Äffchen, küsste es schmatzend auf die kleine Schnauze und wandte sich an die Florentinerin mit den kurzen Worten „Ich bete dich an!“ Sismonda Pappalado dachte für sich: „Deine Gebete möchte ich hören, wenn ich Ivéroffs Geld von dir verlange.“ Laut sagte sie: „Michele müssen wir mitnehmen, es geht ihm schon viel besser, aber er ist noch nicht gesund. Ich habe ein Köfferchen mit Arzneien, da kann nichts passieren.“

„Nach all dem, was ich durchgemacht habe, werde ich ihn nie wieder allein in der Wohnung lassen.“ „Das habe ich auch gedacht.“ „Ich mag mir gar nicht vorstellen, dass Michele leiden könnte.“ „Ich bin sehr empathisch und kann nicht gleichgültig bleiben, wenn Andere leiden und Schmerzen haben. Bis du fertig? Dann fahren wir.“

Es war schon nach 3 Uhr. Die Sonne stand im Zenit und brannte schonungslos auf alles Leben herunter. Als der Rolls-Royce Seraph sich der „Heiligen Geist“ genähert hatte, sprang der russische Diplomat Schindjapkin heraus. Mit einer Art krankhafter Gier nahm er das Bild der Jacht in sich auf und murmelte immer wieder: „Das ist vielleicht ein Ding! Ein solches Vermögen!“ Er wollte jeden Zentimeter dieses Wunderwerks von Menschenhand sehen und berühren, seine komplizierten, in der Sonne blitzenden Armaturen begreifen und sprang auf das Schiff wie ein Sieger auf das Treppchen, um den Lorbeerkrantz entgegen zu nehmen. In seiner Seele begannen die Dämonen des Neides zu kreischen und zwangen ihn, das Objekt der Begierde gründlich zu studieren, damit er es dann umso grenzenloser hassen könnte. Als er seinen Fuß auf das Deck setzte, begegnete er vier besorgten weiblichen Augenpaaren. Da Ann-Valérie Bolles den exotischen Namen „Schindjapkin“ nicht behalten hatte, beschloss sie, ohne sich zu beraten, ihn mit „Euer Exzellenz“ anzureden. Damit entfernte sie sich gar nicht so sehr von der Wahrheit; denn wäre Schindjapkin nicht Vize-, sondern Generalkonsul gewesen, hätte er genau so tituliert werden müssen. Der Gast fixierte die Augen der Frauen, mit denen er verhandeln sollte. „Die da links sieht Klawka ähnlich, mit ihren über hundert Pfund ist sie völlig uninteressantes Material“, ging es ihm durch den Kopf, „und die Alte in der Mitte ist offenbar Ivéroffs Mutter, die Börsartigkeit spricht ihr aus den Augen. Die rothaarige Vogelscheuche daneben – erst nach fünf Jahre sexueller Abstinenz kann man die überhaupt ansehen. Aber rechts, das Mädchen kommt an unsere schönen Frauen heran. Ist sie seine Ehefrau oder seine Tochter? In einem dunklen Hof würde ich mir so eine nicht entgehen lassen. Die Natur selbst würde protestieren.“ „Ew. Exzellenz, folgen Sie mir bitte in den Salon. An Deck ist es zu heiß.“ Ann-Valérie Bolles sagte ihren vorbereiteten Satz. „Gern, doch nach den werten Damen.“ Schindjapkin sah, dass die Schöne als letzte ging und stimmte sich darauf ein, sie an der Taille zu fassen. Er besaß jene kecke Unbekümmertheit, die sich in verächtlichem Zynismus und herablassendem Umgang mit der Etikette äußert. Als typischer russischer Philister kümmerte es ihn nicht im Geringsten, was man von ihm

halten und welchen Eindruck er bei seiner Umgebung hinterlassen würde. Sein Denken bewegte sich in gekannten Bahnen: Da man ihn eingeladen hatte, brauchte man ihn offenbar und musste gefälligst seine Schamlosigkeit ertragen. Schindjapkin gehörte zu jenen Typen, von denen man nicht sagen könnte, dass ihnen eine „Seele eingehaucht“ wurde. Er war von Natur aus seelenlos. Wo bei anderen Menschen die Seele ist, fanden sich bei ihm eine Anhäufung von Untugenden, ein Meer von Sünde und ein Eimer Schmutz.

Als Jacqueline über die Schwelle in den Salon treten wollte, „half“ ihr Schindjapkin sozusagen, indem er sie unter den Arm nahm. Unbemerkt von den anderen antwortete sie sofort mit einem verächtlichen Blick. „Auwei, die beißt“, dachte Schindjapkin. Dann setzten sich alle. Das Wort ergriff Ann-Valérie Bolles. „Ew. Exzellenz! Am letzten Montag, dem 24. Juni, war ein Mensch, der uns sehr nahe steht, Fürst André Ivéroff, bei Ihnen. Wir bieten Ihnen eine beachtliche Belohnung an, um mehr über das Ziel und Einzelheiten dieses Besuches zu erfahren...“ „Sie kennen die französischen Gesetze zum Schutze der Privatsphäre der Bürger?“ „Sie sprachen schon am Telefon darüber, deshalb bieten wir Ihnen 3000 Euro, um zu erfahren...“ „Ich will Ihre extrem delikate Bitte gern erfüllen, erbitte aber 10 000 Euro für meine Dienste.“ Ann-Valérie sah zuerst Elisabeth Ponsen, dann Sismonda Pappalardo an, doch deren Augen blieben ausdruckslos. Da ertönte die Stimme von Jacqueline March: „Okay. Sie bekomme Ihre 10 000.“ „Zuerst das Geld, dann alles andere.“ „So viel Bargeld habe gar nicht hier. Kann jemand mir bis morgen 10 000 Euro leihen?“ Sie sah sich um. „Ich bezahle das“, warf Pappalardo ein und verließ den Salon. Dann trat Stille ein. Schindjapkin ging im Salon auf und ab, betrachtete mit gespielter Interesse die Bilder und setzte sich wieder auf seinen Platz, als die Florentinerin zurückkehrte. „Hier, nehmen Sie Ihr Geld und fangen Sie an.“ Pappalardo legte einen Packen Geldscheine akkurat vor Schindjapkin auf ein Tischchen, goss sich einen schwarzen Kaffee ein und signalisierte Aufmerksamkeit. „Zuerst würde ich gern wissen, wer ihn sucht. Darf ich die werten Damen bitten sich vorzustellen und zu erläutern, in welcher Beziehung Sie zu Andrei Konstantinowitsch Iwerow stehen? Ich erkläre hiermit, dass Herr Iwerow mit einem russischen Pass nach Russland gefahren ist und dass alle Beziehungen zu ihm ausschließlich nach russischem Recht definiert werden. Wer sind Sie?“ Schindjapkin wandte sich an Jacqueline March. „Ich... ich bin seine Verlobte.“ „Einen solchen Status

gibt es in Russland nicht. Und Sie?“ Ann-Valérie Bolles sagte: „Ich bin eine alte Freundin.“ „Also nicht verwandt. Jetzt Sie?“ „Ich bin Elisabeth Ponsen, seine Advokatin und derzeitige Vermögensverwalterin.“ „Haben Sie ein notariell beglaubigtes und besiegeltes Dokument, das Ihren Status ausweist?“ „In Frankreich ist das nicht erforderlich.“ „In Russland wird niemand mit Ihnen auch nur ein Wort sprechen. Als Juristin müssten Sie Ihre rechtlose Lage erkennen. Und welche Beziehung haben Sie zu Iwerow?“, wandte sich Schindjapkin an Pappalardo. „Ich bin seine Kusine. Ivéroff war mütterlicherseits Italiener. Unsere Mütter sind Schwestern.“ „Können Sie das belegen?“ „Selbstverständlich.“ Wie von sich selbst überzeugt sie lügt, dachte Ann-Valérie Bolles. „Nach geltendem Recht sind Sie Verwandte dritten Grades. Hat er noch nähere Verwandte?“ „Nein.“ „Madame Ponsen, darf man erfahren, welches Vermögen Sie verwalten?“ „Sämtliche Aktivposten von Ivéroff.“ „Welche geschätzten Wert haben die?“ „Wertester! Sie sind hier in Frankreich. Es ist nicht üblich, derartige vertrauliche Fragen mit Fremden zu erörtern“, mischte sich die Florentinerin ein. „Sie haben 10 000 erbeten? Die liegen vor Ihnen. Nehmen Sie das Geld und erzählen Sie oder verlassen Sie die Jacht.“ „Entschuldigen Sie, wer will denn Iwerow finden? Ich etwa, Schindjapkin, Diplomat? Ich sehe in Ihre trauernden Gesichter, Sie waren es, die mich um Hilfe bei der Suche nach Fürst Andrei Konstantinowitsch Iwerow baten. Mir scheint, Sie haben keinerlei Erfahrung im Umgang mit Staatsbeamten. Wenn meine Fragen Ihr Ehrgefühl verletzt haben, kann man davon ausgehen, das es in dieser Geschichte ein Geheimnis gibt. Es ist in Ihrem Interesse, es mir mitzuteilen. Dann wird die Suche effektiver sein.“ „Hier gibt es kein Geheimnis. Wir suchen einen uns nahestehenden Menschen.“ Ann-Valérie Bolles machte eine ratlose Geste. „Das behaupten Sie, aber ich sehe das anders. Doch darüber später. Also. Es gibt zwei Wege, den Fürsten zu suchen. Der erste ist der offizielle. Dafür brauche ich eine notariell beglaubigte Erklärung von Verwandten. Dieser Weg ist zeitaufwendig und mühselig. Mit einem solchen Auftrag haben es die Bürokraten aller Länder nicht eilig. Wollen Sie das? Ich denke nein. Bis zu einer ersten Information kann es Monate, ja Jahre dauern. Der zweite Weg ist die private Ermittlung.“ Hier unterbrach sich der Diplomat, wartete ein wenig, dachte nach, nahm dann plötzlich das Bündel Geldscheine und steckte es in die Gesäßtasche. „Die kann schnell zu Ergebnissen führen. Heute der Vertrag, morgen der Fürst. Und nicht in Moskau, sondern am Flughafen von Nizza. Kommt Ihnen das

entgegen?“ Diese Schurke macht mein ganzes Spiel zunichte, dachte Pappalardo bitter. „Ich sage noch mehr: Personen meiner Umgebung haben am Montag Abend in Moskau mit ihm gesprochen. Er ist ein echtes Original. Man sagt, er sei sehr reich, und auch in allen Zeitungen wird darüber geschrieben. Für Menschen mit einem solchen Vermögen ist es nicht ungefährlich auf dem Moskauer Pflaster. Wie übrigens auch auf dem Londoner, Pariser und New Yorker. Sehr verehrte Damen“, hier senkte Schindjapkin seine Stimme, als könnte jemand mithören, „mir scheint, wir sollten Andrei Kontantinowitsch ab sofort rund um die Uhr bewachen lassen. Er könnte erkannt und entführt werden, damit man ihn dann freikaufen muss.“ „Du lieber Gott, der arme André“, schluchzte Elisabeth Ponsen. Jacqueline March überlegte, dass man sich mit der in-vitro-Befruchtung beeilen müsse. Ann-Valérie Bolles sah ihre Honorare davon schwimmen. „In unserem Generalkonsulat haben viele von diesem vermögenden Mann gehört. Sie brauchen sich nur vorzustellen, dass ein umtriebiger Konsulatsmitarbeiter eine bestimmte Telefonnummer in Moskau anruft und mitteilt, dass der Milliardär Iwerow sich zu einem Privatbesuch in Moskau befindet. Und dass er einige krankhafte seltsame Verhaltensweisen an sich hat. Und dass er in Moskau niemanden kennt. Vom Flughafen Scheremetewo habe ich seine Zollerklärung angefordert, in die er 10 000 Dollar und 600 Euro, aber keine Kreditkarten eingetragen hat. Eine Stunde später gab er seine 10 000 Dollar einer unbekanntem jungen Frau. Tut das ein gesunder Mensch? Sie wollten mich verabschieden? Gut, dann gehe ich.“ Schindjapkin stand auf und machte einige Schritte in Richtung Tür. Diesen Lumpen muss ich sofort zu meinem Partner machen, dachte Pappalardo, laut sagte sie: „Einen Augenblick. Sie wollten etwas vorschlagen?“ „Allerdings. Doch nicht vor allen. Für ein vertrauliches Gespräch habe ich aus Ihrer Gruppe die Kusine des Fürsten gewählt. Sie ist die furchtloseste und kann offenbar selbständig Entscheidungen fällen. Sind Sie bereit?“ Die Florentinerin ging zu Elisabeth Ponsen und flüsterte ihr zu. „Was soll ich machen?“ „Mach schnell, rette André. Gott hat dir geholfen, Michele das Leben zu retten und mich aus einer tiefen Krise herauszuholen. Ich bete dafür, dass er dir auch hilft, Ivéroff zu uns zurückzubringen. Ich selbst kann mich auf solche Verfahren nicht einlassen. Geh, meine liebe Freundin. Und denk daran: Ich kann nur weiter leben, wenn Ivéroff und mein kleiner Michele bei mir sind.“ „Und was ist mit mir, Madame Ponsen?“ „Ja, du auch.“ „Ich liebe Sie.“ „Machen Sie schnell.“ „Bitte, folgen Sie mir“, forderte Pappalardo den

Diplomaten auf. „Ich verstehe überhaupt nicht, weswegen die Braut nicht dabei sein darf?“ Jacqueline March sah in die Runde. Schindjapkin reagierte blitzartig. „Deswegen: Heute sind Sie die Braut des einen, morgen eines anderen und übermorgen eines dritten.“ „Aus welchem Anlass beleidigen Sie mich?“ Schindjapkin würdigte sie keiner Antwort. Zum ersten Mal im Leben wurde die Londoner Schöne verächtlich verbal angegriffen. Ihr blieb nichts übrig, als den Salon zu verlassen. Das werden wir ja sehen, wer hier der den Schwarzen Peter zieht, schoss es ihr durch das arrogante ehrgeizigen Köpfchen. Schindjapkin tat, als hätte er Jacquelines Bemerkung nicht gehört. Der Typ hat diesem hochnäsigen Stück ganz schön ihren Platz gezeigt, dachte Ann-Valérie Bolles schadenfroh. Richtig, soll er ruhig an ihr herumerziehen; sie denkt ja, mit dem Äußeren könnte man die ganze Welt manipulieren, ging es Pappalardo durch den Kopf. Dann verließ sie mit Schindjapkin den Salon und ging mit ihm zu einer Kajüte, wo früher die Gäste Karten spielten. „Bitte, sprechen Sie!“ Sismonda wurde ganz Ohr. „Russland ist ein wahnsinnig teures Land. Die Preise für Dienstleistungen, besonders für solche delikater Natur, sind sehr hoch. Wo liegt Ihr persönliches Interesse? Ich bin überzeugt, es ist das Erbe. Ihr Fürst ist ja nervlich krank. Ist er überhaupt Ihr Cousin? Reichtum ist nichts für Geisteskranke. Ich vergegenwärtige mir mein Gespräch mit ihm, sein Verhalten in Moskau, das mir von meinen Leuten in allen Einzelheiten geschildert wurde. Er hat gehandelt wie ein Vollidiot. Wenn Sie an seinem riesigen Vermögen interessiert sind, nehmen Sie mich als Partner. Ohne Schindjapkin kommen Sie nicht weiter. Entscheiden Sie sich schnell, die Zeit arbeitet schon gegen uns....“ Sismonda Pappalardo wurde nachdenklich. Sie kam sich wie eingemauert vor, wie nie zuvor in einer ausweglosen Situation. Die Anspannung wuchs, die Probleme spitzten sich zu und sie sollte sich entscheiden. In diesem Augenblick wirkte sie wie ein Menschen, der unter seiner Einsamkeit leidet. Andererseits war sie umgeben von Menschen, die hinter den verlassenen Reichtümern des geflohenen Fürsten her waren und Schlange standen; Bolles, dann March und jetzt Schindjapkin. Wer würde der nächste sein? Es würden sicher noch weitere Personen auftauchen. Wie sollte sie nur mit diesem Gauner umgehen, der sich in die Geschichte festgebissen und offenbar schon seit dem ersten Treffen mit dem Fürsten seine Netze ausgelegt hatte? Sogar den Moskauer Zoll hatte er schon bemüht. Verschlagen war dieser russische Diplomat und roch das Geld wie ein Schakal den Kadaver. Sie musste sich auf ein höchst

kompliziertes Spiel einstellen, wie es beispielsweise Kleopatra gegen ihren Bruder Ptolemäus und Anne von Österreich gegen Kardinal Richelieu spielten. Vermutlich hatte Schindjapkin bereits einen Plan, wie er an das Vermögen des Fürsten herankommen könnte. Wie mochte der aussehen? Pappalardo warf Schindjapkin einen dermaßen anklagenden Blick zu, wie ihn sich kaum ein Staatsanwalt während der Verlesung der Anklage gegenüber dem Beschuldigten erlauben würde. „Mir scheint, Sie haben die Jagd auf Ivéroff schon längst eingeleitet“, sagte sie. „Und ich verspüre den anmaßenden Wunsch, Ihren Plan kennen zu lernen. Sie scheinen ein Meister in solchen Dingen zu sein. Natürlich kann ich mich nicht dafür begeistern, wie Sie das Vermögen meines Cousins ausschachten werden. Vergessen Sie nicht, dass in dem Fall, den wir hier nicht nennen wollen, ein erklecklicher Teil seines Vermögens mir zufällt. Gesetz ist Gesetz. Doch das strebe ich gar nicht an. Ich bin eine bescheidene Stoffdesignerin, mir reichen meine 9000 Euro im Monat. Der Fürst und ich haben beide keine Nachkommen. Und diese gutaussehende Jacqueline March, die ‚Verlobte‘, wie sie sich nennt, hat schon den Löwenanteil seines Vermögens ins Visier ihrer Intrigen genommen. Unsere kleine Familie war immer gegen diese Verbindung. Stellen Sie sich vor, diese Kurtisane, die von Ivéroffs Geld lebt, hat sich in Nizza im Negresco mit ihrem Geliebten Alessandro Timperi eingemietet. Sie können sich denken, auf wessen Seite ich stehe. Meine Aufgabe ist, meinen Cousin, der seinen Verstand verloren hat, zu retten. Wer ihn mir nach Frankreich zurückbringt, den werde ich großzügig abfinden. Bevor ich jedoch meine Entscheidung fällen kann, muss ich unbedingt Ihren Plan kennen. Mich interessiert nur eins: Hat er auch eine menschliche Komponente oder geht es um reines Verbrechen?“ „Wenn Sie mir helfen, kehrt Ihr Cousin sicher an die Côte d’Azur zurück und Sie erhalten Ihre beachtlichen Dividenden.“ „Das ist nicht unser Thema. Wenn es mir um Geld ginge, könnte ich es mir in beliebigem Umfang besorgen. Ivéroff ist ein sehr guter Mensch. Ich möchte Ihren Plan im Einzelnen kennen lernen. Gar nicht überflüssig ist die Frage, wie Sie den Fürsten dazu bringen wollen, Geld herauszurücken. Er hat zwar die seltsamsten Hirngespinnste in seinem Kopf, ist aber ein kluger Mensch; es wird Ihnen nicht gelingen, ihn für dumm zu verkaufen. Jetzt verrate ich Ihnen ein Geheimnis: Er braucht gar kein Geld. Er wäre grenzenlos glücklich, wenn er durch einen Zufall sein gesamtes Vermögen verlieren würde. Allerdings müsste das von außen kommen, höhere Gewalt sozusagen. Übers Ohr hauen lässt er sich dagegen



von niemandem. Ich selber würde es begrüßen, wenn nicht diese Mittel hätte, sie bringen Unglück und strapazieren die Nerven. Dennoch wird er sich Geld nicht abknöpfen lassen. Doch jetzt zu Ihrem Plan, der mich sehr beschäftigt. Stoffdesigner interessieren sich für spektakuläre Verwicklungen, sie lassen sich von ihnen zu modernen nostalgischen Stoffen anregen.“ „Und Sie fürchten nicht um Iwerows Geld?“ „Keineswegs, er selbst hat sich von ihm losgesagt.“ „Und was heißt das?“ „André hat mich kürzlich gefragt, ob ich nicht sein Vermögen verwalten und nach meinem Gutdünken verwenden wolle. Ich habe seinen Vorschlag abgelehnt, weil ich genug eigene Probleme habe. Da überschrieb er alle Rechte an seinen Immobilien und finanziellen Mittel an Madame Ponsen. Sie ist ein anständiger Mensch und arbeitet seit Jahren mit meinem Cousin zusammen. Persönlich braucht sie das alles aber auch nicht, und so sind heute praktisch einige Milliarden Euro herrenlos. Die einzige, die konkrete Forderungen anmeldet, ist Miss March. Doch wir halten nichts von ihr, sie ist ein Emporkömmling, die sich nach einer mit dem Fürsten verbrachten Nacht bereits als ‚Verlobte‘ ausgibt. Sie haben richtig bemerkt, heute ist sie die Braut von Ivéroff, morgen von Lafontaine und übermorgen von Berlusconi. So ist das heutzutage! Ich bin gespannt, was Sie mir erzählen werden...“ Pappalardo beobachtete Schindjapkin wie ein aufmerksamer Arzt einen reichen und launischen Patienten. Alles an ihm interessierte sie: sein Augenausdruck und die Größe des Augapfels bei verschiedenen Seelenzuständen, seine Reaktion auf unverschämtes Reden, Handbewegungen, ob er seinem Gesprächspartner zuhören konnte, die Mimik, Engagement und Leidenschaftlichkeit, Verlegenheit und Aggressivität. Als sie ihn sich genauer angesehen hatte, wich ihre Spannung, Besorgtheit und Unruhe machten kaltblütiger Ruhe und Umsicht Platz. Wie schade, dass sie keinen würdigen Gegner zu bekämpfen haben würde. Sie hatte sich auf eine schicksalhafte Konfrontation mit einem Löwen eingestellt, der ihr die Beute entreißen will, doch der russische Diplomat erwies sich bei näherer Prüfung als bedrohlich bellender Straßenköter, der aber den Schwanz einzieht, sobald er einen Knochen sieht. Diese Einsicht enttäuschte Sismonda Pappalardo zutiefst. Sie suchte den ebenbürtigen Gegner, sie wollte mit ihrer Klugheit und ihrem Wissen glänzen und siegen. Doch die Diagnose war vernichtend, Schindjapkin stand weit, weit unter ihr. Wie uninteressant! Sie sah ihn ironisch und durchdringend an, mit dem Blick der „Dame mit dem Hermelin“ von Leonardo da Vinci, und sagte leise,

jedoch extrem fordernd: „Signor! Die Würfel sind gefallen! Beginnen Sie die Umsetzung Ihres Plans mit einer Beichte. Erzählen Sie offen und vollständig, sonst jage ich Sie davon. Wenn Sie nicht auf den eigenen Vorteil bedacht sind, sollte Ihnen das nicht schwer fallen. Bedenken Sie, Signor, wo die Lüge herrscht, jedes Wort betrügerisch und die Sprache vergiftet ist, wo es keinen Hoffnungsfunken gibt, da fließt Blut, immer...“ Er langweilte sie bereits und war ihr zuwider; dafür ließ sie sich von ihren hochtrabenden Belehrungen, mit denen sie ihn reichlich eindeckte, hinreißen – ein Zustand ähnlich wie bei der Zubereitung von Elixieren und giftigen Kräuteraufgüssen. Und ihr gefiel ihre Überlegenheit über alle anderen, in die Suche nach Ivéroff verwickelten Personen. „Wie alle primitiven Menschen gerät Schindjapkin durch das eigene Pathos in Erregung; doch hinter großen Worten können sehr wohl hinterhältige Absichten versteckt sein“, spottete Pappalardo in Gedanken. „Was habe ich mir da eben noch eingeredet: Ptolemäus! Richelieu! Dabei braucht man ihn nur vor den Wagen zu spannen, und los!“ „Wenn ein Mann sich in einer verwickelten Sache engagiert, kennt er keine Grenzen“, erklärte Schindjapkin stolz und erhob den Kopf. „Bei uns in Russland heißt es: Kratze am Russen und du findest einen Tataren. Ich möchte hinzufügen: Schabe an einem Intellektuellen und du findest einen Verbrecher. Außerdem gibt es das Sprichwort: Putze deine Flügel nicht vor der Sauna. Habe ich Sie richtig verstanden, dass Sie gegen mein Interesse am Vermögen des Fürsten nichts einzuwenden haben, außer, dass alles mit weißen Handschuhen geschehen muss?“ Der gewichtige Ton des Russen, seine glühenden Augen und geschraubte Ausdrucksweise brachten sie innerlich zum Lachen: „Ich vertiefe mich in diese Angelegenheit mit einer Hingabe wie George Simenon in das Abfassen von Kriminalromanen. Bravo! Ob tatsächlich alle Russen so banal sind?“ „Ich habe eine Bekannte in Moskau mit Namen Sofja Waraxina, die wird meine Hauptpartnerin sein in dieser Attacke auf das Vermögen des Fürsten. Unser Plan wird so aussehen, dass Ihr Cousin uns seine Kohle selbst herbringt. Sehen Sie mich nicht so von oben herab an, ich habe wichtige Kontakte in Russland und auch viele eigene Möglichkeiten.“ Er weiß überhaupt nichts, taugt höchstens als Statist und als Popanz für Ponsen, dachte Pappalardo. „Beispielsweise kann ich bauchreden.“ „Ach ja?“, fragte sie sarkastisch. „Darf ich es mal vorführen?“ „Wenn es nicht so lange dauert.“ Schindjapkin tat es. „Sind Sie etwa vom Zirkus? Sehr nett. Doch zurück zu unserem Thema.“ Die Florentinerin interessierte sich nicht im

geringsten für Schindjapkins seltene Gabe. „Wenn Sie einen genauen Plan habe, werde ich mich weiter mit Ihnen unterhalten. Ich bin überzeugt, erfahren wie Sie sind, wird er ganz extraordinär sein. Ich gebe Ihnen meine Ersparnisse, falls Sie es mir ermöglichen, den Fürsten für unser Familienarchiv dabei aufzunehmen, wie er Ihnen sein Geld übergibt. Das wird ein hervorragender Film! Wir kommen also zum Schluss. Rufen Sie mich an, wenn Sie etwas Neues wissen. Ich heiße Sismonda Pappalardo, hier sind meine Telefonnummern.“ „Sehr gut. Ich fliege bereits morgen nach Moskau und nehme sofort die Suche nach Iwerow auf. Über welche Summe könnte ich verfügen, um den Fürsten bewachen zu lassen?“ „Zuerst müssen Sie ihn doch finden“, sagte Pappalardo ungehalten. „Das versteht sich von selbst.“ „Haben Sie überschlagen, wie viel das kosten würde?“ „5 Personen je 12 Stunden, Einsatz im 4-Tage-Rhythmus. Also insgesamt 20 Personen à 2000 Dollar im Monat, macht 40 000 Dollar. 2 Autos à 30 000 Dollar, das sind zusammen schon 100 000 Dollar. Dazu das Gehalt für den Chef, der den Kontakt zwischen mir und den Bewachern aufrechterhält, das macht noch einmal 10 000 Dollar. Und weitere unverhoffte Ausgaben. 150 000 Dollar im Monat müssten reichen. Erscheint Ihnen das viel?“ In diesem Augenblick kam Sismonda Pappalardo eine geniale Idee. „So billigen Profis würde ich niemals den Schutz meines Cousins anvertrauen. Sind Sie bei Trost? 5 Leibwächter für einen Mann, der Milliarden besitzt? Seiner Wache in Frankreich hat er 20 000 Euro pro Person und Monat bezahlt. Wieso denken Sie, dass 5 Personen ausreichen? Wo steht das geschrieben? Engagieren Sie 10, 15 oder 20. Nehmen Sie einen Stift und notieren Sie genau alle anfallenden Kosten. Signor! Wer geizig ist, bezahlt doppelt. Seien Sie nicht knauserig, machen Sie einen Kostenvoranschlag, der die modernsten Methoden und neusten technischen Errungenschaften berücksichtigt. Ich muss hundertprozentig sicher sein, dass mein Cousin nicht gefährdet ist. Der Umfang der Ausgaben interessiert mich überhaupt nicht.“ Wenn du dich auf so etwas einlässt, du Idiot, dann sollst du auch selbst bezahlen, schnaufte Pappalardo für sich, laut aber fuhr sie fort: „Wenn nun die russische Mafia von Ivéroffs Reichtum erfährt und ihn entführt, um Geld zu erpressen, was meinen Sie, wie viel sie fordern wird? Bei uns würden sie wohl 100 Millionen Euro verlangen.“ „Ehrlich gesagt, habe ich keine Ahnung. Vielleicht 10 oder 15 Millionen.“ „Sie haben keine Vorstellung von der Mafia, Sie sind ein Beamter und kommen glücklicherweise nicht mit ihr in Berührung. Mir scheint, sie wird nicht weniger fordern als in Frankreich

oder Italien, eher bedeutend mehr. Alle Zeitungen berichten über die Härte der russischen Mafia. Schreiben Sie für alle Fälle auch diese eventuellen Ausgaben aus, damit der Umfang des Unterfangens klar ist.“ „Ach diese Idiotin“, dachte Schindjapkin, „jetzt weiß ich, wie viel Geld ich fordern kann, wenn ich Iwerow selbst finde. Diese Italiener werden in Europa nicht umsonst ‚Makkaronis‘ genannt. 100 Millionen Euro! Das verschlägt einem ja den Atem. Ich werde aber 150 Millionen hineinschreiben. Wer will das schon nachprüfen? Mit soviel Geld kann man sich leicht als Minister einkaufen, für fünf oder sieben Millionen. Und die ganze Welt erfährt, dass der Präsident Herrn K. I. Schindjapkin per Ukas zum Außenminister der Russischen Föderation ernennt. Oh, wie werde ich mir meine alten Vorgesetzten vornehmen! Hilf mir dabei, Herr! Diese Pappalardo ist zwar eine dumme Kuh, aber ein gutes Frauchen. Und Geld bedeutet ihr gar nichts. Die Frauen in Russland sind dumm, aber die in Frankreich und Italien ebenso. Taugen zu nichts.“ Schindjapkin schrieb in eine Extraspalte: eventuelles Lösegeld – 150 Millionen Dollar.“ Und dachte für sich, dass Russland in Dollars rechnet und Euros keine Chance haben. Sein Kostenvoranschlag für die Rückkehr von Ivéroff nach Frankreich, heil und unversehrt, belief sich auf 170 Millionen Dollar. Als er alle diese Zahlen schwarz auf weiß vor sich sah, begriff er, dass sein Leben ein neues Ziel erhalten hatte, auf das er von nun an mit totalem Einsatz hinarbeiten würde. Er konnte an nichts anderes mehr denken als an Moskau und Iwerow und kam zu der Überzeugung, dass er nicht zu einer bescheidenen diplomatischen Karriere berufen war, sondern dazu, zu den Starken dieser Welt zu gehören. Seine Selbstverliebtheit nahm ein Ausmaß an, dass er sich mit Narziss hätte messen können. All diese Zahlen und die Fantasien, sie auslösten, entzündeten in seinem Herzen ein Feuer der Begeisterung, dass es ihm die Luft abschnitt. Als Pappalardo das Papier sah, kannte ihre innere Begeisterung ebenfalls keine Grenzen. „Ist das bereits inflationsbereinigt?“, fragte sie Schindjapkin, der schon fast den Verstand verloren hatte. „Ich bekenne – ich weiß es nicht. Wie ist es richtig?“ „Schreiben Sie: Nicht inflationsbereinigt, und das Datum von heute, damit kein Streit aufkommt über eventuelle Aufschläge, wenn André endlich in Frankreich ist.“ „Ach ja. Richtig, danke. Und wie schreibt man Inflation?“ „Auf italienisch *inflazione*, auf französisch *inflation*. Schreiben Sie auf die Rückseite Ihre Telefonnummer und mit großen leserlichen Buchstaben Ihren Namen. Den werde ich wohl nie richtig aussprechen können – Schanapkin, Schadapkin, Schuwapkin...“

Schandjapkin lächelte spöttisch in sich hinein und murmelte etwas, dann tat er zielstrebig, was Sismonda Pappalardo geheißt hatte. „Kann ich mich darauf verlassen, dass Sie über unser Gespräch Schweigen bewahren werden? Können Sie sich vorstellen, was für mich auf dem Spiel steht, wenn man in der Zeitung liest: Wie die Kusine von Ivéroff ihren Verwandten ausnehmen will?“ „Ich schwöre.“ Schindjapkin bekreuzigte sich und riss die Augen weit auf. „Ich glaube Ihnen“, sagte sie und fing an zu lachen. „Signor! Sie würden mich ganz ungeheuer enttäuschen, wenn Sie nicht ein Ding einfädelten, über das man sich später in Frankreich und Russland Legenden erzählen wird. Holen Sie zu etwas Grandiosem aus!“ „Wird gemacht!“, bestätigte Schindjapkin völlig aufrichtig.

Die Florentinerin begleitete den russischen Diplomaten zu Ausgang. Sein Blut kochte und im Kopf drehte es sich, als wäre er beim brasilianischen Karneval. Am Anleger Pléneuf Val verabschiedeten sie sich voneinander. „Bogossian! Bringen Sie unseren Freund zum Flughafen.“ Auf Italienisch setzt sie hinzu: „Er ist gefährlich, sagen Sie am besten nichts über unsere Probleme. Jedes Stück Information könnte Monsieur Ivéroff schaden. Adieu.“

Als der Rolls-Royce verschwunden war, ging Pappalardo wieder auf die Jacht. Nachdem sie sich überzeugt hatte, dass sie ganz allein war, nahm sie das Blatt Papier mit Schindjapkins Aufzeichnungen, küsste es einige Male und versteckte es an ihrem Busen. Maßlos zufrieden mit sich selbst ging sie in den Salon.

Das vielversprechende Finale mit dem russischen Diplomaten hatte sie unglaublich erregt.

## Kapitel 19

Ivéroff gelangte auf die Dostojewski-Straße. Da er nicht die geringste Vorstellung hatte, wo er war, eilte er ungezielt, ohne nachzudenken und ohne einen erfindlichen Grund in Richtung „Platz des Kampfes“. Den Kopf hielt er gesenkt und sah nur hin und wieder zu den Passanten und der ihn umgebenden Welt auf. Unbeteiligten mochte es scheinen, dass dieser seltsame Mann schweren Gedanken nachhing. Sein abwesender Gesichtsausdruck verriet Anspannung und Konzentration. Wohin eilte er? Wen wollte dieses originelle Subjekt auf einer Moskauer Straße zur Zeit der *rush hour* so dringend erreichen? Nur einmal hellte sich sein Gesicht auf, als er das Fräulein Semiradowa in Gedanken vor sich sah. Diese Erinnerung lenkte ihn dermaßen von seinen quälenden Gedanken ab, dass er meinte, nicht in Russland, sondern an der ligurischen Côte d’Azur zu sein. Doch das flüchtige Bild verschwand ebenso unverhofft wie es gekommen war, und der Fürst ging weiter dem Menschenstrom entgegen, wobei er gequält auf die groben Rempelen der Vorbeigehenden reagierte. Endlich blieb er stehen, um Atem zu holen und sich umzusehen, ging aber sofort noch schnelleren Schrittes weiter, vorbei am tierärztlichen Sopiko-Zentrum und dem alten Stadthaus der medizinischen Setschenow-Akademie. Dann wechselte er, ohne zu wissen warum, vor dem Städtischen Krankenhaus Nr. 59 auf die andere Straßenseite und kam zur Einmündung der Perunow-Gasse. Gedankenverloren vergegenwärtigte er sich die Internetseiten der Consulting-Firmen, die er vor seinem Spiel an der Moskauer Börse geprüft hatte, und konstruierte in seiner Fantasie Dutzende verschiedener Projekte, die die ökonomische Situation in Russland ändern könnten. „Mir kommt es so vor“, dachte er, „als wäre ich wirklich in eine einmalige, außerirdische Welt versetzt, wo die Grenzen zwischen dem Realen und dem Virtuellen flüchtig sind, wo alles leicht und problemlos in sein Gegenteil übergeht. Bisher habe ich nur den Finanzmarkt kennen gelernt. Doch wie viele Dinge sind mir hier bereits durch ihre Inkompatibilität aufgefallen! Die Aktienkurse bewegen sich unabhängig von den Entscheidungen, die die Emittenten in den Bereichen Produktion und Finanzen fällen. Ein Blick ins Archiv hat mir zeigt, dass die Notierungen 1996-1997 auf das Zehnfache gestiegen waren, und dies angesichts stagnierender Produktion, gelähmter Währung und dem Wirken von Geldsurrogaten! Im Jahr 2000 wuchs die industrielle Produktion um 9 %, aber die Aktienkurse gaben

kontinuierlich nach. 2001 machte der Aktienmarkt weltweit eine stürmische Krise durch, während in Russland alles ruhig blieb, ausgenommen eine schwache Reaktion auf die am stärksten fallenden internationalen Indexe. Was bestimmt dann die Aktienkurse in Russland? Das ist völlig unbegreiflich. Das Steigen oder Fallen der Aktienkurse ist in diesem merkwürdigen Staat ein rein virtuelles Phänomen. Und staatliche Wertpapiere? In Russland ist man aus irgendwelchen Gründen der Meinung, diese sollten lediglich das Defizit im Föderationshaushalt abdecken. Und wie bitter ist der Preis für diesen Irrtum: Das Volumen des Marktes schrumpfte auf ein Zehntel, von 65 Milliarden Dollar 1997 auf 6 Milliarden zu Beginn 2002. Wie könnte ich meinen historischen Landsleuten helfen, von solchen Sinnlosigkeiten weg zu kommen? Soll ich einen Aktienmarkt wie in anderen Ländern der Welt aufbauen? Den Kontakt zur regierenden Elite suchen und Ratschläge geben, wie die Ökonomie gesunden könnte? Mich mit dem Finanzminister und dem Wirtschaftsminister unterhalten, um sie davon überzeugen, wie paradox die derzeitige Situation ist? Welches Gewicht könnte ein solches Treffen haben? Würden die Beamten die Dringlichkeit sofortiger Reformen einsehen? Der Aktienmarkt in Russland ist himmelschreiend spekulativ. Ein Großteil derjenigen, die an der Börse agieren, tun diese tageweise, das heißt, sie kaufen und verkaufen dieselben Aktien innerhalb nur eines Tages. Weit verbreitet waren auch ‚minütliche‘ und sogar noch schnellere Aktionen. Auf westlichen Märkten kommt so etwas praktisch nicht vor, höchstens zu Zeiten krisenhafter Börsenspekulationen. Schon Tagesgelder sind eine Rarität in Russland, von längerfristigen Papieren ganz zu schweigen... Herrgott, wozu brauche ich das alles? Was gehen mich Finanz- und Wirtschaftsreformen an? Bin ich etwa deshalb hierher gekommen? Habe ich nicht geschworen, meiner eigenen virtuellen Existenz treu zu bleiben, und darf ich dann die Grenzen meiner eigenen spirituellen Welt überschreiten? Ich selbst befinde mich doch im Prozess der Reformierung des eigenen Bewusstseins, der Suche nach mir selbst, nach Antworten auf die Herausforderung unserer Zeit und glaube, dass ich dem Ziel nahe bin. Ich selbst bin für mich die Wahrheit, der Weg, das Leben und die Ewigkeit! Können mich überhaupt die Dummheit und Unzulänglichkeit der Grauen Eminenz der Ökonomie, Gaidar, des Bürokraten Gref, des einflussreichen Beamten Iljukaew aus dem Finanzministerium oder ihresgleichen beunruhigen und beleidigen? Allesamt haben sie nicht das nötige Wissen erworben, um die Ökonomie zu reformieren und sich über das

Massenbewusstsein zu erheben, und sind ganz miserable Führer. Es ist ihr Unglück, ihr Drama, dass ihnen das Talent zum Manager, die Erfahrung des Wissenschaftlers und das Gewissen des einfachen Mannes aus dem Volke, das sie gegen Posten und Machtgelüste feien könnte, abgehen. Russland ist voll von Menschen ohne Ehrgefühl und Gewissen. Das ist sein Unglück! Viele Nullen machen noch keine Eins. Das Massenbewusstsein ist a priori inhaltsleer, in ihm finden sich weder Spuren geistiger Anwandlungen noch engagierter Fantasien.“ Nicht ohne Grund fragte der Fürst sich erneut, was ihn das alles eigentlich angehe. Und gestand sich erstaunt und mit gedämpfter Stimme ein: „*Se non é vero, e ben trovato.*“<sup>11</sup> Unwillkürlich verlangsamte er den Schritt, um der unerwarteten Stimme des eigenen Ich aufmerksamer zu lauschen. „Was forderst du noch von mir? Soll ich den Aktienmarkt in Russland reformieren? Mich in Mila Semiradowa verlieben und mit ihr ein neues Leben in Frankreich, Russland oder Italien beginnen? Zu Buinosow als Knecht zurückkehren? Mich erneut bis zur Bewusstlosigkeit betrinken und unter der Parkbank meinen Rausch ausschlafen? Soll ich Wadim Michajlow finden und ihn um Hilfe bei der Suche nach mir selbst bitten? Zum Psychiater gehen? Warum schwanke ich hin und her wie ein Mensch mit Gleichgewichtsstörungen? Willst du, dass mein Interesse für das reale Leben völlig erlischt? Es ist ja schon verglommen! Soll ich vollständig dem gewohnten Alltag entsagen? Ich habe ihm schon abgeschworen. Was ist das für eine Energie, die weiterhin meinen entzündeten Verstand malträtirt und zu widersprüchlichen Gedanken und Handlungen drängt? Was ist das für eine blindwütige Kraft in meinem inneren Ich, die mich ständig provoziert? Die innere Stimme geht in der Regel mit den eigenen Instinkten einher. Und die Natur herrscht, weil sie harmonisch ist. Das ist es! Die Harmonie ist die treue Wächterin der Ewigkeit. Denn nur aus dem Chaos entsteht die Ordnung. Offenbar herrscht in meinem Kopf deshalb solche Unordnung, weil der Hauptinstinkt in der quälenden Suche nach dem Noumen steckengeblieben ist. Hurra! Bravo! Fast ist die Antwort schon gefunden: In mir ist zuviel Menschliches, zu viel von diesem roten Lehm, aus dem der Schöpfer den denkenden Menschen machte. In mir ist so viel von Adam, dass Nietzsche mich schon zum Übermenschen gezählt hätte; obwohl es mich nie interessiert hat, mit mir selbst zu diskutieren, was das denn sei, der Übermensch. Ist die Frage, die ich mir hier gestellt habe, vielleicht gefährlich? Schon

---

<sup>11</sup> „Es ist zwar nicht wahr, aber gut ausgedacht.“



oft haben die Aufgaben der Forschung ihre Urheber zugrunde gerichtet. Nachdem Archimedes sich als Übermensch erkannt hatte, suchte er nach einem festen Punkt, um die Erde zu bewegen, doch erhielt einen Schwertstreich von einem römischen Krieger in seinem eigenen Haus in Syrakus. Als Marie Skłodowska-Curie die Wirkung radioaktiver Strahlen auf den Menschen erforschte, verbrannte sie ihre Hände und musste bis an ihr Lebensende lange Handschuhe tragen. Nachdem János Bolyai erfolgreich die Euklidische Geometrie in die Wissenschaft vom vieldimensionalen Raum überführt hatte, wurde er verrückt. Richman erforschte die Entstehung des Kugelblitzes und starb nach dem Schlag durch einen Kugelblitz...“ Ivéroff verzog bei diesen Gedanken Mund und Augenbrauen zu einer ärgerlichen Grimasse und lief weiter. Er kam am Stadthaus der St.-Petersburg-Bank und den Schuhläden des Herrn Minasjan vorbei, bog links in die Palicha ein und ging Richtung Nowoslobodskaja. Es wurde Abend, der kühle Schatten der hohen Häuser fiel auf das aufgeheizte Pflaster. „Wer ist denn nun wirklich ein Übermensch?“, setzte Ivéroff seine Überlegungen fort. „Ist er in der wirklichen oder der virtuellen Welt zu Hause? Ist es ein Mensch, der seine Seele Gott geweiht hat, oder ein gottloser Sünder mit einem soliden Bankkonto? Ein ehrgeiziger Materialist oder ein Asket mit der Sanftmut eines Cherub? Wenn ich mich selbst ansehe, entdecke ich in mir diese widersprüchlichen Eigenschaften im Übermaß. Ich bin innerlich licht und äußerlich düster. Wohlmeinende Wünsche führen häufig zum Sündenfall, die Suche nach Heiligkeit wird zur Reise in die ägyptische Nacht, und das bewusste Streben nach einer Existenz in der Virtualität zerschlägt sich an der Alltagsroutine. Ich bin im Menschlichen, allzu Menschlichen steckengeblieben wie ein unerfahrener Beerensucher im Sumpf und habe deshalb kein Recht, mich für ein Überwesen zu halten. Habe ich das überhaupt nötig? Ein Überreicher, Überkavalier, Überexperte, Überkonsument, Überintellektueller! Ist es nicht dies, wovor ich auf die Kehrseite des Lebens fliehe, was an meiner Seele nagt und nach Virtualität verlangen lässt, was mich in die Hinterhöfe der Gesellschaft drängt?“ An dieser Stelle wurde dem Fürsten richtig unwohl, er verging in tiefem Mitgefühl und aufrichtigem Erbarmen mit sich selbst. Das Nachdenken hierüber überstieg seine Kräfte, zumal sein gekränkter Verstand aus dem Gedankenstrom ein verführerisches Wort herausgefischt hatte, das sein Bewusstsein zunehmend erhitzte. In der letzten Zeit wollte der Fürst nur noch sich selbst gefallen und war jetzt sehr erpicht, sich aus der Distanz zu sehen. „Die ägyptische

Nacht muss ein Hinweis auf den Untergrund unter dem Kreml sein, wo ich gern hinkommen würde. Aber wie? Warum hat der Grenzbeamte am Flughafen mir einen gewissen Wadim Michajlow genannt? Und mir mit geheimnisvoll-spöttischem Lächeln gesagt, der würde mir helfen, mich zu finden? Seltsam, dass man einem Unbekannten eine konkrete Person nennt, die ihm angeblich helfen kann? Aber Russland kann man mit dem Verstand ja nicht begreifen...“ An der Kreuzung Palicha und Nowoslobodskaja wandte sich der Fürst nach links in Richtung chinesisches Handelszentrum; eine Modeboutique lag neben der anderen. Er schnaubte vor sich hin, dass diese ihn selbst hier verfolgten, senkte die Augen und ging weiter. Am Gebäude mit der Hausnummer 16 fiel sein Blick unwillkürlich auf die Reklametafel des dortigen Internet-Cafés ‚Nostalgie‘. Ivéroff blieb wie angewurzelt stehen, ohne gleich zu wissen, warum. Sein Kopf war frei von Gedanken, während er innerlich der Mondscheinsonate von Beethoven lauschte – ein Stück, das er sehr liebte und das ihn beständig verfolgte. Wie von einer unbekanntenen unerbittlichen Macht gezogen eilte er durch die offene Tür direkt ins Café. Eine weiß geflieste Treppe führte in den ersten Stock in einen hellen Saal von ungefähr 100 m<sup>2</sup> voller Computer, die wohlüberlegt und benutzerfreundlich angeordnet waren. „Kann ich Ihnen helfen?“ Eine seltsame Figur kam auf den Fürsten zu, ein Mann in mittleren Jahren, hager, mit zerzausten strohblonden Haaren, einem tiefen Rot auf den knochigen Wangen, einem Kajalstrich um die Augen und getuschten dünnen Wimpern. Auf seinem weißen T-Shirt stand mit großen roten Lettern das Wort „Defekt“. Sonnenlicht fiel auf die mit Make-up bedeckten, kaum sichtbaren Gesichtsfalten. „Ein Schwuler?“, ging es dem Fürst durch den Kopf. „Er wirkt aufgeregt und verstört. Das hat doch hoffentlich nicht mit mir zu tun? Um Himmels willen!“ „Verzeihung,“ sagte Ivéroff, „ich brauche einen Computer, um einen bestimmten Menschen zu suchen.“ „Erlauben Sie mir, Ihnen ein Kompliment zu machen“, begann mit pathetischer Stimme der Angestellte des Internet-Cafés seine Offensive. „Ich habe es eilig...“ „Sie sind die Unschuld in Person. Noch nie habe ich jemanden getroffen, dessen wunderbare Augen einen so unabhängigen Charakter verraten. Sie haben feste Prinzipien und sind doch ein unschuldiges Kind geblieben, das gern die es umgebende Welt erkennen möchte. Bitte, suchen Sie sich einen Platz und beginnen Sie zu arbeiten. Der erste MB ist kostenlos. Brauchen Sie Zugang zum Internet oder ein Spielprogramm? Entschuldigen Sie, Sie sagten ja schon, dass Sie einen Bekannten

suchen wollen. Setzen Sie sich und beginnen Sie. Sie werden sicher Erfolg haben.“ Ivéroff registrierte die typischen weichen Gesten und das Süßliche des Mannes.

„Kennen Sie zufällig einen gewissen Wadim Michajlow?“, fragte der Fürst? „Klar, den kenne ich. Meinen Sie den Führer der *digger*<sup>12</sup> in Russland?“ „Möglich.“ „Die haben eine eigene Webseite, sie werden ihn schnell finden.“ „Das hoffe ich. Kann ich an Nr. 7 arbeiten?“ „Hervorragend.“ In dem Augenblick rief ein junger Mann aus einiger Entfernung: „Walentina, Telefon für dich.“ Der Fürst wunderte sich; nie wäre er auf die Idee gekommen, es könnte sich hier um eine Frau handeln. Ivéroff setzte sich schnell auf Platz 7, ohne jedoch den Computer einzuschalten; wieder konnte er sich seiner Gedanken nicht erwehren. „Was ist der Unterschied zwischen gewöhnlichen Menschen und einem echten Übermenschen? Der Massenmensch träumt vom Naheliegenden, wünscht sich, was er bei den Reichen sieht, oder möchte populären Personen gleichen; er ist ausschließlich mit Fragen des Alltags beschäftigt; er kämpft um einen gewissen Komfort; ihn zieht es mit derselben Hartnäckigkeit zum Luxus wie den Übermenschen zu Einsamkeit und Askese; er lebt nach einem bestimmten Programm, nicht nach seinen Emotionen und Gefühlen; er hat eine Schwäche für das Zuckerbrot und unterwirft sich der Peitsche; er kann schön reden, ist aber untreu im Handeln; in der Öffentlichkeit hat er das große Mundwerk, auf dem Papier fehlen ihm die Worte; er verliebt sich in eine Frau, aber onaniert mit dem Titelblatt des *Playboy* vor sich; sein Element ist das spießbürgerliche Milieu, seine ehrgeizigen Pläne – ein hohes Gehalt, eine Beamtenstelle und ein Orden am Jacketaufschlag. Er bittet Gott, dass seine Reue honoriert werde, fordert aber keine Strafe für das, was er angerichtet hat; er hat seine besonderen Launen und Marotten, aber kein Ohr für die Probleme seiner Nächsten. Und der Übermensch? Was hat der für eine Substanz? Um welches merkwürdiges Material geht es hier? Um die unendliche Maßlosigkeit des Genies der realen Dimension verbunden mit der ungestümen Verführung durch die Virtualität. Um die grenzenlose Ehrfurcht vor der irrsinnigen Idee, einem vielstimmigen Chor der Tadelnden zum Trotz. Um die Überwindung der widersprüchlichen Opposition des Ganzen in der Dualität, der Einheit in der Vielfalt. Um die Abtötung der Begriffe Gut und Böse im eigenen Bewusstsein für den Sieg des absoluten Geistes der Unbeflecktheit und Keuschheit. Während die Taten und das Handeln des Massen-Ichs ihren objektiven Ausdruck im ständig sich

---

<sup>12</sup> Schwarzmarkt-Wiederverkäufer. A. d. Ü.

wandelnden Rechtsfeld der Zivilisation finden, objektiviert sich alles Sinnen und Trachten des Übermenschen im gesamten Universum. Wie die Natur sich selbst generiert, schafft der Schöpfer den Übermenschen nach seinem Bilde. Dieser ist der Bote Gottes, seine geistige und Materie gewordene Substanz. Er hat den Mut, mit der Ewigkeit zu streiten und ist rastlos auf der Suche nach dem Unerklärlichen...“ In diesem Augenblick kam das merkwürdige Subjekt im T-Shirt mit der Aufschrift „Defekt“ an Ivéroffs Platz. „Geht es nicht weiter? Oder haben Sie Schwierigkeiten, den Computer in Gang zu bekommen? Das ich nicht vermutet, sonst wäre ich schneller gekommen...“ „Nein, überhaupt nicht“, unterbrach ihn der Fürst, „ich bin nur ins Grübeln gekommen. Danke. Ich fange sofort an.“ „Worüber grübelt ein schöner, gepflegter reicher Mann?“ „Wieso reich? Was meinen Sie damit?“, fragte Ivéroff fast flüsternd, als fürchtete er, dass jemand zuhört. „Ich bin schon lange auf der Suche nach einem Sponsor und habe gelernt, Menschen aufmerksam zu betrachten. Ich weiß selbst nicht, wie ich zu dieser Fähigkeit kam, aber ich kann hier zuverlässig behaupten, dass Sie ein sehr wohlhabender Mann sind. Außerdem haben Sie lange im Westen gelebt, wohl in Europa und wahrscheinlich in Frankreich. Ich wette, dass Sie ein sehr guter Kerl sind, und bin überzeugt, dass Sie meinem Unglück abhelfen werden. Habe ich Recht? Was haben Sie für eine wunderbare Uhr. Welche Marke?“ „Worum geht es?“ „Um 20 000 Dollar abzüglich 7000, die ich schon zusammen habe.“ „Sprechen Sie.“ „Wie kann ich Sie anreden?“ „Andrei Konstantinowitsch...“ Er wollte ‚Iwerow‘ hinzusetzen, stockte aber und wunderte sich, was seine Uhr damit zu tun hätte. „Andrei Konstantinowitsch, ich bin Walentin Walentinow, ein Fehler der Natur. Ich sollte als Frau geboren werden, kam aber in männlicher Gestalt zur Welt. Mein ganzes Leben quäle ich mich und führe ein Doppelleben. Nur eine Operation kann mir helfen, sie kostet aber 20 000 Dollar. Mir fehlen noch 13 000. Welche Summe würden Sie zuschießen? Geld zu leihen kann ich mir nicht leisten, mein Lohn ist zu gering.“ „Sie machen mich verlegen...“ „Ich höre die Stimme Ihres Herzens, sie drängt Sie zur Barmherzigkeit, macht Sie großzügig und großzügig, appelliert an Ihre Opferbereitschaft. Haben Sie im Herzen nie den Wunsch verspürt, dem Kranken zu geben, damit er geheilt würde, und dem Armen ein Almosen? Ach, lassen wir das. Erlauben Sie, dass ich Ihnen eine Tasse Kaffee bringe.“ Walentinow eilte zum Tresen, hatte im Handumdrehen einen schwarzen Kaffee zubereitet und kehrt zum Fürsten zurück. Diese Einladung zu einer Tasse Kaffee war

keine förmliche Aufmerksamkeit, sondern eine Geste aufrichtiger Zuneigung zu jemandem, der ein zärtliches Gefühl in ihm ausgelöst hatte. Walentin Walentinow, der an Leib und Seele mitgenommen war von der Suche nach einer Lösung seines delikaten Problems, glaubte plötzlich an diesen originellen Unbekannten. Er warf dem Fürsten einen langen leidenden Blick zu und spürte, wie sein Gegenüber erschauerte. Die Augen verrieten eine kaum merkliche Veränderung des Seelenzustands. Walentin fiel vor ihm auf die Knie wie ein Gläubiger vor dem Altar in der Kirche. Der leidende Blick und diese unerwartete Haltung lösten im Fürsten einen Anfall höchster Großherzigkeit aus. Der Bittsteller war heute gut in Form. Nie zuvor war es ihm so leicht gefallen, sich kokett zu verschleiern und in seinem Gegenüber ein tiefes Mitgefühl zu erregen. Ivéroff stellte sich die nicht endende Quälerei dieses armen Menschen vor, der sein ganzes Leben lang nur das Eine wollte, nämlich seine Geschlechtsmerkmale verändern, und ungeteiltes Mitgefühl ergriff ihn. ‚Wie viel hat dieser Mensch schon durchgemacht‘, dachte der Fürst. ‚Hier ist es, ein Stück reales erniedrigtes Leben; das ungeschönte Geheimnis des Seins. Welche große leidenschaftliche Energie liegt brach. Wenn er je über die Virtualität nachgedacht und das Streben nach ihr sich als den fleischlichen Freuden überlegen gezeigt hätte, wie unendlich glücklich wäre dann dieser traurige, von der Natur ungerecht behandelte Mensch. Wie kann man ihm ins Bewusstsein bringen, dass nur die Transzendenz über die göttliche Kraft verfügt, Fehler der Natur zu korrigieren, die Architektur des Körpers zu verändern, den Lauf der Zeit zu beschleunigen oder zu verlangsamen? Das Allheilmittel für alle zu kurz gekommenen ist die spirituelle, die virtuelle Dimension. Ich muss diesem Stiefsohn des Schicksals helfen. Ich werde seine Operation bezahlen, doch ihm zugleich eine Lehrstunde zur Existenz in der Virtualität verschaffen. Natürlich ohne seinen übermäßigen Transsexuellen-Stolz, seine Eitelkeit des ewigen Erfolglosen zu verletzen. Aus einem gekränkten Geist entsteht selten Herzensgüte, dennoch muss man es probieren.‘

„Sagen Sie, bitte, wie heißen Sie?“, fragte Ivéroff. „Ich hatte schon gesagt: Walentin Walentinow.“

„Seltsam“, dachte der Fürst, „die russischen Nachnamen unserer Zeit sind irgendwie einfachste Ableitungen, entweder von Namen oder von verschiedenen Tieren. Früher war das anders. Man braucht nur an die Namen großer Persönlichkeiten zu denken, keine hatte einen der heute geläufigen Familiennamen. Sie hießen Lomonosow, Karamsin, Dostojewski, Tschaikowsky, Golizyn, Owtschina-Telepnew-Obolenski,

Mendelejew, Ziolkowski, Stolypin, Schostakowitsch, Bulgakow. Heute dagegen sind es allenthalben einförmige simple Namen: Iwanow, Petrow, Sidorow, Wolkow, Komarow, Sasonow, Karpow und so weiter. Vielleicht beeinflussen sie das Verhalten ihrer Träger? Nach den ersten Tagen hier in Russland scheint mir, dass die Russen ebenso naiv sind wie ihre Nachnamen anspruchslos. Und die Franzosen? Parrotain, Rastignac, Rousselle, Corneille, Bergerac, Lemordant, Panneliou, Rieu, Aiglemont, Taillefer, Duroc. Es wäre interessant herauszufinden, ob ein wesentlicher Zusammenhang zwischen den komplexen Nachnamen der Franzosen und ihrer Mentalität der Unberechenbarkeit, zwischen den simplen Familiennamen der Russen und ihrem anspruchslosen Verhalten besteht. Was wäre besser, was geeigneter, damit die Virtualität die Menschen infizieren könnte? Wer ist den Imaginationen näher, der simple Russe oder der komplizierte Franzose? Im blühenden kapitalistischen Frankreich geht das Volk mehr als zweitausend Mal im Jahr demonstrierend auf die Straße und fordert eine Verbesserung seiner Lebensumstände, im heutigen Russland aber, wie gestern berichtet wurde, höchstens zwei oder drei Male! Im Jahr! In einem Land mit fast 150 Millionen Einwohnern! Unglaublich! Mehr als 90 % sind arm, und nicht der geringste Protest! Jahrzehnte tragen sie ein und dieselbe Kleidung, und keine soziale Explosion! Sie essen nur Kartoffeln, und kein Hungeraufstand! Wer würde unter diesen Bedingungen bestreiten, dass die Russen die Pioniere der Virtualität sind? Wer würde riskieren, gegen das neue geflügelte Wort ‚Die Russen sind die Argonauten des Seins in der Fantasie‘ zu opponieren? Die Virtualität beflügelt die Russen mehr als die Franzosen der Erfolg auf den Champs Elysées. Natürlich sind die, die protestieren, weiter von der Dimension des Virtuellen entfernt als die zum Dulden bereiten Bürger. Geduld ist der erste Schritt zu Imaginationen, zum spirituellen Sein, während die Forderung nach Anhebung des Lebensstandards direkt in eine Welt sozialer Explosionen, Erschütterungen und Enttäuschungen führt. Wer ist dieses von Gott auserwählte Volk? Und wer wird die Welt beherrschen?“ Plötzlich fiel Ivéroff eine alte Geschichte ein: Einstmals versammelten sich Hitler, der Papst, Stalin und Roosevelt, um zu diskutieren, wem die Welt gehören würde. Hitler sagte: „Uns!“ „Und warum?“ „Wir haben die richtige Rasse.“ „Nichts da“, widersprach der Papst, „die Zukunft gehört uns. Wir haben die Messe.“ „Nichts da“, ging Stalin dazwischen, „die Welt wird uns gehören. Hinter mir stehen die Massen.“ „Das spielt alles keine Rolle“, parierte Roosevelt. „Wir werden die

Welt beherrschen. Ich habe die Kasse.“ „Worüber hatten wir gerade gesprochen? Was wollte ich Ihnen sagen?“, fragte der Fürst vorsichtig, „Ich hatte Sie gefragt, ob Sie Sponsor sein wollten...“ „Ja, ja, ich bin bereit, Ihnen zu helfen.“ „Verzeihung, mit welcher Summe?“ „Nicht mit einer Summe, sondern einem Rezept, das Sie retten kann: Versetzen Sie sich in die Virtualität, und Sie werden schnell erreichen, wovon Sie das ganze Leben geträumt haben.“ „Das ist mir ganz neu, dass es eine virtuelle Chirurgie gibt. Eine Operation, lieber Andrei Konstantinowitsch, hat sehr mit Materie zu tun. Durch die Arbeit eines Skalpells wird ein Körper umgebaut, geht Blut verloren, werden die Umrisse von Organen und Extremitäten verändert. Doch ich verstehe: Sie brauchen eine Ausflucht, um kein Geld herausrücken zu müssen. Und ich hatte so auf Sie gehofft! Ich dachte nicht, dass ich mich in Ihrem edlen Charakter täuschen würde. Sie verströmen Güte und Edelmut. Werfen Sie einem alternden Transsexuellen den Rettungsring der Dollars zu.“

„Ich will mich wohl bei der Lösung Ihres Problems engagieren, doch nur zu meinen Bedingungen. Wenn bei Ihrem Übergang in die Virtualität nichts herauskommt, bin ich bereit, die Operation zu bezahlen. Doch erlauben Sie mir, Wertester, was ist das genau, dieser Drang oder Trieb zum Geschlecht? Zum eigenen oder zum entgegengesetzten. Freud schrieb, dass die heute noch unter dem Joch der geschlechtlichen Bedürfnisse stöhnende Menschheit eine neue Kraft zur Sublimierung der Sexualität entwickeln muss. Eine solche Kraft ist die Virtualität. Überwinden Sie Ihre sexuelle Leidenschaft, gehen Sie in die Welt des Internet, versenken Sie sich in die Sphäre der Imaginationen, sehen Sie die Welt mit den Augen des Schöpfers an, wecken Sie in sich den Siegeswillen über das eigene Ich, und Sie bezwingen Ihre Transsexualität. Nur indem man sich selbst besiegt, erfährt man das Glück der Selbstgenügsamkeit. Außerdem ist der innere Kampf mit sich selbst extrem spannend. Jegliche Abhängigkeit vernichtet im Menschen die Freiheit der Suche, besonders der Suche nach dem Transzendenten, der Sphäre der Fantasien, und paralyisiert die Fähigkeit zur Abstraktion vom Alltäglichen. Eine Zuspitzung der Sexualität eignet lediglich den Menschen der Massenkultur. Sex ist sowieso unter unserer Würde.“ Ivéroff ließ sich von seinen Gedanken über eine Schwelle tragen, über die seine leidenschaftliche Natur noch nie hinweg geschaut hatte. „Wollen Sie mir das Letzte nehmen, was ich habe?“ „Ich möchte Ihnen neue, ungeheure Möglichkeiten schenken und wäre froh, wenn Ihr Herz sich meinen Ratschlägen öffnen

könnte. Wenn Sie die rasende despotische sexuelle Leidenschaft sublimieren können, werden Sie sehr schnell das außergewöhnliche Wunder virtueller Leidenschaft erfahren, die bisher nur Auserwählten zugänglich ist. Beeilen Sie sich, Herr Walentinow. Retten Sie sich in die Irrealität.“ „Ich möchte nicht denken müssen, dass Ihre Ratschläge lediglich den eigenen Geiz verdecken sollen. Sie wirken nicht wie ein Lügner. Ich sage offen, ich fürchte, dass mir mein Traum, eine Frau zu sein, abhanden kommt. Ohne diesen Traum hätte mich unser monströses Leben längst gebrochen. Es würde mich tief verletzen, wenn ich plötzlich ohne diese tröstliche Imagination dastünde, die mich fast dreißig Jahre vor dem Selbstmord bewahrt hat. Geben Sie mir das Geld, Andrei Konstantinowitsch.“ „Machen Sie einen Schritt auf sich selbst zu. Wenn Sie in der virtuellen Welt keine Freude empfinden können, wenn Ihre fixe Idee nicht verschwindet, sondern der psychische Druck noch wächst, dann bezahle ich ihre Operation. Doch versuchen Sie, sich im Reich der Imaginationen zu finden, in den Fantasien des sich aufschwingenden Geistes. Nur auf dem Weg fortwährenden Meditierens mit dem gesamten Potential Ihrer Seele können Sie den Sex bezwingen.“ „Die seelischen Eigenschaften, die Sie in so schöne Worte fassen, fehlen mir schon lange. Meine innere Leere ist nur mit dem einzigen Wunsch angefüllt, eine weibliche Gestalt zu haben. Denken Sie daran, ich bin ein alternder Perverser, ein Verkünder des Transvestitentums und zu alt, um noch ins Kloster zu gehen. Wenn Sie die Mittel haben, helfen Sie mir. Geben Sie dem Kaiser, was des Kaisers ist. Predigten sind für meine kranke Seele ebenso gefährlich wie ein Orkan für die faulen Früchte, die sich gerade noch so an den Ästen halten.“ Die jämmerliche Gestalt schüttelte den Kopf, so dass die blondgefärbten Haare ins Gesicht fielen, und verbreitete grenzenlose Verzweiflung. „Sie haben Recht, wir sollten aufhören. Ich habe Sie gebeten, den ersten Schritt zu tun. Wenn Sie sich nicht die Kutte des Virtuellen anziehen mögen, dann werde ich Ihnen auch nicht helfen. Sie haben hier vor sich 49 Computer. Fangen Sie an...“ „Ich trage schon längst die Unterwäsche des Homosexuellen, Sie verlangen etwas Unmögliches von mir.“ Der Unglückliche fing bitterlich an zu weinen. Ivéroff wandte sich demonstrativ ab und schaltete den Computer ein. Und damit verlor die Welt für ihn jegliche Bedeutung. Er verfiel in jenen seltsam abgehobenen Zustand, der sein Bewusstsein auf wunderbare Weise von den Fesseln des Alltags befreite. Er suchte im Internet nach den Begriffen *digger* und ‚Wadim Michajlow‘. Nach einigen Mausclicks



fand er die Anschrift und überlegte, was er schreiben sollte. Gemäß seiner puritanisch beeinflussten Erziehung wollte er nicht lang und sentimental sein und beschränkte sich auf zwei Zeilen. „Herr Michajlow! Ich bitte Sie um ein Treffen morgen, am 27. Juni, um 11 Uhr im Internet-Café ‚Nostalgie‘. A. Iwerow“. Kaum hatte er den Text abgeschickt, als ihn erneut schwere Gedanken befielen. Hoffentlich hatte er den armen Walentinow nicht beleidigt. Für 13 000 Dollar die Seele eines Menschen zu trösten – war das nicht eine Tat, nach der sein neues Ich verlangte? Weshalb hatte er den Transsexuellen abgewiesen? Wieso verhielt er sich plötzlich so streng und prinzipiell? War es doch das erste Mal, dass ein so bejammernswertes Wesen in Russland finanzielle Unterstützung erbat. Doch seine Großzügigkeit hatte einen Sprung bekommen. Was aber hätte er getan, wenn das Fräulein Semiradowa ihn um Hilfe gebeten hätte? Um seine Gewissensbisse loszuwerden, beschloss er, auf jeden Fall die Rechnung der Chirurgen zu bezahlen. Was war das doch für eine rührende Bitte. Aus dem einstigen Walentin Walentinow würde Walentina Walentinowa werden. Doch dann kam ihm ein neuer Gedanke, der ihn auf die Wirtschaftsseiten im Internet zurück verwies. Warum sollte er nicht der Regierung seine Ideen, wie man die Wirtschaft Russlands richtig organisieren könnte, zukommen lassen? Es käme auf einen Versuch an. Vielleicht würde sein Schreiben ja gelesen werden, vielleicht würde man auf ihn hören. Dieser Gref wusste einfach nicht, was er tat. Mit solchen Maßnahmen konnte man die Ökonomie nicht stimulieren. In Wirklichkeit lag sie schon lange am Boden. Ivéroff fand die E-Mail-Adresse des Ministeriums und begann, seinen analytischen Kommentar zur ökonomischen Lage in Russland zu formulieren. „Sehr geehrter Herr Gref! In den Ländern mit entwickelter Marktwirtschaft entfallen 80 % des BIP auf den Dienstleistungssektor. Wie steht es mit diesem wichtigsten Kriterium bei Ihnen? 1995 machte der Dienstleistungssektor 54 %, Anfang 2002 aber 47 % des BIP aus, das bedeutet eine rückschrittliche Strukturveränderung im Verhältnis von Produktions- und Dienstleistungssektor. Noch erstaunlicher sind die Veränderungen im Spitzenbereich der Dienstleistungen und Hauptmotor der Marktökonomie, im Handel. 1992 machte er 28 % des BIP aus, war aber Ende 2001 auf peinliche 16 % gefallen. Das ist ein wirkliches Unglück und Anlass genug, SOS zu rufen. Und wie sieht es im Produktionssektor aus? In den entwickelten Marktwirtschaften überschreitet sein Anteil nicht die 25%-Marke. In Russland lag er 1995 jedoch bei 30 % und heute schon über

33 %. Die Entwicklung geht also rückwärts! Als nächstes schlage ich vor, die Veränderungen innerhalb des Produktionsbereichs anzusehen. Wie vor 15 Jahren bilden auch heute der Energie- und der Rüstungssektor die Basis der gesamten Industrie. Wo ist die Perestroika in der Wirtschaftsstruktur? In den westlichen Ländern vollzieht sich seit Beginn der 1970er Jahre eine Umstrukturierung der Industrie zu Gunsten von Branchen mit geringerem Energieaufwand. In Russland sind in den Jahren der Reform die Preise für Elektroenergie auf das 12 000-Fache gestiegen, für landwirtschaftliche Produkte auf das 200-Fache. Das ist der wichtigste Beweis für einen höheren Energieaufwand für das BIP. Ihre Ziffern zum Wachstum des BIP um 5,5 % im Jahr 2001 sind nicht ehrlich. Ganz offensichtlich war es wesentlich geringer. Die Erklärung dafür ist folgende: 2001 wurde für natürliche Personen eine 12-prozentige Gewinnsteuer eingeführt und ein Teil der Schattenproduktion und illegalen Gelder wurde legalisiert. Das heißt, das BIP ist real nicht um 5,5 %, sondern nur um 3 % angewachsen. Und wie verändert sich die Struktur der Subjekte des Marktes? In den entwickelten Ländern wird die Basis des Unternehmertums von kleinen Unternehmen mit einem Anteil von 80 % am BIP gebildet, in Russland liegt dieser bei 20 %. Das sind Hinweise für eine außergewöhnlich schwache, ineffektive Struktur. Das wichtigste Kriterium für den Übergang zu einer Marktwirtschaft ist einer veränderte Steuerungsstruktur der Ökonomie. Anstelle entwickelter Marktinstitute haben wir einen maßlos aufgeblähten bürokratischer Apparat und eine unverzeihliche Einmischung der Beamten in das Business. Das wichtigste Kennzeichen einer entwickelten Investitionspolitik ist das buchhalterische Berichtswesen, das dem Markt angepasst sein muss. Doch wie kann sich die Wirtschaft entwickeln, wenn die Eigeninvestitionen der Unternehmen nicht auf der Kosten-, sondern auf der Gewinnseite geführt werden? Das ist ein fundamentaler Fehler, Herr Gref! Das wichtigste Element der Verbesserung des Investitionsbereichs liegt in einer reformierten Tätigkeit der Banken, allen voran der Sparkassen. Diese erfüllen heute eine ihnen gar nicht zukommende Aufgabe, die Bereitstellung von Krediten für juristische Personen. Ihre Hauptaufgabe wäre aber die Versorgung der Bevölkerung mit billigen Krediten für den Erwerb von Häusern, Wohnungen, technischen Einrichtungen des täglichen Lebens, Möbeln und Autos, das heißt, die Unterstützung der Endnachfrage. Wenn diese wächst, wächst die Produktion entlang der gesamten technologischen Kette der involvierten Betriebe. Das ist ein

höchst effektives Vorgehen, um das ganze Marktsegment zur Gesundung zu führen. A. I. Ökonom. PS. Wenn Sie an weiteren Konsultationen interessiert sind, schreiben Sie mir bitte an obige Adresse.“

Nachdem er den Brief abgeschickt hatte, klickte er die Börsen der Welt an, um sich über die Notierungen und überhaupt die Lage auf dem Aktienmarkt zu informieren, hielt sich aber nicht lange dort auf, weil ihm durch den Kopf ging, dass er schon wieder in den alten Gleisen gelandet war... Abrupt schaltete er den Computer aus, sprang auf und ging zu Walentinow. „Danke, bis morgen. Für um 11 Uhr habe ich Wadim Michajlow hier bei Ihnen im Café ein Treffen vorgeschlagen. Entscheiden Sie sich bis dahin definitiv, welche Hilfe Sie von mir erwarten.“ „Erlauben Sie mir, dies jetzt schon zu sagen: Dollar.“ „Adieu.“ „Sie kommen wirklich morgen wieder?“ Ivéroff warf einen langen Blick auf die Jammergestalt, als wollte er diese völlig durchdringen, dann dachte er kurz nach, lächelte und schwieg. Zusammenhanglose Gedanken wühlten erneut in seiner unruhigen Seele. Er schien in wundersame Spiele des Geistes versunken, die er nicht preisgeben wollte, und ging zum Ausgang.

Die Juninächte sind ungewöhnlich hell und scheinen bei den Moskauern positive Seelenzustände zu befördern. Statistisch werden im Juni weniger Verbrechen und Gesetzesverstöße registriert. Insgeheim denken Menschen harmonisch, präsentieren der Welt die edlen Seite ihrer Natur, alles Leben strebt zur Sonne wie die Kirchen in den Himmel Gottes. In der Hauptstadt Russlands brodelten die menschlichen Leidenschaften auf Konzerten, Festivals, Folklorefesten, Lyrikabenden, Ballettpremieren, Sportwettkämpfen, in Liebes- und anderen Romanen .

Innerlich abwesend ging Ivéroff die Nowoslobodskaja entlang und nahm kaum etwas um sich herum wahr. Er war mit der einbrechenden Nacht beschäftigt. Zum ersten Mal im Leben würde er im Freien übernachten, in einer fremden Stadt und wusste gar nicht, wo. Zwar hatte er noch Geld, wollte aber kein Hotel suchen. Das damit einhergehende Gefühl war ungewöhnlich und aufregend neu. Mit der Begeisterung eines Verliebten, der endlich das angebetete Objekt errungen hat, kostete er alle Nuancen der bevorstehenden Nachtruhe aus. Er müsste Blätter abreißen und sie unter den Kopf legen, zudecken könnte er sich mit Stroh und Wasser aus dem Bach trinken. Dann sah er sich auf der breiten Straße um und fand nichts als eiserne Laternenpfähle. Um einen geeigneten Platz zu finden, bog er ab, zuerst nach links in die Suschtschew-Straße, und

suchte gezielt die Umgebung ab. Moskau war im Baufieber. Selbst so spät am Abend liefen auf zahlreichen Baustellen noch Arbeiter hin und her, klirrte es metallisch von Winden und Kränen. Ivéroff trabte vorbei an einem Krankenversicherungszentrum, dem chinesischen Restaurant Lotos, einer malerischen Konditorei und einer Menschengruppe an der Haltestelle der Straßenbahn Nr. 9. Dann ließ er ein Fitnesscenter und das Büro der ‚RusAero‘ hinter sich, überquerte die Selesnjow-Straße und stand überraschend vor dem Haupteingang der Pimen-Kirche. „Sehr seltsam“, bekannte er, „warum das Schicksal mich zu den Kieswegen der Kirche geführt hat. Es kommt mir vor, als wäre ich direkt auf das orthodoxe Kreuz zugelaufen, das mir wie eine unüberwindliche Mauer im Weg stand und wie der erhabene Montblanc über mir aufragte. Was bedeutet das? Sollen meine Überzeugungen verspottet werden? Ich habe schon öfter gedacht, dass mit der Nähe zur Kirche die Entfernung von Gott zunimmt. Aber auf solchen Betrug war ich nicht gefasst! Das Schicksal will ein weiteres Mal meine Selbstliebe treffen. Gleich werden mir wieder irgendwelche allzu menschliche Wünsche kommen. War es etwa Fortuna selbst, die mich zu den Popen geführt hat? Will sie mich etwa mit der Heiligen Schrift, mit Gott selbst versöhnen? Nein und noch mal nein! Ich lasse mich nicht vom Weg zur Kehrseite des Lebens, in die virtuelle Welt abbringen, keine List, keine Kräfte werden das schaffen.“ Seine Entschlossenheit, die Hitze und Leidenschaft seines inneren Monologs spiegelten sich auf seinem Gesicht und veränderten dessen Züge. Die Augen bekamen einen stählernen Glanz, ein Schatten tiefer Nachdenklichkeit legte sich über die ausdrucksvolle Stirn, ein beinahe kindliches Lächeln verriet die Reinheit seiner Seele. Ein Unbeteiligter könnte ihn für einen Poeten halten, der gerade Verse schmiedet. Und einige Moskauer Fräuleins, die mit ihren Partnern Hand in Hand gingen, ließen unwillkürlich ihre Blicke auf dieser einsamen Figur auf nächtlicher Straße verharren. Ivéroff blieb am Zaun des Kirchengrundstücks stehen. Das angerostete Tor war mit zwei alten Hängeschlössern verschlossen. Gott sei dank, schmunzelte der Fürst, als könnte er den Umständen, die ihn zum Kirchentor geführt hatten, ein Schnippchen schlagen. Dann wandte er sich nach rechts und blickte über einen nicht sehr hohen Zaun in den mit Büschen zugewachsenen Hof der Kirche. Einen besseren als diesen wunderbaren Platz für ein Nachtlager gab es nicht. Doch wie sollte er dorthin kommen? Das Tor war verschlossen und über den Zaun würde er nicht klettern. Aber warum eigentlich nicht? Es war noch hell, am besten wartete er die

Dunkelheit ab. Ivéroff war sehr zufrieden. Etwas wirklich Neues, etwas aus dem neuen Leben erwartete ihn in dieser Nacht. Nicht antike Möbel von Sotheby's, Federbett und Wäsche von Yves Delorme oder seidene Hausmäntel von Versace würden ihm nächtliche Bequemlichkeit verschaffen, sondern die wunderbaren Werke der Natur in ihrer ganzen Unmittelbarkeit. Sein Gesicht würde die leichte Berührung der duftenden Rispen des Flieders spüren, sein Körper den feuchten Geruch der warmen Erde unter dichtem wildem Gras. Und daneben eine festverschlossene Kirche – fast wie bei Gogol. Deren Nähe würde seine Seele beruhigen und den ermüdeten Körper stärken, der Duft des Flieders seinen Schlaf vertiefen, das Rauschen der Blätter virtuelle Genüsse erzeugen, die Luft der Freiheit und des Alleinseins sein neuerworbenes Gefühl der Selbstgenügsamkeit unterstützen. Seine Seele war voller grenzenloser Freude über diese Moskauer Nacht im Freien. Wie wenig braucht doch der Mensch... Es dämmerte zusehends. Einige Minuten trat er auf der Stelle, dann fragte er sich, warum er auf eine völlige Finsternis wartete. Weshalb Scham oder Peinlichkeit? Diese Gefühle wollte er doch gerade erfahren. Vorwärts! Er würde sich selbst überwinden und verändern. Entschlossen kletterte er über den Zaun, ging zu den duftenden Fliederbüschen, wählte einen Platz und legte sich hin.

Seiner Fantasie erschien augenblicklich das Bild des Fräulein Semiradowa. Dann verschwand das Gesicht, und Ivéroffs Verstand schwebte friedlich in der Welt der Noumen.

## Kapitel 20

Mit aufgesetzt düsterer und demonstrativ trauriger Miene trat Pappalardo in den Salon. Ihre roten Haare waren zerzaust, die Augen glänzten feucht wie bei einem griechischen Klageweib, die Hände zitterten. Sie stellte sich zu Elisabeth Ponsen und bat Ann-Valérie Bolles: „Bitte, lass uns allein. Ich muss ganz dringend etwas besprechen; eventuell geht es um ein Familiengeheimnis der Ivéroffs.“ „Und du bist schon ein Mitglied?“, fragte diese ärgerlich zurück. „Du warst ja dabei, als der russische Konsul mich als Verhandlungsführerin benannte. Frag nicht, warum, ich weiß es nicht. Doch ohne Elisabeths Zustimmung bin ich nicht berechtigt, fremde Geheimnisse auszulaudern. Sie muss entscheiden, wie sie mit der Information von Herrn Schindjapkin umgehen will.“ „Ann-Valérie, bitte...“, sagte Ponsen mit schwacher Stimme. Ann-Valérie Bolles erhob sich, atmete tief ein, als litte sie unter Luftnot, und ging mit schweren Schritten zur Tür.

„Lass mich nicht schmoren, erzähle. Mein Herz hält das nicht aus.“ Doch Pappalardo beeilte sich nicht. Gemessen schritt sie im Salon auf und ab und stöhnte dumpf vor sich hin. Sie wollte die Situation möglichst weit aufheizen. „Wir Unglücklichen, liebe Elisabeth, leben in einer solch schrecklichen Welt. Nirgends gibt es Ehre und Gewissen. Inzwischen bin ich fast überzeugt, dass dieser Schindjapkin und seine Gruppe André lange Zeit psychologisch bearbeitet und zur Übersiedelung nach Russland angestachelt haben. Ich denke, sie sind dabei nicht ohne Leute vom KGB ausgekommen. André war der Stolz der Finanzelite der Welt, und plötzlich diese geheime, völlig unbegreifliche Übersiedelung nach Russland und die Flucht vor dir, meine Liebe, und vor seinem Zustand. Du kannst denken, was du willst, ich bin überzeugt, dass das ein ausgeklügelter Schachzug ist, um den Fürsten um sein Vermögen zu bringen. Wir lesen oft in der Zeitung von der Verflechtung von KGB und Mafia. Ivéroff ist ihr Opfer geworden. Sieh dir diesen Schrieb hier an, meine Liebe, welchen Appetit diese Leute haben. Forderungen stellen sie wie unersättliche Neureiche. Ich verstehe, dass du für Ivéroff jede beliebige Summe zahlen wirst, weil er für dich nicht mit Geld aufzuwiegen ist, doch das Selbstbewusstsein dieser Typen ist eindeutig übertrieben. Sie fordern für ihn 20 Leibwächter, weitere 10 Personen sollen den Kontakt mit uns koordinieren; sie

brauchen die feudalsten Autos, moderne Schusswaffen, Panzerwesten, ein elektronisches Kommunikationssystem, Hubschrauber. Als wollten sie eine ganze Armee ausrüsten! André hat sein ganzes bisheriges Leben lang im Westen keinen Leibwächter gehabt, nur einen unbewaffneten Aufpasser, und das warst du, meine Liebe. Selbst Jacques Chirac kommt ohne etwas Vergleichbares aus. Natürlich ist der französische Präsident nicht das beste Beispiel, doch das Budget für die Befreiung des Fürsten, das hier zusammengestellt wurde, spricht Bände bezüglich der Gigantomanie des Unterfangens. Außerdem kann man nicht sicher sein, dass nicht weitere Forderungen nachkommen. Sieh dir das Dokument selbst an.“ Während ihres gesamten Monologs hatte Pappalardo ihre Gesprächspartnerin unverwandt angesehen und auf das Wirken des Cocablattes gewartet. Und als Ponsens Augen sich verschleierten, ihr Gesicht einen ergebenen Ausdruck annahm und ihre Zunge immer wieder über die blau werdenden Lippen strich, gab die Florentinerin ihr den Schrieb des russische Diplomaten. „Wir müssen uns mit der Antwort beeilen. Dieser Schurke fliegt morgen nach Moskau und erwartet mich in der VIP-Lounge des Flughafens. Es ist jetzt 17 Uhr. Soll ich hinfahren? Und wenn ja, was habe ich in Händen? Ich kann nicht ohne Vollmachten am Flughafen auftauchen, liebe Elisabeth. Du könntest dich selbst davon überzeugen, dass er ein Profi ist. Ohne konkrete Vorschläge unsererseits wird kaum ein zweites Treffen zustande kommen. Leider musst du die Entscheidungen treffen. Das sind sehr gefährliche Leute und, ehrlich gesagt, ich fürchte mich davor, mit ihnen zu tun zu haben. Vielleicht könntest du diese kitzeligen Verhandlungen Ann-Valérie oder sonst jemandem übertragen? Mir ist nicht ganz klar, wie weit du auf mich baust. Aber wenn nicht vollstes Vertrauen da ist, muss man in solch gefährlicher und komplizierter Sache mit allem Möglichen rechnen, sogar darauf, dass man gewaltsam beseitigt wird. Wendige Trickkünstler, die einem gekonnt die Gelenke umdrehen, sind noch nicht ausgestorben. Es heißt, nur in Russland gibt es noch Meister, die aus den herausgerissenen Zungen ihrer Opfer Schlipse binden können. Außerdem fordert Schindjapkin, dass ich als Kusine von Ivéroff ihm in den allernächsten Tagen in Moskau das Geld übergebe. Wenn ich ohne Geld erscheine, wird er mich rauswerfen und André wird Probleme bekommen. Du hast selbst gesehen, was für ein gefährlicher Typ er ist. Nur mit Geld auf der Hand kann die Aktion zur Rückführung des Fürsten gestartet werden. Im übrigen, entschuldige, dass ich mich als Verwandte ausgegeben

habe. Ich befürchtete, er würde sonst das Gespräch mit uns ablehnen.“ Elisabeth Ponsen sagte nichts, sondern blinzelte nur einige Male mit ihren entzündete Augen, als wollte sie sagen: Daran ist nichts Verwerfliches; wenn es der Sache nützt, kann man noch ganz andere Dinge sagen. Dann wurden ihre Augen immer schmaler, bis sie sich ganz schlossen und leichtes Schnaufen einsetzte. Ärgerlich konstatierte Pappalardo, dass sie ihr offenbar zu viele Tropfen verabreicht hatte. Sie musste sie unbedingt sofort wecken, weil sie sonst bis zum späten Abend in einen tiefen Traum versinken würde. Aus ihrem Täschchen holte sie ein Fläschchen mit Ammoniak, feuchtete einen Wattebausch an und hielt ihn Elisabeth Ponsen unter die Nase. Die wachte auf, fuhr hoch, schüttelte den Kopf und öffnete die Augen. „Die Krankheit hat dich geschwächt, meine Liebe, komm zu dir und sage, wie wir vorgehen wollen. Soll ich nun zum Flughafen fahren?“ „Ja, natürlich! Habe ich nicht im Traum zu dir gesprochen? Mir schien, ich hätte dir schon alle Vollmachten und entsprechende Finanzen gegeben. Wir nehmen ihre Bedingungen an.“ „Das hast du geträumt und ich habe dich verstanden, Elisabeth, sie aber fordern schriftliche Garantien, und zwar in der Realität.“ „Welche wollen sie haben?“ „Du hast mehr Erfahrung, entscheide du.“ „Vorauszahlung entfällt, dann sehen wir weder den Fürsten noch das Geld. Das Schicksal selbst hat dich zum Hauptvermittler zwischen Ivéroff und diesen Banditen gemacht. Ich gebe dir einen Scheck über 170 Millionen Dollar. Nimm alle Verhandlungen in deine Hand, sage das aber weder Bolles noch sonst jemandem. Das Geld zahlst du auf dein Konto ein und gibst es etappenweise weiter, je nachdem, was anfällt. Weitere 100 000 Dollar gebe ich dir für alle deine Unkosten in Moskau. Vermutlich wirst du mehrere Male dorthin fahren müssen. Ich will auch noch ein anderes Thema mit dir besprechen, aber erst, wenn du vom Flughafen zurück kommst. Jetzt gehen wir ins Arbeitszimmer.“ Elisabeth Ponsen brauchte keine Minute, um einen Scheck über 1 170 000 Dollar auszuschreiben, und händigte ihn Elisabeth mit derselben Leichtigkeit aus, mit der sonst Geschäftsleute ihre Visitenkarten verteilen. Pappalardo war einen Augenblick lang irritierte. Innerlich hatte sie sich auf Kampf, Druck und die Anwendung von schwarzer Magie eingestellt, und plötzlich hatte sie so leicht und einfach eine riesige Summe in der Hand. Plötzlich war sie Besitzerin eines Millionenvermögens und wurde verlegen und zaghaft. Alles, was ihr einfiel, war: „Rufe bitte ein Auto, ich muss mich beeilen.“ „Mehr Entschlossenheit!“, munterte Ponsen sie auf. „Nimm du alles schnell in die Hand, ich habe dafür keine Kraft.“ „In Ordnung. In



einer Stunde bin ich zurück.“ Die Florentinerin lief aus dem Raum, sie fürchtete loszuheulen. Am Tag des größten Erfolgs in ihrem Leben war sie genauso aufgeregt, litt genauso wie zu Zeiten ihrer größten Enttäuschungen und Kränkungen. Plötzlich erschien ihr die ganze Menschheit als etwas Kurzlebigen, die unstillbare Sehnsucht nach Reichtum aber, die sie ihr ganzes Leben lang verfolgt hatte, verursachte Übelkeit, die in Brechreiz überging. Erst nach einiger Zeit beruhigte sich Sismonda. Ihr Kopf war eine einzige Leere. Als wäre etwas Intimes, Heimliches offenbar geworden und hätte die schämliche Wahrheit des Lebens enthüllt. Der Siegeswille war schnell verflogen und auf der Zunge spürte sie einen hartnäckigen bitteren Geschmack. Frühere Fantasien, dass das Buch des Lebens bald zugeklappt und mit einem Geschenkband umwickelt würde, verursachten ihr ein bitter-spöttisches Lachen, und die Welt des Geldes verlor rapide ihre vorige Faszination. „Ist es das, wonach ich mich gesehnt habe? Ein anständiger Mensch kann ohne Geld nicht leben, und mein ganzes Leben habe ich auf dieses Ziel hingearbeitet. Doch jetzt sehe ich mich mit einer anderen, unerwarteten Frage konfrontiert: Was ist das für ein Stoff – Geld? Vor nur wenigen Minuten habe ich es im Überfluss erhalten und schon sprengen mir völlig neue Gedanken den Kopf. In meinem ganzen Leben habe ich kein einziges Mal über Anstand nachgedacht, und jetzt, wo ich ein unglaubliches Vermögen in der Hand habe, fängt diese abstrakte Kategorie – Anstand – an mich zu beunruhigen. Geld ist wirklich ein geheimnisvoller Stoff. Wenn du davon im Überfluss hast, verlockt es, edelmütig zu sein; wenn du keins hast, bist du fähig, ein Verbrechen zu begehen. Wer bin ich eigentlich, eine Katholikin vom Ufer des Arno oder eine Abenteurerin, die mit menschlichen Leidenschaften spielt und diesen sündigen Stoff dem Geist des Heiligen vorzieht? Wie dem auch sei – voran zu den Freuden des Reichtums. Genug der Intrigen und Prophetien, der Verschwörungen und der Zauberei, voran zum neuen Leben in Fünf-Sterne-Hotels, mondänen Salons, auf Filmfestivals, im Luxus und ohne Sorgen. Am Morgen bei einer Tasse Kaffee den Gesellschaftsklatsch im ‚Figaro‘, tagsüber Hunde- und Blumenausstellungen, abends festliche Präsentation von Cartier oder Bulgari. Ich will das Bewusstsein, Millionärin zu sein, im vollem Umfang genießen, werde ich mir auch die unglaublichsten Tollheiten erlauben. Vor Reichtum verrückt und wollüstig kann ich nicht warten, mir einen Sexpartner zu kaufen und einen Chauffeur zu halten, dazu einen Diener für den Morgenkaffee, einen Vorleser, der die Zeitungen für mich liest, und einen Masseur für

einen besseren Kreislauf; die ausgesuchtesten Speisen zu mir zu nehmen, den Körper mit Seiden und Spitzen zu hätscheln, mich mit Schmuck zu verwöhnen und endlich mit Gespenstern in einem alten Schloss zu kommunizieren. Gibt es für das ganze Geheimnis eines glücklichen Lebens tatsächlich nur ein einziges unumstößliches Gesetz – man muss zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein? Wenn das stimmt, was ist der Mensch dann für ein jämmerliches Wesen!“

Das bestellte Auto kam vorgefahren. Pappalardo setzte sich nach hinten und sagte tonlos: „Zuerst bitte Place Saint François, danach zum Flughafen.“ Dann lehnte sie sich zurück und ließ ihren von den vorangegangenen Ereignissen aufgewühlten Emotionen freien Lauf. Tränen traten ihr in die Augen, der Puls verschnellte sich und der Blutdruck stieg. Sie legte sich eine Beruhigungstablette auf die Zunge und lächelte bitter: „Natürlich brauche ich das alles nicht. Ein Henker darf ein Kind nicht anrühren und mich darf man nicht über Geld verfügen lassen. Ich will immer das Prestigeträchtigste und Teuerste, aber eine innere Stimme sagt mir: Das ist nichtig und ernsthafter Anstrengung nicht wert. Im Kampf um Selbstbestätigung steckt ein schändliches Paradox. Du greifst nach einem straffen Lebensfaden, er aber umwickelt dich als fragiles Gespinst. Man bekommt einfach keinen festen Stoff zu fassen. Überall ist diese unsichere, unvermeidliche Bindung an den Augenblick. Ich fühle, dass ich mich nicht von meinem Handwerk losreißen und mit etwas beschäftigen kann, was nicht mit der Jagd nach großen Geldscheinen zu tun hat. Und dennoch ist es seltsam, dass ich nicht sagen kann, warum ich so eifrig dem Reichtum nachjage. Bevor man etwas Konkretes will, müsste man eigentlich dessen Bedeutung und Notwendigkeit erkennen. Ganz unwillkürlich träumt man davon, das *alter Ego* eines sittlichen Menschen zu werden.“

Inzwischen hatten sie die Place Saint François erreicht, wollte aber vermeiden, dass der Fahrer sah, wohin sie ging. „Bitte halten Sie hier, ich bin in 10 Minuten zurück.“ Als sie sicher war, dass er sie nicht mehr sehen konnte, ging sie in das Gebäude der „Banque de France“ und hier direkt in die Abteilung für VIP-Kunden. Sie reichte den von Elisabeth Ponsen unterschriebenen Scheck ein und ließ die Summe von 170 100 000 Dollar ihrem persönlichen Konto bei der „Banca di Roma“ gutschreiben, nicht ohne eine Kopie des eindrucksvollen Dokuments gezogen zu haben. Dann begab sie sich in den Kellerraum mit den persönlichen Safes der Bankkunden, nannte dem Sicherheitsbeauftragten die

Parole „Sapienti sat“ und ging zu dem von ihr gemieteten Safe, einer Metallbox mit den Maßen 65 x 45 cm. Die brauchte sie, um den tragbaren Kühlschrank mit dem Fläschchen mit dem Ivéroff'schen Sperma zu verstauen. Mit Hilfe des Bankbeamten öffnete sie den Safe, überzeugte sich, dass das wertvolle Fläschchen noch im Kühlschrank war, legte die Scheckkopie in einen Ordner, schloss den Safe und verließ das Gebäude. Damit alles seine Ordnung hätte, ließ sie sich zum Flughafen fahren, obwohl sie nicht vorhatte, mit dem russischen Diplomaten zu verhandeln. Falls sie ihn aber doch träfe, würde sie sich einem Gespräch nicht entziehen. Solche Treffen verschafften ihr als Meisterin in Sachen Aventüren eine professionelle Befriedigung, zumal es ihr ein inneres Bedürfnis war, Schindjapkin, wie übrigens auch jeden anderen Mann, hinters Licht zu führen. Da sich der Flughafen von Nizza auf dem Stadtgebiet befindet, betrat sie bereits nach 15 Minuten das Gebäude. Der Flug 209 Nizza-Moskau hatte eine Stunde Verspätung. Das Schicksal will es, dass ich mit ihm spreche, dachte Pappalardo. Sie ging durch die Halle zur Bar und bestellte einen Espresso. Merkwürdige Gedanken kamen ihr in den Kopf. „Drängt es mich dazu, die schönen und friedlichen Bilder der oberen Zehntausend nur zu betrachten? Oder werde ich vor Langeweile sterben, wenn ich mit diesen Menschen zu tun habe? Ich brauche das aufrüttelnde Risiko, die hochgespannte Leidenschaft, ich brauche die Herausforderung durch den Reichtum, nicht das Geld an sich. Mich interessiert der Sieg, nicht das laute Stöhnen der Opfer. Ich will den anderen immer einen Schritt voraus sein, das ist mein Credo. Mein Lebensplan sieht nicht vor, dass ich totes Kapital verwalte, mich mit Samt und Seide und Illusionen aus Juwelen behänge. Mein Platz ist da, wo Praxis und Leidenschaft gefragt sind. Wo Kastanien zu Smaragden werden, wo Masken die Seelen und Begierden von Menschen lenken und schmeichlerische Lobeshymnen das Gewissen weniger plagen als der niederträchtige Verrat von Freunden. Von dort schöpft eine abenteuerliche Persönlichkeit ihre Inspiration. Doch wie kann ich mich verwirklichen, wenn ich gesellschaftliche Verpflichtungen mich einschränken und Diener in Livree mich einkreisen? Nein, meine Liebe! Der Mensch, der vor sich selbst fortläuft, gibt vorzeitig auf. Zurück, zu mir selbst! Zurück zu meinem eigenen Wesen, zu der Sismonda Pappalardo, wie sie bis zu diesem schicksalhaften Tag war. Ich werde auch weiter in meiner wunderbaren Kunst frönen, nur auf einem neuen Niveau, in der Gestalt einer reichen, spitzenbehängten Gesellschaftsdame mit den Brillanten einer

Aristokratin.“ In diesem Augenblick hörte sie eine bekannte Stimme mit starkem Akzent. „Wie schön, dich hier zu treffen.“ Vor ihr stand der lächelnde Schindjapkin mit einer Alkoholfahne. „Du weißt gar nicht, was du für ein tolles Weibsbild bist. Du hast mir neue Perspektiven eröffnet, ich bin ganz beflügelt. Bist du meinetwegen hierher gekommen? Willst du etwas sagen, gibt es noch wichtige Einzelheiten?“ „Nein, ich will mich überzeugen, dass du wirklich nach Moskau fliegst, um Ivéroff zu retten.“ „Das wird dich eine Kleinigkeit kosten.“ „Dein Budget hat mich nicht weiter erschreckt. Ich sage offen, ich habe mit höherem Einsatz gerechnet. Du bist offenbar kein Räuber, sondern ein Ehrenamtlicher der Caritas.“ „Wieso, habe ich zu wenig aufgeschrieben? Gib her, das kann ich ändern.“ „Jetzt ist es zu spät, das Papier wird schon bearbeitet.“ „Ach ihr Italiener, ihr verzichtet selbst auf das Essen, wenn ihr nur einen Russen übervorteilen könnt. Komm, das Budget wird geändert, immerhin geht es um deinen lieben Cousin.“ „Du hast die Marotte, mir ständig beweisen zu wollen, dass du ein völliger Trottel bist. Ist das deine Besonderheit oder triff sie auf das ganze russische Volk zu? Du willst meinen Cousin ausrauben, d. h. buchstäblich mein Erbe klauen, und bist dann beleidigt, dass ich mich weigere, deine Komplizin zu werden. Denk mal nach, wie das auf nüchtern denkende Menschen wirkt. Du erinnerst mich an den spanischen König Philipp IV., der von seiner eigenen Schwester, der französischen Königin Anna von Österreich, forderte, sie solle ihr eigenes Land ausplündern.“ Dabei musste sie selbst innerlich lachen, denn mit dem König von Spanien hatte wohl noch niemand diesen jämmerlichen Typen verglichen. „Monster!“, sagte sie lächelnd „Geh und komm mir nicht ohne einen detaillierten Aktionsplan für Moskau unter die Augen. Und wage nicht, etwas von mir zu fordern, sonst rechne ich mit dir auf persische Art ab.“ „Ha, ha! Und wie ist das?“ „Sehr schmerzhaft.“ „Und wie?“ „Das Opfer wird an Händen und Füßen festgebunden und wie eine Hängematte aufgehängt. Auf den Bauch setzt man ihm eine Ratte, stülpt einen Eimer darüber und bindet diesen sehr fest. Das Tier dreht durch, findet aber keinen Ausgang. Dann fängt es an, sich durch den Bauch einen Weg ins Freie zu fressen...“ Pappalardo sagte dies alles sehr ruhig und ohne Allüren, so dass man sie nicht verdächtigen konnte, den russischen Diplomaten besonders zu hassen. „Kann ich einen Wodka trinken? Du hast es mir so grauenvoll ausgemalt, dass ich es ohne Wodka nicht aushalte. Brrr! Tut dir meine Fähigkeit des Bauchredens nicht leid?“ „Himmelherrgott, was bist du für ein Mensch! Solche gibt es in Europa gar nicht. Zuerst

willst du von mir, dass ich meinen Cousin betrüge, dann brauchst du Wodka. Und das will ein Diplomat sein!“ Sie bezahlte ihre Rechnung und ging auf den Ausgang zu. Der betrunkene Schindjapkin folgte ihr. „Frau Pappalardo, ich werde dich in Moskau benötigen. Kann ich darauf rechnen, dass du kommst?“ „Rufen Sie an!“ Sie ging so schnell, dass ihr der russische Diplomat nicht folgen konnte, weil er seiner Beine nicht mehr Herr war. Er fluchte: „Zum Teufel, du Makkaroni-Tante. Ich werde schon an das Vermögen deines lieben Cousin herankommen.“ In höchster Erregung kehrte er zur Bar zurück, um noch ein Glas Wodka hinunter zu kippen.

Die Florentinerin fand ein Auto und ließ sich zur „Heiligen Geist“ zurückfahren. Erneut gingen ihr der Scheck mit der Riesensumme und das Fläschchen mit Sperma im Banksafe, aber auch die Plackereien ihres bisherigen Lebens durch den Sinn. Wie aufgeschreckte Ameisen aus ihrem Ameisenhaufen stiegen unsystematisch Erinnerungen aus ihrem Gedächtnis auf. Geboren wurde Sismonda Pappalardo im Jahr 1955 in Sizilien, als gerade das Antimafia-Regierungsprogramm verkündet wurde. Mit 5 Jahren zog sie mit ihrer verwitweten Mutter in das Städtchen Pratolino 10 km von Florenz entfernt. Dort erfuhr die kleine Sismonda, dass es auf der Erde neben Italienern auch noch Russen gibt. Die luxuriöseste Villa des Provinzstädtchens gehörte dem russischen Adligen Pawel Demidow, und Sismondas erste Freundin Sonja war die Tochter einer russischen Bediensteten von Demidows Erben, die die grausame Revolution in diese märchenhafte Gegend verschlagen hatte. Sismonda und Sonetschka liefen die idyllischen Hügel von Pratolino auf und ab, es waren Sismondas glücklichste Jahre. Mit 7 Jahren fing sie an, Geld zu verdienen. In der Nachbarschaft lebten einige sehr fromme jüdische Familien, die in allem die Vorschriften des Talmud einhielten. Da die Religion ihnen verbot, am Sabbat irgendwelche Arbeiten zu verrichten, verabredeten sie mit Sismondas Mutter, dass das Mädchen jeden Samstag Morgen bei ihnen das Licht einschalten, den Ofen heizen, den Petroleumkocher anzünden und Kaffee kochen würde. Zwei Jahre später fing sie an, Essen auszutragen, Wäsche zu bügeln und auf Kinder aufzupassen. Sie verdiente jetzt einige Lire am Tag und entwickelte dabei den Charakter ein Wölfin, denn zu Beginn der Sechziger Jahre waren die Straßen Italiens ein aggressives Pflaster. Zu der Zeit zog sie mit der Mutter nach Florenz und begann, sich nach einem regelmäßigen Einkommen umzusehen. Natürlich war ihr Appetit damals bescheidener als jetzt, doch arbeitete sie sich von einer Lira

unbeirrt zu zehn, Hunderten und von da aus zu Tausenden hoch. Sie versuchte sich in sämtlichen Berufen der Straße: entwendete Portemonnaies und Taschen von Touristen, brach in die Autos von Zugereisten ein, half einem Fotografen bei der Kundensuche, verkaufte am Ort hergesellte Imitationen, betrog beim Geldwechselln, arbeitete als Assistentin einer Kartenlegerin, Fahrraddiebin, Wahrsagerin und sogar als private Stadtführerin. Tagsüber lebte sie auf der Straße, und wenn das Stadtleben sich in die Restaurants verlagerte, lief sie in die Abendschule. Eine erfolgreiche Wahrsagerin musste ihre Rede mit Metaphern schmücken können, und so vergrub sich Sismonda in die Bücher, um die Werke ihrer großen Landsleute in den Uffizien, im Museum San Marco, im Palazzo Pitti, in der Kirche Santa Maria di Novella und auf der Piazza della Signoria zu studieren. Um flink und wendig zu werden, verzichtete sie auf die öffentlichen Verkehrsmittel und lief zu Fuß durch ihre wunderbare Stadt voller Touristen. Um einen guten Eindruck zu machen, lernte sie die hohe Kunst des Small talk, um geschickte Hände zu bekommen und täuschen zu lernen, ging sie immer wieder zu den Zigeunern am Ort, und um eine gute Händlerin zu werden, besuchte sie die jüdischen Familien in Pradolino. Auf diese Weise arbeitete sie planvoll an sich selbst. Doch anders als ihre großen Landsleute und Bildhauer, die mit dem Schnitzmesser ein konkretes Material bearbeiteten, schliff Sismonda Pappalardo die inneren Facetten ihres Charakters. Sie wollte weder in die intellektuelle Elite noch in die Zirkel der Dichter, Musikanten oder Philosophen vordringen, sondern bereitete sich auf den Kampf um ihr materielles Wohlergehen vor. Von der Straße lernte sie, dass sie eine besondere Kombination von professionellen Fertigkeiten brauchen würde, wenn sie den Geist der Freiheit, an den sie seit ihrer Kindheit gewöhnt war, erhalten und stärken wollte. Mit 20 Jahren war ihr klar, dass sie von Gott nicht mit dem Äußeren beschenkt worden war, das ihr zumindest erträgliche persönliche Bindungen einbringen würde, und schwor selbst dem Gedanken daran ein für alle Male ab. Mit 25 war sie überzeugt, dass sie mit ihren Fähigkeit unter beliebigen Umständen überleben könnte. Keine Inflation, keine Arbeitslosigkeit, weder fallende Aktienkurse noch eine ökonomische Depression und überhaupt keine Erschütterungen im Finanzwesen konnten ihr das Einkommen nehmen. Sie war zu einer Meisterin in ihrem Hauptberuf geworden, nämlich darin, Opfer zu finden und zu betrügen, um den eigenen Wohlstand zu mehren.

Ganz in die eigene Vergangenheit vertieft näherte die Florentinerin sich der Jacht. Auf Deck standen Jacqueline March und Ann-Valérie Bolles. Ein Sommerhut verdeckte das Gesicht der Jüngerin; sie rauchte und Ann-Valérie aß Eis. Es sah so aus, als würden sie sich kein bisschen für die Ankunft von Sismonda Pappalardo interessieren. Diese wirkte erregt. Die Erinnerungen an unwiederbringlich vergangene Zeiten hatten ihr Herz mit Trauer umhüllt. Sie hätte sich gern noch im Vergangenen aufgehalten, doch das gleißende Weiß des Schiffes belichtete den Film der Kindheit und Jugend, so dass diese spurlos vom Monitor des Bewusstseins schwanden. Schon wieder diese unerträglichen Visagen, dachte sich Sismonda, riss sich aber sofort zusammen und sagte mit einem wohlwollenden Lächeln. „Salut, meine lieben Damen!“ Gleich fängt sie wieder an, uns etwas vorzumachen, und lügt uns was vor, dachte Bolles. Ich muss ihr das Fläschchen mit dem Sperma abknöpfen und sofort nach London abreisen, sagte sich die schöne Jacqueline. Gleich löchert Bolles mich nach den Verhandlungen mit Schindjapkin und Jacqueline dringt in mich, ihr die Erlaubnis für eine In-vitro-Fertilisation zu geben, dachte indessen Sismonda. Sie stieg an Bord und stellte sich das Schema des Gesprächs mit den Komplizinnen bis in die kleinsten Einzelheiten vor; es würde nichts als Betrug, Hinterhalt und Härte beinhalten. Zu erwarten, die Teilung des Vermögens mit moralischen Prinzipien zu vereinbaren, würde nichts als bittere Enttäuschung bringen. Pappalardo verstand dies ausgezeichnet und wurde melancholisch, was sich nur reiche Personen leisten können. Es ist ein großer Fehler zu denken, wohlhabende Leute könnten erfolgreicher mit ihrem eigenen ICH umgehen als das einfache Volk. Je reicher ein Mensch ist, um so mehr seelischen Konflikten ist er ausgesetzt. „Und was jetzt, meine Damen? Wollen wir uns im Salon ein bisschen unerhalten? Und wo ist Madame Ponsen?“ „Sie ist weggefahren, sagte aber, sie kommt bald wieder.“ Ann-Valérie Bolles fixierte die Augen von Sismonda in der Hoffnung, ihre Gedanken lesen zu können. „Wohin ist der russische Diplomat verschwunden? Erzähl uns alles genau, Sismonda.“ Jetzt wurde Jacqueline March lebhaft. „Ruhig. Ich verstehe sehr wohl, dass ihr gern an dem großen Geld von André Ivéroff teilhaben möchtet. Aber wartet doch, bis wir im Salon sind“, sagte Pappalardo mit übertriebener Höflichkeit. „*Perché sei con lei e non aspeti in cabina? C’era un accordo fra noi, Boll. Tu fai solo ciò che dico io. Oppure hai voluto fare il tuo gioco?*“ „*Niente affato. E’ successo per caso...*“<sup>13</sup> „Okay. Ihr fangt

---

<sup>13</sup> „Warum bist du hier mit ihr und wartest nicht in der Kajüte auf mich? Wir haben doch die

schon mit der Heimlichtuerei an. Ich habe nicht vor, hier eine Ewigkeit herum zu hängen. Es ist für mich auch nicht so wichtig, worüber Sie mit dem russischen Diplomaten verhandelt haben. Ich habe mir Diplomaten anders vorgestellt...“ Die drei Frauen machten es sich im Salon in den Sesseln bequem. „Wenn Sie sich erinnern, – ich sagte ja schon, dass unser Haus der Haute Couture Russell Wilson sich am 29. Juni in Paris vorstellt. Ich habe also wenig Zeit und schlage vor, das, was mich betrifft, als erstes zu behandeln. Wenn ich bisher noch unsicher war mit der In-vitro-Fertilisation, so bin ich jetzt vollständig überzeugt, dass ich Ivéroff einen Erben gebären möchte. Lassen Sie uns festlegen, wann Sie mir das Fläschchen übergeben.“ In diesem Augenblick konnte man das Motorengeräusch eines herannahenden Autos hören. „Ann-Valérie, sieh bitte nach, wer das ist.“ Bolles sah zur Pier Pléneuf Val hinüber und sagte: „Das ist Elisabeth Ponsen.“ „Einen Moment“, Pappalardo erhob sich vom Sessel, „ich muss ihr etwas Dringendes mitteilen“, und ging direkt aufs Deck. Sie führt uns alle an der Nase herum, dachte Ann-Valérie Bolles.

Elisabeth Ponsen und die Florentinerin stiegen ins Gespräch vertieft zur Pier hinunter. Pappalardo hatte sich vorgenommen, einen dreifachen Angriff auf Ivéroffs Bevollmächtigte zu lancieren. Die erste Angriffslinie würde eine mit Ivéroffs Sperma bewerkstelligte Schwangerschaft betreffen, die zweite beinhaltete die Angelegenheiten in Russland, vertreten durch Schindjapkin. Sie selbst strebte die Rolle der exklusiven Vermittlerin an, so dass sie einen großen Spielraum für ihr intrigantes Spiel haben und den gesamten Verhandlungsprozess vollständig kontrollieren würde. Auf der dritten Linie würde sie mit ihren Fähigkeiten als Wunderheilerin und entsprechenden Pülverchen Elisabeth Ponsens Psyche unter ständiger Kontrolle halten und deren sämtliche Geistes- und Herzensregungen lenken, das heißt, ihr ihre Entscheidungen diktieren. Zu diesen übergreifenden strategischen Aufgaben kamen einige taktische Schritte, weshalb sich das Gespräch hinzog. Pappalardo bearbeitete Ponsen mit Hypnose und schönen Worten und wickelte sie ein, indem sie amüsant erzählte und listige Fährten legte. Am Ende des Gesprächs hatte sie Ponsen überzeugt, dass es besser wäre, die Jacht mit ihren negativen Energien gar nicht zu betreten, sondern nach Hause zurück zu kehren. „Ruhe ist für dich die beste Medizin.“ Ausgestattet mit allen

---

Verabredung, dass du dich vollständig mir unterordnest. Hast du vielleicht beschlossen, ein eigenes Spiel zu spielen?“ „Keineswegs, das hat sich so ergeben...“



erforderlichen Vollmachten setzte sie Elisabeth ins Auto, verabschiedete sich, versprach, sie am Abend zu besuchen, und kehrte zurück in den Salon der „Heiligen Geist“.

Ann-Valérie Bolles war schwergewichtig, hatte eine ungeschliffene Stimme und keinen sehr wendigen Geist. Verständnislos sah sie Pappalardo an, die sich im Sessel neben ihr niedergelassen hatte; womöglich hatte diese Ivéroffs Güter schon an sich gebracht, wollte mit ihnen auf und davon und würde sie, Ann-Valérie, als die Betrogene zurücklassen? „Was hast du jetzt vor, Sismonda?“ Sie nahm ihren Kopf zwischen die Hände, als würde dieser zerspringen wollen. „Hast du Kopfschmerzen?“, fragte die Florentinerin teilnahmsvoll. „Ich habe sehr gute Tabletten, die werden dir helfen.“ „Mit dir bekommt man nicht nur Kopf-, sondern auch Herzschmerzen. Warum verhandelst du immer allein? Ich habe dich geholt, damit mit du mir hilfst, und nicht, damit du hinter meinem Rücken deine Intrigen spinnst.“ *„Una parola ancora e ti butto fuori. Non metterai piu piede su questa nave. Un paio di giorni fá eri d'accordo che io fossi a dirigere le trattative con tutti quanti. Ed invece hai dato spettacolo“*.<sup>14</sup> Ann-Valérie war von Pappalardos feindseligen Worten wie vor den Kopf geschlagen, unsäglicher Schrecken spiegelte sich in ihrem Gesicht. Sie murmelte etwas vor sich hin und war den aggressiven Energien, die sich ausbreiteten, eindeutig nicht gewachsen. Jacqueline March konnte nicht fassen, was sich da vor ihren Augen abspielte. Sie wollte etwas sagen, stockte jedoch, weil Ann-Valérie plötzlich laut zu weinen anfang. „Lass uns zu mir gehen und reden, sie wird sich von selbst wieder beruhigen“, sagte Pappalardo. Die beiden Frauen gingen in den Spielsalon. „Was werden wir tun?“, begann Jacqueline March das Gespräch. „Den Fürsten retten.“ „Ich möchte mit dir über die In-vitro-Fertilisation reden.“ „Mach' mir einen Vorschlag, dem ich nicht widerstehen kann.“ „20 %.“ „Solche Zahlen dringen gar nicht bis zu meinem Ohr.“ „25 und keinen Cent mehr.“ „Ich höre eine angenehme Stimme und einnehmende Zahlen, über die man sprechen kann. Du weißt, dass ich deinen Vorschlag mit Ann-Valérie besprechen muss. Da sie aber in einem so grauenhaften Zustand ist, müssen wir die Entscheidung um einige Tage verschieben. Im Prinzip stimme ich zu. Der Vertrag muss ja noch aufgesetzt werden; wenn du einverstanden bist, sollte für ihn das englische Recht gelten.“ „Okay.

---

<sup>14</sup> „Noch ein Wort, und ich werfe dich raus. Dann setzt du keinen Fuß mehr auf das Schiff. Vor einigen Tagen hast du zugestimmt, dass ich für die Verhandlungen mit sämtlichen Beteiligten verantwortlich bin, und heute machst du mir eine Szene.“

Dann fliege ich jetzt nach London, damit ich übermorgen in Paris sein kann.“ „Ausgezeichnet, meine Liebe. Komm, ich küsse dich zum Abschied. Nimm den Jaguar, der bringt dich zum Flughafen. Sobald der Vertrag fertig ist, fliegen wir nach London zur Unterschrift. Vergiss nicht, die verabredete Zahl lautet 25, von sämtlichen Aktivposten des Ivéroff'schen Vermögens, das du erhältst.“ „Okay. Sismonda, noch eine Frage. Ich würde das Fläschchen mit dem Sperma gern selbst aufbewahren. Bei mir ist es sicher.“ „Das ist eine gute Idee... Allerdings liegt es in einer extra ausgestatteten Samenbank bei Saint-Tropez. Das wird also nichts, leider.“ „Ich könnte doch da vorbeifahren.“ „Nein, mein Schätzchen, kümmere dich lieber um deine Angelegenheiten, dann treffen wir uns, nachdem du deinen Triumph in Paris hattest, und unterschreiben den Vertrag. Ciao.“ Sie umarmten sich noch einmal und trennten sich dann. Pappalardo lächelte in sich hinein. „Die Schönheit hat ihr den Verstand getrübt. Sie will mir 25 % des Ivéroff'schen Vermögens abgeben. Man stelle sich das vor! Wie großzügig! Was ist sie doch für eine Wohltäterin! Wie gut kennt sie sich im Business aus! Vielleicht bietet sie mir auch noch eine Pizza für 10 Euro an. Wozu bist du, Sismonda, eigentlich auf sie angewiesen? Das Sperma von Ivéroff kannst du selbst verkaufen, für 90 %. Sogar für 99 %. Ein Prozent des Vermögens sind immer noch 80 Millionen Euro. Schon das ist eine maßlose Summe. Befrage deine praktische Vernunft, Sismonda, dein listiges Herz. 80 Millionen Euro! Warum diese Wahnsinnssumme aus dem Fenster werfen, wenn man im Baltikum und in Osteuropa eine Leihmutter für 50 000 Euro finden kann. Und noch 20 000 Euro für das exklusive Adoptionsrecht. Wer außer mir weiß, dass das Kind Milliarden erben wird und dass das Sperma nicht von meinem verunglückten Sohn stammt? 70 000 also für Ivéroffs Erben, und ich halte den Schlüssel zum Vermögen eines der reichsten Männer Frankreichs in den Händen. Ich werde mir einen Sohn beschaffen! Das wird die größte Leistung meines Lebens sein: einen wunderschönen Sohn in einer Villa und Milliarden auf der Bank! Wie im Märchen! Doch was hast du damit zu tun, Jacqueline March? Sieh zu, dass du auf den Laufsteg kommst, und verführe die Kavaliere. Lass dich für Erotikjournale fotografieren. Das ist dein Niveau und da bleibst du besser! Doch von den Plätzen, wo man raffinierte Züge tätigt, riskante Ideen ausbrütete, die schändlichen Coupons schneidet und die echten menschlichen Leidenschaften schürt, – von denen halte dich fern. Das ist meine Welt, meine Bühne, da ist kein Platz für dich. Ciao! Ich hoffe, für

immer. Doch jetzt muss ich zu Ann-Valérie Bolles zurück. Sie hat völlig den Kopf verloren. Ich muss ihr eine Abfindung zahlen, dann soll sie nach Paris zurück.“ Pappalardo ging in den Salon und fand Ann-Valérie an der Bar, wo sie Whisky Marke Chivas trank und gierig an einer Zigarette zog, deren Rauch ihr verweintes Gesicht einhüllte. Sobald sie die Florentinerin bemerkte, reckte sie ihre Arme hoch und sagte: „Verzeih mir, meine Liebe, meine Nerven sind schlecht. Ich habe dir unrecht getan, doch verstoße mich nicht. Wer braucht mich denn noch auf meine alten Tage?“ „Und wieso meinst du, ich brauche dich? Wie viel willst du haben, damit du die „Heilige Geist“ verlässt? Ich kann nicht länger mit dir zusammenarbeiten, versteht sich. Mehrere Male habe ich dich gewarnt.“ „Wie viel hast du verdient?“ „Auf dumme Fragen antworte ich nicht. Zum letzten Mal frage ich dich: Welche Abfindung willst du haben?“ „Ich hatte gehofft, noch 3 oder 4 Millionen zu bekommen. Gib mir bitte die Hälfte dieser Summe.“ „Abgemacht. Nimm deine Sachen und zieh ins Negresco um. Setz eine kurze Notiz auf, dass du 2 Millionen Euro von mir erhalten und in der Sache Ivéroff keine finanziellen Forderungen an mich hast. „Und das Geld?“ „In einer Stunde bringe ich dir einen Scheck ins Hotel.“ „Über die ganzen 2 Millionen?“ „Über die ganzen 2 Millionen“ „Ins Restaurant Negresco?“ „Genau. Und jetzt zieh aus dem Schiff aus. Das Auto wird an der Gangway auf dich warten.“ „Und wenn du nicht kommst?“ „Jetzt hast du auch den letzten Rest Verstand verloren! Runter vom Schiff. Hier befehle ich.“ Danach nahm Pappalardo den Telefonhörer: „Ist da Pierre Dulard? Helfen Sie Madame Bolles, ihre Sache zu packen und das Schiff zu verlassen. Das Auto bringt sie ins Negresco. Danke!“ Stille herrschte. Ann-Valérie war bleich und fürchtete, sich zu bewegen. Die Zigarette war praktisch nur noch ein Aschenskelett. „Ciao, Bolles.“ „Salut! Ich warte auf dich im Hotel.“ Damit sich der Abschied nicht hinzog, verließ Sismonda als erste den Salon und ging zum Bug des Schiffes. „Was für eine Stümperin! Wozu hat sie nur gelebt? Kein einziges Mal hat sie weise gehandelt, nie hat sie bewiesen, wozu ein Mensch fähig ist, keinmal hat sie Freude über den Höhenflug der eigenen Fantasie erfahren. Nur Klagen, Neid auf den Reichtum und die Oberen Zehntausend, aufgerauchte Zigaretten und ausgetrunkene Gläser. Langweilig und banal. Ciao, Bolles. Ich muss jetzt ins Hotel zurück und die nächsten Schritte überlegen.“ In der festen Überzeugung, dass es ihre Sache nicht war, ungetreue Komplizinnen zu ihrer Sicht der Dinge zu bekehren, kehrte sie ins Hotel zurück. Nie zuvor war sie so

selbstsicher gewesen. In der Konstellation aller Beteiligten an der Ivéroff-Affaire kam ihr, Sismonda, die Hauptrolle zu. Sie bildete jetzt das Zentrum oder den Generalstab, von dem allein aus Kommandos und Anweisungen zur Sache erfolgen konnten. Mehr als 170 Millionen Dollar lagen schon auf ihrem Konto. Die Konkurrenten waren geschlagen und zerstreut. Jetzt stachelte der Gedanke an das Kind des Fürsten und das unübersehbare Vermögen mit unglaublicher Macht ihren Ehrgeiz an. Doch wie ein winziger Stein im Schuh die verzaubernde Grazie des Ganges einer schlanken Schönheit zerstört, so konnte sie den erreichten Erfolg noch nicht genießen, weil sie keine Leihmutter für eine In-vitro-Fertilisation hatte. Augenblicklich beschloss sie, nach Brest zu fliegen, um dort die passende Figur für das Finale der profitträchtigen Oper „In vitro“ zu finden. Wieso gerade in dieser belorussischen Provinzstadt? Eine Antwort darauf gab es nicht, der Name war ihr aus irgendeinem Grund eingefallen, vielleicht, weil er mit dem einer französischen Hafenstadt identisch war. „Ja! Ich muss unbedingt gleich nach Brest fliegen.“ Sie stand energisch auf und ging in die Kajüte, um ihre Sachen zu packen. Als der Koffer fertig dastand, unterschrieb sie einen Scheck über 2 Millionen, wickelte ihn in Toilettenpapier und fuhr zum Hotel, wo Bolles auf sie wartete. Danach würde sie Elisabeth Ponsen besuchen und dann zum Flughafen fahren. In Nizza gab es an diesem Tag niemanden mehr von Interesse für sie. Und wie würde sie wissen, wo die nächste Szene stattfindet? Doch sie würde ja noch hierher zurück kehren. Im Banksafe war noch der Kühlschrank.

## Kapitel 21

André Ivéroff lag unter den Fliederbüschen hinter dem Zaun der Pimen-Kirche, in seinen inneren Bildern aber war er weit von Moskau entfernt. So sehr er sich auch bemühte, konnte er nicht feststellen, wo genau – ein Zustand, als wäre er abrupt geweckt oder irgendwie aus seiner Bahn geworfen worden. Und tatsächlich fühlte er sich wie unter einem fremden Willen, als befände er sich aus einer ihm verborgenen Absicht in der geheimnisvollen Macht eines unbekanntem Herren. Als wäre er hier nicht zufällig, sondern von jemandem zu einem sehr wichtigen Gespräch gerufen, zu einem Thema, dem er zuvor immer ausgewichen war. Seine Seele war ungewöhnlich aufgewühlt, es kam ihm vor, als stünde ihm das wichtigste Ereignis seines Lebens unmittelbar bevor. Gleichzeitig fragte er sich, ob er sich in all den leeren, häufig banalen Begebenheiten nicht schon längst selbst verloren hätte. Und das bevorstehende Gespräch kam ihm unsinnig vor, als Verirrung in den eigenen chaotischen Fantasien und keineswegs als eine Begegnung mit dem Unglaublichen. Der Ort, an dem er sich befand, wirkte sehr wüst und verlassen, mit finsternen Felsen, die wie anthrazitglänzende Kulissen einen kleinen See umstanden, dessen Wasser mal verschwand, mal zurückfloss und dabei jedes Mal die Hacke des Fürsten umspielte. In einer halbtoten, fast nackten, grenzenlosen Weite sah er irgendwo die dunklen Skelette einiger weniger Bäume; von ihnen stieg Rauch auf, wie nach einem Brand, und überall verstreute Findlinge wirkten wie vom Feuer aufgeheizt. Vollständige Stille und eine bläuliche Dämmerung verdüsterten das Bild noch mehr. Es war, als hätte ein Steinzeitmensch die Umrisse des Ortes mit einem groben Meißel herausgearbeitet. Wie angeheftet hingen die Wolken bewegungslos am Himmel. Der Zustand unruhigen Wartens zog sich hin, die Nähe des Unbekannten drückte immer stärker auf Ivéroffs Stimmung und auf seinen Verstand. Er war verwirrt, hatte Anfälle von Ärger, suchte nach irgendeinem Sinn in seinen Bildern und hoffte vergeblich zu verstehen, was vor sich ging und wie er in diese verlassene Welt gelangt war. Schrecken durchdrang ihn. Nietzsche war der Ansicht gewesen, um ein wirklicher Deutscher zu werden, müsse man dem Deutschtum absagen. Der Fürst kam zu dem Schluss, er müsse sich aus der Virtualität zurückziehen, sich besinnen und in die wohlbekannte Welt eintauchen, um die hartnäckige Verhöhnung seines kranken

Bewusstseins durch das Unbekannte zu beenden. Kaum hatte er sich bemüht, Klarheit zu gewinnen, als er eine unbekannte, sarkastisch klingende Stimme hörte. „Beim Anblick der verschlossenen Kirchentüren hat sich deine Seele gefreut. Wie erklärst du dies IHM?“ „Das ist eine akustische Halluzination“, dachte Ivéroff und hörte aufmerksamer hin. „Hörst du MICH?“, fragte die Stimme. „Ja. Doch vor wem soll ich mich rechtfertigen? Wem gegenüber bin ich verpflichtet, meine geistige Verfassung zu erklären?“, sagte der Fürst in den ihn bedrängenden Raum hinein, vor den Kopf gestoßen, als sei er selbst eine Erscheinung. „Und wenn *er* hier erschiene, um mit dir zu sprechen?“ „Wer ist *er*?“ „*Er SELBST...*“ „*Er selbst! Wirklich – er SELBST?*“, fragte Ivéroff erschüttert und leise. „Doch, doch. *Er SELBST*. Wolltest du ihm nicht die Unvollkommenheit *seiner* Schöpfung vorgeworfen, deren elendes Opfer du selbst bist?“ Anfangs schien es dem Fürsten, er sei Opfer unerklärlicher Bewusstseinszustände, die ihn in die Sphäre des Absurden versetzten, jetzt aber verstand er immer besser, dass er in eine bössartigen Lüge verwickelt wurde. „Verzeih, aber wer bist du? Warum kann ich dein Gesicht nicht sehen?“ „*Ich* bin die *Stimme* dessen, der große Freude für die Menschen verkörpert. *Ich* bin der Herrscher über die Planeten, *ich* verführe deine Brüder mit dem Fortschritt, mit Komfort, Schöpfertum, Leidenschaft und betäubende Gefühle. *Ich* haben in den Menschen die unausrottbare Gier nach Macht und Reichtum entzündet. *Ich* habe euch eingegeben, Gewaltapparate, Armeen und Regierungseinrichtungen zu schaffen.“ Die Stimme wurde immer energischer und bedrängender. „*Ich* bringe deinesgleichen dazu, sich und seinen Lebensraum zu vervollkommen, Villen, Autos, Straßen und Diskotheken, Erholungsorte zu bauen, das Business und die Welt der Zerstreung zu entwickeln. *Ich* habe dem Menschen zuerst eingeredet, dass Schönheit die Welt zähmt, und sie dann in einen Komfort verwandelt, als Revanche für eure Unzivilisiertheit. Hätte *er* selbst jemals so eine amüsante Welt schaffen können? Niemals. Auf *meinen* Befehl entdecken die Menschen die Geheimnisse der Natur, dringen in die Tiefe des Universums vor und beginnen, sich selbst zu klonen. War etwas von *ihm* in Einstein präsent, als der die Relativitätstheorie entwickelte? Oder in Hahn und Straßmann, die den ersten Atomkern spalteten? *Ich* bin die unendliche Herausforderung des Verstandes. *Ich* bin die irdische Energie menschlicher Leidenschaft. In jedem Genius ist *mein* Bild erkennbar. *Ich* bin der Herrscher über Geist und Fleisch des Menschen! Weißt du jetzt, WER mit dir

spricht?“ „Ja! Doch ich empfinde keine Freude über unser Treffen. Dein Pathos ist mir fremd und ich fliehe aus deiner Welt.“ „Du weigerst dich, mit offenen Augen unvoreingenommen mein Werk anzusehen? Vielleicht möchtest du lieber einen Blick auf *seine* Untätigkeit werfen?“ „Ich habe keine Lust anzuhören, wie *er* geschmäht wird.“ „Nein doch, hör *mir* zu. *Ich* kämpfe jeden Augenblick um jede menschliche Seele. Darum gehören Geist und Herz fast eines jeden von euch schon lange *mir*. Nur einzelne Vertreter Eurer Gattung suchen mit ihrer Seele noch nach *ihm*. *Ich* will dich deinem früheren, geruhsamen Leben voller Freuden zurückgeben, das *mein* WERK ist.“ „Und warum lebst du selbst in einer so düsteren Welt?“ „*Ich* habe diesen Platz absichtlich gewählt, um dir *sein* Werk zu zeigen. *Ich* habe die Herrschaft über diese Welt in eben ihrem jetzigen Zustand übernommen. *Ich* habe sie in Feuer und Asche bekommen, mit Raubtieren in den Höhlen, blutrünstigen Drachen, rasenden Naturgewalten und einer kleiner Herde phlegmatischer Menschengeschöpfe... Und wie herrlich ist sie jetzt! Die Erde ist der einzige Ort im Universum, wo ein Wesen, das *ihn* nicht anerkennt, in endloser Freude und Zufriedenheit leben kann. Du selbst – welchen raffinierten Luxus genießt du! Dir, nicht *ihm*, gehört diese Welt! Und das verdankst du ausschließlich *mir*. Hätte *er* dir etwa all dies bieten können? Für *ihn* liegt das Leben seiner Herde in Gebeten und Träumen. In Märchen! Wir aber existieren in der Dimension der Realität. Wir durchdringen das Leben mit der ganzen Kraft der Leidenschaft! Deshalb schaffe *ich* Tag und Nacht, um euer Leben zu verbessern, zu vervollkommen. *Er* dagegen ist faul, *er* findet einfach keine Zeit für seine sogenannte Wiederkehr! In *seinen* Tempeln beten, stöhnen und bitten die Menschen: ‚Komm endlich‘ Aber die Schriftgelehrten und Kirchenleute verkünden, dass Zeiten und Fristen in *seiner* Macht stünden und für den Menschen unerforschlich seien. *Er* selbst sagt es so: ‚Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über die Völker, und dann wird das Ende kommen. Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung (davon gesagt ist durch den Propheten Daniel), dass er steht an der heiligen Stätte (wer das liest, der merke darauf!), alsdann sieht auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, wie nicht gewesen ist von Anfang der Welt bisher und wie auch nicht werden wird. Und wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig, aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt. So alsdann jemand zu euch wird sagen:

Siehe, hier ist Christus, oder: da, so sollt ihr's nicht glauben. Denn gleichwie der Blitz ausgeht vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes.' Leere Worte! *Er* will sein süßes Eden nicht verlassen, um sich mit der Verbesserung des Lebens seiner Herde zu befassen. *Ich* bin *sein* Gegenteil. *Ich* bin ein Workoholic! Schöpfer in jeder Sekunde! Gib zu, dass *ich* die Erde nie im Stich gelassen habe.“ „Das überzeugt mich nicht“, brach es aus Ivéroff heraus; er stand unter extremer Spannung. „Du willst Beweise *seiner* Faulheit und Schwäche? Hör mir zu: Wenn er die Kraft und die Liebe zu eurem Geschlecht hätte, von denen seine Bücher künden, hätte *er* es dann zugelassen, dass in SEINER Geburtskirche in Bethlehem viele Male kniehoch das Blut der Christen stand? Hätte *er* dann zugelassen, dass die Bolschewiki die Kirchen ausraubten und die Deuter *seines* Glaubens und SEINER Worte vernichteten? Warum hat *er* den weltweiten Terror nicht verhindert? Warum die katholischen Priester nicht für massenhafte Pädophilie bestraft, warum lässt *er* Eheschließungen von Menschen gleichen Geschlechts zu? Warum hat *er* den Öfen in Auschwitz nicht das Gas abgedreht, die Kanonen der Weltkriege nicht verstopft, warum den Nachlassverkauf für jene, die die Christen ausrauben, nicht unterbunden? Warum ließ *er* zu, dass die Scheiterhaufen der Inquisition angezündet wurden, warum hat *er* die Kreuzzüge nicht verhindert und die wiederholte Zerstörung des christlichen Konstantinopel, SEINES Herrschersitzes? Wenn *er* der Schöpfer ist, warum hat er sich nicht für die Juden eingesetzt, als sie mit Feuer und Schwert aus Spanien vertrieben wurden? Wenn *er* Alpha und Omega, Anfang und Ende ist, wie konnte *er* SEINER Armee erlauben, die Mauren in Spanien, die Indios in Lateinamerika, die Palästinenser in Seiner Heimat, die Litauer, Esten, Latgallen im Baltikum mit Feuer und Schwert zum Christentum zu bekehren? Warum kommt *er* nicht ohne das Schwert aus? Erinnerst du dich an die Apokalypse? *Er* ist jederzeit bereit, sein zweischneidiges Schwert einzusetzen. Sag, braucht ein Schöpfer überhaupt ein Schwert? Und sei es ein symbolisches? Du schweigst? Es gibt auch nichts dazu zu sagen. Dann antworte mir, warum deine Brüder sich in ihren Gebeten ‚Gottes Knechte‘, nicht aber *seine* Söhne, Schüler oder auch Ergebene nennen? Das Wort Sklave müsste eure Würde als freie Menschen beeinträchtigen, und *er* selbst hat euch ja volle Freiheit versprochen. Und die Hauptsache: Kann eine Sklavenseele das Wehen des Heiligen Geistes wahrnehmen? Ist nicht das Ziel *seiner* Lehre, den Menschen aus der Sklaverei zu befreien? Oder weshalb



hat *er* gesagt: Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ „Du manipulierst mit deinen Kenntnisse mit dem Raffinement eines Sadduzäers. Im Neuen Testament kommt der ‚Knecht Gottes‘ ein einziges Mal vor, als Selbstbezeichnung des Apostels Paulus: ‚Paulus, Knecht Gottes und Jünger Jesu Christi.‘ Wie du siehst, sind Knecht Gottes und Jünger Jesu Christi Synonyme. Doch kannst du, der Vater der Lüge, die Heilige Schrift überhaupt richtig verstehen? Du machst dich über mich lustig! Erwinnere dich an das Gleichnis vom verlorenen Sohn und an seine Darstellung bei Rembrandt! Ein Knecht ist ein abhängiges und erniedrigtes Wesen, anders als der dem Vater ebenbürtige Sohn, der unabhängige wirkliche Erbe! Doch in deinen Vorwürfen ist auch die Bitterkeit der Wahrheit; die Pharisäer im Tempel konnten die Worte des Apostels Paulus nicht verstehen. ‚Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen..., sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!‘ Oder ‚Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi‘. Deshalb gehe ich nie in die Kirche, in der ja doch nur die Beamten von Gottes Wort herrschten. Sie verdrehen die Gebote des Evangeliums nach eigenem Ermessen. Und natürlich nicht ohne dein Zutun!“ „Ja! Das Material Eurer Popen und Kardinäle ist durchaus geeignet, aus ihnen heimliche Anhänger meiner Lebensweise zu formen. *Ich* flüstere ihnen ein, das Business zu segnen, teure Autos zu fahren, Leibwächter zu haben, sich Kleidung aus ausgesuchten Tuchen nähen zu lassen, sich mit Gold und Luxus, Favoriten und Mägden zu umgeben. *Ich* habe ihnen den Stachel der Leidenschaft in ihr Fleisch und der Verschlagenheit in ihr Trachten gepflanzt. *Ich* habe sie dazu angestiftet, intime Briefchen, Bankkonten und Gift zur Beseitigung von Konkurrenten unter ihren Priesterröcken zu verbergen. Sie geben sich als *seine* Diener aus, doch in Wirklichkeit sind sie *meine* Armee. Ich sage dir offen, selten kann ein Diener *seines* Hauses *meiner* Hauptforderung widerstehen, die lautet: Lebe, wie dein Fleisch es verlangt! Um die Mönche kümmerge *ich* mich weniger, das sind Leute seiner Herde, doch bei der Priesterschaft bin *ich* der Herr, und dank meiner Bemühungen ist ihnen nichts Menschliches fremd. Alles, wozu der Mensch in der Lage ist und Talente besitzt, soll er frei realisieren, ohne sich um SEINE Gebote zu kümmern, das ist mein Hauptanliegen. Nur darin und in nichts anderem besteht UNSER Streit, UNSERE Gegnerschaft. *Ich* bin es, der euch Tag und Nacht wiederholt, dass der Mensch sterblich ist. Freut euch jetzt

des Lebens, nehmt alles, was es euch zu geben hat, umgibt euch mit schönen Frauen, mit nützlichen und teuren Gegenständen, teilt euer Leben nicht in Schwarz und Weiß, Tag und Nacht, Harmonie und Gewalten auf! Seid glücklich im Edelmut wie in der Niedertracht, in der sogenannten Sünde wie im koscheren Handeln, liebt und hasst mit ganzem Herzen, aller Kraft des Verstandes, stehlt und weint nicht, wenn ihr bestohlen werdet. Bezwingt die Welt mit eurem Talent oder eurer Arglist, erkennt den Starken an und besiegt den Schwachen. Und tragt nicht die Last der Sünde für euer Handeln und Denken und erkauf schon gar nicht Vergebung. Ich befreie euch vom Phantom des Gewissens.“

Und genau in diesem Augenblick erinnerte Ivéroff sich an die Zeilen von Andrei Belyj:

„Baal-Sebub, sei verdammt –  
 du Falscher, du Verführer, –  
 hast Christus mich genannt,  
 war es nicht dein Geflüster?..  
 Verflucht seist du, verflucht!..  
 Nicht einer will mir lauschen...“  
 In schwindsüchtiger Brust  
 die Lungenflügel rauschen.  
 Im Westen leuchtet blass  
 smaragdengrünes Prangen...  
 Päonienrot erfasst  
 die marmorweißen Wangen...<sup>15</sup>

„Und wieso dies? Ist es ein innerer Protest gegen den Monolog des Versuchers oder das Wehen eines Engelsflügels? Oder spiegelt sich in meiner Seele auf diese Weise die ewige Auseinandersetzung zwischen dem Sternenhimmel über mir und dem Sumpf des Egoismus unter meinen Füßen?“

Währenddessen fuhr die Stimme fort: „Ich habe die Menschen schon gelehrt, ehrgeiziger zu sein und selbst die Macht an sich zu reißen. Dieser Tage geht die Fußballweltmeisterschaft zuende, das Finale in Jokohama wird die Krönung des Festes werden, unter Anteilnahme des gesamten Planeten. Doch was an diesem Weltfest ist

---

<sup>15</sup> Ü. v. Eric Boerner.

von *ihm*? Was? Sag mir, was? Nicht das geringste Bisschen. Dieser Spielmarathon ist *seiner* Lehre fremd. Und die Teilnehmer? Einsatz mit hohem Verschleiß, Verwundungen, die Jagd nach Geld, Ehrgeiz, Käuflichkeit, ungezügelte Leidenschaften, Feindschaft, Hass, nationale Hysterie, Besäufnisse, geschminkte Gesichter, Perücken und Kleider wie im Karneval, der Rhythmus der Trommel, alles kommt von *mir*! *Ich* bin der Fürst dieser Welt! Verstehst du das? *Er* hat in seinem Testament verfügt, dass ihr weiße leinene Gewänder tragen sollt, *ich* rate euch, Anzüge von Kiton zu tragen. *Er* sagt, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. *Ich* sage dagegen, dein Verstand ist frei, verzichte auf Selbstbeschränkung durch hirngespinnste Forderungen. *Er* sagt, fröne nicht der Völlerei; auf *mein* Betreiben hin werden in der ganzen Welt Restaurants eröffnet, die randvoll sind mit Delikatessen. *Er* sagt, du sollst nicht ehebrechen; durch meine Einflüsterung entwickeln sich Erotikindustrie und Sex-Business und haben bereits Milliarden von Menschen mit hineingezogen. *Er* sagt, du sollst nicht stehlen; *ich* bestehe darauf: Bereichert euch so gut ihr könnt, mit allen Mitteln und sofort. *Er* sagt: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir; *ich* lege den Menschen nahe, Ronaldo zu lieben, und schon beten sie ihn an. *Ich* schlage vor, Madonna zu lieben, und ihr räumt ihr Macht über eure Gefühle ein. *Ich* deute nur an, ihr solltet Tyson lieben, und ihr macht ihn zum Fetisch. *Er* sagt, du sollst nicht lügen, *ich* dagegen rufe euch zu: Alle Mittel sind recht, wenn du Erfolg haben und dein Leben bewahren willst.

Du glaubst doch nicht, dass der Petersdom in Rom, die Sixtinische Kapelle im Vatikan, Notre-Dame in Paris, Saint Paul's Cathedral in London und die Erscheinungskathedrale in Moskau *seine* Häuser sind? Wie bist du naiv! Nichts dergleichen! Das sind *meine* Angriffsbasen auf die Seelen der Menschen. Von *mir* angestiftet wurden diese architektonischen Meisterwerke errichtet. *Ich* habe die Kardinäle, Bischöfe und Metropolen angestachelt, mit riesigen Honoraren die besten Baumeister aller Epochen anzuheuern, Bramante, della Porta, Vignola, Viollet-le-Duc; die besten Bildhauer und Künstler, Bernini, Michelangelo, Perugino, Botticelli, Rafael sollten Werke schaffen, die die menschliche Natur zum Laster drängen. Von *seinen* Häusern sollte die vergeistigte Verführung ihren Ausgang nehmen. *Ich* wusste, die Menschen würden diese Herrlichkeit nicht aushalten, Neid würde in ihnen aufsteigen, und Neid, auch der nicht aggressive, verkehrt das Material, aus dem das Menschengeschlecht gemacht ist.

*Er* wollte seine Häuser einfach und bescheiden, damit die Seele der Menschen Frieden finden und sich auf *seine Schriften* und die Offenbarungen *seiner* Jünger einstimmen könnten. Welche Naivität! *Er* dachte, seine Anhänger würden seine Gebote halten. *Er* lebte 33 Jahre unter euch und machte sich dann fort in die Ewigkeit. Der Mensch aber will seine Seele auf Erden gar nicht retten, zumal *sein eigenes Haus* bereits wankt. *Ich* habe vorausgesehen, dass der beste Platz für den Streit mit *ihm seine Häuser* sein würden. *Ich* wollte im Menschen Protest anheizen, indem *ich* einem jeden den Widerspruch zwischen *seinen Worten* und den Taten *seiner* Vermittler ins Herz hinein senkte. Eigentlich eine einfache Falle. Aber sie funktioniert! Die Menschen bissen an und begannen sich zu verändern! Mit geschäftiger Eile vergaßen und verrieten sie furchtlos *sein* Vermächtnis. Einen *meiner* bemerkenswerten Erfolge habe *ich* bei der Umformung der Mentalität der Menschen erzielt: Die Strafen für das Ignorieren seiner Gebote stimulieren die Menschen außerordentlich, niemand erschreckt mehr über die obligatorische Reise in die Hölle! Schneller als vermutet hat die Welt sich verändert. Überall werden neue, reich ausgestattete Kathedralen gebaut, die Kirchenobersten lassen ihre Gewänder von den besten Schneidern aus teuersten Stoffen nähen, schmücken sich mit den Arbeiten ausgesuchter Goldschmiede, ihre Häuser sind angefüllt mit Luxus und Gold wie die Schatzkisten erfolgreicher Kaufleute. Merke dir, wo Reichtum angehäuft wird, findest du immer *meine* Spur. Deshalb verliert *er* heute zunehmend an Macht auf dieser Erde. *Er* befiehlt, die zehn Gebote zu halten, um die Seele zu retten. Doch dieser Imperativ entlockt modernen Menschen dasselbe spöttische Lächeln wie das Brummeln eines einfältigen Starzen. Vergiss die Katholiken und Protestanten, Orthodoxen und Kopten, die sich an seinen Feiertagen um *seine* Tempel drängen. Unverständlich nehmen sie nur an den irdischen Handlungen teil, die von der Vermittlungsinstanz in Szene gesetzt wird. Das Volk braucht Zerstreuung.“ „Mit deinen Lügenmärchen verletzt du tief die heiligen Gefühle der Gläubigen.“ „*Ich* bringe euch *meine Wahrheit*. Wenn in dir keine Heuchelei ist und du analytisch denken kannst, wirst du *meine Worte* bestätigen. Es ist ganz offensichtlich, *ich* bin stärker als *er*. Die Aushöhlung der christlichen Moral ist die Frucht *meiner* unermüdlichen Aktivität. *Ich* bin immer, zu jeder Stunde in jedem von euch anwesend. *Mein* größtes Werk ist das Kapital. In allernächster Zukunft wird die Dynamik des Business, die unerschöpfliche Energie des freien Marktes *seine* Lehre in verwesenen Papyrus einer unwiederbringlich

dahingegangenen Kultur verwandeln. Und hinter all dem stehe ICH! Die lichten Seiten *meiner* unaufhaltsamen Energie sind ebenfalls unergründlich. Die Logik *meines* triumphalen Fortschreitens lässt sich nicht voraussehen. *Ich* beherrsche auf dieser Erde mit ihren Ozeanen und Meeren nicht nur die Menschen, die mich über die Kontinente tragen. *Ich* habe nicht nur alle Autobahnen studiert, die *mich* zu den riesigen Megalopolen, nicht nur alle Wege, die *mich* zu jedem beliebigen Flecken oder Dorf führen. *Ich* kenne nicht nur alle Pfade zu euren Häusern und Wohnungen! Das wichtigste ist, *ich* ziehe alle Fäden zu den willfähigen Leidenschaften und unreinen Absichten jedes einzelnen Menschen. Darin liegt *meine* Schicksalsmacht. Also kapituliere nicht vor den Predigern; *ich* bin der Fürst dieser Welt und nicht nur ein Beelzebübchen. *Ich* bin Pragmatiker und die *Stimme* eures Verstandes, deshalb gehört die Welt *mir*. Und nur durch *mich* habt ihr daran teil!“ „Ich will gar nicht streiten, doch ist das die Welt, aus der ich fliehen will, weil sie meinem ganzen Wesen fremd geworden ist.“ „Neidest du mir meine Größe oder bist du unzufrieden mit deiner Schwäche?“ „Mir haben sich andere Werte eröffnet, als die von dir genannte unerschöpfliche Energie des freien Marktes. Sorge um das Schicksal der Welt und eine unversöhnliche Haltung gegenüber der Aggression. Die Prinzipien deiner Quasimoral zwingen mich, mir einen neue Wohnort zu suchen.“ „Andere Werte? Ha, ha. Und ich dachte, du wärest bei klarem Verstand! Irrenhäuser und Gefängnisse sind die Wohnorte der Jäger nach anderen Werten. Hochwohlgeborener Fürst! Hast du vor, Antidepressiva und Barbiturate zu nehmen, intramuskulär und intravenös? Du hast genug gehabt, Ivéroff. Setz dich ins Flugzeug und kehre nach Nizza in deine gewohnte Umgebung zurück. Du hast ein riesiges Vermögen und kannst ungehindert deine Eitelkeit befriedigen.“ „Ich träume nur von einem – mich von deinem Einfluss zu befreien.“ „Und wie?“ „Ich möchte mich mit *ihm* beraten...“ „Ach so, mit *ihm*. Ich kann nicht glauben, dass du die Sinnlosigkeit deines Vorhabens nicht selbst begreifst. Du zitierst das Evangelium, weißt also, was *er* euch vor zweitausend Jahren empfohlen hat. *Er* berichtigt seine *Worte* nicht. *Ich* aber wandele mich und somit die umgebende Welt! Doch ich will dich nicht abhalten. Geh zu *ihm*! Neues und Nützliches wird er dir allerdings nicht sagen. Wir treffen uns noch, *ich* bin überzeugt, dass du sehr bald zu *mir* zurück kehrst! Ohne *mein* Wissen geschieht nichts in dieser Welt.“

In diesem Augenblick verlöschte das infernalische Licht, das Ivéroff angestrahlt hatte, und er spürte, das er nicht in der Nähe von anthrazitene Felsen lag, sondern unter Fliederbüschen im Hof der Pimen geweihten Kirche. Ihre Tore waren weit geöffnet und die Strahlen der Morgensonne warfen ihr blendendes Licht auf die Heiligengesichter. Der Fürst war schon lange in keiner Kirche mehr gewesen und beobachtet alles mit unverhohlenem Interesse. Ein seltsames Gefühl der Scham, als belauerte er ein fremdes Leben, erwachte in seiner Seele und er fragte sich, ob er das nötig hätte. Plötzlich bemerkte er eine junge Frau mit auffallend unharmonischen Gesichtszügen: eine große Stirn, riesige Augen, ein vorstehendes Kinn, eine ausdruckslose kleine Nase, eingefallene Wangen. Die Frau war groß, mit einem flachen Busen, vertrocknet, mit kränklicher gelber Hautfarbe, also eins dieser Wesen, deren gesamte Erscheinung Mitleid erregt. Sie trug ein weißes Kopftuch, unter dem ein Büschel schwarzer Haare hervorsah. Die helle Bluse war bis zum Hals zugeknöpft, der schwarze Rock berührte den Steinboden der Kirche. Der Fürst hatte noch nie eine so merkwürdig gekleidete Frau gesehen. Doch seine Aufmerksamkeit wurde von ihren ungewöhnlichen Augen gefesselt, die wie zwei Sterne leuchteten. In ihrem Blick spürte Ivéroff eine vollkommene, kosmische Ruhe. Er freute sich an den Augen der jungen Frau, in denen Traum und Hoffnung zu leben schienen. Nein! Sie war nicht einfach eine Frau aus Fleisch und Blut, sie schien ihm etwas Überirdisches zu haben. Er dachte sogar, nur die Seele eines Engels könnte so voller Reinheit und Glückseligkeit leuchten wie ihre Augen. Nicht der geringste Schatten der Leidenschaft, kein Tropfen Zorn, kein Anflug von Traurigkeit, nur Klarheit und völlige Harmonie. Eine ungekannte innere Bewegung ergriff den Fürsten, er erhob sich und ging entschlossen in die Kirche. Das Glockengeläut kündete den Gläubigen den Gottesdienst an. Einige Besucher machten bereits kleine Verbeugungen vor den Ikonen des Herrn Jesus Christus, der Heiligen Gottesmutter und anderer Heiliger, küßten sie ehrfurchtsvoll, stellten Kerzen auf, bekreuzigten sich immer wieder, und einige blätterten in Gebetbüchern. Ohne jede Hektik füllten die Gemeindeglieder die Kirche und bereiteten sich auf die Liturgie vor, sie strahlten Ruhe und seelische Harmonie aus. Vor der Altarwand standen bereits die Psalmisten, der Priester schritt gebieterisch und souverän zum Lesepult. Er war jung, trug einen Brokatrock und darüber das Brustkreuz. Sein mit einem Käppchen aus Satin bedeckter Kopf, das bleiche, magere, Gesicht mit nicht sehr dichtem Bartwuchs,

die hohe Stirn, die eingefallenen Schläfen und Wangen, die schmale, fast weibliche Nase über dem zerzausten Schnauzbart, die unerschöpflich gütig leuchtenden Augen mit den dunklen Ringen, die gesamte Erscheinung dieses Gottesmannes ließ in Ivéroffs Bewusstsein das Bild der orthodoxen Kirche seiner Kindheit wiedererstehen. In jenen fernen Jahren war er oft mit dem Großvater in der Kirche gewesen. Er erinnerte sich, wie er vor dem Fürbittegebet die erste Kerze aufstellte, dann zu den Ikonen weiterging und die übrigen mitgebrachten Kerzen im Leuchter anzündete. Er lauschte der Schriftlesung, trug während des Kreuzgangs mit besonderem Stolz die Kirchenfahnen an ihren langen Stäben, stand im Chor auf dem dafür vorgesehenen Platz und sang Kirchenhymnen aus dem achtstimmigen Liederbuch. Jetzt fragte der Fürst sich bitter, warum er alles so unwürdig verworfen und vergessen hatte. „Ich liebte die Gottesdienstatmosphäre, und die zum Gottesdienst versammelten Menschen zeigten mir, was Frömmigkeit ist.“ Dann kamen ihm Worte aus dem Matthäusevangelium in den Sinn: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. Denn wo eurer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ Er erinnerte sich an die Worte des Großvaters, dass der Himmel in der Heiligen Schrift für die menschliche Seele steht und Schätze gottgefällige Taten meinen. Der Großvater war ein frommer Mensch gewesen und hatte sich sehnlich gewünscht, dass der Enkel ein guter Christ würde. Plötzlich verdrängten Verszeilen von dem theologischen Dichter Walentin Nikitin die Erinnerung.

Denn da das Gebet schwach ist wie das Fleisch  
und der Verstand dreist der Häresie verfällt,  
Gib mir die Kraft, strafender Herrgott,  
an die Vergeltung durch Schmerzen zu glauben!

Die Verse von Nikitin halfen André Ivéroff, sich absolut und endgültig, wie es ihm schien, zu entscheiden; seine Zukunft würde in der Verschmelzung mit Gott im virtuellen Raum liegen. Damit war die Hauptfrage, ob die virtuelle Welt Gottes oder des Teufels sei und die ihn in letzter Zeit gequält hatte, beantwortet. Doch plötzlich unterbrach eine drohende, bekannte Stimme seine Gedanken: „Halt! Übereile nichts! *Ich* bin immer auf Seiten der gelehrten, reichen und begabten Menschen. Der gewählte

Weg wird dich ins Verderben führen.“ „Zu meiner Rettung! In Gott ist mehr Spirituelles, also Virtuelles, als in DIR. *Deine* Moral, die geheimen Seiten deines Seins, das mich allseits umgibt, enthalten den Druck materieller Werte! Ich aber will alles Materielle hinter mir lassen! Der Heilige Geist, das ist die Virtualität der Welt. Gott goss den Heiligen Geist über SEINE Jünger und über alle die aus, die sich von IHM erfüllen lassen wollten. Wenn ich mich auch vor kurzem noch fürchtete und versteckte, zweifelte und verzweifelte, so wird von nun an mein weiterer Weg allein ins spirituelle Leben führen. Ich möchte Glück empfinden, wenn ich Schmerz leide, und Freude, wenn ich erniedrigt werde. Die Geschichte des Judas Ischariot entrüstet mich nicht, sondern weckt unendliches Mitgefühl mit dem Verbrecher. Ich sehe keinen Sinn darin, weiter mit dir zu sprechen. Adieu! Möge der geistliche Pfad mich in die Welt der Verstoßenen und Paria führen.“

Ivéroff kam erneut unter den Fliederbüschen im Hof der Pimen-Kirche zu sich. Der unablässige Wechsel von Realem und Virtuellem verwirrte ihn endgültig. Wo war er jetzt? War es überhaupt erforderlich, die Welt in verschiedene Bestandteile aufzuspalten, wenn er doch bereit war, jeden seiner Schritte mit dem Gebet „Gloria Patri“ zu begleiten? War es nicht gleichgültig, ob er sich in luftigen Höhen der Macht oder auf dem Müllhaufen der Zivilisation, in seinen Fantasien oder im realen Leben befand? Was war das überhaupt, diese plötzliche Neuentdeckung Gottes? „Übrigens würde ich *seine* Existenz jetzt nicht mit der Heiligen Schrift beweisen. Offenbar ist er in verborgenen Ecken meiner Seele verwurzelt, auch wenn ihr zur unerschütterlichen Überzeugung immer etwas fehlt, vielleicht sogar Schüchternheit und Demut. Ohne sie ist es schwer, *ihn* im menschlichen Wesen zu entdecken. Sollte es wahr sein, dass das Christentum anthropologische Wurzeln hat? Und dass die Seele des Menschen der Kuss Gottes ist? Das religiöse Gefühl in mir antwortet auf die aggressive Rede der *Stimme*. Wollte das Schicksal mit *ihr* erneut meinen Verstand und mein Gewissen auf die Probe stellen? Sind das nicht ein bisschen viele Versuchungen für einen einzigen Menschen? Und werde ich mich am Schluss in vollem inneren Frieden in die Virtualität versetzen können?

Ivéroff erhob sich, sah auf die Uhr, warf einen letzten Blick auf die Kirche, ging auf den Zaun zu und stieg in aller Ruhe hinüber, obwohl das Tor offen stand. Danach hatte er es



eilig, zum Treffen mit Wadim Michajlow ins Internet-Café zu kommen. Unterwegs tauchte wieder das Bild von Mila Semiradowa vor ihm auf.

## Kapitel 22

Kusma Iwanowitsch Schindjapkin lag an diesem frühen Junimorgen in seiner Moskauer Wohnung in der Amurstraße auf dem Sofa träumte die süßesten Bilder. Er sah riesige Mengen von Dollars und Euros in den verschiedensten Formen. Mal waren sie die Matratze, auf die er sich sorglos in seiner Wohnung gebettet hatte, mal füllten sich seine persönlichen Safes mit Säcken voller Banknoten, mal informierten ihn Bankbeamte ehrerbietig über berauschte Zahlen auf seinen Konten. Je länger der russische Diplomat sich in seiner infizierten Fantasie in das Spiel mit Ivéroffs unfassbarem Vermögen vertiefte, um so fester verankerte sich die Überzeugung, ihm ganz dicht auf den Fersen zu sein. Hartnäckig redete er sich ein, dass das Schicksal ihm dieses langersehnte Geschenk machen wollte; er würde einer der reichsten Männer der Welt werden. Gab es etwas Süßeres? Natürlich nicht, sagte sich Kusma Iwanowitsch; denn er verstand sich ja auf die Nichtigkeit des Lebens. Dann weiteten sich seine Pupillen, die Augen leuchteten auf, freudiges Stöhnen entrang sich seiner breiten Brust, er stürzte zum Telefon. Um Ivéroff schnell und erfolgreich zu ruinieren, brauchte er einen Komplizen, einen gewieften Partner. Er entschied sich für Sofja Nikandrowna Waraxina, einen Menschen ohne Ehre und Gewissen, ohne das mindeste Mit- oder Schamgefühl. Er wählte ihre Nummer und vernahm ihre harte, heisere Stimme: „Ja. Sprechen Sie!“ „Guten Morgen, meine Liebe, ich bin’s, Schindjapkin.“ „Störst du schon wieder meinen morgendlichen Schlaf mit deiner Bauchrednerei?“ „Ich bin in einer eiligen Sache nach Moskau gekommen. Es geht um sehr viel Geld und ich möchte mit dir zusammenarbeiten. Natürlich teilen wir die Früchte unserer gemeinsamen Anstrengungen. Machst du mit?“ „Was heißt hier viel Geld? Während du in Marseille dein Gefieder geputzt hast, hat sich meine Vorstellung von Reichtum grundlegend verändert. Um wie viel geht es, Kusma?“ „Hunderte von Millionen...“ „Rubel?“ „Dollar.“ „Verwechselst du auch nichts, du Diplomat?“ „Nein, keineswegs. Ich schwöre und will mich gern bekreuzigen, aber das siehst du ja nicht.“ „Wo treffen wir uns?“ „Koroljow- Ecke Argunskij-Straße. So früh ist nur da eine Kneipe offen. Ich freue mich auf einen Schluck russisches Bier.“ „Du hast eine merkwürdige Angewohnheit, mein Freund, du träumst von Hunderten von Millionen Dollar und leistest dir ein Bier für

einen Rubel. Taten und Worte gleichen sich bei dir wie Mutter und Stiefmutter – eine deprimierende Angewohnheit. Ich hatte gehofft, du würdest französischen Charme oder diplomatischen Schliff erwerben, doch du bist immer noch derselbe Bauer. In einer halben Stunde bin ich da. Und du wirst Tausend Dollar Strafe bezahlen, wenn deine herzerreißende Geschichte von den Hunderten von Millionen Dollar sich als Seifenblase erweist. Verstanden?“ Waraxina legte den Hörer auf. „Diese Frau! Je herzloser, abstoßender und krimineller sie und ihre Methoden sind, umso größer wachsen meine Chancen, an das Iveroff'sche Vermögen heran zu kommen. Wenn sich Waraxina mit ihrer ganzen diabolischen Energie auf den verrückten Franzosen stürzt und Stücke seines Vermögens verschlingt – der Gedanke kann einem den Atem rauben. Es lebe Sofja Nikandrowna! Fang an! Bald werde ich mit deiner Hilfe ein fantastischer Supermann sein.“ Schindjapkin machte sich hastig zum Treffen mit ihr fertig.

Die Terrasse der Bierkneipe war mit Zweimeter-Lebensbäumen in holländischen Kübeln vollgestellt und bekam nicht viel von der Morgensonne ab. Kusma Iwanowitsch sah sich um, fand einen geschützten Platz; es empfahl sich, in dieser gefährlichen Stadt nicht unnötig gehört und gesehen zu werden. Nach einigen Schlucken Bier wurde ihm leicht schwindlig im Kopf, seine Stimmung stieg und philosophierend gab er sich der Begeisterung darüber hin, wie die Welt beschaffen sei. „Ach hier hast du dich versteckt. Ich hoffe, du bist noch nicht betrunken“, begrüßte ihn Sofja Waraxina. Sie setzte sich, schob das Glas mit dem Bier von sich und bestellte ein Mineralwasser „Heilige Quelle“. „Berichte, was du vorhast, meine Zeit ist begrenzt.“ Schindjapkin trank das Bier ganz aus und dachte eine Minute nach. Er suchte nach Worten, die ihre Gier anfachen und sie mit ihrem Raubtierinstinkt augenblicklich und vorbehaltlos auf die Jagd nach Ivéroff in Bewegung setzen würden. „Es geht um ein kolossales Vermögen von ungefähr 8 Milliarden Dollar“, begann Schindjapkin leise. „Ihr halbverrückter Besitzer hat sich von ihm losgesagt und ist, ohne seine Angehörigen zu informieren, nach Moskau gereist. Er braucht das Geld nicht, er hat es schon vergessen und auch überhaupt nicht vor, sich ihm jemals wieder zuzuwenden. Er ist ein in Frankreich und ganz Europa bekannter Finanzmagnat. Offenbar hat er den Verstand verloren, dass er plötzlich ohne besonderen Anlass und ohne irgendwelches Gepäck in einer Art krankhaftem inneren Zwang nach Moskau durchgebrannt ist. Bekannte hat er hier nicht, Erben gibt es auch keine.“ „Woher kennst du diese Geschichte?“ Waraxina steckte sich eine Zigarette an und sah

ihm in die Augen. „Aus erster Hand. Ich habe selbst mit ihm gesprochen und mich mit seinen nächsten Angehörigen getroffen.“ „Hat er auch einen Namen?“ „Natürlich, und einen sehr bekannten sogar.“ „Und wie heißt er?“ „Ich schlage vor, wir besprechen zuerst die Hauptsache. Von dir, meine Liebe, möchte ich Garantien, dass du mich nicht so an der Nase herumführen wirst wie den Franzosen. Gib zu, es geht um so viel Geld, dass der Teufel hier jeden reiten kann. Und Betrug ist sowieso das Zeichen der Zeit. Leider bestraft Gott die Skrupellosen nicht, sondern liest ihnen nur zärtlich die Leviten. Und Gebet und Eid gelten in unserer Zeit nichts.“ „Ja, Einfaltspinseln bleibt überhaupt nichts übrig, als demütig ihr Schicksal zu akzeptieren. Weißt du, Kusma, einen Partner, der von Misstrauen überwältigt unermüdlich die großen Sprünge meines Talents kontrollieren will, kann ich nicht brauchen. Ich werde mich nicht für deine Interessen einsetzen. Wenn du von der Idee besessen bist, dass man dich betrügen will, dann es zwangsläufig tatsächlich eintreten. Mein Freund, du solltest eigentlich wissen, dass nur Notare und Premierminister Garantien geben. Ich bin Geschäftsfrau. Wenn du etwas gewinnen willst, musst du die Karten auf den Tisch legen. Ich habe noch nicht verstanden, ob es finanziell gesehen Sinn macht, diese Geschichte zu verfolgen. Erst danach kann ich mir eine Szenario ausdenken, wie man an dieses ungeheure Vermögen herankommt und welche Rolle du selbst in dieser Angelegenheit übernehmen kannst. Ausschließlich danach wird sich die Höhe deines Anteils bestimmen. An wie viel denkst du?“ „An die Hälfte.“ „Du bist krank, mein Freundchen. Die Information, die ich von dir bisher erhalten habe, ist noch keine Kopeke wert. Ich kenne Tausende sehr vermögender Leute. Leider verschafft mir dieses Wissen noch keinerlei Dividende. Aber das nehme ich dieser Welt nicht übel. Leg die Details auf den Tisch, auf den Namen des Haupthelden kann ich noch verzichten. Erst nach einer umfassenden Analyse der Situation kann ich dir sagen, ob du Aussicht auf einen Anteil hast – eine reale Chance und nicht grundlose Forderungen nach der Hälfte. Weißt du, warum ich nie Probleme mit meinem Gewissen habe?“ „Weil du keins besitzt.“ „Dummkopf. Weil ich immer Recht habe.“

Der Gedanke an das Ivéroff'sche Vermögen hatte in den letzten Tagen so vollständig von Schindjapkin Besitz ergriffen, dass ihm jeder Bezug zur Realität abhanden gekommen war. Er hatte keine Vorstellung davon, wie viele Sünden seinen Weg zum ersehnten Ziel pflastern würden und schwebte deshalb vorläufig in den Wolken. Es

schien ihm bereits ausgemacht, dass ihm das Vermögen des französischen Aristokraten zufallen würde, deshalb war er im Zustand glücklicher Vorfreude. Sowieso konnte man bei einem Menschen wie Schindjapkin kaum pragmatische Überlegungen erwarten. Russlands Diplomaten heute – wie übrigens auch die anderer Länder – sind in der Mehrzahl oberflächliche Menschen. Das moderne Leben kennen sie nur vom Hörensagen oder aus der Ferne, durch die Fensterscheiben ihrer isolierten Einrichtungen. Deshalb war Schindjapkin schockiert von der nackten Wahrheit des Business, die ihm Sofja Waraxina direkt ins Gesicht sagte. Vor allem aber war er gekränkt, weniger wegen der Abkühlung, die seine Bekannte seinen hochfliegenden finanziellen Vorstellungen verpasst hatte, als wegen ihres Angriffs auf das, was ihm heilig war, auf seine Urheberschaft des grandiosen Projektes. Sein bis dahin begeisterter Gesichtsausdruck verfinsterte sich. Er versank in seinen Gedanken und hätte auch durch einen Eimer Weihwasser nicht wieder zur Besinnung gebracht werden können. Schweiß trat ihm auf die Stirn, die Finger schwellen an, er erhob seinen Augen und fixierte Sofja Waraxina mit düsterem Blick. „Du dreckiges Aas“, dachte er, „glaube nicht, dass du einen Offizier des KGB übertölpeln kannst. Welche Ränke du auch immer schmiedest, über Ivéroffs Vermögen werde ich verfügen. Doch du sollst ruhig denken, dass ich ein Dummlack und vernichtet durch deine Argumente wäre. Pass nur auf, dass die Grube, in die du fällst, nicht tiefer ist als die, die du so sorgsam für mich gräbst. Wenn Großzügigkeit und Vertrauen mit schwarzer Undankbarkeit beantwortet werden, ist ein solches Ende unvermeidlich.“ „Liebe Sofja, du bist teuflisch stark“, sagte Schindjapkin friedlich. „Nur dein Intellekt wird das Knäuel dieses Sujets entwirren. Doch bitte ich dich, im kreativen Eifer nicht zu vergessen, dass es hier nur ein Opfer gibt, den französischen Milliardär. Ich, du und mögliche andere Teilnehmer an der Operation sind Partner. Und der Verrat, der gegenüber dem Franzosen unvermeidlich ist, darf nicht deine Kompagnons und vor allem nicht mich treffen. Verstehst du, wovon ich spreche?“ Beide fingen an zu lachen, doch das Lachen war heiser und angespannt. „Kusma, mir fallen die Ratschläge großer Mafiosi ein. Zum Vollzug eines Verbrechens soll ein Mann unbedingt einen schwarzen Frack anziehen. Dieser konzentriert den Willen, befreit die Seele von der Angst vor Sünde und Verrat und nützt dem Geschäftserfolg. Wenn man sich für einen Raub so zurecht macht wie für ein Konzert im Tschaikowskij-Saal, ist der Erfolg garantiert. Hast du einen schwarzen Frack? Wenn

nicht, musst du dir einen anschaffen, sonst werde ich dich nicht meinen Partner nennen. Erzähl, was für eine fette Wachtel hier angefliegen ist. Wieso meinst du, sie könnte in unserer Bratröhre landen?“ Sie verspottet mich, dachte Schindjapkin. Er bestellte noch ein Bier, riss sich zusammen und sagte ruhig: „Wenn ein Frack das einzige ist, was uns fehlt, um das Vermögen des reichen Franzosen zu privatisieren, dann mache ich mich sofort auf zu einer Boutique in der Stoleschnik-Gasse.“ Erneut lachten sie beide, doch wiederum künstlich und kurz. Dann entstand eine Pause. „Nun fang schon an“, drängte die Frau. Kusma Iwanowitsch nahm allen Mut zusammen und begann langsam, mit sämtlichen, auch den kleinsten Einzelheiten, André Ivéroffs Geschichte zu erzählen. Zuerst bebte seine Stimme noch, dann wurde sie gleichmäßig, kräftig und nahm ihren gewöhnlich Ausdruck an. Zuweilen schien es, als redete er zum Zweck größerer Eindringlichkeit mit dem Bauch. Er beschrieb seiner Gesprächspartnerin alles, was ihm an Charakter und Handeln des Opfers aufgefallen war, malte aus, wie Ivéroff vor seiner Tochter über das durchweichte Feld davongelaufen war und Hundertdollarnoten verstreut hatte, wie er eine ungewöhnlich schöne Frau auf der Megajacht „Heiliger Geist“ einfach hatte sitzen lassen und wie er sich vor seinem unschätzbaren Reichtum verbarg. Schindjapkin wollte Waraxina so für diese Kriminalgeschichte einnehmen, dass sie, infiziert mit dem Gift schnellen Gewinns, nicht mehr von ihr lassen würde.

Dabei wirkte er wie ein eifriger Verkäufer im Supermarkt, der den Kunden erfolgreich einen Ladenhüter verkaufen will, oder ein Gärtner, der fleißig Erde um einen exotischen Steckling anhäufelt. Während seines engagierten Monologs kippte er noch einige Krüge mit Bier hinunter und las am Ende seiner Erzählung in Sofja Nikandrownas listigen Augen ungeteiltes Interesse. Wie einer der Korallenpilze mit seinem Aroma, seiner zarten Farbe und seinen graziösen Linien das Opfer verzaubert, indem er rasenden Appetit hervorruft, so zeigte sich auf Waraxinas von Untaten geprägtem Gesicht die Gier auf das Geld des französischen Aristokraten. In der erfahrenen Draufgängerin erwachte ein zu allen, selbst den unglaublichsten, Schandtaten bereites Monster. „Wo ist er?“, rief sie. „In Moskau.“ „Und wo genau?“ „Das weiß ich nicht.“ „Wir müssen ihn sofort finden. Wie heißt er?“ „Andrei Konstantinowitsch Iwerow. In seinem französischen Pass ist der Titel Fürst eingetragen, im russischen nicht.“ „Wir werden Iwerow suchen.“ „Aber wie? Ich habe keinerlei Idee.“ „Die Polizei wird ihn suchen.“ „Die Polizei?“ „Genau! Wir fahren auf die 49. Wache. Dort werde ich angeben, dass

Herr Iwerow mir letzte Nacht meine Geldbörse und meine goldene Uhr geraubt hat. Du bist mein Zeuge und wirst ihn identifizieren. Ist das klar? Ich werde bezahlen, und die Fahnder werden ihn mir selbst vom Ende der Welt zurück bringen. Jetzt brauchen wir eine genaue Beschreibung, damit ein Phantombild gemacht und in der ganzen Stadt verbreitet werden kann.“ „Lass lieber meine Tochter Zeugin sein; ich kann nicht lange genug in Moskau bleiben, muss zurück zum Dienst.“ „Was hast du denn von deinem Dienst? Wegen einer solchen Sache könntest du ihn in den Wind schießen.“ „Was meinen Dienst betrifft, habe ich andere Pläne. Ich will mir eine höhere Position erkaufen. Doch davon später.“ „Das könnte mich durchaus interessieren. Gute Verbindungen in die Administration sind heutzutage aktueller als je zuvor. Könntest du Minister werden?“ „Das kommt auf das Geld an.“ „Die Finanzen für so eine Position kann man aufreiben. Und wie ist es mit deiner Sachkenntnis?“ „Nicht die Götter müssen sich die Hände schmutzig machen.“ „Ausgezeichnet. Du sollst mein Minister werden. Nicht Russland, nicht der Präsident oder der Ministerpräsident, sondern Waraxina wird dich zum Minister machen. Hast du verstanden?“ „Bitte sehr, ich werde gleich zur Anprobe der Ministeruniform schreiten.“ Schindjapkin konnte nur mühsam an sich halten, um nicht in diese hepatische Visage zu schlagen. Er war sehr bleich. „Übrigens können wir später darauf zurück kommen. Du sagtest, Violetta hat sich mit Iwerow getroffen.“ „Ja, sie haben sich am Flughafen gesehen.“ „Erkennt sie ihn wieder?“ „Auf jeden Fall.“ „Ruf sie an. Sie soll in 20 Minuten in der Grocholskij-Gasse vor dem 49. Polizeirevier sein.“

Eine halbe Stunde später trat Sofja Waraxina in das Büro des Revierchefs ein. Vater und Tochter Schindjapkin warteten im hellen Besucherzimmer. „Ich hätte nicht erwartet, dass die Polizei in Moskau in so einem modernen Gebäude untergebracht ist. Wie das Büro einer westlichen Firma“, sagte Schindjapkin. „Jetzt kann ich mir schon besser vorstellen, dass wir unseren flüchtigen Räuber finden. Er wird eine gute Figur machen in einem unserer Gefängnisse. In einer Minute wird er seine Millionen herausrücken. Hauptsache, uns unterläuft kein Fehler und wir halten rechtzeitig die Hand auf. Was meinst du?“ „Dieser Mann ist psychisch krank, deshalb kann man schwer vorhersagen, was er tun wird. Ich zweifle, dass wir Erfolg haben werden. Mir geht etwas anderes durch den Kopf. Warum lande ich immer da, wo es um kriminelle Geschäfte geht? Noch kein einziges Mal habe ich es geschafft, mein Geld auf ehrliche Weise zu

verdienen; immer mit Betrug, List und Gewalt. Sind wir tatsächlich dazu verdammt, ein kriminelles Leben zu fristen? Ein Ausweg aus dieser Sackgasse ist nicht in Sicht. Du wunderst dich über die Luxusgemächer hier bei der Polizei. Wenn du wüsstest, mit welcher bürokratischen Pedanterie sie die kommerziellen Firmen ausnehmen. Du lebst schon lange im Ausland und hast keine Vorstellung von dem, was sich hier abgespielt hat. In Russland gehört die Macht ausschließlich den staatlichen Einrichtungen mit ihrem Gewaltmonopol und den größten Unternehmen. Die Devise der neuen Russen heißt, alles und jeden zu verkaufen und kaufen. Die kleinen und mittleren Firmen werden von jeder Seite verfolgt. Die Beamten erpressen Schutzgelder, kreisen sie wie Wölfe mit roten Fähnchen ein und nötigen sie, gegen Gesetze zu verstoßen. Ich will mein Leben nicht in diesem Land verbringen. Warum hilfst du mir nicht raus? Nach Tschechien oder Paraguay oder Israel oder in die Türkei, egal wohin. Lieber eine ärmliche Prostituierte in einem freien Land als eine reiche Moralistin im kriminellen Russland. Organisiere doch eine fiktive Ehe. Ich habe Geld gespart und will nur eins, so schnell wie möglich in den Westen. Es ist merkwürdig, je mehr ich verdiene, umso stärker wird der Wunsch, mich ins Ausland zu retten...“

Schindjapkin hatte wenig Lust, seiner kritischen Tochter zuzuhören; solche Gespräche deprimierten ihn, machten ihn schläfrig. Außerdem war heute ein besonderer Tag, der Vorstoß in Richtung Vermögen des Fürsten Andrei Iwerow hatte begonnen und beherrschte all sein Denken. Er sah seine Tochter zwar an, hörte aber nur seine eigene innere Stimme. „Man stelle sich vor, ich war glücklich in Marseille als Vizekonsul mit einem Monatseinkommen von 1170 Euro, während in der Nachbarschaft Milliarden herumlagen. Ich bin überzeugt, dass es außer Iwerow noch andere Sonderlinge auf dieser Welt gibt, die auf ihre Millionen verzichten.“ Schindjapkins Gesicht verzog sich zu einer harten spöttischen Grimasse. Violetta bemerkte es sofort, hielt es für ein Zeichen, dass ihr Vater ihr zustimmte, und fuhr fort, Beobachtungen über ihr Land dazulegen. Währenddessen spielte Kusma Iwanowitsch die verschiedenen Möglichkeiten, den französischen Aristokraten auszunehmen, gedanklich durch. Ein Avantgarde-Künstler würde diesen Generationenkonflikt in Form einer endlosen unüberwindlichen Mauer darstellen, die den Himmel über den Köpfen zweiteilt, in einen grauen und einen sehr grauen Teil, und nur irgendwo fast am Horizont würde er einige Flecken Blau anbringen.



Währenddessen goss Sofja Nikandrowna, deren Gewissen sich unter einer Schicht von Unrat längst mehr regte, eine Flut von Bösartigkeiten über Ivéroff aus. Sie beschuldigte ihn des Diebstahls und der Vergewaltigung. Der Polizeioberst mit dem roten Gesicht, dessen Wangen bis auf die Schultern hingen und dessen Bauch fast auf den Knien auflag, erfragte durch seine künstlichen Zähne hindurch „charakteristische Einzelheiten“ der schauerlichen Untat. Sofja Nikandrowna redete ihn mit „lieber Freund“ an, während er sie ausschließlich als „Täubchen“ titulierte. Mit ihrer denunziatorischen Lexik zielte sie auf ein verschärftes Strafmaß für den rücksichtslosen Gesetzesbrecher ab. Gäbe es in Russland noch die Gerichte der Stalinzeit, hätten sie dem armen, unschuldigen Ivéroff mindestens 15 Jahre Lagerhaft und 10 Jahre Verbannung im Turuchansker Gebiet in Nordsibirien angehängt. Doch, Gott sei dank, sind heute andere Zeiten; die Gerichte sind gnädiger und humaner geworden, mit mehr als 5 Jahren verschärfter Haft irgendwo in einer Zementfabrik oder bei der Holzgewinnung brauchte er nicht zu rechnen. Schmiergeld erzieht die Richter in Russland im demokratischen Geist und stimuliert ihren Fortschritt in Richtung Zivilisation. Im übrigen war es noch weit bis zum infamen Rattern der Räder der Stolypin-Waggons auf der Strecke Moskau-Workuta. Die Geschäftspartner regelten zuerst erfolgreich und mit wie selbstverständlicher Dreistigkeit die vordringlich Aufgabe, die gesamte städtische Polizei in die Suche nach dem Schurken einzuspannen.

Dann wurde Violetta Schindjapkina als Zeugin gerufen. Sofja Nikandrowna reichte ihr einen Kugelschreiber und ein Stück Papier und fing an zu diktieren. Es war wie verhext: Violetta hörte und fühlte nur noch die Stimme von Waraxina und unterwarf sich ihr restlos, während die Stimme ihres eigenen Ich versagte und in den hintersten Winkeln ihres Bewusstseins versiegte. Sie, die sich noch eine Minute zuvor über die Krise der Gesellschaft gegrämt hatte, fügte sich in die Situation und wiederholte gehorsam: „Ja, Maman, genau so war es, ich habe solche Angst bekommen, als der Schurke anfing Sie zu würgen, Maman.“ Der Polizeioberst glich jetzt einem sowjetischen Marschall, der auf einem weißen Pferd auf dem Roten Platz zwischen Kolonnen von Frontkämpfern vor dem Häufchen Kremlherrschaft oben auf dem Mausoleum seine Reiterkunststücke vorführt. Das waren zwei völlig verschiedene Kräfte, zwei entgegengesetzte Weltanschauungen; auf der einen Seite Gesetz und Gewissen, auf der anderen die Verführung der Macht und die Gier nach Reichtum. Unser Oberst hatte die

Wahlfreiheit, er hätte sich auf die Seite von Menschen mit Ehrgefühl schlagen können, aber es zog ihn zum Mausoleum, dem Symbol unmenschlichen Handelns, dem Fetisch der Willkür, der Quintessenz des Übels, der konzentrierten Gewalt.

Der Motor war angeworfen, die Polizeimaschinerie kam langsam auf Touren. In ganz Moskau wurde die chiffrierte Suchmeldung nach einem gefährlichen Verbrecher verbreitet, in allen Polizeidienststellen lief ein Fax mit dem Phantombild des Gesuchten auf. Tausende Streifenwagen erhielten den Hinweis auf seine Gefährlichkeit! Jeder Posten wurde angewiesen, Ivéroff sofort festzunehmen. Und all das für nur 5000 Dollar! Für das Lächeln einer Hyäne! Für das Versprechen einer Lügnerin! Für den Eid eines Lumpen! Die Mobilisierung entsprach den Einflussmöglichkeiten eines mittleren Beamten. Ein klarer und verständlicher Befehl „von oben“ begeistert den, der ihn ausführen soll, der Sklave triumphiert über das Leid eines anderen Menschen. Ein Stück trockenes Brot wird durch einen Adrenalinstoß ersetzt; der Hungerige hält die Illusion leicht für die Wirklichkeit. Mit welcher Begeisterung würden die Komplizen dieses Verbrechens jetzt in die Hände spucken und das ganze Land isolieren und erneut verhaften, wenn sie denn begriffen, dass ihre Mittel dazu nicht ausreichen. An bösem Willen, Gewissenlosigkeit und Abscheu vor den ewigen Werten fehlt es ihnen nicht, wohl aber an den Instrumente, um so ein globales Projekt zu verwirklichen. Solcherart Ansprüche und Absichten gibt es in Russland heute nicht nur bei unserem begeisterten Pärchen, das beschlossen hat, sich Ivéroffs Vermögen anzueignen; hunderttausende Bürger tragen sich mit ähnlichen hochfliegenden Plänen. Wer weiß, ob das Ende der Welt nicht irgendwann hier hereinbricht!

„Lieber Freund, halte für diesen Schurken eine Einzelzelle bereit. Oder doch nicht, setze ihn lieber zu einer Bande von Zuhältern und Vergewaltigern. Verbreite das Gerücht, dass dieser Franzose sexuell abartig veranlagt ist, ein Schwuler und Pädophile, der fünfjährige Mädchen bevorzugt. Sie können sich ruhig ein bisschen an ihm auslassen, seine Hosen zerreißen, ihn ein wenig schlagen und vergewaltigen. Danach kann man ihn einzeln wegschließen. Und dann komme ich! Unberechenbar und rachedurstig, eine verletzte Frau, die Vergeltung fordert. Verschaffe mir diese große Freude echt weiblicher Vendetta mit dem russischen gewissen Etwas und inspirierender Fantasie. Ich werde ein Wunder vollbringen! Er wird den Weg des Gerechten einschlagen und vergessen, wie man Frauen bestiehlt und vergewaltigt. Wenn mir dies aber nicht gelingt,

wenn er durch und durch Halunke und Betrüger ist, dann soll er bis an sein Lebensende im Gefängnis vermodern, erfolglos über Beschwerdebriefen an die nächsthöhere Instanz schwitzen und mit dem Kopf gegen die Eisenstäbe schlagen, weil er nicht auf mich gehört hat. Weil er nicht bereut, mein Wort nicht angenommen und nicht an meinen Einfluss geglaubt hat. Ich werde ihn bis an das Ende seiner Tage wegschließen lassen. Er wird vergessen, was Freiheit ist. Kannst du mir alle nötige Hilfe zusagen, damit die verletzten Gefühle einer Frau vollständige Satisfaktion erfahren? Wenn ich ein Ja höre, wenn du mit leichtem Kopfnicken zu verstehen gibst, dass du meine Bitte erfüllen willst, dann wird das „Täubchen“ noch einmal mit 5000 Dollar im Schnabel herfliegen. Macht das Eindruck? Sofja Waraxina kennt den Preis für Freundschaft und Freundschaftsdienste. Sie bezahlt jedes Mal ihre Rechnung.“

Dann wies sie mit der ausgestreckten Hand einmal rund um das Polizeibüro und setzte mit einer Würde, die das Herz gefrieren ließ, hinzu: „Wie viel Kraft und Geld hat es gekostet, deinen Raum vernünftig herzurichten! Und einen weiteren Stern auf deiner Achselklappe anzubringen! Du hast die nächste Stufe auf der Karriereleiter erklommen, jetzt bist du dran, mir zu helfen. Ich erwarte energisches Vorgehen. Du kennst die Devise in der Wirtschaft heute: Freundschaft rund um die Uhr. Die Bastarde, die sich vor dem Gesetz herumtreiben, kann man vergessen. Es leben die Kühnen und Energischen! Heutzutage braucht man in erster Linie Persönlichkeiten wie dich, die keine Angst haben, keine Gewissensbisse kennen, sich nicht beirren lassen, bis zum Ende durchhalten und ihre vertraglichen Verpflichtungen ernst nehmen. Das Wort! Du hast dein Wort gegeben, halte es so fest, wie eine Mutter ihr Neugeborenes. Das ist heutzutage das ungeschriebene Gesetz des Lebens in Russland. Stimmt du mir zu, lieber Freund?“ „Ich würde noch vernünftige Vorsicht und Beharrlichkeit hinzufügen.“ „Eine sehr gute Ergänzung. Du hast Recht, Beharrlichkeit muss immer mit Vorsicht einhergehen.“ „Ich habe gleich eine Besprechung mit den Polizeispitzen von Moskau. Dort werde ich mit den Kollegen aus den anderen Kreisen und Abteilungen reden und kann dann über sämtliche Einheiten verfügen. Mir gefällt, wie hoch du pokerst. Doch mein Täubchen, es gibt noch ein ‚Aber‘: Wenn ich mit den Kollegen zu tun habe, ist es mir peinlich, dass ich in dieser Runde der einzige mit den Schulterstücken eines Oberst bin. Du hast mir mal versprochen, mich zum General zu machen. Wie lange soll ich darauf noch warten? Zu welchem Datum kann ich die Uniform bestellen? Das Nähen

dauert einen Monat, ich habe keine Standardgröße.“ „Im September! Ich mache dich nicht nur zum General, du wirst stellvertretender Polizeichef von ganz Moskau. Dann bist du in den großen Beratungsrunden der Kremladministration stimmberechtigt und wirst regelmäßig zu den kleinen Gelagen der politischen Elite von Moskau eingeladen. Ich führe dich in die Loge der Mächtigen dieser Welt ein. Nach den nächsten Präsidentenwahlen, an denen ich selbst als Hauptregisseurin des Wahlvolks beteiligt bin, fällst du noch ein Stück die Treppe hinauf, lieber Schandrowskij. Dann wirst du einer der Stellvertreter des Innenministers von Russland. Hast du begriffen, welche blendendes Los dich erwartet, welche aus dem Rahmen fallende Karriere? Ich werde im ganzen Land öffentliche Versammlungen organisieren, auf denen man fordern wird, Semjon Semjonowitsch zu einem der Parteiführer von „Jedinstwo“ zu machen. Meine Experten und Berater werden für dich einen Reformplan für den Staat ausarbeiten und du wirst ihn auf dem Parteitag vorstellen. Ich mache dich nicht nur zu einem der Führer der Partei, ich mache aus dir ihren Liebling, ihr Gewissen, ihren Stolz. Fang morgen schon an, dich auf deine märchenhafte Karriere vorzubereiten. Zum Unterricht schicke ich dir ausgemachte Meister ihres Faches. Nikolai Swanidse wird an deiner Intonation arbeiten, so dass sie die dem Pluralismus und der Pressefreiheit entspricht; Wiktor Anpilow zeigt dir, wie man die Massen auf der Straße steuert; Ewgenij Jasin bringt dir die Wirtschaftssprache bei, damit du den Menschen gekonnt etwas vormachen kannst; Wiktor Loschak unterrichtet dich in der Kunst des Umgangs mit den führenden Schichten der Gesellschaft, und Doktor Gaidar zeigt dir, wie man die Wahrheit in ihr Gegenteil verkehrt. So sieht es aus, lieber Freund.“ Waraxina wusste, wonach sich das Herz des Offiziers sehnte. Sie hatte Erfahrung damit, wie sie bei ihm das heiße Feuer der Ehrsucht entzünden konnte. Die Träume aus Wolkenkuckucksheim des Herrn Schandrowskij bekamen Boden und Nahrung. Die Erschütterung, die Semjon Semjonowitsch jetzt durchlebte, erschöpfte seine bescheidene Denkfähigkeit. Er verlor seine Fassung, Schweiß brach aus, er griff nach einem Glas mit Wasser, sein beleibter Körper zitterte vom Übermaß der Emotionen. Außerdem schnaufte er durch seine kleine Nase mit dem Höcker im breiten Gesicht wie ein alter kraftloser Bullterrier. In diesem Augenblick war er fest davon überzeugt, dass das Schicksal selbst ihm die Bedingungen für ein neues Leben diktiert. Er brauchte sich lediglich dieser fordernden Stimme zu unterwerfen. „Fahre jetzt, lieber Freund, du musst zu deiner Besprechung. Lächle und

lobe Lushkow. Du bist von lauter Neidern umgeben. Du kannst dir eher ein paar eigenwillige Bemerkungen in Richtung Präsident erlauben als ein einziges respektloses Wort gegenüber dem Bürgermeister von Moskau. Ist er doch der eigentliche Herr der Hauptstadt. Um die anderen kümmern wir uns später. Und vergiss nicht das Thema des Tages: Iwerow!“ „Du wirst deinen Franzosen schon bekommen, mein Täubchen. Ich helfe dir, deinen Rachedurst zu stillen. Du wirst keinen Grund haben, erzürnt zu sein. Ach ja, meine Frau und die Kinder grüßen dich mit Dank für alles.“ „Adieu. Morgen früh komme ich zu dir. Für dringende Fragen hast du meine Handynummer.“ Waraxina warf den Kopf hoch und verließ das Büro des Obersten. Mit energischem Schritt, der eines sehr hochrangigen Chefs angemessen wäre, ging sie zum Ausgang, wobei Violetta und Schindajpkin kaum mit ihr mithalten konnten.

Die Gefahr eines Krebsgeschwürs liegt in der Dynamik seiner Entwicklung. Es streut Metastasen und zerstört lebendes Gewebe. Waraxina war vollständig von der Frage der Kräftekonstellation absorbiert. Sie vertiefte sich genussvoll in einzelne Züge und Nuancen, die ihre Fantasie stimulierten. Von ihrem kühnen Plan berauscht war sie nicht in der Lage, eine unumstößliche Wahrheit zu verstehen: Das unbändige Streben danach, das eigene Vermögen zu mehren, geht unweigerlich mit der Verachtung für die Umgebung und der Zerstörung eines jeden Ideals einher. Sofja Waraxina war jetzt mit etwas ganz anderem beschäftigt. Ihre verbrecherischen Überlegungen kreisten immer wieder um die Persönlichkeit des französischen Aristokraten und sie bemühte sich, aus den unzulänglichen Bruchstücken von Schindajpkins Erzählung mit Hilfe ihrer reichen Erfahrung die psychischen Eigenschaften des Fürsten zu erraten. Doch ihr fiel nichts Stimmiges ein. „Er muss wirklich ein merkwürdiger Typ sein“, dachte sie. „Das Krankhafte an ihm scheint von einer fixen Idee herzurühren. Doch von welcher? Mit einer Antwort auf diese Frage hat man einen Schlüssel, leicht auch zu seinem Safe.“ Der Fürst war in ihren Gedanken ständig so präsent wie ein mit vollgestopfter Geldschrank in den Planungen von Dieben. Sie hatte keinen Grund daran zu zweifeln, dass Andrei Iwerow in den nächsten Stunden verhaftet würde. Doch wie konnte man sich einen Menschen mit einem kranken Bewusstsein gefügig machen? Das blieb vorerst ein Rätsel. Mit ihren Komplizen stimmte sie den weiteren Verlauf der Dinge ab. Jeder bekam eine konkrete Aufgabe. „Ruf seine Kusine an“, wandte sie sich an Schindajpkin, „und frage, wer von den Freunden oder Bekannten ihm besonders nahe

steht. Finde heraus, welche Interessen er hat. Du, Violetta, fährst mit mir in die Große Dmitrowka-Straße zur Staatsanwaltschaft. Wir müssen unbedingt Druck auf den Polizeiapparat machen. Die Lösung ist nah.“

Die Frauen fuhren weg.

Schindjapkin blieb allein, schaute in der Bierkneipe an der Großen Spasskaja vorbei, bestellte einen Krug Bier und stellte fest, dass alles irgendwie zu schnell lief und nicht wieder rückgängig zu machen war. „Wieso habe ich diesen ganzen gräulichen Mechanismus in Gang gesetzt? Wollte ich etwa den Franzosen ins Gefängnis bringen? Ob sie wohl etwas erreichen werden? Immerhin ist er in Frankreich eine sehr bekannte Figur. Wer wird denn glauben, dass er eine Frau bestohlen und versucht hat, diese Vogelscheuche zu vergewaltigen? Wir müssen mit aller Macht und durch unsere Botschaft in Paris verhindern, dass die Festnahme des Fürsten in Paris bekannt wird. Zum Teufel! Und was ist, wenn der Plan dieser Gaunerin Erfolg hat? Bin ich dann in einigen Monaten ganz oben im Ministerium und das versprochene Geld wird mir für den Rest des Lebens reichen? Ich trinke jetzt das letzte Bier und fahre nach Hause. Wenn du selbst nichts tust, kann auch ein anderer deine Arbeit machen, so ist es.“

## Kapitel 23

Am Donnerstag, den 27. Juni, ging des Morgens ein lächelnder Ivéroff mit schnellen Schritten im zerknitterten Leinenanzug die Nowoslobodskaja entlang. Er strahlte über das ganze Gesicht, als freute er sich über sich selbst. Dabei war er gar nicht imstande zu erklären, was in seiner Seele vor sich ging. Gefühlsmäßig war er zwischen der realen und der virtuellen Welt, zwischen verdrießlicher Befremdung und hochgespannter Kontemplation hin und hergerissen und doch nach wie vor auf eine baldige Lösung eingestellt. Die meisten Menschen sind glücklich, wenn sie etwas erworben haben; ein kleinerer Teil freut sich, wenn er etwas Hassenswertes los geworden ist. Und lediglich einzelne Menschen geben sich der Selbstvergessenheit dann hin, wenn in ihrem Innern polare Kräfte heftig miteinander ringen. Hört das Ringen auf und zerreißt das Herz nicht mehr an Widersprüchen, so verfallen diese Menschen in trostlosen Trübsinn.

Der seltsam lächelnde Mensch, der eilig durch Moskaus Straßen schritt, war nicht mehr bereit, Zügel, Schranken oder Vorwürfe zu akzeptieren. Er wollte endlich seine besondere Lebensroute finden; wenn auch sein ungetreuer Verstand für diesen Wunsch keine gültige und endgültige Form finden konnte. Sollte er sich in die Virtualität flüchten? Oder Michajlow treffen, der ihm helfen würde, sich selbst zu finden? Oder Landstreicher werden und zum Grund der Gesellschaft abtauchen? Der Fürst begriff, dass er nicht in der Lage war eine Wahl zu treffen. Verzweifelt argumentierte er mit sich selbst: „Ich hätte nie gedacht, dass ich mich so nach neuen emotionalen Erfahrungen sehnen würde. Plötzlich zieht es mich zu allem, was ich bisher noch nicht erlebt habe. Diese ungeheure Welt der Emotionen! Es kommt mir vor, als hätte meine Seele all diese Jahre gedarbt und gehungert oder wäre in der Nichtigkeit des Lebens abgestorben und versteinert. Seitdem sie sich von den Stereotypen befreit hat, ist sie aufgelebt, in Bewegung geraten, treibt Keime! Oder habe ich mich mit einer neuen, noch völlig unerforschten Krankheit angesteckt, einem unheilbaren Gebrechen, der Geißel des 21. Jahrhunderts, einem Leiden der Seele, die das Jenseits erfahren will? Die Realität, die von verführerischen Konsumgütern und Attributen übertriebenen Wohlstands überquillt, die Welt von Glanz und Luxus existiert für mich nicht mehr. Sie ist dahingegangen wie ein Blatt im Herbst, das neuen Trieben Platz macht. Ich sehe um

mich herum eine unglaubliche Zahl an Geschäften, doch welches Glück, dass ich überhaupt nichts brauche. In Nizza hatte ich mich schon von Antiquitäten und Raritäten getrennt, doch hier in Russland wurde mir klar, dass ich überhaupt nichts brauche. Welches Vergnügen herauszufinden, dass ich ohne all dies leben kann und sogar sehnlichst leben möchte! Selbst zu essen zu kaufen habe ich keine Lust, verlasse mich auf das, was Gott mir schickt.“

Der Fürst blickte auf die Uhr, es war neun. Das Internet-Café öffnete um zehn. Für jemanden mit der originellen Einstellung des Fürsten gab es in einer fremden Stadt nicht viele Möglichkeiten, die Zeit totzuschlagen. Er entschied sich für einen Spaziergang durch Moskaus Straßen und trabte mit seinem merkwürdigen schnellen Gang weiter auf der Nowoslobodskaja. Am Sawjolow-Bahnhof erregte eine buntes Menschengewirr plötzlich seine Neugier. Ihm fiel ein wunderliches Männchen auf, das an diesem heißen Morgen Stiefel und eine Wattejacke trug, mit einem Spitzbart wie aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts und einem über die Schulter geworfenen Proviantbündel wie bei den Kleinrussen des späten 19. Jahrhunderts. Solche Typen kannte er von der Postkartensammlung seines Großvaters. Ein anderer, mit niedriger Stirn, dicken Lippen, dichten Brauen und einer Nase wie ein Schnabel fuhr sich alle Augenblicke mit der Hand durch seine dichten roten Haare und sah wie ein dickköpfiger Bauer aus dem Languedoc aus. Ob er wohl gerade nachdachte? Eine junge Frau hatte einen Gang wie Jacqueline March. Der Fürst überlegte, dass sie mit ihrer Figur, dem hohen Wuchs und den breiten Schultern wohl kaum zum Mannequin taugen würde, doch der Gang war professionell. Eine andere war ein richtiger aber merkwürdig widersprüchlicher Engel, mit fröhlicher Feiertagskleidung bei traurigen Augen, einem sicheren Tritt bei schüchternen Bewegungen. Ihre wunderschönen Augen konnten einen begeistern, wahrscheinlich war sie eine echte Slawin. Aus dem Rahmen fielen um diese Uhrzeit zwei Lackaffen mit Schlips und schwarzen Anzügen. Ob sie zu einer Hochzeit wollten, in ihrem Alter noch Bräutigam spielen? Die Marktleute sahen nicht anders aus als in Frankreich, nur körperlich machten die Russen mehr her. Ein kleiner Mann mit asiatischem Aussehen und einem Folklore-Mantel konnte Tatare, Usbeke oder Mongole sein. Seine runden Äuglein, nicht größer als ein 10-Cent-Stück, verschwanden unter zerzausten sonnengebleichten Brauen; ständig klapperte er mit den Wimpern, als hätte er einen Tic. Er wirkte eindeutig wie ein Gauner auf der Suche nach einem Opfer. Dann



ging ein Riese vorbei. Seine Armen standen ab wie die Flügel eines Flaschenöffners, weil er vor lauter Muskelpaketen die Hände nicht an die Hosennaht legen konnte. Der riesige kahlgeschorene Kopf saß direkt auf dem Rumpf, sein Hinterteil glich dem einer Afrikanerin, die viele Kinder geboren hatte. Er sah nicht nach rechts und links und schob sich stur vorwärts, wie eine Dampfmaschine. Solche Typen erkennen außer Kraft nichts an. Allerdings kann die Ohrfeige von einer Frau, selbst eine leichte, sie aus der Fassung und sogar zu Tränen bringen.

Dann stieß Ivéroff unerwartet mit einer Bettlerin zusammen. Sie wirkte hochgradig konfus, sagte kaum hörbar „Verzeihung“ und blieb vor ihm stehen, als fürchtete sie weiterzugehen. In der Hand hielt sie einen Schuhkarton mit zwei Zehnrubelscheinen und einer Handvoll Münzen. Ivéroff bemerkte eine tiefe Trauer in ihrer jämmerlichen Gestalt, sie schien sich wahrhaft ihrer Lage zu schämen. Ihr Alter war schwer zu schätzen. Es schien ihm, dass sie noch jung war, doch die Säcke unter den Augen, das aufgedunsene, von Straßenstaub, unbarmherziger Sonne und vom Suff schwarz gewordene Gesicht, ihre formlose Figur verbargen ihr Alter. Zwar war ihre Kleidung nicht zerlumpt, sondern heil, aber ungeheuer schmutzdelig und ebenso abgetragen wie das Gesicht und die ganze Erscheinung. Sie konnte nicht älter als vierzig sein und war offensichtlich früher einmal eine sehr schön gewesen. An ihren erloschenen Augen ließ sich ablesen, dass sie sehr Schweres erlebt hatte. Es krampfte Ivéroff das Herz zusammen, er hätte ihr gern spontan geholfen. Nicht mit einer Handvoll Münzen, sondern mit etwas, was mehr war, ihr vielleicht sogar die Chance gab, sich aus dem Suff zu erheben. Ob sie mit ihm reden würde, und ob sie es könnte? Vielleicht war sie schon im Rausch. Mit den Worten „Entschuldigen Sie. Ich habe Sie doch nicht aus Versehen angestoßen?“, wandte er sich an die Bettlerin, doch sie hörte ihn nicht; ihr Blick spiegelte nichts als Hoffnungslosigkeit. „Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“ Endlich bemerkte sie ihn: „Was soll ich getan haben?“ „Du lieber Himmel, Sie haben mich nicht verstanden. Was kann ich für Sie tun?“ „Alle um mich herum werfen mir etwas vor. Manchmal denke ich, sie haben Recht. Was wollen Sie?“ „Ihnen helfen.“ „Danke. Geben Sie mir Geld für eine Flasche, oder, wenn nicht anders, für eine halbe.“ „Ich möchte Ihnen anders helfen.“ „Anders heißt bei mir Portwein, Wodka trinke ich nicht.“ „Wenn Sie einverstanden sind, lassen Sie uns zur Seite gehen, hier ist so ein Gedränge und Reden unmöglich. Wir können zur Straße rübergehen.“ „Und Sie

schubsen mich dann nicht unters Auto?“ „Um Himmelswillen, warum? Doch wenn Sie Angst vor mir haben, gehe ich sofort weg.“ „Gut, gut. Gehen wir. Ich versteh bloß nicht, was Sie von mir wollen.“ Sie ist gar nicht so betrunken, dachte Ivéroff, nur eine chronische Trinkerin im Stadium nachlassender Wirkung, alle Gliedmaßen der Elenden waren angeschwollen. Sie gingen zu den Pfeilern der Autobrücke. „Haben Sie vielleicht einen Wunsch, den Sie sich aufgrund Ihrer schwierigen materiellen Lage nicht erfüllen können? Entschuldigen Sie diese unbescheidene Frage. Vielleicht haben Sie keine Wohnung oder kein Geld für den Arzt oder um ein neues Leben anzufangen?“ „Warum bedrängen Sie mich mit Ihrer Hilfe? Jetzt ist es zu spät. Ich brauche nichts. Ich bin krank und habe nur noch einen Monat zu leben. Sie könnten mir höchstens in anderer Weise helfen. Was ich brauche?“ Die Frau sammelte das Geld aus dem Kasten, steckte es mühsam mit zitternder Hand in ihre Hosentasche, warf den leeren Kaste weg und fuhr fort: „Es fällt mir körperlich schwer, betteln zu gehen, die Kräfte reichen nicht mehr. Doch ohne Geld geht es nicht, Geld für Wein. Ohne Wein bin ich nur verzweifelt. Welche Summe wollen Sie mir geben?“ „Wie viel brauchen Sie?“ „Ich sehe, Sie sind ein guter und reicher Mensch – wovon haben Sie mehr, Güte oder Reichtum?“ „Genug von beiden, um Ihnen zu helfen.“ „Wenn Sie mir wirklich selbstlos helfen wollen, dann lassen Sie mich nach Hause fahren, nach Otradnoe. Am Tag brauche ich zwei Flaschen Wein, den billigsten Portwein, den es gibt. Ich würde mir aber gern mal was Besseres gönnen, Wein aus Massandra von der Krim. Wie heißen Sie?“ „Andrei Iwerow.“ „Andrjuscha, notieren Sie meine Anschrift: JurLOW-Gasse 27, Wohnung 111. Früher war ich als Swetlana Anatoljewna Simakowa bekannt.“ „Ich habe nichts zu schreiben, merke es mir aber. Rubel habe ich nicht, nehmen Sie Euro und fahren Sie mit dem Taxi.“ „Mit dem Taxi? Nein, ich will mich doch nicht verhöhnen lassen. Bei meinem Äußeren nimmt mich sowieso kein Fahrer mit. Und Ihre Euro brauche ich nicht. Ohne Pass kann ich sie nirgendwo wechseln. Ich komme auch ohne Ihre Hilfe nach Hause. Ob Sie wohl tatsächlich mit Massandriner Wein dort auftauchen? Führen Sie mich auch nicht an? Und wenn schon, danke wenigstens für die Vorfreude. Ich habe mich schon lange auf nichts mehr gefreut. Sie haben mir etwas Gutes getan.“ „Wo gibt es hier eine Wechselstelle? Ich geh selbst hin. Warten Sie eine Minute auf mich. Und gehen Sie auf keinen Fall weg. Ich bitte Sie, warten Sie...“ Ivéroff lief los und suchte nach einer Wechselstube.

Als er nach 15 Minuten zurück kam, war Simakowa nicht mehr da. Er lief um den ganzen Bahnhofsvorplatz, ging bei den Ladenreihen vorbei und warf einen Blick in den Wartesaal, doch die Bettlerin war wie vom Erdboden verschluckt, einfach verschwunden. Schade, selbst hier, am Tiefpunkt angelangt, leistet sie sich noch zu viel Stolz und Empfindlichkeit. Inzwischen war es elf Uhr und Zeit für das Internet-Café. Nach dem Treffen mit Michajlow würde Ivéroff sich unbedingt in die Jurlov-Gasse aufmachen und genau diesen Krim-Wein kaufen. Massandriner, erinnerte sich der Fürst und ging in Richtung ‚Nostalgie‘-Café. Den ganzen Weg über dachte er an Swetlana Anatoljewna Simakowa. „Das ist auch eine Form von Selbstmord. Welche Fremdheit in der Welt muss man empfinden, welchen Hass oder welche Furcht, um sich so vollständig dem Alkohol anheim zu geben? Wie man sieht, hat sie schon keine Kraft mehr zum Widerstand. Stickige Ausdünstungen vernebeln den Geist, paralysieren den Willen und der Mensch schwimmt ins Nichts davon. Wie kann man nur jeden Tag einen oder sogar zwei Liter Portwein trinken, der zu 18 % aus Alkohol und zu 30 % aus Zucker besteht? Der Alkohol zerstört die Leber, der Zucker greift die übrigen Organe an. In dieser Menge ist das reinstes Gift! Die arme Frau! Was ist schrecklicher, physisches oder geistiges Gift? Virtuellen Sex hatte ich schon, jetzt muss ich einen virtuellen Rausch erfahren, ich will alles ausprobieren. Interessant zu wissen, ob dann, wenn man sich den virtuellen Alkohol versagt, realen oder virtuelle Entzug erlebt? Wie kann man überhaupt diese beiden Zustände definieren? Sehr oft kann ich nicht mehr festlegen, wo ich gerade bin, in der virtuellen Welt oder in der Gesellschaft einer Madame Bolles und eines Kusma Schindjapkin. Auch die Begegnung mit der Bettlerin kommt mir jetzt schon unreal vor. Hat sie tatsächlich stattgefunden? Oder kann man noch weiter gehen – wie lässt sich überhaupt unterscheiden, was wirklich geschehen ist? Ist denn das virtuelle Leben nicht auch ‚wirklich‘? Lohnt es sich überhaupt, seine Wahrnehmungen nach ‚wirklichen‘ und ‚nicht wirklichen‘ zu unterscheiden? Ungereimt ist vor allem, dass ich bei der Frage, wo ich mich gerade befinde, von einem Extrem zum anderen hin und her schwanke. Ich könnte mir das Leben erleichtern, wenn ich in Zukunft auf diese Gegenüberstellung verzichtete. Denn ob im Wachen oder im Träumen, ich bin und bleibe doch Ivéroff und kann kein anderer sein. Sonst entstände im Kopf die totale Verwirrung.“

Schon war er am Gebäude des Internet-Cafés angelangt und ging hinauf in den 1. Stock. „Ah, Andrei Konstantinowitsch. Schön, dass Sie gekommen sind, Sie haben bereits eine Nachricht von Wadim Michajlow.“ Schon auf der Schwelle begrüßte ihn Walentin Walentinow. „Ich befürchtete schon, Sie würden nicht kommen.“ „Wo ist der Brief?“ „Pardon, ich habe ihn schon ausgedruckt, hier, lesen Sie.“ Die Mail war kurz und erschöpfend: „Sehr verehrter Herr Iwerow! Vielen Dank für Ihren Vorschlag zu einem Treffen. Leider habe ich keine Zeit. Den Kern Ihres Problems können Sie mir übrigens per E-Mail darlegen. Ich bin immer bereit, Ihnen zu helfen. Wadim Michajlow.“

„Schade“, dachte Ivéroff, „also muss ich daran arbeiten, mich selbst ohne fremde Hilfe zu finden. Außerdem komme ich der Lösung schon nahe. Die Wahrheit ist mir erschienen!“ „Herr Iwerow! Ich habe lange über Ihren Vorschlag nachgedacht. Vielen Dank für Ihr Mitgefühl, Ihren gutgemeinten Ratschlag, doch Virtualität entspricht nicht meiner Natur. Ich möchte die physische Empfindung von Muskeln haben und sie mir nicht nur vorstellen müssen. Ich möchte einen Körper mit seinen Haaren spüren und kein Federkissen. Mein sehnlicher Wunsch ist, ein echtes Brautkleid zu tragen, und nicht nur von mir als Braut zu träumen. Seien Sie großzügig zu mir als Fehler der Natur. Ich erwarte von Ihnen 13 000 Dollar, nicht als Kredit, sondern als Sponsorenteil.“ „Geben Sie mir die Kontonummer, wohin das Geld gehen soll, in einigen Tagen wird das Geld auf dem Konto des Empfängers sein“, erklärte der Fürst resolut. „O liebster bester Andrei Konstantinowitsch. Seien Sie gepriesen, Sie Genius der Solidarität! Doch, mein Retter, ich brauche Bargeld. Im Gesundheitssystem hier funktionieren Geldüberweisungen nicht. Hier muss man Bares haben.“ Er korrigierte auf weibliche Art etwas an seinen Haaren. „Tut mir leid, in dem Fall kann ich Ihnen nicht helfen.“ Doch dann fiel Ivéroff ein, dass Walentinow ihn damals nach seiner Uhr gefragt hatte. „Ich kann Ihnen höchstens meine Armbanduhr anbieten, eine Vacheron Constantin. Sie hat ungefähr 50 000 Dollar gekostet. Können Sie die verkaufen?“ „Für 50 000?“ „Sie kennen jetzt ihren Wert. Wie viel Sie dafür bekommen, hängt ausschließlich von Ihrer Findigkeit ab“, sagte der Fürst und nahm die Uhr vom Handgelenk. „Geht das auch für 20 000?“ „Wenn Sie nur einen Käufer finden, können Sie sie auch für 20 000 verkaufen.“ „Verkaufen ist immer schwer. Der Preis muss interessant sein, damit ein Käufer anbeißt.“ „Das heißt nicht, dass Sie das Recht haben, einfältig zu sein.“ „Ich brauche ja nur 13 000.“ „Den Rest heben Sie auf. Ich komme noch mal wieder bei

Ihnen vorbei.“ „Hat man Sie mal betrogen?“ „Bisher nicht, aber bei Ihnen kann es noch werden.“ „Wie können Sie so etwas denken, Andrei Konstantinowitsch. Wie könnte ich meinem Retter Schmerz zufügen? Von jetzt an sind Sie für mich wie eine Ikone! Bleiben Sie noch ein bisschen zum Arbeiten?“ Dem Fürsten kam der Gedanken, dem Minister Gref ein zweites Schreiben zu schicken, doch er unterdrückte diesen Wunsch und sagte: „Nein, heute nicht. Ich habe es eilig.“ Dabei dachte er für sich, dass es gar keinen Sinn hatte, mit diesem Gref in Kontakt zu treten, der nicht wusste, was er tat; er war einfach eine Null. „Hören Sie mir noch kurz in einer wichtigen Angelegenheit zu. Jeden Morgen um zehn Uhr gehe ich auf die Webseite der Polizei, und was meinen Sie, was ich heute dort fand, in der Rubrik ‚Gesucht‘? Ein Phantombild von Ihnen und einen sehr entmutigenden Text. Da stand, dass Sie in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch eine Frau beraubt und versucht haben, sie zu vergewaltigen.“ „Herr Walentinow, Ihr Humor ist mir unverständlich. Wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Ich würde gern in Ihnen einen Menschen sehen, der...“ „Nein, auf keinen Fall. Sehen Sie, hier habe ich einen Ausdruck.“ Ivéroff glaubte seinen Augen kaum, als er auf dem Ausdruck sein eigenes Phantombild sah. Und der Text warf ihn einfach um – genau, wie Walentinow erzählt hatte. „Wo haben Sie in der entsprechenden Nacht übernachtet?“ „Im Büro von Herrn Buinosow, habe es von Dienstag Mittag 12 Uhr bis Mittwoch um 17 Uhr überhaupt nicht verlassen.“ „Haben Sie Zeugen?“ „Natürlich. Viele Leute haben mich gesehen. Ich habe eine Ahnung, was los sein könnte. Herr Buinosow wollte mich mit Gewalt zu seinem Sklaven machen, ich aber bin ihm weggelaufen. Das ist die Rache! Was für ein niederträchtiger Typ. Aber dass dieses junge Geschöpf mich verleumdet haben soll, daran mag ich nicht glauben. Das kann nicht sein!“ Ivéroff versuchte sich an ihre Augen, ihr Lächeln und ihre Haltung zu erinnern. Sie hatte ihn stark beeindruckt mit ihrem ungewöhnlichen Takt, ihrer weiblichen Nachgiebigkeit. Und jetzt dieser Verrat! Schauspielerin! Verleumderin! Was sollte er jetzt tun? Sich selbst der Polizei stellen oder die Fahndung über sich ergehen lassen? Oder die Anschuldigung annehmen und in einem russischen Gefängnis einsitzen? Bekanntschaft mit der Gegenwelt, der Unterseite machen? Vielleicht wollte ihm das Schicksal hiermit helfen, die Kehrseite der Existenz kennen zu lernen? Doch welcher Betrug! Dickschädel! Sich auf so etwas einzulassen! Wofür sollte er sich entscheiden, welchen Schritt als nächsten tun? Zu Buinosow ins Büro gehen und seinen Vorschlag annehmen? Zur Polizei gehen und sich

rechtfertigen? Oder illegal werden? Sollten sie ihn doch suchen; wenn sie ihn fänden, würde er ins Gefängnis gehen und sich eine andere Welt ansehen. Oder hatte er vielleicht doch etwas ähnliches getan? Es passte eigentlich nicht zu ihm. Doch dieser ständige Wechsel von Wirklichem und Virtuellem, ob hier das Geheimnis lag? „Herr Walentinow, würden Sie mir einen Gefallen tun?“ „Mit großem Vergnügen.“ „Ich würde gern meine Pässe bei Ihnen lassen.“ „Wieso, haben Sie mehrere?“ „flüsterte Walentinow. „Ich habe eine doppelte Staatsbürgerschaft, bin Bürger von Frankreich und von Russland.“ „Bitte, Sie können sie hier lassen. Sind sie gefälscht?“ „Nein, wieso? Das sind richtige offizielle Dokumente.“ „Ich werde sie bei mir aufheben. Machen Sie sich keine Sorgen. Doch was werden Sie ohne Pass machen? Nehmen Sie wenigsten den russischen. Moskau ist voller Bullen.“ „Je schlimmer, umso besser, lieber Walentinow.“ „Möchten Sie einen Kaffee?“ „Bitte.“ „Haben Sie Beziehungen nach oben?“ „Ich bin erst gut drei Tage in Moskau und kenne kaum jemanden.“ „Drei Tage, und schon von der Polizei gesucht. Sie sind kein gewöhnlicher Mensch, Herr Ivéroff. Doch ich glaube Ihnen, dass jemand sie verleumdet hat. Wer das wohl eingefädelt hat und was er erreichen will? Sie ins Gefängnis bringen oder unter Druck setzen? Was meinen Sie?“ Ivéroff antwortete nicht. Seine Gedanken waren plötzlich ganz klar und er stürzte zur Tür, wo er sich noch einmal lächelnd umdrehte: „Salut, Walentinow. Ich komme wieder vorbei, den Kaffee trinke ich nächstes Mal.“ Dann lief er die Treppe hinunter und trat aus dem Gebäude.

Er war von ganzem Herzen bereit, auch die unerwartesten Wendungen des Schicksals zu akzeptieren. Würde man ihn wegen Raubes verurteilen oder zu Buinosow als Sklave schicken oder zwingen, sein Leben lang mit aufgehaltener Hand zu stehen, oder würde er zum Einsiedler in der Irrealität werden? „Ich werden einen Ausweg suchen und die Probleme dann lösen, wenn sie auftauchen, nichts im Vorgriff tun. Ich werde dies als Spiel mit den Wirren des Lebens begreifen, damit ist schon jegliche Melancholie verflogen. Und ich bedauere keineswegs, nach Russland gekommen zu sein. Das war die richtigste Entscheidung, die ich je getroffen habe. Hier geschieht in so kurzer Zeit so viel, dass ich kämpfen und leben will. Was aber wäre am Ufer der Engelsbucht Ungewöhnliches in den letzten vier Tagen, die ich in Moskau verbracht habe, passiert? Ja, ich hätte natürlich meine übliche Liebschaft gehabt, hätte mein Stückchen Erotik und Sex bekommen. Ich hätte langweilige Gespräche über nichts geführt. Hätte

wunderbaren Wein getrunken. Hätte teure Sache gekauft. Hätte Geld verdient. Hätte neue Finanzprojekte überlegt. Und was noch? Was hätte ich mir noch erlauben können? Hätte ich eine Chance auf Gefühle wie bei meiner Flucht vor Fräulein Schindjapkina gehabt? Für wie viel Geld hätte ich so ein erhellendes Erlebnis wie mit den Moskauer Prostituierten kaufen können? Oder wäre zu einer Feier von ehemaligen Grenzsoldaten gelangt? Oder wäre Semiradowa begegnet, deren Bild mich nicht in Ruhe lässt? Und welche Freude hat es mir bereitet, mit Platon Buinosow über die virtuellen Aspekte des Eigentums zu streiten. Und die atemberaubende Diskussion im Hof der Pimen-Kirche? Das Spekulieren an der Moskauer Börse, die Bekanntschaft mit Walentinow? Die Drohung, im Gefängnis zu landen? Welche psychologischen Überraschungen harren meiner in der Jurlow-Gasse? Jede Stunde überzeugt mich davon, dass in Russland das Leben viele Facetten hat und unendlich wesentlicher ist als in jedem westlichen Land. Nein, ich habe mich nicht nur richtig entschieden, als ich hierher kam, ich habe die einzig richtige Entscheidung gefällt.“ Dann widmete er sich in Gedanken ganz der Bettlerin vom Sawjelow-Bahnhof. Früher sei sie als Swetlana Anatoljewna bekannt gewesen, hatte sie mit gedämpfter, heiserer Stimme gesagt. Ivéroff beschloss, so lange er noch in Freiheit war, ihr unbedingt eine Monatsration Portwein von der Krim zukommen zu lassen. Also musste er ein Weingeschäft finden. Er sah sich um. Die Nowoslobodskaja war unheimlich belebt, es gab ungezählte Geschäfte, doch er verstand ihre Schilder nicht. Produkte, Gastronom, Universam – womit wurde da nur gehandelt? Der Fürst ging in den nächstbesten Laden und entdeckte sofort eine große Auswahl an Weinen und scharfen Alkoholika. Massandriner Portwein kostete 70 Rubel die Flasche. Ivéroff rechnete: Zwei Flaschen am Tag, machte 60 Flaschen und 4 200 Rubel, sein Geld würde reichen. Da der Juli 31 Tage hatte, musste er zwei Flaschen hinzuzählen. Er bezahlte und erhielt fünf Kisten mit Portwein und eine Plastiktüte mit zwei Flaschen. „Gib einen Zwanziger, dann hilft dir ein Arbeiter, den Wein zum Auto zu tragen“, schlug ihm die Verkäuferin vor. Sie war eine dicke Vierzigjährige, die sich nach Kräften bemühte, jünger auszusehen. Ivéroff schien ihr Interesse erregt zu haben, sie fing ein Gespräch an. „Ein Picknick im Wald oder Schaschlik auf der Datscha? Es soll wohl gefeiert werden? Aber warum kein Wodka?“ Der Fürst lächelte, antwortete aber nicht. „Mir scheint, so ohne trockenen Wein und ohne Sekt werden Sie ohne Damen feiern. Wer von uns trinkt schon Portwein! Ist es nicht langweilig ohne Damen?“

Ivéroff wollte so schnell wie möglich aus dem Laden hinaus, mochte jedoch die Frage der Frau nicht einfach ignorieren. Er beugte sich herunter und flüsterte ihr mit gedämpfter Stimme ins Ohr: „Errare humanum est.“ „Ach so, ein Ausländer. Und die trinken auch diesen Port? Wahrscheinlich versteht er hier nur Bahnhof.“ Der Arbeiter trug die Kisten auf den Bürgersteig nahe an den Bordstein. „Wertester, sagen Sie mir bitte, wie ich hier ein Taxi rufen kann?“, fragte ihn der Fürst. „Keine Ahnung. Heben Sie einfach die Hand.“ Nach wenigen Minuten hielt ein Wolga. „Wohin?“, fragte der Fahrer. „Jurlow-Gasse 27.“ „Wo ist das?“ „In Otradnoe.“ „Wie viel gibst du?“ „Was kostet das?“ „Sind das deine Kisten?“ „Ja.“ „Für 300 Rubel fahre ich dich.“

Das Haus Jurlow-Gasse 27 war ein neunstöckiger Plattenbau, ähnlich wie das Haus, in dem Leonid Muraschkin lebte, grau, irgendwie düster, mit den typischen Anzeichen der Zerstörung. Wohnung 111 war im 4. Eingang im Erdgeschoss. Vor dem Eingang saßen einige alte Frauen auf der Bank. Ihre mürrischen, undurchdringlichen Gesichter, die grauen Haare ohne Fassung brachten den Fürsten in sein übliches Nachdenken. „Hier ist sie, die Kehrseite des virtuellen Seins. Ihren abwesenden Gesichtern nach zu schließen träumen die alten Damen mit offenen Augen. Stimmt das? Und was sehen sie? Das Geheimnis des Seins oder die Nichtigkeit der Existenz? Blättern sie in ihrer Vergangenheit oder spähen sie in die Zukunft? Man könnte sie mit den schweigenden Sphinxen vergleichen, die die Tore zu den Tempeln des Wissens bewachen. Welche merkwürdige Ähnlichkeit! Sie ruhen ebenso majestätisch in sich, erwecken ebenfalls die Vorstellung von Würde. Ihre Augen, die die Umwelt aufsaugen, sind leidenschaftslos, ihre Herzen schlagen im Rhythmus des Lebens und trennen sich von der Erinnerung, wobei sie Fotografien aus Familienalben als Last mit sich herumschleppen. In ihren Seelen findet der nicht endende ewige Streit zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart statt, zwischen dem Lebensinstinkt und dem unvermeidlichen Alter. Verbergen diese von der Zeit deformierten Gesichtszüge Laster oder Tugend, befriedete Gefühle oder rebellischen Geist, Gelehrsamkeit oder Ignoranz? Es ist ja bekannt, dass die Eingeborenen der Fidschi-Inseln ihre alten Eltern erschlagen. Was ist das für ein Ritual? Bedeutet es eine Beschleunigung der Evolution, die Rache dafür, auf die sündige Erde gezogen zu sein?“ Als Ivéroff auf einer Höhe mit den Frauen war, verbeugte er sich und sagte: „Guten Tag, verehrte Damen.“ Doch keine grüßte zurück. Das hatte er auch nicht erwartet und ging schnell in den Eingang. Für ihn



war dies nicht nur der allgemeine Eingang in ein Haus, in Russland auch Zufahrt genannt, sondern genau so stellte Ivéroff sich das Tor zur Hölle vor! Den Eingang zur Unterwelt! Die Tür zur Wohnung 111 stand einen Spalt offen, an der Stelle des Schlosses prangte ein Loch. Er klopfte einmal, dann noch einmal, und hörte die bekannte tonlose heisere Stimme: „Wer ist da? Kommen Sie doch schon rein.“

In der Zweizimmerwohnung war es schmutzig und roch nach Alkohol und billigem Tabak. Eine Matratze in der Ecke rechts vom Fenster war das einzige Inventar; sie sah aus wie der Bettsack eines Wächters im Kuhstall, wie die Strohsäcke in einer Typhusbaracke. Als Kopfkissen dienten zusammen geknüllte alte Stofffetzen, als Bettdecke ein ausgebleichener Übergangsmantel. Auf dem Boden lagen leere Flaschen und vertrocknete Essensreste herum. Die Fenster waren eine Ewigkeit nicht geputzt worden. In der Küche stand nichts bis auf einen einsamen verrußten und schmutzigen Gasherd an der Wand. So etwas hatte Ivéroff noch nie gesehen, hatte auch keine Vorstellung davon, dass ein Mensch unter solchen Bedingungen überhaupt existieren könnte. Spontan spürte er den Wunsch, sofort alles eigenhändig sauber zu machen und der Wohnung ein annehmbares Aussehen zu verpassen. Er schmunzelte über sich selbst und seinen seltsamen Wunsch, der offenbar einen weiteren Schritt zur Rückseite des Lebens darstellte. Laut sagte er: „Swetlana Anatoljewna, ich bin gleich zurück.“ Er ging auf den Hof, wo der Fahrer des Wolga auf ihn wartete. „Wertester, wenn Sie noch Zeit haben – ich muss dringend ein Einkaufszentrum finden. Gibt es so etwas hier in der Nähe?“ „Der Hypermarkt Otradnoe.“ „Hin und zurück, wie viel macht das?“ „Noch einmal 150.“ „Einen Augenblick. Ich lade eben aus, dann fahren wir dorthin.“

Nachdem der Fürst die Kisten mit dem Portwein von der Krim in der Wohnung abgestellt hatte, fuhren sie ins Einkaufszentrum. Dort kaufte er ein Klappbett, eine Matratze, eine Bettdecke, ein Kopfkissen, Bettwäsche, zwei Stühle, einen Klapptisch, Reinigungsartikel, Handtücher, Kleinigkeiten für den Haushalt und Kleidung. Beladen kehrte er zur Wohnung von Simakowa zurück. Nachdem er den Fahrer bezahlt hatte, verblieben ihm noch 30 Rubel in der Tasche. Als die alten Frauen sahen, wie der Fürst einen nach dem anderen Kästen und Gegenstände in die Wohnung 111 trug, knurrten sie: „Sweta hat ihr Zimmer verkauft, irgendwelchen Obsthändlern aus dem Süden.“ „Und wir müssen wieder die Besäufnisse ertragen.“ Ivéroff hörte zwar Fetzen ihres Gesprächs und schmunzelte, sagte aber nichts. „Was haben Sie vor?“, fragte ihn

Swetlana Simakowa erstaunt. Sie hatte schon eine Flasche Massandriner geöffnet, ihre kleine Welt erschien ihr voller unbegreiflicher Überraschungen.

Als erstes öffnete der Fürst das Fenster. Er wischte den Staub ab und kratzte schmutzige-verlaufene Spuren vom Glas. Der Frau half er von der Matratze auf einen Stuhl, klappte den Tisch vor ihr auf und stellte die Flasche und zwei Gläser darauf. Dann überwand er seinen Ekel, rollte ihre alte Matratze mit den Kleiderresten anstelle von Bettwäsche zusammen und trug alles zum Müll. Er stellte das Klappbett auf, bezog es mit Bettwäsche und fragte: „Haben Sie noch Kleidung zum Wechseln?“ Betreten machte Simakowa eine resignierte Geste. „Ich putze jetzt die Badewanne und lasse Ihnen Wasser ein. Mit Seife und Shampoo werden Sie sich frischer fühlen. Danach wickeln Sie sich bitte in ein Handtuch und legen sich ins Bett. Ich wasche Ihre Kleider, in der Sonne sind die im Nu trocken.“ „Warum tun Sie das? Ich brauche das alles nicht. Mir hat noch nie jemand irgend etwas gewaschen.“ „Swetlana Anatoljewna! Marsch in die Wanne. Ich nehme mich inzwischen Ihrer leeren Flaschen an. Kann ich sie

wegwerfen?“ Simakowa zwang sich zu einem traurigen Lächeln machte dieselbe resignierte Geste. „Gehen Sie sich waschen. Sie sollen wie eine Frau aussehen.“ Simakowa hatte schon vergessen, was es hieß, frisch gewaschen und eine Frau zu sein. Ihr Leben lang hatte sich niemand um sie gekümmert. Tränen traten ihr in die Augen, mühselig schleppte sie sich aus dem Zimmer.

Als der Fürst mit dem Säubern fertig war, kam Simakowa, in ein Handtuch gehüllt, aus dem Bad und setzte sich misstrauisch auf den Rand des Klappbetts. „Ich habe gebadet! Jetzt geht es mir besser!“, sagte sie gedämpft und strengte sich zu einem freundlichen Lächeln an. „Ich erkenne meinen Schuppen gar nicht wieder. Danke...“

Wie kürzlich nach einer Überschwemmung am Kuban das ablaufende Wasser die Zerstörung preisgab, die das wütende Element angerichtet hatte, so zeigten sich nach dem Waschen die schweren Folgen, die der Alkohol bei Simakowa angerichtet hatte. Die Ringe unter den Augen, dunkelrote Schrammen in dem aufgedunsenen Gesicht und die dunklen Venen am Hals traten deutlicher hervor. Und doch sah die Frau anders aus, hatte eine andere Ausstrahlung. Sie duftete nach Feldblumen; die zerzausten Haare, die auf ihre nackten, wächsernen Schultern fielen, verliehen ihr etwas Weibliches, in ihren Augen war ein schüchterner Funke von Freude. Während der Fürst sie so ansah,

erinnerte sie ihn an einen gefallenen Engel, der bereit ist, im Angesicht des Heilands zu beichten. Doch gleichzeitig verursachte die Metamorphose der Simakowa in ihm einen seltsamen tiefen Ärger auf sich selbst. Die arme Frau! Wie viel musste sie leiden, obwohl ihr Aussehen ein einziger Hilferuf war. Und was hat es ihn gekostet, ihr Leben zu verändern? 500 Euro und eine Stunde Arbeit. Endlich war eine verzweifelte menschliche Stimme bis zu ihm durchgedrungen. War er früher so gefühllos? So geizig? Gleichgültig gegenüber dem Rufer in der Welt der Entrechteten, Sündigen und Erniedrigten? „Wie geht es Ihnen?“, fragte er. „Wenn ich noch Schülerin wäre, würde ich glauben, der Märchenprinz sei gekommen. Danke.“ „Was kann ich noch für Sie tun?“ „Um Gottes willen! Ich wage nicht zu bitten.“ „Sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben. Was lässt Ihnen keine Ruhe?“ „Ich habe eine Tochter, doch wegen Trunkenheit hat man mir das Sorgerecht entzogen. Ich nehme das niemandem übel, sicherlich ist es für das Mädchen selbst so besser. Ich konnte ihr kein Glück geben, habe ihr die Kindheit geraubt und ein jämmerliches Leben bereitet. Helfen Sie meiner Tochter, wenn Sie irgendwie können. Sie ist noch nicht einmal 16 und ganz allein in Moskau.“ „Ich verspreche es Ihnen. Doch wie finde ich sie?“ „Das weiß ich nicht. Vor einigen Tagen hat sie bei den Nachbarn angerufen und mir ausrichten lassen, dass sie am 30. Juni im 1. Programm in der Sendung ‚Unabhängige Untersuchung‘ von Nikolai Nikolajew zu sehen sein wird. Es geht um Waisenkinder. Sie heißt genau so wie ich, Swetlana Simakowa, und wurde am 6.10.1986 geboren. Ich weiß nicht, wo sie sich aufhält, ihre Betreuer verbergen mein Kind sorgfältig vor mir.“ „Ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde sie finden. Mit meiner Hilfe werden Sie sich das Recht verdienen, eine Tochter zu haben, und sie – ihre Mutter wiederzubekommen. Jetzt ruhen Sie sich aus. Ich wasche Ihre Kleidung.“ Die Frau wollte sich widersetzen, doch nach der vorangegangenen Erschütterung sank sie auf das Bett, rollte sich zusammen und dämmerte weg.

Der Fürst ging ins Bad und sah sich hilflos um. Womit sollte er anfangen? Damit, sich zu überwinden. Doch dann kam der Durchbruch und er machte sich mit einer so ungezügelter Energie an die Arbeit, als wollte er der Welt zeigen, dass er sich bis zur Unkenntlichkeit verändern könnte. Seine eigenen ungeschickten Bewegungen befremdeten ihn dabei nicht, sondern beflügelten ihn noch.

Natürlich hatte er keinerlei Erfahrung, doch das konnte ihn nicht stoppen. Der superreiche französische Aristokrat, der die schmutzige Wäsche einer Bettlerin in den Elendsvierteln einer Megalopolis wäscht – wenn das kein wahrhafter Aufbruch in die Gegenwelt ist! Er zwang sich, die abgetragenen Sachen anzufassen, verzog das Gesicht, ließ Wasser laufen und schüttete Waschmittel hinein. Dann machte er eine ungelene Bewegung, noch eine... und begann, die stinkende Wäsche der Bettlerin mit derselben Intensität zu waschen, mit der er sonst die Situation an der Börse studierte, schönen Frauen den Hof machte, seltene Stücke für seine Sammlung auswählte und mit Freunden bei den Jet-Set-Treffen seinen Drink nahm. So glücklich wie hier in den nackten düsteren Wänden des kleinen Zimmers war er noch nie. Die vom Wasser rostigbraune Wanne, der pfeifende Wasserhahn, der moosartige Pilz, der den ständig feuchten Boden zerfraß – das alles weckte in Ivéroff das brennende Verlangen, mit der ihm unbekanntem Welt in Kontakt zu treten. Die gewaschenen Kleider hing er auf wie Flaggen des Sieges über sich selbst. „Es ist Sünde, bei der Planung der Zukunft nur an das eigene Wohlergehen zu denken und das Wissen um das Leben anderer Menschen zu verdrängen! Die Verirrungen meines früheren Lebens haben mich in diese Hütte geführt. Doch wie soll ich das verstehen? Ist es eine Strafe von Gott für meine Fehler und Sünden, indem er mich zum Bodensatz der Gesellschaft wirft, oder spricht alles Geschehen für eine Erleuchtung meines Geistes, der mich ein Niemand sein lässt, wo ich gestern zu herrschen gewohnt war? Erst wenn ich den wahren Charakter des Edelmutts erkannt habe, kann ich von einer Reise in die Virtualität träumen. Doch wie soll ich mit Semiradowa umgehen?“, fragte er sich plötzlich. „Was hat sie hier zu suchen? Warum taucht sie immer wieder in meinem Bewusstsein auf?“

## Kapitel 24

Ivéroff beschloss, zu Fuß zu gehen. Da er bisher nur das Gebiet um die Nowoslobodskaja kannte, machte er sich dorthin auf. Er hatte bemerkt, dass er genau noch Süden gehen musste, orientierte sich an der Sonne und legte noch einen Schritt zu. Jetzt fühlte er sich endlich als Auserwählter des Schicksals und mit diesem insgeheim verbunden. „Heute ist einer der besten Tage meines Lebens“, dachte er. „Ich hätte nie gedacht, dass die Rückseite des Lebens mich mit solcher Kraft anzieht. Eine Ewigkeit ist vergangen, seit ein namenloser Besserwisser erklärte, dass Armut der Ursprung des Übels sei. Wahnsinnig! Trottel! Es ist genau umgekehrt! Warum habe ich gerade in Russland den Christen in mir entdeckt? Warum hat dieses atheistische Land meine religiösen Gefühle aktiviert, nicht aber das blühende Frankreich? Nicht das katholische Europa? Ist es nicht deshalb, weil wir in Europa in unserem Wohlleben eingenickt sind, uns vom Weihrauch des Wohlstands haben einlullen lassen, uns in die Konsumwelt gestürzt und uns der Sünde anheim gegeben haben? Gott in uns und das Mitleiden in unseren Herzen dafür begraben? Hat die *Stimme* vielleicht Recht? Wir Europäer haben uns schon längst von *ihren* Versprechungen, *ihrer* Verschlagenheit und *ihrem* schlitzohrigen Pragmatismus verführen lassen. Das Stöhnen der Verdammten dringt nicht mehr an unser Ohr, die Hungrigen und Elenden rühren unser Herz nicht, und Ausschweifungen und Tollheit mahnen nicht mehr zur Reue. Ich gestehe, dass ich gegenüber den Franzosen, Deutschen oder Engländern eindeutig im Vorteil bin. Ich spreche Russisch und befinde mich in Russland. Ich erschließe mir eine neue Welt, den Kampf mit mir selbst. Ich habe endlich das Tor zu dem nicht endenden Weg in die Virtualität gefunden! Ich stehe an seinem Anfang, auf der Schwelle zur absoluten Erkenntnis! An diesem Ort nimmt die irdische Welt mir bisher unbekannt Formen an. Ich habe ein zweites Mal Gott gesehen, den Menschen entdeckt, das erstaunliche Wunder des Leidens verstanden, der Sünde widerstanden, den unauslöschlichen Wunsch zur Reue erfahren, indem ich die Worte des Sakraments der Beichte nachspreche: ‚Es ist meine Schuld, dass *deine* Kinder in der Verwirrung leben und nicht wissen, was sie tun!‘ In der Schule habe ich gelernt, dass die Flüsse in den Ozean fließen; in Russland habe ich begriffen, dass die Menschen in ihrer Seele zur Armut

bereit sein müssen, um Ruhe und Glückseligkeit erlangen, falsche Leidenschaft in sich besiegen und sich zur Virtualität hin bewegen zu können. Während ich in Nizza gelernt habe, mein Leben an Illusionen auszurichten, Reichtum für ein Lebensziel zu halten, in der Welt etwas gelten wollte und mich mit Luxus umgab, habe ich mich hier auf den Weg zu Bescheidenheit, ja Armut und zur absoluten Abstinenz als der einzigen würdigen Existenzform gemacht.“ „Was sprichst du da für das ganze Russland?“, drängte sich *jene Stimme* in sein Bewusstsein. „Hier leben Moslems, Juden, Buddhisten und Christen! Frage sie selbst, was sie wünschen. Was fordern sie von *mir* und erbitten sie von ihren Göttern? Reichtum oder Armut? Sex oder Abstinenz? Vergiss nicht, es gibt viele Religionen auf der Welt, aber *ich* bin für alle der Einzige. Mit *mir* kämpfen viele Glaubensrichtungen und alle sogenannten Heiligen Schriften. Thora, Bibel und Koran rufen ihre treuen Kinder zum Kampf mit *mir* auf. Metropoliten und Kardinäle, Bischöfe und Muftis, Rabbiner und Lamas, alle verhängen den Bann über *mich*. Von ihren Gehorsamen fordern sie, in Wort und Tat *mich* aus ihren Herzen auszuschließen, aus ihren Seelen zu vertreiben. Und ist ihnen dies in der Vergangenheit etwa gelungen? Haben sie eine Chance in der Zukunft? Nein! Sieh, welche Kraft *ich* bin!“ „Du beobachtest mich. *Er* wird es nicht erlauben.“ „Diese Welt gehört *mir*. *Ich* höre und sehe dich, ob *er* es will oder nicht. *Er* ist schon längst taub geworden für die Anliegen der Menschen. Fürst, *ich* hoffe auf deine Rückkehr nach Nizza. Beeile dich! Die heidnischen Priester wollten Menschenopfer, die Rabbiner Osterlämmer, die Muftis wertvolle Geschenke. *Ich* erwarte immer die Seele der Menschen! *Ich* freue mich über sie wie Vampire über Blut und Hungernde über Brot, wie Erfrierende über einen Fellmantel. *Ich* bin überzeugt, wir treffen uns noch.“ In diesem Augenblick hörte Ivéroff, dass jemand ihm zurief: „Hey, du, Freund, mir helfen, ich bitten. Du Geld bekommen, Essen kaufen. Nicht vorbeigehen. Helfen Tomaten und Pfirsiche ausladen.“ Aus einem Kleinlaster steckte ein Mann von ungefähr 60 Jahren, dünn, mit breitem Gesicht und dunkler Hautfarbe, seinen Kopf und fixierte Ivéroff aus seinen braunen Augen. „Helfen, Freund.“ Der Fürst blieb stehen und fragte: „Ich habe nicht verstanden, womit ich Ihnen helfen kann.“ „Nur helfen. Verstehst du Russisch? Da ist der Obstkiosk, siehst du? Ins Auto setzen, wir laden ab. Ich Geld geben, du essen so viel du willst, ja? Freund? Das – unser Obst aus Akstafa, Aserbaidtschan, du kennen?

Verstanden?“ Der Fürst tat einfältig, nickte, setzte sich neben den Fahrer, los ging es. „Gleich hier, warten, zweihundert Meter.“

Es gibt naturgegebene Verhaltensweisen, die dem Mensch in den Genen sitzen. Wenn die Umstände einen Stadtbewohner zwingen, Ziegen oder Schafe zu hüten, Holz zu hauen und ein Feuer anzuzünden, sich vor dem Hunger oder vor Raubtieren zu schützen, dann tut er dies, auch wenn er nie vorher gesehen hat, wie es getan wird. Gott hat dem Menschen Talent zu mehr als einem Beruf gegeben, er hat in jedem von uns eine potentielle Vielseitigkeit angelegt. Die Welt ist vollkommen dank der reichen Palette professioneller Fertigkeiten. Am Kiosk angelangt, zog der Fürst seine Jacke aus und begann, ohne sich zu besinnen, mit dem Ausladen. Er aktivierte aus dem Archiv der Erinnerungen von Generationen die Auffassungsgabe und Fertigkeit erfahrener Ladearbeitern und transportierte 800 kg Südfrüchte aus der ‚Gazelle‘ in das Gemüselädchen. Er arbeitete wie ein Roboter 50 Minuten ohne Pause. „Habe ich tatsächlich irgendwann einmal in Frankreich gelebt? Oder bin ich jetzt überhaupt nicht in Russland, sondern in meinem Schlafzimmer auf der Jacht ‚Heiliger Geist‘, und was ich für Realität halte, ist in Wirklichkeit virtuell? Bin ich in Illusionen verfangen?“ Der Obsthändler konnte sich nicht genug über solchen flinken Arbeiter freuen. „Hey, Freund, ich zahlen 500 Rubel den Tag. Kommen zu mir arbeiten! Nicht schlecht! 500 Dollar für Monat, ja? So viel Geld hat nicht der Bürgermeister von Akstafa.“ „Danke, ich muss gehen.“ „Wieso gehen? Und wer arbeiten?“ Ivéroff hütete sich, ihm zu widersprechen. Er öffnete die Autotür, warf seine Jacke über die Schulter und wollte gehen. „Ey, halt“ rief der Händler, zog wie ein kapriziöser reicher Mann die Oberlippe hoch, rollte die Augen und zeigte seinen Ärger und seine Unzufriedenheit. „Wohin so schnell? Andere Leute haben auch zu tun.“ Er legte schnell reife duftende Früchte in eine Tüte und gab sie dem Fürsten, steckte ihm mit gespielter Gleichgültigkeit 50 Rubel in die Tasche und sagte, jetzt schon versöhnlicher: „Wenn du willst, wiederkommen jeden Tag. Nach Kemal fragen. Ich Kemal. Arbeit immer.“

Ivéroff hörte ihn schon nicht mehr. Er ging seines Wegs und führte Selbstgespräche. In seinem Kopf drehte sich alles um die Themen der letzten Zeit und die normalerweise in Träumen bearbeitet werden. Er fragte sich, worum es denn eigentlich ging, um die Virtualisierung des eigenen Urteilsvermögens oder um seelisches Leiden? Die Folgerichtigkeit seiner Bilder brachte ihn dazu, seinen Zustand als Wachtraum zu

begreifen. „Ich habe der Simakowa versprochen, ihre Tochter zu finden. Aber wie? Übers Internet? Ob es dort Schülerlisten gibt? Sonst wird es schwierig. Vielleicht sollte ich hier einen zweiten Schindjapkin finden, einen Beamten mit bestimmten Kompetenzen, der gerne etwas verdienen möchte. Oder gibt es so jemanden in Moskau nicht? Und wenn ich ihre Tochter finde, wer kann ich dann für sie sein? Ein Beschützer, den sie wie ihren Vater lieben lernt? Da sie ihren Vater nicht kennt, wird sie noch stärker lieben. Früher haben sich alle in mich verliebt. Und wenn sie plötzlich schon eine Frau ist? Warum schweiften meine Gedanken so weit voraus? Ich habe sie ja noch überhaupt nicht gesehen. Hilfe kann auch anonym sein. Vielleicht könnte ich sie in einem der vornehmen Internate in Europa unterbringen, im Voraus für ihre Ausbildung bezahlen und ein kleines Kapital auf einem Konto anlegen. Und mit einem Schweizer Juristen einen Vertrag über finanzielle Zuwendungen abschließen. Wenn sie schon eine Vorstellung hat, dass sie studieren möchte, könnte ich sie in Cambridge in Massachusetts anmelden. Auch die Sorbonne vermittelt eine gute Ausbildung. Was muss also getan werden, wie kann ich dieses arme, verlassene Geschöpf trösten? Wird sie in der Lage sein, solche extremen Veränderungen mitzumachen oder wird das unbekannte Leben sie belasten? Die Gefahr, sich bei solcher radikalen Umstellung zu verlieren, ist sehr groß. Aber wie dem auch sei, ich muss der jungen Swetlana Simakowa helfen.“

Solche Fragen waren neu für Ivéroff. Er überlegte bereits, wie er dem seinem Schicksal überlassenen Kind im Einzelnen helfen könnte. Er hatte ja schon Erfahrung im Umgang mit der Armut gesammelt und schöpfte daraus die Hoffnung, dass er auch dieses Mal Erfolg haben würde. Allerdings war ihm ebenfalls bewusst, dass er die Tugend, die so unerwartet in seiner Seele erweckt war, nicht ohne Gottes Hilfe würde bewahren können. „Ich habe in meinem Leben bereits Aktien an der Londoner Börse erworben, habe verschiedene Finanzinstitutionen durch gezielte Währungsmanipulationen vor radikalen Kursveränderungen des Dollars ausgestochen, habe in Namibia Goldvorkommen kontrolliert, in Australien Diamantenminen gekauft und weiterverkauft, in Nepal Saphire geerntet und in Kapstadt Schalen mit Smaragden sortiert. Ich habe ausschließlich für mich selbst gelebt! Meine gesamte Existenz galt dem Sammeln und Mehren. Am Ende hat mich diese Philosophie dazu geführt, dass ich Selbstmord begehen wollte. Und hier, in Russland, sehne ich mich danach, Menschen



mein Wissen, meine Erfahrung, meine Seelenregungen und dazu mein Geld zu geben. Mein derzeitiges Credo ist Mitgefühl.“

An der Sagorodnyj-Allee sah sich Ivéroff um, blickte zur Sonne und bog nach links ein. Nach 20 Minuten langte er an der Dmitrow-Chaussee an, bog erneut links ab und ging schnell in Richtung Stadtzentrum. Nach etwa 15 Minuten war er auf der Höhe des ihm schon bekannten Sawjelow-Bahnhofs, schmunzelte vor sich hin, dass er den richtigen Weg genommen hatte, blieb stehen, um zu verschlafen und sah sich die Leute an. Unverzüglich kam ein kleiner, dünner, junger Mann in Polizeiuniform mit dem bleichen nervösen Gesicht eines Veteranen des Tschetschenienkriegs auf ihn zu: „Guten Tag. Polizeimeister Judaschkin, 17. Polizeirevier, nordöstlicher Verwaltungsbezirk. Zeigen Sie bitte Ihre Papiere.“ Ivéroff war in Gedanken und verstand nicht gleich, worum es ging. Der Polizist wiederholte seine Forderung, nun schon mit Nachdruck und energischer. Als er sprach, verunstaltete sein großer unangenehmer Mund voller schiefstehender, völlig gelber Zähne das Gesicht. „Herr Judaschkin, ich habe keine Papiere.“ „Was heißt, keine Papiere?“ Der Polizist zog die Brauen hoch. Er lüftete seine Schirmmütze, wischte mit einem Taschentuch über seine schütterten Haare und kratzte sich hinter dem Ohr. „Ich trage nie meinen Pass bei mir.“ „Wo sind Sie registriert?“ „Nirgends. Ich bin erst seit drei Tagen in Moskau...“ „Bei wem wohnen Sie?“ „Ich verstehe die Frage nicht.“ „Wo schlafen Sie?“ „Ach so – verschieden.“ „Wo ist Ihr ständiger Wohnsitz? Von wo kommen Sie?“ „Aus Frankreich.“ „Wieso aus Frankreich?“ „Genau so, aus Frankreich, aus der Europäischen Union.“ Der Polizist holte ein Notizbuch aus der Hosentasche, nahm ein Blatt Papier heraus, faltete es auseinander, blickte auf das Phantombild des gesuchten Verbrechers und begriff plötzlich, dass er hier einen gefährlichen Bösewicht festnehmen konnte. „Ich weiß nicht, wie es in Frankreich ist und muss das auch nicht wissen. Doch in Russland müssen alle Bürger sich anmelden, das ist gesetzliche Vorschrift. Bitte kommen Sie mit mir zur Wache. Das dauert nicht lange. Sie schreiben eine Erklärung, bezahlen eine Strafe und sind wieder frei.“ „Sehr freundlich! Bitte sehr, ich will gern hingehen, mit oder ohne Ihre Begleitung. Ich weiß aber nicht, wo Ihre Wache ist. Können Sie mir den Weg beschreiben?“ „Was denken Sie sich“, lachte der Polizist. „Ich muss jemanden, der gegen die Passvorschriften verstößt, eigenhändig zur Wache bringen.“ „Ich habe ja nichts dagegen. Wenn das Gesetz es vorsieht, muss man sich daran halten.“ „Versuchen

Sie nicht zu fliehen. Für einen Fluchtversuch gibt es 2 Wochen Arrest, für einen Verstoß gegen die Moskauer Meldepflicht kommen Sie mit einer Strafe von einigen Hundert Rubel davon. Wollen Sie Scherereien? In 15 Minuten sind Sie frei.“ Der Fürst sah ihn aufmerksam an und war überzeugt, dass er log. Natürlich musste er seinen Dienst tun; er war offenbar ein einfacher Mensch und noch nicht lange in der Hauptstadt, also ein ganz gewöhnlicher Mensch. Er wirkte nervös. „Herr Judaschkin, machen Sie sich keine Sorgen. Vor sich selbst kann man nicht weit weglaufen. Und wohin überhaupt? Haben Sie Handschellen?“ „Nein. Und wofür?“ „Um sie mir anzulegen. Damit Sie ruhiger sein können. Ich sehe doch, Ihre Lippen zittern, in Ihrem Gesicht spiegelt sich Misstrauen, an Ihren Schläfen treten die Venen hervor.“ „Sie sind festgenommen, und wieso gucken Sie mich so genau an?“ Judaschkin sah von unten zum Fürsten auf und versuchte, über Funk Verstärkung zu holen. Doch der alte Apparat gab nur ein Knattern von sich. „Ich unterhalte mich das erste Mal mit einem Polizisten.“ „Gehen wir, Bürger. Ich habe keine Zeit zu reden, ich bin im Dienst.“ Der Polizeimeister versuchte, Ivéroff am Ellbogen zu fassen, doch dieser schüttelte brüsk die Hand ab und ging voraus. In dem Moment kam eine füllige Frau auf den Polizisten zugerannt und rief: „Fass ihn, halt ihn fest. Da läuft er, schneller, gleich ist er weg“, und zeigte hinüber zu den Verkaufsständen. „Was stehst du da, verdammt, er ist gleich nicht mehr zu sehen. Er hat meine Geldbörse geklaut. Fass den Dieb!“ Mit ihren Fäusten trommelte sie gegen die magere Brust des Polizeimeisters und forderte, er solle energisch gegen den Taschendieb vorgehen. „Ich bleibe hier auf diesem Fleck stehen, Polizeimeister, helfen Sie der Frau“, sagte der Fürst. „Halten Sie den Verbrecher! Hören Sie, nehmen Sie ihn fest!“, kreischte eine Frau von vielleicht 30 Jahren, offenbar die Tochter der Bestohlenen. In 20 m Entfernung hielten einige gewichtige Männer den strohblonden Dieb fest.

Er war ein Bursche von etwa 18 Jahren, kräftig und mittelgroß. Während man ihn zum Polizisten hin schleppte, sammelte sich eine Menschenmenge. Der Polizeimeister hatte die Situation kein bisschen mehr im Griff. Nach den Instruktionen der Vorgesetzten musste er Ivéroff unverzüglich auf die Wache bringen. Doch die aufgebrachte Menge forderte, er solle sich um den Dieb kümmern. Die füllige Dame fasste seinen Ärmel und schob ihn zu dem festgehaltenen Täter. „Kontrollier’ seine Taschen. Er hat mein Portemonnaie und mein Geld ist weg. Mach zu!“ Offenbar verstand sie nicht, wieso der

Polizist sich dem so hartnäckig widersetzte und keine Eile hatte, den Dieb zu verhaften, und rief plötzlich: „Er ist gar kein Polizist. Das ist sein Komplize. Er will den Dieb nicht einbuchen. Männer, helft, haltet den zweiten fest! Das ist gar keine richtige Uniform! Dieses Pärchen ist hier schon lange zugange.“ Die Leute, die das Geschehen beobachteten, begriffen, dass irgend etwas nicht in Ordnung war. Die Männer stürzten sich auf den Polizisten, warfen ihn zu Boden und drehten ihm die Hände um. Dabei verlor der Polizeimeister die Hälfte der Hemdknöpfe, den linken Stiefel und den Uniformschlips. Seine Mütze hatte sich ein behänder Halbwüchsiger geschnappt, der in der Menge hin und her lief, von der linken Achselklappe war der Pickel abgerissen. Aufgespießt von dem dünnen Absatz einer der Stadtteilnutten, die das Bild des gefassten Uniformierten genoss, wirkte es wie ein goldener Absatzfleck. Judaschkin erhielt außerdem ein blaues Auge, eine Schramme auf der Wange und eine blutige Schramme nahe dem Ohr. Der Fürst betrachtete die Ereignisse auf dem Bahnhofsvorplatz mit Interesse. Der jämmerliche, nichtswürdige Polizist personifizierte für ihn die gescholtene, auf das Pflaster geworfene Macht Russlands, die nicht zu steuernde, von Emotionen getriebene Menge auf dem Platz vor dem Sawjolow-Bahnhof erschien ihm als Verkörperung Russlands. „Merkwürdig“, dachte der Fürst, „dieses Volk hat mehr Kultur als jedes europäische Land, aber keine Spur von Zivilisation. Es fehlt das Denken in Termini von Infrastruktur. Eins ohne das andere ist wie ein Gebäude ohne Fundament. Schade! Jeder einzelne Mensch in diesem Land ist interessant mit seinen Kenntnissen und seiner reichen Fantasie, doch von der modernen Zivilisation noch weit entfernt. Deshalb kommt das Land auf keinen grünen Zweig. Überall Verstand, der Leiden schafft! Schuld daran ist der Bolschewismus. Es wird mehr als eine Generation erfordern, bis eine gesellschaftliche Infrastruktur geschaffen wird und Russland sich vom Boden erhebt. Bei euch in Europa ist das Bewusstsein von der Bedeutung der Infrastruktur weiter entwickelt als die Kultur. Welche Langeweile! Die Russen werden es vermutlich dosiert einführen, damit es nicht die Kultur totschiägt.“ In diesem Augenblick kam ein Polizeiwagen auf die Menschenmenge zugefahren. Die Hauptbeteiligten an dem Spektakel, etwa zehn Personen, machten sich auf den Weg zur Wache, die Menge zerstreute sich langsam. Ivéroff blieb allein zurück. „Und was jetzt?“, überlegte er. „Wenn nach mir gefahndet wird, hat es keinen Sinn, sich in Hauseingängen zu verstecken. Ich schaffe es dann gerade bis zur nächsten

Polizeistreife. Besser gehe ich selbst zur Polizei, unter dem Vorwand herauszubekommen, wie ich mich anmelden kann. Etwa ohne Pass? Ja, ohne Papiere. Wenn wirklich Anklage gegen mich erhoben werden soll, kann ich im äußersten Fall alles erklären. Wenn sie mich dennoch einsperren, werde ich auf höchst interessante Einheimische treffen. Wo also ist hier die nächste Polizeiwache?“ Der Fürst sah sich die Leute an und entschied sich für einen intelligent aussehenden Alten mit Ordensleisten an seiner sommerlichen Uniformjacke. „Wertester, können Sie mir sagen, wo hier in der Nähe eine Polizeiwache ist?“ „Wollen Sie einen Diebstahl an Ihrem Eigentum melden?“ „Nein, keinesfalls.“ „Und wozu wollen Sie dann zu einer Einrichtung, deren Türen sich so selten öffnen?“ Ivéroff stellte fest, dass er auf einen gesprächigen Rentner gestoßen war und sagte: „Ich will ein Geständnis ablegen.“ „Damit handeln Sie richtig. Unter dem alten Regime wurden solche Schritte begrüßt. Heute werden Sie vielleicht abgewiesen. Doch probieren Sie nur. Ich empfehle Ihnen, zur Kleinen Butyrka-Straße zu gehen, dort ist eine Wache und gleich nebenan das Untersuchungsgefängnis. Bei dieser Hitze in einer Grünen Minna ins Gefängnis zu fahren wünscht man selbst seinem ärgsten Feind nicht. Sie brauchen nur immer geradeaus zu gehen, dann die erste Seitenstraße nach links. Ich höre, Sie sprechen mit Akzent. Woher sind Sie?“ „Meine Familie kommt aus Petersburg. Danke, ich gehe jetzt.“ „Sie haben einen Vorteil vor anderen Straffälligen. Leute aus Piter werden von den Richtern milder behandelt, ihre Strafen sind um 30 % kürzer.“ Ivéroff lächelt ihn an und ging in Richtung Kleine Butyrka-Straße.

Hauptmann Tschertoljas kratzte sich einen Pickel auf, der direkt vor einer Verabredung frech auf seiner Wange aufgetaucht war. Er versuchte ihn auszudrücken, den Pfropfen zu entfernen. Doch da er keinen Spiegel hatte, musste er, Untersuchungsleiter in der Ermittlungsabteilung des 3. Polizeireviers, sich ganz auf sein Gefühl verlassen, wenn er dieses Ärgernis beseitigen wollte. Er war etwa 50 Jahre alt, fast kahl, mit braunen Augen und einem Gesicht wie eine Iltisschnauze. Der Zeiger der Uhr näherte sich der Sechs. Bis zum Ende seines Arbeitstages waren es noch 4 Stunden, aber schon in 2 Stunden hatte er ein Rendezvous – und hoffte, sich entsprechend früher aus dem Staub machen zu können. Dieser Donnerstag in Moskau war heiß, aus dem Büro waren fast alle unterwegs und nichts deutete auf unangenehme Überraschungen hin. Prochor Tschertoljas arbeitete seit mehr als 20 Jahren als Untersuchungsleiter in dieser

Abteilung des Innenministeriums und trug selten Uniform. An diesem Tag hatte er ein hellblaues Baumwollhemd und graue Hosen an, unter denen grüne Socken und weiße Halbschuhe hervorsahen. Für Farben hatte er kein besonders gutes Händchen und unterschied sich darin nicht von den anderen Armeniern aus der Kleinstadt Maikop; mit Frauen dagegen waren die Meinungsverschiedenheiten eher grundsätzlicher Art. Vor einigen Jahren hatte er seine Ehefrau verlassen; sie waren offiziell nicht geschieden, lebten aber getrennt. Der Ermittler hatte eine heimliche Leidenschaft; bei Frauen interessierten ihn nur erotische Spiele. Von Sex nahm er Abstand, nicht aus physiologischen Gründen wie Impotenz, sondern einfach weil seine geschlechtliche Energie nun einmal so beschaffen war. Deshalb dauerte die Beziehung zu ein und derselben Frau nie lange, nie mehr als 5 Abende. Wer will schon eine ganze Nacht nur mit Küssen verbringen! Was Tschertoljas beim Küssen fühlte, wird in medizinischen Büchern nicht weiter ausgeführt. Im engeren Kreis hatte er schon lange und hartnäckig den Spitznamen „der Küsser“ weg. Im übrigen hinderte ihn dieses Freidenkertum nicht daran, wie ein strenger Untersuchungsführer auszusehen.

Der Milizhauptmann langweilte sich also. Obwohl die Hitze nachgelassen hatte, stand die Luft und es war ungeheuer schwül. Das Gefühl, der ganze Körper wäre in eine Zellophantüte eingewickelt, wollte nicht vergehen. Ihm fiel nichts ein, was die Zeit beschleunigt hätte. Als er gerade das Lied „Ich war eine Weißnäherin“ pfiff, kam ein diensthabender Kollege in sein Büro: „Stelle dir vor, dieser Iwerow ist zu uns gekommen! Fragt, wie er sich anmelden kann.“ „Ach, der Vergewaltiger, dessen Fahndung wir heute morgen bekommen haben?“ „Genau der! Ich bringe ihn zu dir; einen Augenblick, er steht hinter der Tür.“ „Denk dran, um 19.45 Uhr mache ich mich aus dem Staub“, flüsterte Tschertoljas. „Das hatte ich vergessen. Doch in einer Stunde bist du mit ihm durch. Egal, ob er es zugibt oder nicht, schick ihn in die Butyrka. Ich brauche ihn hier nicht bis morgen früh. Hast du verstanden?“ „Hau ab.“ Die Tür ging auf und mit ruhigem festem Schritt kam der Fürst herein. Auf den Regalen, dem Tisch, dem Boden und dem Fensterbrett stapelten sich Berge dicker Akten und Stöße von vergilbtem Papier. Sie waren mit Schnürbändern oder alten Stoffresten zusammen gebunden oder wurden von brüchigen Gummibändern zusammengehalten. Als der Fürst dieses vollgestopfte Büro sah, wusste er gleich, dass dessen Besitzer ein Chaot war, also ein Mensch mit hochentwickelter Fantasie. „Ivéroff.“ „Darf ich fragen, was der Anlass

Ihres Erscheinens ist?“ „Alle Neuankömmlinge in Moskau sind gesetzlich verpflichtet sich anzumelden. Ich möchte wissen, wie das vor sich geht.“ „Welcher Gehorsam, welcher Respekt gegenüber dem Gesetz! Sie sind nicht zufällig der Rechtsberater von Frau Hakamada? Oder Rechtsgelehrter der Makarow-Schule?“ Er nimmt mich auf den Arm, dachte der Fürst, und sagte: „Keine einzige absolut gerechte Seele kann sich rühmen, in allen Taten blind dem Gesetz gefolgt zu sein; auch ich kann nicht schwören, dass mein Handeln ohne Sünde ist.“ Hier muss eine weitere Eigenart von Tschertoljas angemerkt werden, der während der Verhöre ständig irgendetwas kaut, wobei man nicht feststellen kann, ob es Kaugummi oder ein süßer Bonbon ist. Ungewöhnliche Menschen haben häufig etwas nur für sie Charakteristisches an sich. „Wie ist Ihr vollständiger Name?“ „Iwerow Andrei Konstantinowitsch.“ „Sie sind ein unglaublich origineller Mensch, Andrei Konstantinowitsch. Mir hat gefallen, wie Sie Ihr Schuldeingeständnis poetisiert haben. In welcher Rolle kommen Sie zu uns? Wie der weiße General Slaschtschow, um zu bereuen? Oder wie der deutsche Kaiser Heinrich IV., der mit einem heimtückischen Plan nach Canossa ging? Erzählen Sie schnell, wie Sie sich zu einem so abscheulichen Verbrechen herablassen konnten. Ich habe lediglich anderthalb Stunden Zeit. Das heißt, anstelle weißer Bettwäsche im Butyrka-Gefängnis müssen Sie damit rechnen, die kommende Nacht auf einer nackten Pritsche in einer vorläufigen Arrestzelle zu durchwachen. Sind Sie schon mal von Wanzen gebissen worden, nicht von einfachen, sondern von unseren Wanzen? Das ist eine neue biologische Art. Die Spezialisten der Ermittlungsabteilung haben eine Wanze, ein Krokodil und einen Piranha gekreuzt. Wie gefällt Ihnen die Aussicht, gebissen zu werden? Reizt sie Sie? Erzählen Sie, Sie Räuberheld. Ich werde Ihr offenes Geständnis aufschreiben. Wann sind Sie in der Hauptstadt angekommen?“ „Montag, den 22.6.“ „Woher?“ „Mit Flug 209 aus Nizza.“ „Ach, von der Côte d'Azur? In den letzten Jahren haben unsere Krösusse sich oft beklagt, dass eingesessene Räuber in Saint-Tropez, Cannes, Antibes und Nizza sie nicht in Ruhe lassen. Sind Sie vielleicht sogar der Organisator dieser Säuberung von Taschen und Portemonnaies Ihrer Landsleute? Ich habe nichts dagegen, dass sie in Frankreich bestohlen werden. Doch in Russland, in Moskau, der Stadt, die drittes Rom genannt werden will! Erlauben Sie, dafür muss man bezahlen. Und weiter? Welche Angelegenheiten haben Sie nach Moskau geführt? Doch nicht etwa die Absicht, eine Frau auszurauben und zu vergewaltigen? Reichen Ihnen die Russen nicht, die mit

viel Geld in der Tasche auf ihren luxuriösen Jachten durch die Engelsbucht pflügen?“ „Welche Angelegenheiten? Persönliche.“ „Ach so, persönliche. Sie haben sich in Mascha Rasputina verliebt! Oder sind Sie andersherum und wegen eines Autogramms von Boris Moisejew hergekommen? Was sagen Sie, Verdächtiger? Übrigens werden wir von jetzt an ausreichend Zeit zum Scherzen haben, vor Ihnen liegen lange Jahre in den Kasematten des Lagersystems am Ural. Ihnen werden die Strafparagrafen 161 – Diebstahl, und 131 – Vergewaltigung in Rechnung gestellt. Erwarten dürfen Sie 10 Jahre verschärfter Haft. Nun? Gefällt Ihnen das? Sagen Sie aus: Wen kennen Sie in Moskau? Wer hat Sie mit dieser Dame bekannt gemacht? Ach ja, und wie alt ist sie? Was haben Sie außer der Ehre der Dame noch privatisiert? 15-karätige Brillanten oder eine Million Dollar, die das unglückliche Opfer in der Handtasche bei sich trug, um ihren Frisör zu bezahlen?“ Ein erstaunlicher Mensch, dachte Ivéroff. Die ihm eigene, für einen einflussreichen Unternehmer selbstverständliche Vorsicht im Kontakt mit Unbekannten begann dahinzuschmelzen. Der Fürst fühlte sich von dem Untersuchungsführer angezogen, es war ihm, als hätte er einen guten alten Bekannten vor sich, einen Künstler, nicht einen grimmigen Paragrafenwächter. „Wie Jurij Gagarin beim ersten Mal allein in den unbekanntem Kosmos flog, genau so bin ich das erste Mal und völlig allein ins unbekanntes Russland gekommen. Ich sage Ihnen aufrichtig, ich träume oft vor mich hin. Die virtuelle Welt zieht mich an, weil sie ohne Sünde ist, rein wie die Seelen der Engel. Diebstahl? Vergewaltigung? Ich kann mich an nichts dergleichen erinnern.“ „Was in Russland hat Sie denn interessiert? Warum sind Sie in dieses Land gekommen, wo Sie unwillentlich und unbewusst ein Verbrechen begehen?“ „Die Suche nach mir selbst hat mich hergeführt.“ „Wann haben Sie sich verloren? Wo ist das passiert? Haben Sie es der Staatsanwaltschaft gemeldet? Haben Sie sich schon an Wadim Michajlow gewandt? Er ist der bekannteste Experte hierzu in Moskau.“ Mit dem kann man nicht ernsthaft reden, dachte der Fürst, da müsse er sich zwingen, mit derselben Lexik in dasselbe Horn wie der Beamte zu blasen. „Die letzten zehn Jahre habe ich in Frankreich vergeblich versucht, mithilfe einer Lobby im Parlament ein Gesetz verabschieden zu lassen, das den Selbstverlust strafrechtlich verfolgen lässt. Das hat mich nicht nur Zeit, sondern auch Geld gekostet. Nach Russland bin ich mit derselben Idee gekommen, ich möchte in der Duma ein Gesetz zur strafrechtlichen Verantwortung des Einzelnen für den Verlust seiner selbst

durchbringen. Welche Chancen habe ich?“ „Wieso, wollen Sie freiwillig ins Gefängnis? Es gibt andere Möglichkeiten. Sie könnten sich an das Moskwitsch-Werk wenden. Sind noch Ersatzteile vorhanden? Funktioniert die Kardanwelle noch?“ „Sie verstehen mich offenbar nicht. Wenn der Selbstverlust bestraft würde, würden die Bürger sich mehr am Riemen reißen und nicht auseinanderfallen.“ „Ah, ich verstehe.“ Der Hauptmann nickte und dachte für sich, dass Iwerow ein Schizo sein müsste und vielleicht besser nicht in die Butyrka, sondern ins Serbskij-Institut für Gerichtspsychiatrie käme. „Wo sind Sie in Moskau untergekommen?“ „Letzte Nacht habe ich auf dem Hof der Pimen-Kirche geschlafen.“ „Haben Sie eine mediterrane Laubhütte mitgebracht?“ „Nein, ich habe unter den Fliederbüschen geschlafen.“ „Hmm... Sind Sie Theologe, Florist, Dichter oder Landstreicher? Sie können in unserer Hauptstadt viele Kollegen treffen. Das einzige, was man nicht findet, sind gesetzestreue Bürger.“ „Mir hat die Idee gefallen, auf dem nackten Boden einzuschlafen.“ Ivéroff fragte sich, warum er auf die ständigen Sarkasmen des Hauptmanns nicht mit Ironie antwortete. „Das ist eine neue Form der Abartigkeit“, sagte Tschertoljas. „Ich könnte verstehen, wenn Sie auf einer nackten Dame schlafen und sie küssen wollten. Hat man Sie dort nicht ausgeraubt?“ „In meinen Taschen ist der Schirokko hängen geblieben. Leere Taschen verwandeln sich leicht in ein Segel, das mich wie eine Jacht über das Ligurische Meer durch die Straßen von Moskau treibt.“ „Dieser Iwerow ist geisteskrank“, dachte Tschertoljas und fuhr mit der Fingerspitze über seinen Pickel. „Er ist kleiner geworden, ich hoffe, sie wird sich nicht vor ihm ekeln. Diese modernen Fräuleins werden von der Kosmetikindustrie in richtige Zombies verwandelt und wollen auch ihren Partnern vor dem Küssen am liebsten mehrere Schichten verschiedener Krems auftragen. Vielleicht geht es ja heute auch ohne das. Ich muss nur links von ihr gehen, dann ist der Pickel kaum zu sehen. Und jetzt noch dieser Iwerow! Die Kollegen werden sich über mich lustig machen, wenn ich diesen Verrückten ins Gefängnis einweise. Lieber soll er ins Irrenhaus!“ „Leben Sie ständig in Frankreich?“ „In letzter Zeit mehr in der virtuellen Welt.“ „Mit welchem Verkehrsmittel kommen Sie dahin?“ „Mit dem Windungsmobil.“ „Von dieser wunderbaren Erfindung der Wissenschaftler habe ich schon gehört. Hätten Sie Lust, den Experten in der Serbskij-Psychiatrie von diesem neuen Aufschwung der Konstruktionswissenschaft zu erzählen? Dort werden Sie viele interessierte Personen treffen.“



„Wenn die sich mit der Suche nach alternativen Wohnwelten beschäftigen, können meine Empfehlungen sie auf den richtigen Weg bringen.“ „Davon bin ich überzeugt. Welches war Ihre Beschäftigung in Frankreich?“ „Die Suche nach mir selbst in verschiedenen Hypostasen.“ „Und Sie erlebten ein Fiasko?“ „Im Gegenteil! Die Suche führte mich nach Russland mit seinen fantastischen Möglichkeiten.“ Und ins Gefängnis oder ins Irrenhaus, ergänzte der Hauptmann spöttisch in Gedanken und fuhr fort: „Ich unterhalte mich ausgesprochen gern mit begabten Menschen. Sagen Sie, Iwerow, haben Sie in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch eine Dame bestohlen und vergewaltigt?“ „In der Realität?“ „Natürlich! Über die fantasmagorische Welt wollten Sie im Serbskij-Institut erzählen.“ „In der Realität hat nichts dergleichen stattgefunden. Allerdings muss ich zugeben, dass ich in letzter Zeit häufig nicht weiß, ob ich mich gerade im normalen oder im irrealen Zustand befinde. Doch ich betone, dass Geld mich nicht interessiert und Frauen mich melancholisch machen.“ „Hier haben Sie Papier und einen Stift. Schreiben Sie auf, was Sie in der Nacht von Dienstag zu Mittwoch gemacht haben. Außerdem antworten Sie auf die konkrete Frage, ob Sie den Diebstahl begangen haben oder nicht. Mehr ist nicht erforderlich. Aber konkret, Iwerow! Haben Sie verstanden? Ach so, und noch etwas: Kehren Sie Ihre Taschen um. Ich muss ein Protokoll über die einbehaltenen Dinge erstellen.“ „Ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass meine Taschen leer sind. Sehen Sie selbst.“ „Was, nur 80 Rubel? Sind Sie etwa ein französischer Arbeitsloser? Oder ein internationaler Genosse der Partei von Gennadij Sjuganow? Gestehen Sie, wo Sie Ihr ausländisches Geld versteckt haben.“ „Das Geld liegt so reichlich auf der Straße, unter den Füßen, dass man unbewusst anders sein, arm sein möchte.“ „Sie verwechseln die Anwohner der Côte d’Azur mit den Einwohnern von Russland. Bei uns ist 1 Dollar schon ein Kapital. Wer 100 Dollar besitzt, ist der größte Steuerzahler des Gebiets. Unter wessen Füßen liegt das Geld?“ „Unter Ihren.“ „Sie schlagen ein Bestechungsgeld vor? Wie viel?“ „Die Frage könnte anders lauten. Wenn Sie bereit sind, mir einen Dienst zu erweisen, können Sie von mir ein Honorar fordern. Ich werde jegliche Kosten übernehmen, muss aber wissen, wofür ich zahle.“ „Ich bin schon länger als 20 Jahre Untersuchungsführer, und wissen Sie, zu welchem Schluss ich gekommen bin? Mit psychisch Kranken kommt man schneller zu einer Einigung als mit Vergewaltigern und Räufern, vor allem, wenn die Diagnose klar ist. Doch ich weiß immer noch nicht recht, wo ich Sie einordnen soll. Ich möchte glauben, dass Sie ein

Alibi haben. Doch weshalb ist diese umfassende Fahndung in Gang gesetzt worden? Die Suche nach dem Massenmörder Tschikatilo hat den Staat weniger gekostet als was auf Ihre Entdeckung verwendet wurde. Welche Beziehungen haben Sie zum FSB? Haben Sie denen Salz in eine Wunde gestreut?“ „FSB – was ist das? Ein Fußballklub, ein Hockeyteam oder ein TV-Sender? Oder ein Föderaler Selbsthilfebund?“ „Wer, glauben Sie, ist an Ihnen interessiert? Wer möchte Sie festsetzen? Und noch einmal, was haben Sie in der Nacht von Dienstag zu Mittwoch gemacht?“ „Ich habe mich mit dem Aktienmarkt in Russland beschäftigt.“ „Ist das der Zweck Ihres Besuchs in Russland? Erlauben Sie mir die Bemerkung, man kann auch am Strand von Nizza sitzen und im Internet sämtliche Informationen über den Aktienhandel an der Internationalen Moskauer Bank abrufen.“ „Einverstanden! Aber ich war gezwungen, das hier zu tun.“ „Warum gezwungen?“ „Das ergab sich so.“ „Wo waren Sie?“ „Im Büro eines Unternehmers.“ „Wie lange?“ „Von 12 Uhr am Dienstag bis Mittwoch 17 Uhr.“ „Haben Sie das Gebäude verlassen?“ „Nein. Ich war dort ohne Unterbrechung.“ „Gibt es Zeugen?“ „Ja, Mitarbeiter der Firma.“ „Wo ist das Büro?“ „Die genaue Adresse weiß ich nicht, kann aber zeigen, wo es ist.“ „Schluss mit Lügen, Iwerow. Sie wollen mich wohl überzeugen, das Sie von Moralgesetzen nichts halten. An dem Abend haben Sie eine Frau ausgeraubt und vergewaltigt! Beweisen Sie mir das Gegenteil, aber kurz und knapp. Ohne Schwur auf die Bibel.“ „Ich kenne diese Version bereits. Das ist eine Verleumdung oder eine Provokation. Hier kämen mir Ihre Dienste zu Pass. Beweisen, dass ich unschuldig bin, ist einfach. Finden Sie das Büro, von dem aus ich an der Börse spekuliert habe, und Sie überzeugen sich, dass ich die Wahrheit gesagt habe. Im Computer sind alle meine Transaktionen gespeichert. Ich kann sie hier aufzählen, sonst sieht das Durchsuchungsprotokoll zu trostlos aus.“ „Reden Sie keinen Unsinn. Nachts arbeitet die Börse in Russland nicht!“ „Sie haben Recht. Das war schon am Mittwoch. Herr Tschertlojas! Ich schlage vor, die Scherze zu lassen. Sagen Sie mir, hat ein Mensch, der an einem Tag 13 % des Kapitals an der kompliziertesten Börse in Russland gewonnen hat, es nötig, eine Frau zu bestehlen? Mein Gewinn an dem Tag entsprach etwa 13 000 Dollar. Was die Vergewaltigung angeht, halten Sie diese Version angesichts Ihrer Berufserfahrung für wahrscheinlich? Schauen Sie mich an: Ich, Iwerow, ein Vergewaltiger? Unsinn. Kein Wort mehr davon.“ „Und wenn die Frau gegen Sie aussagt? Sie hat Zeugen.“ „Sie müssen die Haltlosigkeit dieser

Anschuldigung beweisen. Ich bin kein Jurist, doch mir fällt sofort als Argument ein, dass Gewalt immer Spuren hinterlässt: Sperma, Schrammen, Blut, zerrissene Kleidung. Ich bin bereit, Ihnen meine Hose und meine Unterwäsche zu überlassen. Sie werden dort weder Sperma noch Blut finden. Nehmen Sie mein Jackett, mein Hemd, suchen Sie dort ihre Haare oder Fäden ihres Kleides, Spuren ihrer Tränen, Blutspuren.“ „Wo ist das Geld, das Sie am Mittwoch gewannen? Sagen Sie jetzt nicht, dass Sie es im Casino Meteliza verspielt haben.“ Ivéroff lachte zum ersten Mal auf. „Spekulationsgewinne bekommt man nicht am selben Tag ausgezahlt. Doch darum ging es nicht. Ich habe sie dem Kapitaleigner überlassen. Ich sagte ja schon, dass Geld mich nicht interessiert.“ „Und warum haben Sie dann an der Börse spekuliert?“ „Ich habe eine Instruktionsstunde gegeben. Wie Garri Kasparow Schachliebhabern Unterricht gibt, wie Simone Signoret ihr Können an angehende Künstler weitergab, so habe ich eine Lektion zur Spekulation an der Börse gegeben.“ „Jetzt soll die Moskauer Polizei sich auch noch mit französischen Irren befassen. Der gesuchte Dieb gibt Instruktionsstunden zur Börsenspekulation! Das ganze Land wird über diese Geschichte lachen! Woher wussten Sie, dass die Polizei Sie sucht?“ „Die Moskauer Kriminalpolizei hat eine eigene Internet-Seite. Die Information habe ich im Internet-Café erhalten.“ „Bravo! Und was soll ich nun mit Ihnen machen, Herr Iwerow? Ich habe noch 30 Minuten. Entweder ich schicke Sie in das Untersuchungsgefängnis in der Butyrka oder in die Serbskij-Psychiatrie. Was liegt Ihnen mehr oder was sagt Ihnen Ihre Intuition? Sie haben die Wahl.“ „Es ist mir gleich. Ich fühle mich immer mehr in allen Hypostasen ausgezeichnet. Ich brauche mich nur in die virtuelle Welt zu versenken, dann rückt alles, was den Menschen des Massenbewusstseins kennzeichnet, in weite Ferne. Nehmen Sie die Variante, die Ihrer Karriere und Ihrer Reputation nicht schadet.“ „Sie sind ein merkwürdiger Fall. Warten Sie eine Minute. Ich sperre Sie in einen Extraraum und beratschlage mit den Kollegen. Wenn ich es richtig verstanden habe, sind Sie zweifacher Staatsbürger?“ „Ja, von Frankreich und Russland. Sie machen einen angenehmen Eindruck. Darf ich Ihnen eine persönliche Bitte vortragen?“ „Bitte, ich höre. Fordern Sie aber keine Waffen, um uns dann an die Wand zu stellen, und auch keine Feile, um die Jahrhunderte alten Gitterstäbe durchzusägen, und erbitten Sie auch kein Dynamit, um das Ermittlungszimmer zu sprengen.“ „Ich muss in Moskau ein 16-jähriges Mädchen finden und bin bereit, großzügig dafür zu zahlen.“ „Eine Verwandte,

oder haben Sie sich verliebt?“ „Etwas Drittes.“ „Wir haben jetzt keine Zeit, Ihre Bitte zu besprechen. Morgen Mittag schaue ich zu Ihnen rein. Ihr Vorschlag verdient Aufmerksamkeit.“ Das Gesicht des Untersuchungsführers verzog sich zu einer listigen Grimasse. „Ich will gern alles mit Ihnen diskutieren, was mich nicht in meinen Funktionen als Ermittler behindert. Jetzt gehen wir.“ Der Milizhauptmann führte den festgenommenen Ivéroff durch das Labyrinth der Flure, hielt vor einer massiven Eisentür, ließ ihn in die Zelle ein und sagte: „Warten Sie. Ich bin bald zurück.“

Logik und Verhalten von Untersuchungsführern in Russland sind eine unerforschliche Materie. Wie oft möchte man rufen: „Welche Grausamkeit, meine Herren! Sie gerieren sich wie Henker!“ Ein andermal wundert man sich nur. Anscheinend sprechen alle Indizien dafür, dass der Übeltäter das schreckliche Verbrechen begangen hat, doch die Untersuchungsinstanz beweist unermüdlich das Gegenteil und entlässt den Schuldigen aus der Haft. Dabei geht es nicht nur um Schmiergelder. Der russische Untersuchungsführer misst unerbittlich jede Gesetzesverletzung an seinen eigenen ethisch-moralischen Normen. Und seine individuelle, manchmal recht originelle Ethik deckt sich nicht immer mit dem nüchternen Buchstaben des Gesetzes. Das Strafgesetz zurechtzubiegen und den eigenen geistigen Regungen zu unterwerfen gehört zu den unvergleichlichen Leidenschaften des russischen Untersuchungsführers. Als wenn es schicksalsmäßig so bestimmt wäre, dass er bei der Verfolgung von rechtswidrigem Handeln nicht so sehr ins Gesetz als in die eigene Seele blickt. Könnte er selbst so eine Tat begehen, geht er nachsichtig mit dem Festgenommenen um, versteht, dass dessen Seele leidet. Könnte er es nicht, brummt er ihm die höchstmögliche Strafe auf, damit der vor Grauen mit den Zähnen klappert!

Tschertoljas erhielt die Zustimmung seiner Kollegen für die Einweisung des Festgenommenen ins Gelbe Haus. Bis zum 1. Juli waren nur noch wenige Tage. Von diesem Tag an würden Untersuchungsführer nach einem neuen Gesetz nicht mehr das Recht haben, selbständig eine psychiatrische Untersuchung von Festgenommenen anzuordnen. Als Tschertoljas die Papiere fertig hatte, bestellte er ein Spezialfahrzeug, um den Fürsten in die Hauptresidenz der Moskauer Psychiater befördern zu lassen. In Vorfreude auf das Zusammensein mit der Dame seines ungestümen Herzens und inzwischen fest davon überzeugt, dass der seltsame, im Umgang aber angenehme

Anwohner der Côte d'Azur mit dem unglückseligen Raub nichts zu tun habe, verließ Tschertoljas vorzeitig sein Büro.

Allein in seiner Zelle gab sich der Fürst seinen Gedanken hin. Die in der Welt weitverbreitete Behauptung, dass Russland das Reich des Bösen ist, in dem verängstigte Leute leben, ließ sich nicht aufrecht erhalten. Einen so amüsanten Verhandlungspartner wie Tschertoljas hatte der Fürst in Frankreich nie gehabt. Angesichts der Tatsache, dass es sich um ein offizielles Gespräch zwischen einem Vertreter des Gesetzes und einem Angeschuldigten gehandelt hatte, war der Fürst voller Begeisterung über den wohlwollende Umgangston. Russland und seine Menschen gefielen ihm immer besser. Es war ihm inzwischen ganz gleichgültig, wo er sich befand; ja, er sehnte sich geradezu danach, in jenes Serbskij-Institut zu kommen. In seiner Fantasie malte er sich unerwartete Begegnungen und Diskussionen in der Heilanstalt mit geheimnisvollen Eingeborenen Russlands aus. Die ungewöhnlichen Umstände, die ihn dort erwarteten, erhöhten seinen Adrenalinspiegel und seinen Puls. Wie die Geschichte wohl ausgehen würde? Würde man ihn für verrückt erklären, ihn einer Therapie unterwerfen? Oder würde man ihn als gesund anerkennen und bis zu seinem Prozess in die Butyrka verlegen? Und würden dann die Untersuchungsführer sich auch noch von seiner Unschuld überzeugen und ihn in die Freiheit entlassen? Auf die Straßen von Moskau. Die glücklichen reichen, mit Macht ausgestatteten Leute wussten so wenig von der Welt, in der sie dahinvegetierten! Dann unterbrach das Gerassel der Riegel seinen Gedankenstrom, die massive Tür öffnete sich und vor Ivéroff baute sich Grischka Kuterma im weißen Pflegerkittel auf. Mit ihm kamen der diensthabende Polizist mit seiner Armbinde und ein Bursche von etwa 30, ebenfalls in Uniform. „Sie da! Andrei Konstantinowitsch!“ Grischka riss den Mund auf. „Sind Sie etwa ein Patient unserer Klinik? Was für ein Wunder! Wer konnte das erwarten...“ In seiner Freude schlug er mit der Handfläche gegen die eiserne Zellentür. „Da sieht man es mal wieder! Ich habe mir ja schon gedacht, dass Buinosow damit zu tun hat. Grischka Kuterma hat es gerade bewiesen“, ging es dem Fürsten durch den Kopf. Einige Minuten später war der Transport schon unterwegs zur Serbskij-Klinik. Ivéroff saß regungslos und nachdenklich und bereitete sich innerlich auf eine Konfrontation, einen Clinch mit Buinosow vor. Der hatte offenbar intrigiert, um ihn zu versklaven und aus ihm eine Maschine zur Erzielung von Gewinn an der Börse zu machen.

## Kapitel 25

Platon Buinosow beauftragte einige ihm bekannte Fahnder mit der Suche nach der Dame, die Iwerow verleumdet hatte. Er hatte keinen Zweifel, dass der Fürst absolut unschuldig war. Angesichts seines chronischen, für russische Unternehmer typischen Misstrauens gegenüber den Menschen musste er umso mehr an die Integrität des Fürsten glauben. Diesen rätselhaften Menschen, dessen scharfen Verstand, Freundlichkeit und extreme Ehrlichkeit er schätzte, wollte er unbedingt finden. Die unglaubliche Fähigkeit des Fürsten, im Aktiengeschäft Gewinne zu erzielen, machte ihn fassungslos. Nach dessen Flucht aus dem Büro hatte er seinem Sicherheitsdienst einen Ruffel verpasst. Jetzt quälte ihn bereits den ganzen Abend die Neugier, was eigentlich vorgefallen war. Grischka Kutermas Bericht, dass Iwerow wegen des Verdachts auf Diebstahl und Vergewaltigung festgenommen und in die Serbskij-Klinik eingewiesen worden war, ließ Buinosow keine Ruhe finden. „Was ist denn nun wirklich passiert?“, frage er sich. „Von Dienstag auf Mittwoch war er bei mir, ohne das Gebäude zu verlassen. Von wem kam der Auftrag zu dieser ungeheuerlichen Denunziation eines in der Irrealität lebenden Menschen? Was verbirgt sich hinter all dem? Und wer ist dieser Petersburger in Wirklichkeit? Nach Muraschkins Erzählung hatten die Mädchen vom Straßenstrich ihn damals in sein Auto gesetzt, sogar das Fahrgeld vorgestreckt und gesagt, er sei Ausländer. Dann verzichtete er auf 1 Million Rubel, die ich ihm für ein einziges Wort seinerseits anbot. Später warf er seine Transaktionen an der Börse hin, obwohl er fähig wäre, dort riesige Gewinne zu machen, und wird jetzt wegen Diebstahls an einer Frau festgesetzt. Was ist heute schon in einer Damenhandtasche zu holen? Aber es gibt Zeugen! Dann vergewaltigt er mehr oder weniger die Erstbeste, die ihm in den Weg läuft, obwohl er den intimen Kontakt mit den Mädchen von Zimmermann abgelehnt hat. Das alles ist absurd! Ist er nicht ganz richtig im Kopf? Er sprach häufiger von der Virtualität – ob das von elementaren Bewusstseinsstörungen herrührt? Könnte er das Verbrechen im Wachtraum begangen haben? Aber wann? Selbst wenn er außerdem noch mondsüchtig wäre, so fehlen doch jegliche Spuren... Er kann ja nicht durch das Schlüsselloch schlüpfen! Was für ein Rätsel! Etwas sehr Ungewöhnliches steckt dahinter. Ich muss im Internet nachsehen lassen, wer dieser Andrei Iwerow ist. Er

hat einen leichten französischen Akzent, also muss man in Frankreich suchen und gegebenenfalls in der ganzen Welt. Ich muss wissen, was das für ein Vogel ist.“

Buinosow lief in seinem Büro hin und her wie ein Tier in der Falle. Noch hatte er keine neuen Informationen und seine Anspannung wuchs ständig, ebenso sein Ärger über Grischka Kuterma, der jede Minute auftauchen musste, „Dieser Hundesohn. Für Geld läuft er schneller als ein Hirsch, doch wenn er gebraucht wird, lässt er lange auf sich warten“, fluchte Platon Filippowitsch. In Gedanken prüfte er verschiedene Möglichkeiten, den Fürsten frei zu bekommen und sah die einzige Alternative in einer Flucht, die nach allen Regeln der Kunst organisiert werden müsste. Er malte sich schon aus, mit welcher Summe er die Wache bestechen und an welchem geheimen Ort er den Flüchtling verstecken würde. Er wollte nicht zulassen, dass der Mensch, den er schon als sein Eigentum betrachtete, in der Isolierzelle einer psychiatrischen Heilanstalt verbleiben sollte, und sei es auch nur eine Nacht. Die Paragraphen des Strafgesetzbuches stellten offensichtlich kein Hindernis für die ehrgeizigen Fantasien russischen Geschäftsmann dar. Im 19. Jahrhundert war in Deutschland der Satz „Der Rubel rollt“ höchst populär, dieser Aussage haben die Unternehmer im heutigen Russland neues Leben eingehaucht: „Geld reißt alle Wände nieder!“, „Wo Geld zirkuliert, werden Probleme gelöst“, „Der Rubel schlägt den Takt“. Platon Filippowitsch überschlug, wie viel ihn Iwerows Flucht kosten würde. „3000 Dollar für den Schichtleiter, 2000 für den Chef der Gebäudesicherheit, je 500 für den Wächter am Eingang, für die begleitenden Polizeibeamten je 1000 und noch 3000 für den Untersuchungsführer dafür, dass er die Akte schließt. Insgesamt 12 000. Was sind für mich 12 000? Der Franzose hat ja an einem einzigen Tag schon mehr als das herausgeholt. Wenn ich am Anfang nicht 1 Millionen Rubel, sondern 1 Millionen Dollar hinterlegt hätte, hätte er für mich mehr als 140 000 Dollar herausgeholt. An einem einzigen Tag! Nicht zu glauben! Also kann ich mir erlauben, 12 000 Dollar zur Befriedigung meiner Eigenliebe auszugeben, im Hinblick auf spätere Gewinne. Der Meister der Börsenspekulation wird das Geld abarbeiten müssen. Ich werde ihm sagen, dass die Flucht mich 30 000 Dollar gekostet hat, oder 50 000. Wer kann das schon nachprüfen? Ich kann auch 100 000 angeben. Immerhin sind die Anschuldigungen nicht leicht zu nehmen, ohne Schmiergeld bekommt man niemals weniger als 10 Jahre im Lager! Für Vergewaltigung und Diebstahl können sie ihm leicht das volle Programm von 15 Jahre aufbrummen.“ Dann

dämmerte es ihm plötzlich: „Er ist ja sogar auf meine Aussagen angewiesen, nur meine Angestellten oder ich selbst können sein Alibi bestätigen! Ich werde ihm dafür 10 % des Strafmaßes abknöpfen. Einfach göttlich! Anstelle von 10 Jahren im Gefängnis wird er 1 Jahr für mich arbeiten, zusätzlich zu den 100 000 Dollar. Ich werde ihm ein besonderes Büro einrichten, ein verschlossenes Appartement, mit Eisengittern, einer Stahltür mit Spion und einer Klappe zum Essen Durchreichen! Auf die Pritsche legen wir ihm eine Massagematratze und unter den Kopf CDs mit den Traumgesichten glücklicher Menschen. Zimmermann bekommt das Exklusivrecht auf die Versorgung mit Mädchen für intime Stunden, Herr Nowikow besorgt die Verpflegung über das Restaurant Zarenjagd. Der Verlag von Sifa Basyrow deckt ihn mit Fachliteratur ein, Frau Muschtak kredenzt französischen Wein. Wladimir Pekarew schafft aus Tschernogolowka exquisite Erfrischungsgetränke heran, Araik Abramjan bringt Kräuter von der Märcheninsel Krk mit und Alexandra Marinina schenkt ihm ihre Kriminalromane. Kann Iwerow so eine süße, komfortable Unfreiheit ablehnen? Sieht so etwa ein Gefängnis aus? Eine Hand wäscht die andere! Wie ich dir, so du mir! Das ist meine Lebensphilosophie, etwas anderes erkenne ich nicht an. Sie brauchen mir nicht mit Platon zu kommen oder Aristoteles zu zitieren, auch Hegel können Sie vergessen. Und stützen Sie sich nicht auf europäische Standards, in Russland haben wir unsere eigene Wahrheit. Im übrigen, wieso eigentlich nur 10 %? Vermittler nehmen 15, für Kredite in ausländischer Währung fordern unsere Banken 20 und in einheimischer Währung 30 %. Was bist du doch für ein selbstloser Mensch, Buinosow! Du holst einen Menschen aus dem Gefängnis, bewahrst ihn vor dem langen Weg nach Kolyma und vernachlässigst deine eigenen Interessen. Woher hast du soviel Philanthropie? Genug! Ich stelle ihm harte Bedingungen: 3 Jahre Arbeit für mich oder ein Urteil über 10 Jahre! Darüber wird er ernsthaft nachdenken.“

In diesem Augenblick flog Grischka Kuterma geradezu ins Büro. „Guten Tag, Chef. Ich habe dem Schichtleiter 10 Bucks gegeben, damit er mich früher gehen lässt. Schreib's auf, damit mir die Buchhaltung das Geld zurück gibt.“ „Los, erzähl, was du weißt, aber lass nichts aus, egal, ob du es verstehst oder nicht. Ich will alles ganz genau wissen. Was hat er getan, als er dich sah? Hat er dich um Hilfe gebeten?“ „Nöö, er war ruhig und gefasst. Ich dacht sogar, vielleicht hat er schon mal gegessen. Jemand, der zum ersten Mal im Gefängnis ist, benimmt sich anders.“ „Hat er nichts gesagt?“ „Er hat



geschwiegen und gelächelt?“ „Worüber?“ „Vielleicht über sich selbst.“ „Wieso, hat er sie nicht alle?“ „Es sieht so aus. Wer lächelt schon, wenn ihm eine lange Haftstrafe droht.“ „Wer leitet die Ermittlungen?“ „Prochor Tschertoljas, Bezirk Nordost. Jana Wrubelskaja, die für Altnow arbeitet, kennt ihn gut.“ „Ach, diese Schauspielerin. Ich kenne Altnow übrigens auch. Ich denke, er wird mir die Bitte nicht abschlagen, dass ich seine Beziehungen zu den Bullen ausnutze. Zumal die ganze Sache erfunden ist. Wenn ich mich unseres Andruscha annehme, fliegt sie sofort auf. Macht es aber Sinn, Iwerow unter meine Fittiche zu nehmen? Was meinst du, Kuterma?“ „Platon Filippowitsch, wälze nicht solch wichtige Entscheidung auf mich ab. Ich sag' dir aber noch was. In unserem Laden geht das Gerücht, dass einer von den Obersten im Apparat sehr viel Wert darauf legt, dass Iwerow nicht bei uns, sondern in der Butyrka verwahrt wird. In ein oder zwei Tagen wird er abgeholt.“ „Ach so! Ich muss ihn sofort sprechen. Nimm 1000 Dollar und organisiere ein Treffen mit Iwerow.“ „Er ist doch in der Untersuchungszelle. Das ist wie im Gefängnis, Chef.“ „1000 reichen nicht? Oder treibst du selbst den Preis in die Höhe? Wenn ich das rauskriege, reiße ich dir den Kopf ab! Nimm noch 500 dazu. In einer Stunde soll Iwerow im Besucherraum auf mich warten. Allein! Hol aus der Bar ein paar Flaschen französischen Wein, kauf unterwegs etwas Obst. Fahr los! Es ist schon fast 23 Uhr. Um Mitternacht muss alles in Butter sein. Verstanden?“

„Wie sind Sie denn hier gelandet, mein Freund?“ „Ich habe eine neue Passion, ich tue gottgefällige Werke.“ „Ich hätte nicht gedacht, dass das in Russland strafrechtlich verfolgt wird. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen, Iwerow!“ „Ich bekenne, dass ich annahm, Ihre Bemühungen hätten mich hinter Schloss und Riegel gebracht.“ „Das habe ich nicht verstanden. Was meinen Sie?“ „Ich denke mir, dass Sie der Drahtzieher hinter meine Verhaftung sind. Doch ich nehme es Ihnen nicht übel. Wenn ich Russland kennen lernen will, muss ich in allen Ecken und Winkeln gewesen sein. Die Begegnung mit dem Untersuchungsführer hat mir einfach Freude bereitet. Er ist ein sehr origineller Gesprächspartner, es war sehr anregend für mich.“ „Sie irren sich komplett, Andrei Konstantinowitsch. Ich habe überhaupt nichts damit zu tun. Glauben Sie mir, ich zerbreche mir selbst den Kopf, wer Sie hier hereingebracht haben könnte. Welche Kontakte haben Sie in Moskau? Geschäftspartner, Schuldner? In Moskau sollte man eine Festnahme nicht auf die leichte Schulter nehmen. Was sind Ihre Überlegungen?“

„Außer mit Ihren Mitarbeitern habe ich hier mit niemandem zu tun gehabt. Von Dienstag 12 Uhr bis Mittwoch 17 Uhr war ich Ihr Gast und habe das Gebäude überhaupt nicht verlassen. Sie können mein Alibi am besten bestätigen. Außer Ihnen haben mich Ihre Angestellten gesehen. Alles ist sehr einfach, Herr Buinosow. Sie erklären dies schriftlich oder mündlich, dann wird man mich entlassen.“ „In welchem Land haben Sie die Erfahrung gemacht, dass die Gesetze eine solch einfache Lösung ermöglichen?“ „Ich denke, überall erfordert die Gesetzeslage eine Beweisführung. Nehmen Sie Frankreich, Deutschland, jedes beliebige Land. Gilt das für Russland etwa nicht? Ist es nicht bei einem Prozess oder bei der Ermittlung von entscheidender Bedeutung zu beweisen, dass ein Angeklagter gar nicht an dem Verbrechen beteiligt war?“ „Kennen Sie nicht die Geschichte Ihres eigenen Landes? Oder sind Sie Ausländer?“ „Der Abstammung nach bin ich väterlicherseits Russe, habe aber nie in Russland gelebt.“ „Das hatte ich mir schon gedacht. Sie argumentieren wie ein typischer Ausländer. In unserem Land ist alles bedeutend schwieriger. Ich habe gar nicht das Recht, Ihr Alibi einfach so zu bestätigen.“ „Nicht das Recht oder nicht den Wunsch? Ich dachte, Sie würden mir einen geschäftlichen Vorschlag machen. Was muss ich tun? In Ihrem Namen an der Börse spekulieren? Ihnen ein Honorar für meine Befreiung bezahlen? Die angeblich vergewaltigte Frau heiraten? Wer ist sie überhaupt?“ „Schade, dass Sie mir nicht glauben. Ich kenne sie nicht. Und nicht ich habe Ihre Festnahme arrangiert. Ihnen steht noch die Gegenüberstellung mit dem sogenannten Opfer bevor. Ich dachte, Sie würden mir glauben. Außer mir, Platon Filippowitsch, kann niemand Sie verteidigen.“ „Sie irren sich, Herr Buinosow. Ich kann vieles selbst. Außerdem habe ich Sie gar nicht um Hilfe gebeten. In Russland finde ich es sowohl in einer psychiatrischen Klinik wie auch im Gefängnis höchst interessant, freue mich auf viele anregende Gespräche. Da das wichtigste für mich die Suche nach mir selbst ist, erweist sich möglicherweise die abstoßende Seite menschlichen Lebens für mich als lehrreich und als das, was ich mir gewünscht habe. Es gab mal einen Film, in dem der Held an einer Reise in die Welt extremster Erfahrungen teilnahm. In dieser Welt kann mich schon nichts mehr schrecken. Es ist mir gelungen, mich zu virtualisieren. Das einzige, was ich fürchte, ist Leere in meiner Seele und ein abgestorbenes Herz. Sagen Sie gerade heraus, was Sie vorhaben? Ich werde dann ohne Umschweife sagen, ob ich Ihren Vorschlag annehme oder nicht. Keine Macht auf der

Welt kann mich dazu bringen, meinen eigenen Willen aufzugeben.“ „Wenn Sie sich die Frage stellen müssten, ob Sie entweder zu 10 Jahren Haft einschließlich Arbeit in einem Uran- oder Kohlebergwerk in 1000 m Tiefe verurteilt werden oder 3 Jahre in meinem Büro den Börsennachwuchs trainieren wollen, was würden Sie wählen?“ „Wäre dies eine zwangsweise Alternative, ohne dass ich darauf Einfluss hätte?“ „Genau das.“ „Es wäre mir egal. Die einzige Alternative zu Gewalt ist immer Freiheit. Ich sage Ihnen jetzt etwas Unangenehmes. Der Aktienmarkt beginnt zu zerfallen, es zeichnet sich eine lange Rezession von mindestens einigen Monaten ab. Gewinne an der Börse zu erzielen ist zur Zeit fast unmöglich. Was gebraucht wird, sind langfristig gebundene Gelder. Alles ist sehr risikobehaftet. Ich würde keine Prognose wagen, wann der Wertpapiermarkt sich wieder belebt. Außerdem interessieren mich diese Vorgänge nicht im geringsten. Ich habe andere Wahrheiten für mich entdeckt. Schon vor einiger Zeit wurde es mir langweilig, Geld zu erwirtschaften. Inzwischen empfinde ich direkt Widerwillen gegen das Business.“ „Sie sind ein rätselhafter Mensch, Herr Iwerow. Sie müssen sich auf eine Zwangstherapie mit Psychopharmaka oder auf 10 Jahre Haft gefasst machen. Aber Ihnen ist das egal. Sind Sie etwa ein Feind Ihrer selbst? Wollen Sie sich selbst zerstören? Andrei, Ihren Worten nach ist es Ihnen gelungen, sich zu virtualisieren. Ich weiß nicht, wie weit Sie sich in der Quantentheorie auskennen, dort gibt es den Begriff des virtuellen Teilchens. Typisch für diese Teilchen ist, dass sie, sobald sie freikommen, sofort von anderen Teilchen geschluckt werden, beispielsweise von Protonen. Das heißt, Freiheit ist verderblich für die Virtualität, sie provoziert eine ungekannte Aggressivität des Milieus. Das Milieu selbst duldet nichts Virtuelles. Im Gespräch mit Ihnen habe ich ständig das Gefühl, Sie möchten wie ein Übermensch sein, wie ein Wesen, das die zentrale Wahrheit des Lebens erkannt hat, wie ein Seher. Haben Sie keine Angst davor, von der Gesellschaft abgelehnt, ein Paria zu werden? Versklavt und erniedrigt?“ „Vor der Globalisierung kann die moderne Welt nur eine virtualisierte Vernunft retten. Geld und nur Geld macht den Menschen aggressiv. Ich würde sagen, Geld und Aggression sind Synonyme. Mich interessiert Ihr Kapital nicht, doch versuchen Sie einmal, in sich selbst hinein zu sehen. Sie wollen mich, einen freien Menschen, nötigen, dass ich für Sie Geld erwirtschafte. Ich bin für Sie als Instrument der Profiterzielung attraktiv, so wie die virtuellen Teilchen wegen ihrer ungeheuren Energie für die Protonen attraktiv sind. Das Proton verschlingt sie und umgibt sich mit einer Wolke virtueller Teilchen.

Das bedeutet, die Virtualität wird dringend benötigt, und nicht umgekehrt, wie Sie behaupten. Doch zurück zu unserem Hauptthema. Wozu brauchen Sie Kapital? Wie groß muss es sein? Wie viel braucht ein Mensch? Auf diese Frage haben Sie keine Antwort. Es gibt diese Frage nicht! Wie kann man sein Leben einem Problem widmen, das unlösbar ist? Sie jagen einer Fata Morgana nach, wollen zu Fuß ins Universum laufen, machen Jagd auf die Sonne. Sie kämpfen gegen die Sterblichkeit, entfesseln eine Schlacht gegen die Natur. Wer müsste in einer Heilanstalt für Geistesranke therapiert werden? Ich? Oder Sie? Die Anhänger der Virtualität oder die des Reichtums?“ „Sie wird man heute zu therapieren beginnen!“ „Meine Perspektive hat historischen Maßstab. Ich habe in meinem Leben schon mehr als nur eine Milliarde Dollar erzielt, und zu welchem Resultat bin ich gekommen? Ich wollte mich umbringen, eine Entscheidung, der viel Leiden vorausging. Ich habe mich auf diesen Versuch vorbereitet wie ein Einserschüler auf das Examen, wie ein Pastor auf seine Predigt. Doch im letzten Moment tauchte unerwartet eine andere Lösung auf, nämlich die, das Fleisch ruhig zu stellen und den geistigen Horizont zu erweitern. Deshalb ist es für mich nicht von Bedeutung, ob ich auf einer Pritsche schlafe, in einen Schacht einfahren oder hungern muss oder geschlagen werde. Nur wenn wir den geistigen Horizont in uns erweitern, erfahren wir die Freude der Suche nach dem Noumen. Gehen Sie sorgsam mit Ihrer Zeit um. Ihr Weg führt in eine geistige Sackgasse. Verlassen Sie ihn, bevor er Sie ins Verderben führt. Widmen Sie sich der Virtualität, der Suche nach der irrealen Welt, bauen Sie einen ständigen Kontakt mit dem Transzendenten auf. Dessen Wahrheit eröffnet Ihnen grandiose Möglichkeiten für eine größere Tiefe des Selbst.“ „Heißt das, dass Sie damals bei unserem Entlassungsjubiläum im Hof bei Muraschkin geblufft haben?“ „In welcher Beziehung?“ „Als Sie erklärten, dass Geld in der Tasche Ihnen weniger wichtig sei als Geld in den Träumen. Bei einem Kapital von einigen Milliarden sind 33 000 Dollar eine lächerliche Summe. Ich konnte nicht verstehen, warum Sie sie nicht haben wollten. Sind Sie tatsächlich so märchenhaft reich?“ „Mein irrationales Bewusstsein hat wesentlich mehr Wert als alles Geld der Welt. Platon Filippowitsch! Wechseln Sie auf meine Seite über! Sie müssen sich nirgendwo einreihen, wir Virtuellen existieren jeder für uns. Wir sind Herrscher in den Tiefen der Seele, nicht aber dazu da, Taschen zu füllen.“ „Sie sind ein rechter Sonderling. Langsam verstehe ich, warum man Sie ins Gefängnis bringen möchte. Irgendjemand weiß, dass Sie in

Moskau sind. Und mit Hilfe einer erfundenen Anschuldigung will man Sie ausnehmen.“  
„Das wird nicht gelingen. Mich kann man nicht erpressen, denn ich habe keine Angst, weder vor Einsamkeit noch vor dem Hass böswilliger Menschen noch vor den Launen des Schicksals.“ „Denken Sie nach, wer davon weiß, dass Sie in Russland sind.“  
„Niemand, außer Schindjapkin.“ „Wer ist das?“ „Der Vizekonsul im russischen Generalkonsulat in Marseille.“ „Also stecken die Sicherheitsdienste hinter dieser Geschichte. Die sind Meister in allen möglichen ausgefallenen Foltermethoden. Ich zweifle, dass Sie das aushalten werden.“ „Werden sie Geld von mir fordern? Soll ich mich freikaufen?“ „Es sieht so aus.“ „Sie sind chancenlos. Ich werde mich zwingen, physischen Schmerz in Freude zu verwandeln, meine Geist auffordern, Schläge zu genießen, mein Gedächtnis dazu bringen, eine Körperstrafe zu vergessen, mein Herz beschwören, den Unmenschen zu verzeihen. Sie können sich nicht vorstellen, Herr Buinosow, welch unglaubliche Kraft die Virtualität der Vernunft dem Menschen verleiht. Diese Kraft ist nicht nur übermenschlich, sie ist ein göttliches Vermögen. Dieses kann man weder mit Versprechungen noch durch Folter oder Fluch zerstören.“  
„Sind Sie ein Apologet Gottes?“ „Ich bin sein Sohn.“ „Iwerow ist verrückt geworden“, dachte Platon Filippowitsch. „Der unglückliche Kerl. Er hat keine Ahnung, was ihm in Russland noch blüht. Maximalismus schadet dem Menschen hier so wie feuchtes Wetter einem Schwindsüchtigen. Im übrigen, keine Eile. Mal sehen, wer sich am Iwerowschen Kapital infiziert hat. Existiert das überhaupt? Ist es vielleicht nur Ausgeburt einer kranken Fantasie? Milliarden Dollar! Da hat er ganz schön hochgegriffen! Und wenn es sie doch gibt? Wie soll ich mich ihm gegenüber verhalten, diesem Milliardär? Ihn gegen alle Übergriffe verteidigen oder ihn erpressen? Mein eigenes Spiel spielen oder mich den Erpressern anschließen? Noch weiß ich keine Antwort darauf. Natürlich habe ich das Problem unterschätzt, als ich in der Überzeugung her kam, ich bräuchte nur mit dem Finger zu schnippen und Andrei Iwerow würde 3 Jahre für mich malochen. Hier hilft ein kurzer Ausfall der Kavallerie nicht weiter. Hier braucht man Grips. Ich muss gründlich darüber nachdenken, wie es weitergehen soll.“ „Worüber denken Sie nach, Buinosow?“ „Ich überlege, wie ich Ihre düsteren Gedanken zerstreuen kann. Ich biete Ihnen französischen Rotwein an, den Sie doch so lieben.“ „Ich würde meine Gedanken nicht düster nennen. Ich freue mich über alles, was sich in meine neue Lebensphilosophie einpasst. Darin unterscheide ich mich von den Menschen mit einem

Massenbewusstsein.“ „Jetzt legt er schon wieder los“, dachte Buinosow. „Eine Flucht würde überhaupt keinen Sinn machen. Was soll ich mit einem kranken Menschen anfangen? Lieber nichts zu übereilen. Zuerst muss ich herausbekommen, ob er gesund oder psychisch krank und ob er tatsächlich so unverschämt reich ist. Wahrscheinlich muss ich Jurij Altynow hinzuziehen, der kann raffiniert denken. Er ist ein Meister im Aufstellen von Fallen und Fangeisen, in denen die Geldströme zwangsläufig hängen bleiben.“ Laut fragte er „Soll ich Ihnen einschenken?“ „Bitte sehr.“ „Ist der Wein gut?“ „Nichts besonderes.“ „Möchten Sie Früchte?“ „Ich nehme Nüsse.“ „Bitte. Sagen Sie, Iwerow, auf welchem Markt haben Sie solche ungeheuren Summen verdient? Habe ich mich auch nicht verhört – Milliarden Dollar? In der Lebensmittelindustrie oder im Dienstleistungssektor ist so was nicht drin.“ „Auf dem Finanzmarkt. Doch das ist eine komplizierte Materie. Um ihr System zu verstehen, muss man über virtuelles Denken des ersten Rangs verfügen. Es ist der Finanzmarkt, der in letzter Zeit immer virtuelleren Charakter annimmt, der mich auf das Bewusstsein des Noumen gebracht hat.“ „Was heißt hier erster Rang?“ „Das ist ein bildhafter Ausdruck. Will man heute auf dem Aktienmarkt existieren und dort erfolgreich sein, muss man Schritt für Schritt ein virtuelles Bewusstsein entwickeln.“ „Haben Sie tatsächlich Milliarden abgeräumt? Das ist ja schauerlich!“ „Früher mal habe ich mich darüber gefreut. Heute vergehe ich vor Scham.“ „Sie widmen sich der virtuellen Welt. Doch Geld ist eine reale, materielle Sache. Sie haben offenbar ein Vermögen, und nicht gerade ein kleines. Wie verwalten Sie es? Oder haben Sie schon Ihr Testament geschrieben, es ihrer Frau, den Kindern oder Verwandten vermacht? Wie kann man sich überhaupt von Kapital trennen? Es gibt doch nichts Unerbittlicheres, das zudem aus unserem tiefsten Inneren kommt als das Streben nach finanzieller Unabhängigkeit.“ „In der Welt, in der Sie leben und auch weiter leben wollen, fragt man nicht nach solchen Dingen. In meiner Welt dagegen spricht man offen über alles. Ja, ich habe ein Vermögen. Es ist durchaus eindrucksvoll. Alle Aktivposten zusammen belaufen sich auf mehr als 10 Milliarden Euro. Wenn ich nicht bis zum Jahresende mit dem Programm der Virtualisierung der Menschen vorangekommen bin und begonnen habe, diese Ressourcen anzuwenden, wird sich ab dem Neuen Jahr mein Bevollmächtigter damit beschäftigen.“ „Was ist das für ein Programm?“ „Es formiert sich gerade in meinem Kopf.“ „Interessant. Können Sie schon etwas darüber erzählen?“ „Dagegen habe ich nichts. Wenn es fertig ist, weihe ich Sie

ganz bestimmt in sein Wesen ein.“ „Sie verlieren den Instinkt des Eigentümers. Doch das ist die Eigenschaft, die den Menschen vor allem vom Tier unterscheidet.“ „Ich bin immer davon ausgegangen, dass die Seele und nicht die Instinkte den Menschen auszeichnen.“ Platon Filippowitsch wurde verlegen. „Wie dem auch sei, Andrei Konstantinowitsch. Derzeit ist der amerikanische Aktienmarkt in Turbulenzen, der Dollar verliert an Einfluss. Was sagen Sie dazu? Die Ansicht eines Experten kann helfen, die richtigen Züge zu machen, um ohne große Verluste das stürmische Meer der Weltfinanzen zu durchfahren. In welcher Form sollten die Aktivposten angelegt sein, in Euro oder in Dollar?“ „Die Krise wurzelt in den überbewerteten Perspektiven des High-Tech-Sektors. Hier wuchsen die Investitionen im Jahr 2000 um 40 %, im Verhältnis zu einem Wachstum von 1 bis 7 % in anderen Sektoren der US-Wirtschaft. Am Ende machten die Investitionen mehr als die Hälfte des Gesamtumfangs des Sektors aus, was dessen reale Erfordernisse um ein Mehrfaches überstieg. Die Investoren wollten in erster Linie schnellen Profit machen. Seit Beginn des Jahres 2002 schwächte sich die Krise ab. Bis April stiegen einige Indexe sogar wieder an. Im 2. Quartal wuchs jedoch das Defizit der Außenhandelsbalance und betrug im Juni fast 45 Milliarden Dollar. Zum ersten Mal seit 20 Jahren begann Kapital aus den USA abzufließen, was die Aktienkurse nach unten trieb. Verschlimmert wurde die Situation durch die Skandale in einer Reihe der ganz großen Firmen, die ihre Gewinne um Milliarden Dollar zu hoch angegeben hatten, wie die Firmen ENRON, Merck, Dynergy, Tyso und Kmart. Dabei ging das Vertrauen in die Finanzinstrumente der USA verloren, unabhängig vom Wachstum des Einzelhandels und des Bruttoinlandprodukts. Zur Währung vertrete ich eine konservative Auffassung. Solange der Finanzmarkt nicht stabil ist und der Kampf der Superwährungen anhält, würde ich je zur Hälfte in Dollar und Euro anlegen. Wenn der Konflikt zwischen diesen beiden sich zuspitzt, würde ich auf den Schweizer Franken ausweichen. Dessen Wertpapierzinsen sind kümmerlich, nicht über 1 %, doch stellt er einen zuverlässigen Hafen dar, in dem man das Ende des Finanztaifuns abwarten kann. Übrigens ist Russland in der Schlacht der beiden Superwährungen zur Zeit in der strategischen Initiative. Heute morgen wollte ich schon per Internet dem Minister Gref meine Ideen vortragen, habe es mir dann aber anders überlegt. Dieser Herr versteht den Kern der ganzen Verwicklung nicht. Wie konnte so ein Nichts Wirtschaftsminister werden? Der hat doch keine Ahnung davon. Russlands

Außenhandelsvolumen beträgt heute ungefähr 200 Milliarden Dollar, Zusammen mit den anderen GUS-Ländern sogar 250-300 Milliarden. Ungefähr 90 % aller Verträge werden in Dollar abgeschlossen. Das ist eine relativ kleine Ressource, doch ausreichend für einen ersten Zug. Das Spiel könnte recht interessant sein; möchten Sie wissen, wieso?“ „Mit großem Vergnügen.“ „Die wichtigste Frage in der heutigen Welt ist die Schaffung von Superwährungen. Man kann es auch anders sagen: Die Entwicklung der Supermächte verlangt nach erweiterten Einflusssphären für ihre Währungen und treibt die Globalisierung der Ökonomie voran. Bis vor einiger Zeit war der US-Dollar die einzige Superwährung. Seit dem Erscheinen des Euro gibt es zwei. Im Unterschied zur politischen und militärischen hat die Welt der Währungen mehr als einen Pol. In China und den ASEAN-Staaten entwickelt sich bereits eine dritte Supervaluta, der chinesische Yuan. Zugleich gibt es eine Reihe für die Weltwirtschaft relativ bedeutender Länder, die sich am liebsten keiner der Zonen anschließen würden. Dazu gehören Russland, Japan, Indien, Südkorea, Saudi-Arabien, die gesamte arabische Welt und die GUS-Länder. Sie stimmen mir sicher zu, dass Inder, Japaner und Vietnamesen aufgrund ihrer Vorgeschichte nicht der geografisch benachbarte Yuan-Zone beitreten wollen. Wahrscheinlich wird es diesen politisch und wirtschaftlich so unterschiedlichen Ländern in absehbarer Zukunft nicht gelingen, eine vierte Superwährung zu schaffen, die mit den ersten drei konkurrieren könnte; es fehlt ihnen sowohl an ökonomischem Gesamtpotential als auch an politischer Koordination. Dennoch muss Russland beginnen, aus der Mehrpoligkeit der Währungswelt seinen Nutzen zu ziehen. Und wie? Beginnen muss man mit Verhandlungen mit den potentiell interessierten Ländern, die ich schon aufgezählt habe, über Währungsabsprachen nach dem Muster der OPEC, zu der ja auch Länder mit sehr verschiedenen ökonomischen Potentialen, politischen Systemen und Kulturen gehören. Ihre Verbindung besteht in der Idee korporativer Vorteile bei der Vermarktung ihres Erdöls. Jetzt ist der geeignete Augenblick zur Entwicklung einer Ideologie korporativer Interessen und der Schaffung eines Länderpools mit einem Außenhandels- und Aktienvolumen von 3 bis 5 Billionen Dollar. Die Gruppe könnte sich ‚Union alternativer Währungsvereinbarungen‘ oder UAWV nennen. Die UAWV verschafft der mit anderen konkurrierenden Supervaluta, in der diese Länder ihren Außen- und Wertpapierhandel abwickeln, potentielle Vorteile. Ebenso bekommt ein Pool immer größere Vorteile eingeräumt als ein einzelnes Land.



Wenn Russland Japan heute allerdings eine Währungsvereinbarung vorschläge, würden die Japaner dies, gelinde gesagt, nicht verstehen. Beginnt man die Diskussion allerdings mit der Frage, was in 10-15 Jahren mit dem Yen und dem Rubel sein wird und wie sie sich zu den Entwicklungstendenzen des weltweite Finanzsystems verhalten, dann wird das Gespräch sehr anders verlaufen.“

Buinosow hörte dem Fürsten fasziniert zu. Er bemühte sich, die Worte zu verstehen und sich von ihnen inspirieren zu lassen. Doch so fest wie er an die materielle Gegenwart und kurzfristige Wirtschaftsperspektiven gebunden war, konnte er sich nicht ernsthaft für eine ferne Zukunft begeistern. Dennoch bemühte er sich zu herauszufinden, wie er die neuen Kenntnisse und Gedanken schon heute für die Entwicklung der eigenen Geschäfte nutzen könnte. Ivéroff fuhr fort: „Die Eigner der Superwährungen werden, wenn sie die Angebote der UAWV ignorieren, kolossale ökonomische Erschütterungen erleben. Die UAWV wäre in der Lage, die Regierung der USA und das Federal Reserve System von Amerika wie auch Brüssel in die Knie zu zwingen, China und den ASEAN-Staaten mit wirtschaftlichem Abschwung zu bedrohen und überhaupt jede der Superwährungen abzuwerten oder kräftig zu unterstützen. Die Positionen der UAWV können über das Zinsniveau entscheiden, eine Börsenkrise, fallende Aktienkurse und eine Verminderung der Kapitalisierung auslösen. Der Markt könnte mit Superwährungen überflutet werden, die Nachfrage nach Finanzressourcen könnte hinter dem Angebot zurückbleiben. Und was passiert in den Ländern der Superwährung, die der UAWV die größten Vorteile eingeräumt haben? Hier werden die Finanzen gestärkt, die Ökonomie erholt sich, das BIP, das Einzelhandelsvolumen und der Export wachsen ebenfalls. Der Aktienindex steigt, das Bankensystem wird stabiler, die Dividende wachsen und der gesamte Finanzmarkt gesundet. Eine Superwährung wird die anderen in ernsthafte Schwierigkeiten bringen.“ „Der Zusammenbruch eines Reiches à la Hollywood“, schmunzelte Buinosow, dachte aber insgeheim, Iwerow müsse entweder ein hundertprozentiger Schizo oder ein Finanzgenie sein. Da steckte Grischka Kuterma seinen Kopf durch die Tür: „Platon Filippowitsch, der Chef vom Sicherheitsdienst mahnt zur Eile. Sie müssen zum Schluss kommen.“ „Okay. Bis morgen, Andrei Konstantinowitsch. Ich komme gegen zwei. Dann sehen wir klarer und können überlegen, wie es weiter geht.“ „Ich habe noch eine Frage: Spekuliert Fräulein

Semiradowa noch an der Börse?“ „Wieso?“ „Sie hat Talent. Erlauben Sie ihr, mit virtuellem Geld zu arbeiten.“ „Versprochen.“

Er ging als erster, Kuterma folgte ihm. Als sie allein waren, sagte Buinosow: „Die Flucht wird gestrichen, oder genauer, verschoben. Verstanden?“ „Wie du befehlst, Chef.“ „Ich geh schlafen. Bleibe du und behalte Iwerow im Auge. Wenn etwas passiert, ruf sofort an.“

Ein düster dreinblickender Pflegehelfer, schon jenseits der 60, mit einem eher quadratischen Gesicht mit groben Zügen, dichten angegrauten Brauen und ausdruckslosen vorquellenden Augen kam herein. „Mir nach!“, sagte er abgehackt, wie bei Kommandos für einen Hund. Der Fürst folgte ihm durch den langen Klinkflur mit trübem Licht. In den dunklen Höhlungen der Zellen konnte er die verschiedensten Typen erkennen, traurig, entrückt oder gelangweilt. Sie deklamierten unbekannte Texte, folgten dem Neuling mit tierischem Hass im Blick, klammerten sich, untröstlich weinend, an die Gitterstäbe, wälzten sich auf dem Boden in nicht enden wollenden Lachkrämpfen. Einer von ihnen rief fröhlich: „Du lieber Gott, wie ist er schön!“ Ein anderer setzte traurig hinzu: „Ein neues Mitglied einer unglücklichen Familie.“ Ein dritter begrüßte ihn: „Willkommen in diesen heiligen Hallen.“ Der Fürst war so in sich selbst vertieft, dass er das Geschehen gar nicht wahrnahm. Ihm schien, als schwämme er in der Engelsbucht, dabei hörte er in seinem inneren Ohr eine Melodie von Beethoven. Erst das Klirren der Schlösser seiner Zelle brachte ihn in die Realität zurück. Dann senkte sich Totenstille über ihn.

Er schlief ein.

## Kapitel 26

Tschertoljas hörte Waraxina mit wachsendem Befremden an. Es war das erste Mal, dass er mit dieser Dame sprach, die von seinen Vorgesetzten protegiert wurde. Die widerliche Person behauptete, sie sei von Iwerow beraubt und vergewaltigt worden. Nun hätte man über den ersten Anschuldigungspunkt rein theoretisch noch diskutieren können, über den zweiten allerdings... Der Untersuchungsführer war ein umsichtiger und erfahrener Mann und ihm war der verborgene Sinn von Sofja Nikandrownas Andeutungen vollkommen klar. Diese Frau redete nicht nur viel, sie quasselte wie ein Wasserfall. Dabei hob sich ihre Stimme mal bis zu einem schrillen Kreischen, mal sank sie zu einem dumpfen Raunen ab, wie bei einer Verschwörerin. In der Hoffnung, möglichst schnell zum Ziel zu gelangen, warf die Waraxina großzügig mit Angeboten und Versprechungen um sich. „Verehrter Freund“, flötete sie, und tief in ihren kleinen Augen, die aussahen wie oxidierte Kupfermünzen, lauerte die Hinterlist. „Elend und Leid sind die weisesten Lehrer des Lebens. Nichts formt uns so wie unsere Fehler. Ich habe mich an jenem Abend ausgesprochen leichtfertig verhalten. Ich habe die Wache nach Hause geschickt, und bin, anstatt den Wagen zu nehmen, zu Fuß gegangen. Ich wurde hart dafür bestraft.“ „Da bin ich ganz Ihrer Meinung, Frauen gehen sehr oft nicht dort hin, wohin sie gehen wollen. Sagen Sie, Verehrteste“, Tschertoljas kniff die Augen zusammen, „es kommt bisweilen durchaus vor, dass ein Mensch glaubt, ihm sei Gewalt angetan worden, aber in Wirklichkeit ist nichts dergleichen geschehen. Die Angst, die eine Zwangsvorstellung hervorruft, macht aus einer einfachen Sinnestäuschung eine imaginäre Wirklichkeit. Hat eine ärztliche Untersuchung stattgefunden? Das wäre für die Beweislage außerordentlich wichtig, damit eine Anklage begründet werden kann.“ „Ich war vollkommen durcheinander. Der Verbrecher hat keine Spuren zurück gelassen, er hat mir einen solchen Schrecken eingejagt, dass ich ihm meinen ganzen Schmuck und die Tasche mit dem Geld gegeben habe.“ „Wie viel Geld war es?“ „700 Dollar und 5000 Rubel.“ „Also, der Räuber hat Ihnen den Schmuck und die Tasche mit dem Geld weggenommen? Was ist dann passiert?“ „Er hat mich vergewaltigt.“ „Sie sind verpflichtet, den Tathergang zu schildern. Was genau ist geschehen?“ „Bringen Sie mich nicht in Verlegenheit. Welche Frau kann so etwas erzählen! Sie gefährden meinen labilen psychischen Zustand. Dieses Entsetzliche noch einmal zu durchleben würde

über meine Kräfte gehen.“ „Aber das Gesetz verbietet es, einen Bürger länger als achtundvierzig Stunden festzuhalten, wenn kein belastendes Material gegen ihn vorliegt. Ich möchte Ihnen gerne helfen, aber ich muss Sie bitten, eine ausführliche Aussage abzugeben.“ „Sie sind doch selber ein Meister darin, solche Dokumente zu fabrizieren. Ihre Vorgesetzten haben mir volle Unterstützung zugesichert. Muss ich mich erst an den Minister persönlich wenden?“ „Beruhigen Sie sich bitte. Natürlich glaube ich Ihnen. Aber Sie sind doch eine kluge Frau, und werden einsehen, dass ich über kein schriftstellerisches Talent wie zum Beispiel eine Marinina verfüge. Ich bin nur ein einfacher Untersuchungsführer, kein Krimiautor.“ „Jeder Mensch muss irgendwann einmal etwas Neues ausprobieren. Dem Mutigen gehört die Zukunft.“ „Im Übrigen wird es schwierig sein, Iwerow den Prozess zu machen. Ich bin davon überzeugt, dass man in der Serbskij-Klinik seine Schuldunfähigkeit feststellen wird. Gestern habe ich mich über zwei Stunden lang mit ihm unterhalten. Ich bin zwar kein Arzt, aber ich möchte bemerken, dass er verschiedene Symptome der Birnbaumschen Krankheit zeigt, Symptome von Wahnfantasien. Sein Bewusstsein konzentriert sich voll und ganz auf die Suche nach sich selbst. Medizinisch ist das wahrscheinlich als psychogene Zwangsidee zu deuten.“ „Ich wünsche ihn zu sehen. Unverzüglich! Stellen Sie mir irgendein Papier aus, damit die Verwaltung des Irrenhauses es mir gestattet, ihn zu besuchen.“ „Wollen Sie allein dort hingehen?“ „Ja! Na und?“ „Haben Sie keine Angst vor Ihrem Vergewaltiger?“ „Jetzt nicht mehr!“ „Wissen Sie, dass ich dazu nicht berechtigt bin?“ „Muss ich mich an die höheren Etagen wenden? Oder soll ich Ihnen 15 000 Rubel geben?“ „Ich richte mich nach den Weisungen meiner Vorgesetzten.“ „Ich erhöhe das Angebot: 1000 Dollar!“ „Leider muss ich nein sagen.“ „Ich gebe Ihnen 50 000 Rubel! Ich verliere buchstäblich den Kopf. Schreiben Sie mir schon die Genehmigung!“ „Frau Waraxina, verstehen Sie mich doch, es wäre gesetzwidrig. Ein Jurist ist keinen Groschen wert, wenn er sich selber nicht an das Gesetz hält.“ „Ihr Verhalten schädigt mich – hat man Ihnen niemals gesagt, dass Zeit Geld ist?“ „Ich bitte um Verzeihung, aber das könnte mich meine Stelle kosten. Es wäre ein schwerwiegender Verstoß.“ „Ich werde dafür sorgen, dass du hier rausfliegst. So ein Holzkopf wie du gehört nach Tschetschenien. Ich werde dich als Untersuchungsführer in das Schatojskij Gebirgsgebiet schicken lassen. Oder noch besser, an die Pankisker Schlucht. Dort regnet es Kugeln wie anderswo Hagelkörner. Dann wirst du sehen, was

es heißt, sich Waraxina zu widersetzen, dann wirst du verstehen, was das ist, die Rache eines Opfers!“ Mit immer neuen Drohungen um sich werfend, stürzte die aufgebrauchte Dame aus dem Büro des Untersuchungsführers.

Nachdem das Gezeter der sogenannten Geschädigten verklungen war, fand Tschertoljas erst allmählich seine Fassung wieder und versuchte, seine missliche Lage zu überdenken. Er hoffte, dass diese dreiste Demonstration skrupelloser Frechheit ohne Folgen bleiben würde. Vor ihm auf dem Tisch lag der Aktenordner mit der Nummer 29739, darin 3 jämmerliche Bögen Papier: der Beschluss über die Eröffnung des Strafverfahrens gegen Iwerow, der schriftliche Bericht des Diensthabenden über die Verhaftung und eine Kopie der Einweisung des Fürsten in die Serbskij-Klinik. Für eine so dürftige Akte konnte es vom Vorgesetzten nur eine Rüge geben. Tschertoljas dachte gerade darüber nach, wie er sie mit weiterem Material auffüllen könnte, als es an die Tür klopfte. „Kommt dieses Scheusal etwa zurück?“, schoss ihm durch den Kopf. Das Klopfen wiederholte sich und Buinosow schaute ins Zimmer herein. „Was wünschen Sie?“ „Ich bin Platon Buinosow, ich komme von Altynow.“ „Ah ja. Treten Sie ein.“ „Ich habe hier einen Brief von unserem gemeinsamen Bekannten für Sie. Bitte sehr, nehmen Sie.“ Tschertoljas öffnete den Briefumschlag, faltete das darinnen liegende Blatt auseinander und las: „Dies ist ein Freund von mir, er ist vertrauenswürdig. Hilf ihm!“ „Womit kann ich Ihnen dienen?“ „Ich interessiere mich für den inhaftierten Iwerow.“ „Wirklich eine geheimnisvolle Persönlichkeit, die wir da haben.“ „Was meinen Sie damit?“ „Eine ziemlich seltsame Geschichte. Ganz Moskau war in Aktion, um diesen Mann zu verhaften. Dabei ist er unschuldig. Er ist ein wirklich sympathischer Mensch. Mir erschien es angebracht, ihn für ein paar Tage im Serbskij-Institut verschwinden zu lassen, damit ich mich erst mal umschaue und herausfinden kann, wer hinter der ganzen Sache steckt.“ „Und wer ist es?“ „Die zentrale Figur war gerade eben hier, die sogenannte Geschädigte. Ihr Name ist Sofja Waraxina.“ „Ah, dieses widerliche Weib.“ „Kennen Sie sie?“ „Den Namen hört man immer wieder, eine böswillige Intrigantin.“ „Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Eine sehr unangenehme Person. Sie hat mir gedroht, mich nach Tschetschenien schicken zu lassen. Sie hatte eine Empfehlung von ganz oben. Brrr, ekelhaft!“ „Sie stehen unter unserem Schutz. Nehmen Sie sich diese Drohungen nicht zu Herzen. Wir boxen Sie auf jeden Fall raus.“

Haben Sie eine Ahnung, warum sie ihn verleumdet? Iwerow hat ein hundertprozentiges Alibi. Er war die ganze Zeit in meinem Büro, ohne es ein einziges Mal zu verlassen.“ „Hat er an der Börse spekuliert und an die 13 000 Dollar verdient?“ „Hat er davon erzählt?“ „Ja. Aber er hat weder den Namen irgendeiner Person noch einer Firma genannt. Ich habe noch keine Theorie. Und Sie?“ „Als ich den Namen Waraxina hörte, dachte ich sofort: Sie hat es auf eine Entschädigung abgesehen.“ „Ist Iwerow denn reich?“ „Es ist zu vermuten, dass er über ein bedeutendes Vermögen verfügt.“ „Dann wäre diese Version durchaus glaubwürdig.“ „Aber Iwerow ist ein sehr ungewöhnlicher Mensch. An Vernunft und Mut mangelt es ihm nicht. Und er ist so von seiner verrückten Idee besessen, dass man ihm kein X für ein U vormachen kann. Er ist eine zu harte Nuss für Waraxina und ihre Leute. Allerdings wird noch festzustellen sein, was das für Leute sind.“ „Sie wollte Iwerow besuchen, aber ich habe abgelehnt, worauf sie ausrastete. Spätestens in einer Stunde werden ihre Gönner mich per Telefon fertig machen. So werden weitere Figuren auftauchen.“ „Das wird möglicherweise ein ganz interessantes Spiel. Was wollen Sie jetzt tun?“ „Ich denke, ich warte ab, wer mich anruft, damit ich weiß, welche Kräfte hinter dieser Hyäne stehen. Und um 3 Uhr will ich dann zu Iwerow.“ „Hervorragend. Ich fahre sofort zu Altynow. Für diese Geschichte braucht man sein spezielles Talent. Gegen 3 treffen wir uns dann vor der Klinik“.

Darauf verließ der bekannte Moskauer Geschäftsmann das Büro des Untersuchungsführers.

Jurij Altynow und Platon Buinosow besprachen die Angelegenheit ausführlich. Der Moskauer Unternehmer legte seinem Geschäftspartner die Fakten in allen kleinsten Einzelheiten dar. Er schilderte sogar Details, die kaum jemandem aufgefallen wären, denn seiner Überzeugung nach konnte nur die Kunst, auch die winzigsten Bausteine zusammen zu tragen und zu analysieren, wirklich Großes bewirken, nämlich die gegnerischen Pläne zum Scheitern bringen und die eigenen Opfer unfehlbar in die Falle locken. Die Sprache der jungen Leute war geprägt von derben Ausdrücken, einer zynischen Verachtung für das Gesetz und dem hemmungslosen Drang zur Bereicherung. Ihr glühender Neid auf den unermesslichen Reichtum Chodorkowskijs und Friedmans, Potanins und Abramowitschs überstieg jedes Maß. Sie freuten sich auf den bevorstehenden Coup wie Schauspieler auf eine lang erwartete Premiere. Sie

brauchten eine Bühne und ein originelles Szenario. Sie waren besessen von dem Verlangen, sich ins Gefecht zu stürzen, kunstvolle Fallen zu legen, präzise Konstellationen zu schaffen. Sie rissen die Augen auf wie beim Anblick eines Weltwunders, reckten die Häse, um hinter den Horizont zu schauen, spitzten die Ohren in Erwartung des Applauses und leckten sich die Lippen, als hätten sie ein köstliches Dessert vor sich! Sie sehnten sich nach Erfolg! Ohne Skrupel und ohne Gewissensbisse! Ihre Gedanken bekamen Flügel, stießen an die Wände und verwandelten sich in Siegerlorbeeren! Die Energie ihrer Träume und Fantasien schien über die Kraft eines Perpetuum mobile zu verfügen. Gerade diese Menschen, die von solchem Tatendrang und Ungestüm besessen sind, sind es, die historische Siege, Nobelpreise und riesige Vermögen erringen. „Ich denke, ich weiß, was wir jetzt tun müssen.“ über Alтынnows erregtes Gesicht legte sich ein träumerisches Lächeln. „Es besteht das Risiko, dass unser Kapital durch die Lappen geht, aber ist es nicht unsere Bestimmung, das Schicksal herauszufordern? Ist die Unbeherrschbarkeit unserer Bedürfnisse etwa nicht eine Garantie für unseren Sieg? Dieses Spiel fasziniert mich, mein Freund. 300 Millionen Dollar, 500 Millionen! Das sind Zahlen, die berauschen. Im Moment fehlen mir noch einige Informationen über die Arbeitsweise westlicher Banken, aber die werde ich mir in der nächsten Zeit besorgen. Du fährst jetzt zur Alpha-Bank. Hol dort Überweisungsformulare und sag Tschertoljas, er solle Iwerow davon überzeugen, dass er Zahlungsanweisungen für den Rechtsanwalt und für die Bußgelder wegen seiner unterbliebenen Anmeldung in Moskau, das Fehlen seines Passes und so weiter unterschreiben muss. Nach russischem Gesetz braucht er einen Rechtsanwalt. Wir werden ihm Neupokojew unterschieben. Der Junge versteht sein Geschäft und ich vertraue ihm. Ich muss jetzt schnellstens zur Staatsanwaltschaft, wir brauchen einen Haken, an dem wir unseren Franzosen erwischen können. Iwerow soll in der Psychiatrischen Anstalt bleiben, wo wir am einfachsten an ihn heran kommen. Was hältst du von diesem Plan?“ „Keine Einwände. Wir können sofort loslegen, jeder weiß, was er zu tun hat“, antwortete Buinosow.

Die jungen Leute begaben sich zum Fahrstuhl.

Das Gespräch zwischen den beiden Geschäftspartnern hatte im Appartement von Jurij Alтынnow stattgefunden, in einem stadtbekanntem Nobel-Bau in Krylatskoje mit

wunderbarem Blick auf die Moskwa. Die Wohnung bestand aus sieben hellen und geräumigen Zimmern mit einer Gesamtfläche von 370 qm. Italienische Möbel der Spitzenklasse und Design von Mme Bossart machten aus der Wohnung eine Oase des Komforts. Nur sehr wenige Menschen konnten sich solchen Luxus leisten. Ende der neunziger Jahre war in der Metropole ein neuer, der russischen Bevölkerung bis dahin wenig bekannter Stand städtischen Bürgertums entstanden, die sich mittlerweile selbst als Elite der Gesellschaft bezeichneten: die Angehörigen der föderalen und regionalen politischen Clans, Vertreter des großen und mittleren Business, wohlhabende Geistliche und Autoritäten der Unterwelt. Die kleinen Krämer, Lumpenproletarier, Straßenkriminelle und Arbeitslose wurden von ihnen nicht wahrgenommen. Ganz gesondert existiert die kreative Intelligenz, die Akademiker und der Umkreis der Wissenschaftler, innerhalb derer im wesentlichen ein gelassenes Mittelmaß herrscht. Die Standesgrenzen und -prinzipien sind hart und kompromisslos, verzerrt wird das Kastendenken des neunzehnten Jahrhunderts fortgeführt. Während sich die Einen verzweifelt nach einem Zugang zu den VIP-Salons sehnen, treibt dieses penetrante Gedränge die Anderen, die ständig von einem Schwarm aus Bodyguards umgeben sind, zur Weißglut. Die Stimme des Volkes wird im Lande nicht gehört! Sie verhält angesichts des Snobismus der Politiker und des Hochmuts der Geistlichen. Sie wird unterdrückt vom Egoismus der Reichen und vom Gebaren des Verwaltungsapparats. Sie wird übertönt vom Konsumrummel und vom Hupen der Mercedes-flotte. Die Erbitterung der Mittellosen, die jeden Moment bereit sind, die besitzende Klasse nieder zu walzen, gleicht den Empfindungen eines Ausgeraubten, der im Hinterhalt liegt und seinem Räuber auflauert.

In den letzten Jahren werden Rezepte erörtert, wie Russland von seiner grausamen Armut geheilt werden könnte. Unbedingte Voraussetzung dafür, sie zu Fall zu bringen, die Armut endgültig zu besiegen und sogar aus dem Gedächtnis zu tilgen, ist es, die Gesetze des Marktes zu etablieren und in den Menschen den leidenschaftlichen Wunsch zum Handeln zu entfachen. Doch obwohl dies so klar und einfach scheint, gelingt es immer noch nicht, das Schwungrad des Wandels in Gang zu setzen. Noch immer ist die Zeit der Reformen nicht angebrochen! Wer ist Schuld daran? Wer trägt die Verantwortung für die brutale Spaltung der Gesellschaft in antagonistische Klassen? Ist es der elende Infantilismus, fehlender Sinn für das Wesentliche oder bewusste



Sabotage? Gibt es im russischen Volk überhaupt eine Kraft zur die Erneuerung der Gesellschaft und zur Veränderung seiner Lebensumstände? Oder ist Grausamkeit ein typischer Charakterzug der Russen? Ist es das sorglose „Alles ist erlaubt“, das uns von anderen Völkern unterscheidet? Liegt dort die Ursache für all das Unglück unserer Heimat? Solange die Stimme des Volkes nicht zur Hymne des Vaterlandes wird, solange sie nicht die Herzen der Menschen ergreift und solange wir weiterhin trockenen Auges und ohne jedes Mitgefühl die Armut hinnehmen, verändern wir weder uns selber noch unser Russland. All die Jahre, in denen sich die Elite dieses Landes beharrlich weigerte, das Stöhnen des Volkes zu hören, haben einen tiefen Keil getrieben. Durch den maßlosen Überfluss, in dem die Elite lebt, machte sie sich zu einem Unterpfand des Protestes, der in den Herzen von 145 Millionen Menschen glüht. Wem werden sich als erstem die Augen öffnen? Wem wird die Wahrheit erscheinen? Lag es denn in der Absicht des Schöpfers selber, dass wir mit Geist begabt, doch hungrig sind? Noch immer herrscht in Russland die Gewinnsucht, ist unsere Elite von Geldgier besessen, werden die besten Köpfe des Landes hemmungslos ausgebeutet! Die talentiertesten Menschen streben danach, ihre Nächsten auszunutzen und zu ruinieren. Eine schwarze Binde verhüllt die Augen. Man ist unfähig, den Buchstaben des Gesetzes zu sehen, das Herz hat die Vorstellung von Wirklichkeit verzerrt. Das Gewissen schläft, die Seele ist erstarrt und taub geworden für den ewigen Moralkodex!

Vor der Serbskij-Klinik drängte sich eine Menschenmenge. Alte Mütterchen mit ihren Mitbringseln, jüngere Frauen mit Aktenordnern und Mädchen mit Blumen warteten unter der glühenden Junisonne geduldig auf das Wiedersehen mit ihren Verwandten. Man hatte den Anschein, als würde das Elend der Patienten in der Irrenanstalt ausschließlich das schöne Geschlecht bewegen.

Als erster fuhr der Untersuchungsführer Prochor Tschertoljas in seinem Lada vor. Er saß selber hinter dem Steuer. Der Hauptmann sah auf die Uhr: 14.43 Uhr. Der Wagen besaß keine Klimaanlage. Tschertoljas schaltete die Alarmanlage ein und stieg aus. Fast im selben Augenblick hielten neben ihm ein schwarzer Mercedes der C-Klasse und ein schwarzer „Land-Cruiser“. Aus dem Jeep sprangen drei bewaffnete Bodyguards, die sofort wie nach einem Gefechtsplan Position bezogen, während Platon Buinosow mit einem weiteren Satelliten der Limousine entstieg. „Hallo, mein lieber Prochor

Petrowitsch, was gibt es Neues?“ „Wenig Gutes, aber dafür Schlechtes. Womit soll ich anfangen?“ „Mit dem Schlechten.“ In diesem Moment hielt ein weiterer Mercedes der C-Klasse und der strahlende Altynow stieg aus. „Grüß dich, Tschertoljas.“ Sie umarmten sich. „Der Moskauer Staatsanwalt will Iwerow in die Butyrka überführen lassen“, erklärte der Untersuchungsführer. „Halb so schlimm. Wir schalten die höhere Instanz ein. Die werden schon dafür sorgen, dass er in der Klinik bleibt“, sagte Platon Filippowitsch. „Solche Beziehungen stehen mir leider nicht zu Verfügung.“ „Das lass mal mein Problem sein.“ „Der FSB wird bereitet die Papiere vor, damit der Franzose ins Lefortowo-Gefängnis gebracht wird.“ „Ich habe bereits mit der Direktorin der psychiatrischen Klinik gesprochen. Da der Untersuchungsführer Tschertoljas Iwerow nun schon einmal zur Untersuchung hat einweisen lassen, wird er wohl solange dort bleiben, bis die Ärzte ihre Diagnose abgegeben haben. Die geben Iwerow nicht her. Weder dem FSB noch dem Innenministerium noch der Staatsanwaltschaft“, sagte Altynow. „Im Augenblick wissen wir ja selbst noch nicht, was für uns am günstigsten ist – ihn hinter Schloss und Riegel zu halten oder frei herumlaufen zu lassen. Aber davon abgesehen, heute ist Samstag, der 29. Juni. Bis Montag haben wir auf jeden Fall freie Hand, das sind also zwei Tage, in denen wir die Sache einfädeln können. Hast du die Überweisungsaufträge dabei?“ Buinosow reichte Altynow einen Paken Papiere. „Gib sie Tschertoljas. Prochor Petrowitsch, ich habe gehört, du hast einen guten Draht zu Iwerow. Das ist günstig. Empfiehl ihm den Rechtsanwalt Neupokojew. Er kann sich gleich morgen mit unserem Häftling treffen. Hier ist seine Bankverbindung, sie muss in dem Überweisungsvordruck eingetragen und dieser dann dem Franzosen übergeben werden, damit er ihn ausfüllt. Auf diese Art und Weise finden wir Iwerows Bankverbindung und Kontonummer heraus. Ich denke, wir gehen auf folgende Weise vor: Du unterhältst dich mit ihm und versuchst, ihn für dich einzunehmen. Du erklärst ihm geradezu, wer hinter ihm her ist, aber warum, das behältst du für dich. Er soll selber nachdenken. Dann bringst du ihn dazu, dass er dich um Hilfe bittet, meinetwegen, ihn in ein anderes Zimmer zu verlegen, oder ihn zu entlassen, Lebensmittel für ihn zu kaufen, oder sonst irgendwelche alltäglichen Kleinigkeiten. Wie ich gehört habe, ist es der Waraxina gelungen, bei der Moskauer Staatsanwaltschaft eine Besuchserlaubnis zu erwirken. Ich habe deshalb ein paar spezielle Apparate mitgebracht. Sie werden gerade im Besuchszimmer installiert. Das macht ein Mann von Platon. Wenn wir Waraxinas

Gespräch mit Iwerow abgehört haben, werden wir überlegen, wie wir weiter vorgehen.“  
 „Soll ich mich mit Iwerow treffen?“, fragte Buinosow. „Noch nicht. Wir warten erst sein Gespräch mit dieser Dame ab. Jetzt sollten wir hier nicht länger auf dem Präsentierteller stehen bleiben und unsere Besprechung lieber ins Restaurant „Taras Bulba“ verlegen. Das ist nur ein paar Meter von hier, gleich um die Ecke. Unsere Handys sind eingeschaltet. Bis dann.“ „Wollt ihr mich auch abhören?“, erkundigte sich Tschertoljas. „Wozu das denn? Du bist doch unser Partner. Ich wusste schon lange, dass Iwerow Besuch von der anderen Seite bekommen würde. Das Abhörsystem schaltet sich ein, sobald Waraxina die Schwelle des Besuchsimmers überschreitet.“

Tschertoljas betrat die Klinik.

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, mein Aufenthalt hier ist ein wahres Geschenk für mich. Ich habe wunderbare Menschen kennen gelernt, mit denen man einzigartige, tiefe Gespräche führen kann!“ Mit diesen Worten empfing Ivéroff den Untersuchungsführer. „Ich habe dafür eine unangenehme Nachricht für Sie. Meine Vorgesetzten verlangen, dass Sie ins Butyrka-Gefängnis verlegt werden.“ „Wie schön. Für mich ist alles interessant. Ich bin wie ein Kind, das die Welt entdeckt, ich möchte überall hin. Für die Suche nach sich selbst ist die Berührung mit den Schicksalen anderer Menschen wie eine wundertätige Quelle.“ „Meine Vorgesetzten bestehen allerdings darauf, Sie in eine Einzelzelle zu legen.“ „Auch nicht schlimm! Ich bin mir selber interessant genug, da kann ich mich ganz der Virtualität hingeben. Machen Sie sich keine Sorgen, ich akzeptiere jede Ihrer Entscheidungen, ohne im Geringsten gekränkt zu sein. Für mich ist Russland in allen seinen Erscheinungsformen interessant.“ „Aber die Ernährung dort ist furchtbar.“ „Das stört mich überhaupt nicht. Die Kost der Serbskij-Klinik schmeckt mir sehr gut. Ich bin sicher, auch die karge Zuchthaussuppe wird mir nicht weniger munden als die vorzüglichsten Speisen der Restaurants an der Cote d’Azur.“ „Außerdem gibt es dort Läuse.“ „Sie haben schon versucht, mich mit exotischeren Tieren zu erschrecken, so etwas Ähnliches wie eine Kreuzung aus Wanze, Krokodil und Piranha. Ich bin bereit, auf alle Arten von Insekten und sämtlichen sonstigen Tieren zu treffen.“ „Aber vielleicht möchten Sie ja in der Klinik bleiben?“ „Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“ „Wenn Sie mich darum bitten...“ „Das ist gegen meine Prinzipien. Sie müssen selber wissen, ob Sie mir helfen oder schaden wollen.“ „Nach dem russischen Gesetz brauchen

Sie einen Rechtsanwalt. Kennen Sie jemanden, dem Sie Ihre Verteidigung anvertrauen können?“ „Nein, niemanden!“ „Möchten Sie, dass ich Ihnen einen guten Juristen empfehle?“ „Gerne, vielen Dank. Es ist immer von Vorteil, wenn man sich an die Gesetze hält. Wer ist es?“ „Ein Herr Neupokojew. Er ist vierzig Jahre alt, hat an der Moskauer Universität studiert und besitzt sehr viel Erfahrung im Strafrecht.“ „Großartig! Ich werde ihn erwarten.“ „Da wäre noch eine kleine Formalität. Bei uns ist es üblich, für die Dienste eines Rechtsanwaltes einen Vorschuss von 20 000 Rubel zu zahlen. Das sind etwa 650 Dollar. Ich habe Ihnen einen Überweisungsauftrag mitgebracht. Bitte tragen Sie Ihre Bankverbindung ein und unterschreiben Sie.“ „Verehrter Herr Tschertoljas! Solche Dinge sind Sache meiner Juristin. Sobald Neupokojew hier erscheint, werde ich ihm die Adresse von Madame Ponsen mitteilen. Sie lebt in Nizza.“ „Es gibt bei uns feste Regeln auf dem Dienstleistungsmarkt, an die Sie sich halten sollten.“ „Ich habe Ihnen die einzige mögliche Variante genannt. Andere Zahlungsmodalitäten sind für mich nicht möglich.“ „Soll ich von ihm verlangen, sich mit Frankreich in Verbindung zu setzen?“ „Das werde ich mit ihm selbst besprechen.“ „Aber er spricht kein Französisch.“ „Kein Problem. Hat er ein Handy?“ „Das weiß ich nicht.“ „Er soll ein Handy und seine eigene Bankverbindung mitbringen. Dann werde ich das selbst alles regeln.“ „Inhaftierte dürfen kein Telefon benutzen.“ „Na gut, dann machen wir es anders. Bitte geben Sie mir ein Blatt Papier und einen Stift, dann werden wir das Problem im Handumdrehen gelöst haben.“ Als Ivéroff das Gewünschte erhalten hatte, schrieb er: „Chere Elizabeth, transfere sur ce compte mille 1000 dollars<sup>16</sup>“. Darunter gab er die Bankverbindung des russischen Juristen an, die er dem vorbereiteten Überweisungsauftrag entnommen hatte. Zum Schluss schrieb er die Faxnummer dazu. „So, bitte sehr. Ich rechne 100 Dollar extra für das Fax.“ „Sind Sie sicher, dass sie zahlt?“ „In ein paar Stunden ist das Geld in Moskau“. „Übrigens, die Geschädigte hat Sie ausfindig gemacht, sie wird bald hier erscheinen.“ „Für die Identifizierung?“ „Nein, sie möchte mit Ihnen reden.“ „Privat?“ „Ja!“ „Widerspricht das nicht den russischen Gesetzen?“ „Doch, allerdings.“ „Egal, sie soll ruhig herkommen. Wer ist sie?“ „Sie heißt Sofja Waraxina und ist fünfundvierzig Jahre alt.“ „Der Name sagt mir gar nichts.“ „Sie behauptet steif und fest, Sie hätten sie beraubt und vergewaltigt.“ „Unsinn!“ „Es gibt eine Zeugin. Sie heißt Violetta Schindjapkina. Sie

---

<sup>16</sup> Liebe Elisabeth, überweise auf dieses Konto 1000 Dollar.

gibt an, Sie bei der Tat gesehen zu haben.“ „Sagten Sie Schindjapkina?“ „Ja, richtig!“ „Ist das die Tochter des russischen Vizekonsuls in Marseille?“ „Das weiß ich nicht.“ „Dann verstehe ich, wer hinter dieser Geschichte steckt. Und ich habe ganz zu Unrecht Buinosow verdächtigt. Sie sind hinter meinem Geld her. Ist das vielleicht eine russische Form von Erpressung?“ „Bisher ermittelte ich nach den Paragraphen 161 – Raub – und 131 – Vergewaltigung.“ „Gehören Sie zu denen?“ „Ich bin unabhängig.“ „Sie will mich also besuchen, das ist wunderbar!“ „Was meinen Sie damit?“ „Ich brauche Ihre Hilfe. Sie haben mir doch gerade Ihre Neutralität erklärt.“ „Ja, ich bin bereit, Ihnen zu helfen.“ „Installieren Sie ein Abhörgerät im Besuchsraum. Dann wird Ihnen alles klar werden, was da vor sich geht. Anschließend können Sie Anklage wegen Erpressung erheben.“ „Was ist dieser Iwerow doch für ein durchtriebener Kerl. Sind etwa alle Psychopathen so gerissen?“, dachte Tschertoljas. Laut sagte er: „Heute ist Samstag, da kann ich so ein Gerät nicht besorgen.“ „Dann verstecken Sie sich selber dort drinnen!“ Der Fürst deutete zu der dunklen Rumpelkammer, in der die Putzfrauen ihre Besen und Lappen aufbewahrten. „Ich kann nicht als Zeuge für Sie auftreten.“ „Dann suchen Sie jemand anderen.“ „Wie soll das gehen? Dafür ist nicht genügend Zeit!“ „Ich habe eine andere Idee: Ich sage den Termin ab und verlege ihn auf Montag Nachmittag. Passt Ihnen das?“ „Ich brauche die Genehmigung des Bezirksstaatsanwalts, um ein Abhörgerät installieren zu können.“ „Wo liegt das Problem?“ „Ich weiß nicht, ob ich diese Genehmigung bekomme.“ „Versuchen Sie es.“ „Ich werde mir Mühe geben. Aber die Chancen sind gering. Ich rate Ihnen, sprechen Sie möglichst offen mit ihr. Finden Sie heraus, was sie im Schilde führt, hören sie sich ihre Vorschläge an. Gleich nach dem Treffen beraten wir dann, was wir tun sollen. In Ordnung?“ „Abgemacht!“ „Brauchen sie noch irgend etwas?“, Tschertoljas erhob sich und gab damit zu verstehen, dass die Unterredung beendet war. „Danke! Im Augenblick nichts. Im Übrigen habe ich nicht vor, Sie um etwas zu bitten. Wenn man sich mir aufdrängt, kann ich sehr launisch sein. Aber sollte mich Ihr Verhalten von Ihrer Aufrichtigkeit überzeugen, werde ich das nicht unbeachtet lassen. Freigebigkeit ist meine zweite Natur! Sollte ich allerdings merken, dass Sie ein doppeltes Spiel treiben, werde ich den Kontakt zu Ihnen abbrechen. Bis bald!“

Als Ivéroff in Begleitung des Wärters den Gang entlang zu seinem Zimmer ging, wurde er von der Ankündigung eines weiteren Besuches aufgehalten. Er musste umkehren.

Der Fürst war ganz ruhig, seine Geist war vollkommen von dem Wunsch vereinnahmt, das mit seinem Zimmergenossen begonnene Gespräch über die Wechselbeziehung zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche fortzusetzen. Ivéroff betrat erneut das Besuchszimmer. Eine Frau saß am Tisch. Ihr extrem unangenehmes Aussehen brachte ihn zum Kichern. „Habe ich die etwa vergewaltigt?“, dachte er. „Ich habe davon geträumt, die Kehrseite der Welt kennen zu lernen – bitte, da ist sie! Zwing dich, zu diesem Ungeheuer zu gehen und ihre Hand zu küssen. Mach ihr ein Kompliment! Schau ihr verliebt in die Augen.“ Über das ganze Gesicht lächelnd, trat der Fürst auf die Waraxina zu, küsste ihr die Hand und sagte: „Madame! Ich freue mich Sie zu sehen.“ „Er hat sich schon aufgegeben“, dachte sie. „Jetzt kann man ihn mit bloßen Händen packen und um den Finger wickeln.“ Waraxinas Blut kam immer in Wallung, wenn der Reichtum Anderer vor ihren Augen leuchtete. Diese Wallungen legten sich erst dann, wenn das fremde Geld in ihren Besitz übergegangen war.

Ivéroff setzte sich ihr gegenüber. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ Die Augen eines hungrigen Raubtieres verschlangen ihn. Der Fürst wich diesem Blick nicht aus, sein gutmütiges Lächeln wurde nur noch breiter. Eine Weile sahen sie sich schweigend an. „Was grindest du so? Ich werde dich für meine geschändete Ehre, für meinen moralischen Schaden bezahlen lassen.“ „Kennen wir uns?“ Diese Frage des Fürsten vermochte seine Gesprächspartnerin keineswegs zu entmutigen. „Als du mich ausgeraubt hast, hast du mich das nicht gefragt. Jetzt bist du in meiner Hand, von mir allein hängt es ab, ob du leben oder sterben wirst.“ „Madame! Ich spüre die Aromen der besten Parfüms Frankreichs, aber ich muss gleichwohl feststellen, dass Ihre Vorstellungskraft von einem Strom von Illusionen überflutet wird. Vielleicht haben Sie Probleme mit Ihrem Gedächtnis? Die Serbskij-Klinik ist der beste Ort, um sich von Zwangsvorstellungen zu kurieren. Sie ist zwar überfüllt... Aber ich wäre durchaus bereit, Ihnen den Platz in meinem eigenen Krankenzimmer zu überlassen, und wenn Sie möchten, lese ich Ihnen zum Einschlafen etwas aus dem Neuen Testament vor.“ „Es hat überhaupt keinen Sinn, dumme Witze zu machen. Und noch weniger, den Geisteskranken zu spielen. Ich habe von oberster Stelle die Verfügungsgewalt über dein Leben erhalten, Iwerow. Entweder du gehorchst meinen Anweisungen, oder man wird dich in einer Moskauer Müllgrube verscharren. Willst du am Leben bleiben und die Freiheit wiedersehen? Stelle mir

schleunigst eine Exklusivvollmacht über dein gesamtes Vermögen und sämtliche Bankguthaben aus. Dann werde ich dir Leben und Freiheit garantieren.“

André Ivéroff spürte, wie statt der Empörung in ihm die Leidenschaft eines Spielers erwachte. Seine Laune stieg, und mit einem verschmitzten Lächeln sagte er: „Jetzt haben Sie mich neugierig gemacht, gibt es in Moskau Beamte, die Vollmachten über das Leben der Bürger Russlands und der Europäischen Union verteilen?“ „Allerdings! Du hast ausgespielt und keine andere Wahl. Du bist vollkommen in meiner Hand.“ „Und Sie garantieren mir, dass man mich frei lässt? Werden Sie ihre Klage wegen Raub und Vergewaltigung zurück ziehen, wenn ich Ihnen die Verfügungsgewalt über mein gesamtes Vermögen erteile?“ „So ist es.“ „Das ist doch eine banale Erpressung.“ „Aber nein! Das ist ein russisches Tauschgeschäft. Du gibst mir dein Geld, und ich gebe dir die Freiheit!“ „Und sind Sie bereit, mir ein juristisches Papier zu unterschreiben, in dem Sie mir schriftlich garantieren, dass ich nicht nur auf freien Fuß gesetzt werde, sondern auch mein Leben unangetastet bleibt?“ „Ja! Umgehend!“ „Wer wird diese Garantien unterzeichnen? Das Verfassungsgericht, der Generalstaatsanwalt, der Innenminister, der Patriarch von Moskau?“ „Ich werde unterzeichnen!“ „Aber sind Ihre Garantien irgend etwas wert? Wie kann denn eine Privatperson die Freiheit und Unantastbarkeit eines anderen garantieren? Ich schlage vor, wir hören auf, unsere Zeit zu verschwenden, Frau Waraxina, Ihre Einschüchterungen und Schlichen wirken bei mir nicht. Sie haben nur eine Chance, diese Vollmacht von mir zu erzwingen. Sie müssen mich foltern. Brechen Sie mir die Hände, renken Sie mir die Gelenke aus, reißen Sie mir die Fingernägel heraus. Ich bin selbst neugierig darauf, ob ich die Folter von Eiferern aushalten werde. Gerät der virtualisierte Mensch durch körperlichen Schmerz ins Wanken? Und wenn ich dabei sterben sollte, würde ich meinen großen Vorgängern begegnen, das ist sehr inspirierend.“

Sofja Waraxina war eine Virtuosa der Provokationen und heimlichen Intrigen, ihre ungeheuerliche Sittenlosigkeit, Dreistigkeit und perfideste Heimtücke hatte sie sich im Reich des Bösen angeeignet, das so lange von Obskurantismus regiert worden war. Unter wechselnden Vorzeichen – in jenem Staat, der den erbarmungslosen Roten Terror propagierte, ebenso wie im Land des zynischen „Alles ist erlaubt“, das Gajdar und Jelzins rechtlichen Nihilismus installiert hatten, – war sich dieses Ungeheuer in Frauengestalt treu geblieben und jeweils in der Lage, die russischen Bürger in tödliche

Schrecken zu versetzen. Aber der französische Aristokrat, der im Geiste von Freiheit und Ehrgefühl aufgewachsen war, ein reicher Mann, ein Intellektueller und erfahrener Spieler auf den Aktienmärkten der Welt, tat so, als sei sie nur eine harmlose Witzfigur. Er wusste, dass ihr Waffenarsenal außer Drohungen und Provokationen nichts enthielt. Diese Dame war hohl wie eine Seifenblase. Nachdem Ivéroff ihr den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, wartete er auf ihre Reaktion. Und tatsächlich war Waraxina wie vor den Kopf geschlagen. Ihr grober, dreister Angriff war ins Leere gegangen. Und sie hatte nichts Anderes, Größeres, das sie hätte auffahren können. Plötzlich merkte die verärgerte Frau, dass ihr von den betäubenden medizinischen Gerüchen, die hier in der Klinik verbreitet waren, das Atmen schwer wurde. Obwohl sie immer noch versuchte, als Siegerin zu wirken, kam jetzt ein Beben in ihre Stimme, diese Stimme, die doch schon Tausende von Menschen bedroht hatte, klang ganz neu, matt und kraftlos. „Freu dich nicht zu früh. Auch dich werden wir noch knacken. So einen Typen wie dich kriege ich in Nullkommanichts zahm wie ein Schoßhündchen. Ich werde dein Leben in eine Hölle verwandeln und du wirst noch darum betteln, dass ich dein Kapital unter meinen Schutz nehme.“ „Sagen Sie, bitte, halten Sie tatsächlich alle reichen Menschen für Schlafmützen? Dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg. Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen...“ „Scher dich weg, du geisteskranker Hanswurst! Na warte, Iwerow.“ „Ich bin nicht so richtig überzeugt davon, dass Ihnen tatsächlich Erfolg beschieden sein wird. In der virtuellen Welt, in die ich jetzt enteilen werde, gibt es keinen Platz für Wesen wie Sie. Sie sind ein Mensch der Vergangenheit. Ihre Ambitionen sind ein jämmerlicher Anachronismus, sie sind so zeitgemäß wie mittelalterliche Hexenbeschwörungen. Also, leben Sie wohl. Übrigens, wenn Sie Ihre moralischen Grundsätze irgendwann einmal radikal ändern sollten, würde ich mich freuen, Sie wieder zu sehen.“

Das einzige, was sie seinem beißenden Spott entgegensetzen konnte, war der Versuch, sich ihre Wut vom Herzen zu reden. Tief verletzt sprudelte sie viel und ohne jeden Zusammenhang los, nannte Namen von Personen und Ortsbezeichnungen, die der Fürsten nie gehört hatte, gebrauchte Ausdrücke aus der Ganovensprache und Schimpfworte, die er nicht verstand. Unter dem Gewölbe des Besuchszimmers tobte ihre verletzte, unbeherrschte Leidenschaft, aber Ivéroff ließ das gänzlich unberührt. Sein Gesicht war von einem inneren Licht erhellt, und es schien, als nehme er die rasende



Frau gar nicht wahr. Der Fürst stand auf und sagte zu dem Wärter hinter der Absperrung: „Bitte führen Sie mich in mein Zimmer zurück.“

So ging das Treffen des französischen Aristokraten mit Sofja Waraxina zu Ende.

Eine Stunde später, im Restaurant „Taras Bulba“, wandte sich Jurij Altynow an seine Geschäftspartner, nachdem sie das Tonband mit dem Gespräch zwischen Ivéroff und der Waraxina abgehört hatten: „Bisher gab es nur ein Motiv bei diesem Spiel. Jetzt haben wir zwei. Ich bin mir gar nicht so sicher, ob bei diesem Franzosen überhaupt etwas Nennenswertes zu holen ist. Aber ich bin überzeugt davon, dass wir diese Dame ausquetschen können. Wir müssen herausfinden, welches Vermögen sie hat, insgesamt, an Barbestand, Sachwerten, Firmenanteilen und Aktien.“ „Oh, diese Gaunerin hat ein ganz anständiges Kapital“, kicherte Platon Buinosow. „Prochor, lad doch mal die Zeugin Schindjapkina zu einer Vernehmung vor. Sie ist wahrscheinlich eine Vertrauensperson der Waraxina. Außerdem ist ihr Alter Vizekonsul in Marseille. Vielleicht finden wir einen anderen Weg, wie wir an Iwerow herankommen. Quetsch sie ordentlich aus. Wenn du willst, kann ich dabei sein. Du kannst ja sagen, ich sei ein Kollege aus Rostow.“ „Mir liegt weniger daran, dieses Ekel Waraxina zu ruinieren, als sie für ihre Drohungen zu bestrafen“, erwiderte der Untersuchungsführer Tschertoljas nachdenklich. „Aber Rache ist nicht unser Metier, wir sind Geschäftsleute“, Altynow klopfte dem Hauptmann freundschaftlich auf die Schulter.

## Kapitel 27

Die Fenster in Fürst Ivéroffs Krankenzimmer in der Irrenanstalt waren vergittert. Sonnenstrahlen drangen nur mühsam in den Raum. Den ganzen Tag über herrschte hier ein trübes, bedrückendes Licht. Wenn die Wolken tief hingen, musste der Wärter das Licht einschalten. Das Zimmer war etwa 25qm groß und verfügte an den zwei gegenüberliegenden Wände über je drei Betten mit kleinen Nachtschränken. Vor dem Fenster stand ein quadratischer Tisch, der mit einem Wachstuch bedeckt war. Jeden Samstag wurde in der Klinik die Bettwäsche gewechselt, die vom vielen Waschen vergilbten Laken rochen nach Chlor. Es war kurz nach vier Uhr. Am Wochenende pflegten die Patienten der Anstalt nachmittags normalerweise zu ruhen, und Ivéroff fand seine Zimmergenossen friedlich schlafend vor. Nur einer war wach und schien auf den Fürsten zu warten. Es war Nikita Arsenjew, ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Seine zarte, fast jugendliche Haut zeigte, dass er täglich Bienenhonig aß. Sein starker Knochenbau gab seiner Gestalt etwas Robustes, und wenn man sein kleines, vorstehendes Bäuchlein betrachtete, ließ sich leicht schließen, dass er keine Neigung zu sportlicher Betätigung hatte. Er wirkte schüchtern und ein hilflos wie ein Kind, das sich in der geheimnisvollen Welt noch nicht orientiert. Dem französischen Aristokrat gefielen dessen dichten, über den dicken Brillengläsern hervorstehenden Augenbrauen und die warmen, klugen, immer lächelnden Augen.

Kaum war der Fürst ins Zimmer eingetreten, kam Arsenjew mit schnellen kleinen Schritten auf ihn zu und sagte: „Es ist vollkommen klar, dass die Kontroverse zwischen Westlern und Slawophilen keineswegs ein Antagonismus war. Sie hatten mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Die einen wie die anderen blieben immer russische Patrioten und hätten sich nie erlaubt, über ihre Heimat zu sagen: ‚Dieses Land‘, oder gar, wie man heutzutage spottet: ‚Ist das etwa ein Land?‘ Nicht umsonst ist Alexander Herzen mit seinem geflügelten Wort über Westler und Slawophile in die Geschichte eingegangen: ein Janusgesicht mit einem Herzen. Aber wo sind Sie so lange gewesen? Ich warte mit Ungeduld darauf, unseren Disput fortzusetzen.“ Ivéroff lächelte, ohne den Sinn des Gesagten sofort zu erfassen. Er schritt im Zimmer auf und ab und tauchte wieder in das unterbrochene Gespräch ein. Hier in Russland hatte Ivéroff Gefallen daran gefunden, sich mit den Menschen zu unterhalten, und die unterschiedlichsten

Gesprächen bereiteten ihm das größte Vergnügen. „Wenn man auf die hegemonialen Ansprüche Russlands anspielen möchte, wäre eher der Vergleich mit dem Doppeladler angebracht, der zwar zwei Köpfe hat, aber nur einen Schnabel“, bemerkte er, und sein Gesprächspartner fuhr begeistert fort: „Heute gibt es solche Strömungen des sozialen Denkens in Russland nicht mehr, aber der Westen wird von meinen Landsleuten immer noch idealisiert. Früher konnte man die Westler ja verstehen.“ An dieser Stelle lachte Arsenjew aus vollem Herzen, dass ihm die Tränen in die Augen traten. Dann beruhigte er sich wieder, nahm seine Brille ab, wischte sich die Augen und fuhr fort. „Aber sogar der Slawophile Chomjakow nannte den Westen das Land der heiligen Wunder. Und Dostojewskij rief dazu auf, die heiligen Steine der katholischen Kirchen zu beweinen. Gerade die Idealisierung des Westens bot für die Slawophilen den Anlass zur Idealisierung Russlands, das ihrer Meinung nach dazu berufen war, die höchsten Werte Europas zu verkörpern. Andererseits bekam Karamsin, der das westliche Wort Humanismus so gelungen in die russische Sprache einführte, letzten Endes doch Angst vor der französischen Revolution und lehnte dann die Reformen Peters I., die ausgesprochen westlich waren, ab. Ist das etwa nicht ein Beweis für die verdüsterte Vernunft in Russland? Wir sind wie eine Jungfrau, die sich nach der Eheschließung sehnt, aber sich einen Keuschheitsgürtel anfertigen lässt.“ „Dostojewskij nahm eine eigene Haltung ein: er stand über dem ganzen Streit. Und die Reformen Peter I. waren in gewissem Sinn eine Parodie auf den Westen. Man kann das mit den russischen Damen vergleichen, die in den frühen Morgenstunden auf der Promenade des Anglaise in Nizza zu beobachten sind, wie sie auf ihren hohen Pfennigabsätzen und in Diamanten besetzten Abendkleidern spazieren gehen, während um sie herum alle anderen Leute Badeanzüge, Shorts und Sandalen tragen.“ „Da bin ich ganz und gar nicht Ihrer Meinung, Andrei Konstantinowitsch. Obwohl diese Reformen in ihren Methoden viel zu radikal, man kann sagen, zu barbarisch waren, wurden sie doch vom westlichen Geist getragen.“ „Was den Geist angeht, mag sein, aber ihre Form war nichtsdestoweniger parodistisch.“ Vollkommen in ihrem Gespräch versunken, durchmaß den beiden Männern in ihren Krankenhauskitteln das Zimmer – von einer Wand zur anderen und wieder zurück. „Jedenfalls, wenn ich Sie recht verstehe, Herr Arsenjew, möchten Sie die heutige Situation mit der im neunzehnten Jahrhundert vergleichen; aber im gegenwärtigen Russland, welches die schwierigsten Kollisionen

der demokratischen und wirtschaftlichen Reformen durchlebt, sind die Befürworter der Westernisierung die Anhänger einer Annäherung an den Katholizismus. Wir haben also eine neue Generation von Westlern. Und die Eiferer des orthodoxen Glaubens sind Anhänger einer Sonderentwicklung Russlands, so wie seinerzeit die Slawophilen. Und es ist immer noch genauso kompliziert wie früher, diese beiden Positionen miteinander zu versöhnen. Aber die Menschheit braucht heute eine fruchtbare Synthese der beiden Konfessionen.“ „Meine Herren! Bitte drehen Sie sich um. Ich möchte ein Glas Wasser trinken, einen Apfel essen und mich kämmen“, raunte Semjon Wassiljewitsch Mau, Ivéroffs Bettnachbar, kaum hörbar. Mürrisch und schüchtern bemühte er sich, den Blicken der anderen Patienten, der Ärzte und überhaupt aller Menschen zu entgehen. Seine braunen, verstörten Augen bewegten sich ständig hin und her, und sein Gesicht war durch das Schamgefühl immerzu angespannt. Mau hatte sich von klein auf immer für sein unansehnliches Äußeres, für sein geringes Wissen und die Unvollkommenheit seiner Person geschämt. Er war von dem leidenschaftlichen Wunsch beseelt, auszusehen wie der berühmte Schauspieler Menschikow, gelehrt zu sein wie der große Wissenschaftler Kapitza, und mit sich selber so zufrieden wie der Politiker Jawlinskij. Und so, wie der Politiker Russland innerhalb von fünfhundert Tagen verändern wollte, wünschte sich Mau, im selben Zeitraum sich selber zu verändern. Aber die Jahre vergingen, und seine blutleeres Gesicht hatte immer noch dieselben asymmetrischen Züge: niedrige Stirn, breite Nase und ein riesengroßer Mund. Und immer noch hatte er vor, der „Jabloko“-Partei beizutreten und sich der Wahl zum Vorsitzenden zu stellen, aber noch immer war nichts daraus geworden. Offensichtlich aufgrund seiner Verstörtheit über die gescheiterten Pläne verbarg Mau sein Gesicht, und jeder noch so gut gemeinte Blick peinigte ihn bis ins Innerste, als würde man ihn in aller Öffentlichkeit beleidigen. Oftmals vergoss er bittere Tränen über sein tragisches Los, doch seine dunkelblonden Haare kämmte er stets mit großer Sorgfalt, und er rasierte sich gründlich, wenn auch nur mit den Händen tastend, weil er sich schämte, in den Spiegel zu schauen, und er verwendete reichlich Rasierwasser. Darüber hinaus hatte sich Mau seine Jungfräulichkeit bewahrt, wobei seine Keuschheit eine Folge seines Gesamtbefindens war. Und noch etwas ließ sich über Mau vermerken: Er spielte gelegentlich mit sich selber Tennis. Nicht etwa auf dem Sportplatz der Serbskij-Klinik oder im Moskauer Tennisstadion, sondern indem er sich in seinem Bett im

Krankenzimmer Nummer sieben hin und her wälzte. Jedoch konnte niemand außer ihm selber sagen, welche Position er dabei einnahm – ob er sich als Spieler fühlte oder als Schiedsrichter auf seinem Hochsitz. Immer wieder flüsterte er vor sich hin: „15 zu 0... Nein, zweiter Aufschlag... 4 zu 1. Seitenwechsel...“ Und so weiter. Maus Zimmergenossen nahmen ihm seine Visionen nicht übel, jeder hier war vollkommen mit sich selbst beschäftigt. Aus diesem Grunde zieht es ja Menschen, die sich vom Leben gehetzt fühlen, in die Irrenanstalten, wie zu Oasen der Souveränität.

Die in ihren Disput versunkenen Männer wandten sich demonstrativ von dem Nachbarn ab und redeten weiter. „Lenin und Stalin haben Ihre sogenannte Synthese verwirklicht, wenn man ihre Handlungen als insgesamt betrachtet. Ersterer hatte einen abgrundtiefen Hass auf die russischen Popen und beschimpfte sie heftig als Oblomows, der Andere hat die orthodoxe Geistlichkeit zuerst mit einer Art Euphorie systematisch ausgemerzt, später aber ließ er dann die Kirche plötzlich wieder auferstehen wie den Vogel Phönix aus der Asche. Aber nicht, um der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen, sondern um das Reich der Dämonen und seine eigene diktatorische Macht zu stützen. Da haben Sie Ihre Synthese. Eine realistische Synthese kann es noch nicht geben, sie wäre nur möglich in Ihrer imaginären virtuellen Realität. Aber das ist Utopie! Die Synode der russisch-orthodoxen Kirche wird sich dagegen bis zum Letzten wehren, sie wird diese Diffundierung niemals zulassen.“ „Lassen wir das Thema der virtuellen Realität lieber erst einmal beiseite. Es dürfte Ihnen schwer fallen, mich in diesem Punkt zu verstehen. Setzen wir das Hauptthema fort. Übrigens hat Stalin nicht nur die orthodoxen Popen umgebracht, sondern auch die katholischen Pater, die protestantischen Pastoren, die jüdischen Rabbiner und die islamischen Mullahs. Er hat nicht begriffen, dass er dadurch, dass er an allen Fronten den Krieg erklärte, die Kräfte des Himmels konsolidierte. Denn alle saßen sie in denselben Gefängnissen, löffelten ein und dieselbe dünne Gefängnissuppe.“ „Und beteten zusammen.“ „Und um was haben sie gebetet? Um die Reue der Machthaber?“ „Darum, dass Gott jene zur Vernunft brächte, darum, dass das Böse bestraft würde und um Gnade für die Verfolgten. Es ist paradox, aber eine Tatsache: Damals reichten die scheinbar unüberwindlichen Mauern zwischen den Konfessionen tatsächlich nicht bis zum Himmel. Man bildete eine gemeinsame Abwehrlinie. Gegen die kriegerische Gottlosigkeit, gegen den Antichristen. Und sie gewannen!“ „Aber wie viele Opfer gab es?“ „Was soll das, was rennt ihr da wie die

Kakerlaken hin und her?“ Ein Krankenhauswärter, ein sportlich gebauter Mann von etwa dreißig Jahren, schaute durch das Guckloch ins Zimmer.. „Also, Ruhe hier, sonst landet ihr ganz fix im Karzer.“ „Das kannst du ja mal versuchen!“ rief ein schwächlicher Tartar und schlug die Augen auf. Er trug nichts als ein Paar handgestrickte lange Wollsocken an den Füßen. Dieser Mensch strahlte auf seltsame Art und Weise Kraft und Autorität aus. „Ich steche dich ab wie ein fettes Lamm am Kurban Bajram. Diese Männer sind zwar Ungläubige, aber der Prophet Mohammed hat mich beauftragt, sie zu beschützen, er glaubt, dass sie sich zum Islam bekehren werden.“ Der Wärter schwieg und zog sich zurück. Das Gespräch war inzwischen weiter gegangen, und der Tatar hörte ihnen anscheinend aufmerksam zu. „Und womit, Herr Arsenjew, wollen Sie den heutigen Konflikt zwischen den Orthodoxen und den Katholiken erklären? Denn wie viele Male hat sich der Patriarch Alexej II. geweigert, den Papst zu treffen, wie viele Male hat er sich über den Expansionismus der Katholiken geäußert, der gegen das rechtmäßige Territorium der russisch-orthodoxen Kirche gerichtet sei?!“ „Man trennt sich ungern von dem, was man für sein Eigentum hält. Das ist zuviel verlangt von einem Menschen, das ist Sache Gottes. Ich kann daran nur mit tiefem Bedauern denken. Meiner Meinung nach ist die ganze Erde des Herrgottes rechtmäßiges Territorium . Und die objektiven Interessen des russischen Staates fordern heute wie niemals zuvor die schnellstmögliche Annäherung Osteuropas an Westeuropa und die Integration Russlands in die Europäische Union. Allein können sie weder mit der Bedrohung durch den islamischen Fundamentalismus fertig werden noch mit dem chinesischen Koloss, der immer mächtiger und bald seine volle Größe erreicht haben wird und schon längst nicht mehr auf tönernen Füßen steht, wie noch 1969, sondern auf Stützen aus Stahlbeton. Ich habe mein Leben der Vereinigung der Katholiken und der Orthodoxen geweiht.“ „Der Islam ist die friedlichste aller Religionen“, meldete sich der Tatar zu Wort. „Er ist so friedlich, dass es nicht ungefährlich ist, sich mit dir zu streiten, Renat Ibragimowitsch.“ Da sprang der Tatar von seinem Bett auf, kam auf Arsenjew zu und sagte: „Nein, sag mir sofort, was du denkst. Ich verlange, dass du mir deine Meinung über den Islam sagst. Was gefällt dir daran nicht?“ „Wir haben alle ein und denselben Gott. In den Religionen gibt es viele Gemeinsamkeiten. Genau wie im Judentum gibt es auch im Islam ein Opferungsfest. In Synagogen und Moscheen werden Hunderttausende von Tieren geschlachtet. Darin sehe ich keinen göttlichen Willen, sondern ein

heidnisches Erbe.“ „Welche Zensur hast du in der Schule in Mathematik gehabt?“, fragte der schlanke Tatar, dessen helle Haut wie aus Wachs glänzte, und stellte sich in Pose. „Eine Eins!“, antwortete Arsenjew. „Dann rechne mal nach, du Schajtan. Die Moslems kaufen genau wie die Christen ihr Lammfleisch in Geschäften. Es gibt nun, sagen wir mal, eine Milliarde von uns. Jeder isst pro Tag hundert Gramm Fleisch. Wie viel essen demnach die Moslems pro Tag?“ „Hundert Millionen Kilo, oder hunderttausend Tonnen Lamm am Tag.“ „Du kannst gut rechnen. Ich glaube dir, dass du eine eins gehabt hast. Jetzt denk mal nach. Am Tag des Kurban Bajram kauft ein Muslim das Fleisch nicht in einem Geschäft, sondern er bekommt es von seinen Verwandten, oder er schlachtet selbst ein Tier. Also wird an diesem Tag das Fleisch in den Geschäften nicht angerührt, die Produktion ruht. Statt der Tiere, die auf den Schlachthöfen unter das Messer kommen, kommen andere Tiere unter das Messer der Gläubigen. Die Anzahl der geschlachteten Lämmer bleibt dieselbe. Deine Logik ist also nicht überzeugend. Genauso gut kann ich die Christen dafür kritisieren, dass sie an Ostern hundert Millionen Eier essen, also potentielle Küken, oder an Weihnachten Millionen von Gänsen braten. Na, eins zu eins?“ „Na ja gut...“ „Siehst du wohl!“, grinste der Tatar und kehrte mit sich selbst zufrieden in sein Bett zurück. „Also, wo liegt der Grund des Konfliktes zwischen den verwandten christlichen Konfessionen, zwischen den Brüdern in Christi, die doch beiderseitig sowohl die überlieferte Hierarchie als auch die Gültigkeit aller sieben heiligen Sakramente anerkennen“, fragte Ivéroff Arsenjew. „Etwa in solchen theologischen Feinheiten, die kein normaler Gläubiger versteht?“ „Darin auch. Das ist ein wichtiges Moment der Glaubenslehre, obwohl ich persönlich dies nicht für den Stein des Anstoßes halte. Die Katholiken richten sich nach dem Wort Gottes: ‚Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich‘ – das heißt der Sohn – ‚euch senden werde‘“ „Aber weiter heißt es doch: ‚vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht...‘“ „‚der wird zeugen von mir‘, sagt Christus. Aber lassen wir diese terminologischen Feinheiten. Wenn man jedoch von der anderen These ausgeht – von der Ebenbürtigkeit innerhalb der Dreieinigkeit –, dann werden Sie zugestehen, dass die Lehre, der Heilige Geist gehe auch vom Heiland aus, für den orthodoxen Glauben nicht prinzipiell unannehmbar ist. Das meinen auch mehrere bekannte orthodoxe Theologen, zum Beispiel Wassilij Bolotow und der Erzbischof Michail Mudjugin.“ „Meine Herren, ich möchte Sie bitten, sich umzudrehen,

ich würde gerne Wasser lassen.“ Mau bedeckte sich mit einem Handtuch und ging zum und stand auf. Der Tatar lachte und sagte: „Gib ein bisschen Rasierwasser in deinen Urin. Du hast doch eine ganze Kiste davon.“ „Verzeihen Sie, meine Herren, ich weiß, dass mein meine Harnflüssigkeit schlecht riecht.“ Mau nahm ein Fläschchen aus seinem Nachtschrank und ging zum Abtritt. Die Anderen unterhielten sich unterdes weiter. „Es gibt noch andere dogmatische Differenzen: Sie betreffen die Existenz des Fegefeuers, die Unfehlbarkeit des Papstes, die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria und schließlich ihre körperliche Auferstehung. Welche Haltung haben die orthodoxen Theologen zu diesen Fragen? Hier gibt es noch viele strittige Punkte.“ „Ich werde Ihnen ungefähr in derselben Reihenfolge, in der Sie gefragt haben, antworten, Andrei Konstantinowitsch. Das Fegefeuer als eine Art Zwischensphäre zwischen Hölle und Paradies wird auch von den Orthodoxen anerkannt, wenn sie von der vierzigägigen Leidenszeit der Seele nach dem Tode sprechen, worauf sich ja die Tradition des Totenamtes nach 40 Tagen gründet. Aber ein unwesentlicher Unterschied besteht darin, dass sich diese Zwischensphäre für die Orthodoxen in der Zeit befindet und nicht im Raum. Wenn man allerdings die Kontinuität und die Wechselbeziehung von Zeit und Raum berücksichtigt, was durch die moderne Wissenschaft bewiesen wurde, insbesondere in der Relativitätstheorie, kann die Differenz in diesem Punkt nicht unüberwindlich sein. Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes interpretieren die Orthodoxen allerdings unangemessen: Damit ist nicht die Unfehlbarkeit des Papstes in allen seinen Urteilen gemeint, sondern nur die unbedingte Autorität seiner Positionen, wenn er ex Cathedra spricht, im Namen der ganzen Kirche. Für mich ist das kein Dogma, sondern eine ekklesiologische Doktrin, die lediglich eine rechtsprechende und keine dogmatische Relevanz hat. Die körperliche Auferstehung der Heiligen Muttergottes erkennen auch die Orthodoxen an – darin liegt die theologische Bedeutung des Wunders von Mariä Himmelfahrt. Die Liturgie des Himmelfahrtsfestes als Zweites Ostern legt davon beredtes Zeugnis ab. Das wissen Sie selbst sehr gut, Iwerow! Die Katholiken haben diese Lehre, die auch die Orthodoxen befolgen, dogmatisiert, berufen sich aber nicht auf das Dogma, das Pius XII. im Jahre 1950 aufstellte. Komplizierter ist die Frage der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria – dieses Dogma wurde Mitte des 19. Jahrhunderts erhoben, nach der Marienerscheinung in Lourdes im Jahre 1858. Dieses Dogma brachte eine Verstärkung des Marienkultes und ein Anwachsen



der katholischen Frömmigkeit, und sind nicht die guten Früchte von Gott? ‚Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen.‘“ „Und was ist mit der sozialistischen Idee? Gehört die etwa nicht zum Westen, und, mehr noch, gibt es sie nicht auch im Katholizismus? Erinnern wir uns an den Großinquisitor bei Dostojewskij. Oder halten Sie diese Idee nicht für eine ‚Gute Frucht?‘“ Hier sprang ein magerer, bärtiger Mann von seinem Bett auf: „Ich protestiere! Das 21. Jahrhundert ist nicht die Zeit, über sozialistische Ideen zu diskutieren. Diese wurden am Ende des vergangenen Jahrhunderts zu Grabe getragen. Im Zimmer Nummer 7 liegt ein Tabu auf diesem Thema.“. Pereswet Wassiljewitsch Kablukow war etwa 40 bis 45 Jahre alt, hatte eine blasse, fleckige Haut und sein Rücken war sehr krumm, sogar ein wenig bucklig, so dass sein Hals zwischen Rücken und Schultern ganz verschwand. Seine gebogene Nase, die blauen Augen, in denen eine unzählbare Energie glomm, und die großen, abstehenden Ohren gaben ihm das Aussehen eines Menschen, der einen großen Teil seines Lebens unter Klinikaufsicht verbracht hatte. Nikita Arsenjew schenkte seinem aufgeregten Nachbarn keine Beachtung, sondern sprach nur eiliger weiter, als befürchtete er, jemand würde ihn am Reden hindern: „Dieser Exkurs würde uns in ein undurchdringliches Dickicht führen. Ich werde kurz antworten. Ich halte die Idee der sozialistischen Gerechtigkeit keineswegs für böse, ist sie doch Teil der Apostelgeschichte; Engels und Kautsky haben darüber in ihren Arbeiten über den Ursprung des Christentums geschrieben. Aber wir wollen unseren Disput nicht auf einer anderen, der rein sozialen Ebene fortsetzen. Erörtern wir doch metaphysische Probleme.“ „Dann will ich nichts gesagt haben, dagegen habe ich nichts!“; warf Kablukow schroff ein. „Mir scheint, gerade darin liegt der Konflikt zwischen Orthodoxie und Katholizismus: Im Vordergrund stehen die Unterschiede der Jurisdiktion, die sich aus dem Abfall oder der Rückkehr – je nach Betrachtungspunkt – der sogenannten Unierten in den Schoß der römisch-katholischen Kirche ergaben. Das Moskauer Patriarchat verlor dadurch mehr als tausend Gemeinden und einen großen Teil seiner Einkünfte, und damit kann es sich nicht abfinden. Objektiv gesehen hängt das Patriarchat eine ganze Epoche hinter den Interessen des Staates zurück, die eine schnellstmögliche Annäherung an Westeuropa verlangen. Dabei gibt es keine prinzipielle metaphysischen und dogmatischen Differenzen zwischen den Orthodoxen und den Katholiken: Das Glaubensbekenntnis wird heute, nach dem Zweiten

Vatikanischen Konzil, von den Katholiken ohne das filioque gesprochen, ganz genau so wie bei den Orthodoxen. Es ist das Glaubensbekenntnis von Nicäa, zu dem sich die Einzige, Ungeteilte Kirche mehr als tausend Jahre lang – bis zum Jahre 1054 – bekannte...“ „Halt! Halt!“, wurde Ivéroff von Kablukows selbstbewusster Stimme unterbrochen. „Das Jahr 1054 ist noch nicht der Schlusspunkt dieser Geschichte, sondern ihre Fortsetzung. Alles begann im Jahre 867, als der Papst Nikolaus I. vom Patriarchen von Konstantinopel, Photius, forderte, das christliche Bulgarien unter seine Jurisdiktion zu geben. Es ist wichtig, diese Ereignisse zu kennen, um die richtigen Schlüsse zu ziehen. Es war nämlich folgendermaßen: Am 16. Juli 1054, nachdem der Legat des römischen Papstes Leo IX., Kardinal Humbert, der von dem Patriarchen von Byzanz gefordert hatte, die Rechtshoheit über Süditalien und Sizilien dem Vatikan abzutreten und das Glaubensbekenntnis zu ändern – nämlich das filioque zum Dogma zu erheben – mit seinen Verhandlungen gescheitert war, sprach er über den Patriarchen Kerularios den Kirchenbann aus. Vier Tage später, am 20. Juli, sprach wiederum der Patriarch von Konstantinopel den Kirchenbann über Kardinal Humbert aus – Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie man sagt! Aber erst im Jahre 1204, nach der barbarischen Zerstörung von Konstantinopel, trennten sich die Kirchen vollständig. Und die geistliche Macht über die christliche Welt ging nach und nach auf den Heiligen Stuhl in Rom über. Der Konflikt zwischen den Katholiken und den Orthodoxen hat keinen dogmatischen Hintergrund, es ist einfach ein Interessenkonflikt! Es geht um die Macht, um Herrschaftsstreben! Das ist eine rein menschliche Geschichte. Es ist so ähnlich wie heutzutage mit den Neuen Russen, die sich zum Beispiel nicht darüber einigen konnten, die Firma Kristall unter sich aufzuteilen, oder die sich in zwei Gruppierungen von Unternehmern, die eine regelrechte Schlacht um ein Seifensieder-Kombinat am Rande von Moskau veranstalteten. Genauso war es damals mit den beiden Kirchen. Der Himmel lacht über uns!“ Hier wurde Kablukow plötzlich von einem hysterischen Lachen geschüttelt, das in einen nicht enden wollenden Husten überging. „Sie sind ein Zyniker, Herr Kablukow“, sagte Nikita Arsenjew rasch. „Sie haben das Wissen, aber Ihnen fehlt die Vergeistigung. Ich vermute, wenn Sie eine Ikone betrachten, sehen Sie die Farben, untersuchen den Pinselstrich und die Stilrichtung, taxieren den Wert, aber das Wichtigste spüren Sie nicht: das göttliche Wesen alles Irdischen. Der Heilige Geist geht vom Bild des Heilands nicht auf Sie über! Unser Mau schämt sich seiner selbst,

ekelt sich vor seiner eigenen Person, Sie aber sind gegen die ganze Menschheit verbittert, wollen in jedem von uns nur Abscheuliches sehen. Lieber Freund, würden Sie doch in jedem das Heilige suchen, sich an den Höhenflügen der Seele erfreuen; aber nicht auf die Schwächen lauern und sich am Müll, den der Mensch erzeugt, ergötzen. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes! Wenn Sie ihn tadeln, erzürnen Sie den Herrgott selbst!“ „Oh, Oh, Oh, was für pathetische Worte. Und was ist mit der Sünde? Der Mensch ist a priori ein sündhaftes Geschöpf. Wollen Sie, dass ich über den Verfall der Sitten hinweg sehe? Sie fordern, dass ich in jedem einen Heiligen erblicke? Das können Sie nicht verlangen! Ich behalte mir das Recht vor, einen Menschen nach seinen Taten und seinen Absichten zu beurteilen.“ „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.“ „Meine, Herren, ich bitte Sie, die Augen zu schließen. Ich möchte nach dem Bad saubere Unterwäsche anziehen.“ „Nach was für einem Bad denn!“, lachte der Tatar. „Sehen Sie mich nicht so an. Ich bitte Sie, Renat Ibragimowitsch, Sie machen mich ganz verlegen. Ja, ich bin schlecht, aber vernichten Sie mich nicht endgültig. Wenn man mich so ansieht, fühle ich, dass ich zu Grunde gehe.“ „Drohen Sie nicht mit der Hölle, Kablukow. Die Hölle ist eine innere Mahnung, ein System des individuellen seelischen Schutzes!“ Arsenjew sah Kablukow gutmütig an und fuhr fort: „Für einen Zyniker klingt alles banal, aber versuchen Sie, sich dazu zu bringen, auch den letzten Halunken zu lieben. Nur der Allerhöchste kann beschließen, wohin der Mensch kommen soll, in den Garten des Paradieses oder in den Pfuhl der ewigen Pein.“ „Du, Miau-Miau, setz dir doch eine Maske auf. Dann quälst du dich nicht länger und uns gehst du nicht mehr auf die Nerven.“ „Ich habe Angst, Renat Ibragimowitsch.“ „Wovor denn?“ „Ich habe Angst, die falsche Maske aufzusetzen. Was wäre, wenn sie meine innere Welt veränderte? Das will ich auf keinen Fall. Ich fühle mich sehr wohl in mir selbst.“ „Hört endlich auf mit dem Krach, sonst lasse ich euch alle im Karzer verfaulen!“, drohte der Wärter durch die Luke. „Halt die Klappe, oder ich steche dich ab wie ein Lamm am Kurban Bajram“, parierte der Tatar und fuhr fort: „Es ist ein schlauer Schachzug von der Regierung, wenn sie immer mal wieder Gedenktage ansetzt. An solchen Tagen gibt es kein unbekümmerteres Volk auf der Welt als das russische, und es ist bereit, den Rest seiner Ehre in Wodka aufzulösen. Stimmt’s, Miau?“ „Wodka rühre ich nicht an.“ „Warum denn nicht?“, ließ ihn der Tatar nicht in Ruhe. „Damit ich nicht mein Inneres öffne. Bitte drehen Sie sich um, Renat Ibragimowitsch.“ „Ein russischer Mann geht

nicht gern in die Kirche, will keine Predigten hören und keine Steuern zahlen. Habe ich Recht?“, lachte der Tatar los. „Sie, Arsenjew, wofür halten Sie sich, für einen Katholiken oder für einen Orthodoxen?“, Kablukow kniff listig die Augen zusammen. „Ich bin ein orthodoxer Katholik!“ „Wie soll denn das gehen?“ „Was haben Sie für ein Gedächtnis, Pereswet Wassiljewitsch. Ich habe es Ihnen doch oft genug erzählt...“ „Macht es Ihnen solche Mühe, etwas nochmals zu sagen? Seinem Zellenachbarn kann man die eigene Lebensgeschichte doch tausend Mal erzählen.“ „Mein ganzes Leben habe ich nur der einen Idee geweiht: der Vereinigung der beiden Kirchen, und deshalb habe ich nicht das Recht, nur einer von beiden anzugehören...“ In diesem Moment stürzte sich der sechste Patient des Krankenzimmers Nummer sieben, der bis zu diesem Moment anscheinend gedöst hatte, auf Ivéroff. Aufgeregt neigte er sich seinem Ohr zu und flüsterte hastig: „Fürst, erlauben Sie mir, eine ergebendste Bitte an Sie zu richten! Wollen Sie mir die Güte erweisen und mir helfen, ein Bittgesuch an die allerhöchste Obrigkeit zu schreiben? Ich wage, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, weil mein Verstand durch ein unheilbares Unglück verfinstert ist.“ „Woher weiß er, dass ich ein Fürst bin?“, fuhr Ivéroff durch den Kopf. „Bitte sehr, worum geht es?“ „Auf Grund des starken Schmerzes in meiner rechten Hand vermag ich selber nicht mehr die Feder führen. Ich bitte Sie inständig, nach meinem Diktat ein alleruntertänigstes Bittgesuch an meinen Wohltäter Dmitrij Prokofjewitsch niederzuschreiben. „Ach, so... Ja, natürlich... Gern.“ „Dann, bitte, wollen Sie sich gütigst niedersetzen, Papier und Feder an sich nehmen und nach meinem Diktat schreiben.“

Sommer 1802, am 28. Juni.

Euer Hochwohlgeboren,  
Dmitri Prokofjewitsch!

Hiermit beehre ich mich, Ew. Durchlaucht mitzuteilen, dass meine Bitte, die ich die Gnade hatte, unserem Allerdurchlauchtigsten Kaiser und Herren mit untertänigster Ehrerbietung zu übersenden, Ew. Hochwohlgeboren zu Händen liegt. In der unerschütterlichen Überzeugung ob der unbezweifelbaren Gerechtigkeit Ew.

Durchlauchtigsten Hoheit, welche durch Vernunft und Scharfsinn Ew. Höchstselben gnädiges Herz jeden Tag lenket, bitte ich ehrerbietigst, der uns zugefügten Ungerechtigkeit, von welcher Tatsache die selbigem Gesuche beigelegten Dokumente beredten Beweis geben, sich gewogentlichst anzunehmen. In Sachen selbiger Ungerechtigkeit sind mir bis dato neuerliche Kenntnisse beigegeben. Der Kameralhof, als er den Erlass des Senates erhalten, eilte sich, den Landvermesser anzuweisen, die Zuteilung entsprechend dem Plane auszuführen: Aber der Landvermesser, ohne auf den Sommer zu warten, zu welcher Zeit für gewöhnlich dergleichen Vermessungen unternommen werden, der nach Moskau gekommen, um meinen Vertrauten gerichtlich zu ersetzen, führte eine neuerliche Zuteilung durch, indes nicht nur von dem Grund und Boden, welcher zuvor festgelegt worden war, sondern nahm er darüber hinaus noch um hundert Klafter vom Ufer der Kljasma entlang hinzu. So sind wir nunmehr nicht lediglich entgegen dem Plan Irmanows benachteiligt, welcher sich beglaubigtermaßen noch jetzt im Kameralhof befindet, sondern gemäß dem Plan des Kameralhofes selbst. Diesen Umstand in meinem Gesuch an meinen Allerdurchlauchtigsten Kaiser und Herrn darzulegen, hatte ich bis dato noch nicht die Gelegenheit. Nun halte ich es jedoch für meine Pflicht, Ew. Gnädigsten Durchlaucht, als Sachwalter und Fürsprecher der Gerechtigkeit, von selbigem Sachverhalte zu berichten und bitte Ew. Durchlauchtigste Hoheit untertänigst, einem Gestrauchelten die helfende Hand zu reichen.

In tiefster Treue und Ehrerbietung verharret

Ew. Durchlauchtigsten Hoheit

ergebenster Diener

Kollegienrat und Chevalier

Graf Wolodimer Sajtschikow

Das Gesicht von Wolodimer Sajtschikow zeigte eine manische Konzentration. Aber kaum hatte Ivéroff aufgehört zu schreiben, war Sajtschikow wie verwandelt. Die ungesunde Spannung fiel von ihm ab und wich einem gutmütigen Lächeln, der Mann, der dem Fürsten gegenüber saß, und dessen kranker Verstand ihn an den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts versetzte, war mit einem Schlage ganz friedlich und sanft,

wie ein guter alter Freund. „Ich bitte Sie untertänigst, gnädiger Herr, mir meine Zudringlichkeit zu vergeben, Sie so unziemlich in die finsternen Machenschaften meines Nachbarn, des Fürsten Wassilij Orlow, hineinzuziehen. Meine zarte Schwester, die seinen Griff nach ihrem Herz und Hand zurückwies, erregte in seinem engen Herzen Gier nach finsterner Rache. Die Niederträchtigkeiten und Schändlichkeiten, mit denen er uns seitdem nachstellt, sind ohne Zahl, er schadet mir, wo er nur kann und ergötzt sich an meiner Unbill. Um nun all diesem Ungemach ein Ende zu bereiten, war ich genötigt, mich meinem Kaiser und Herrn Höchsts selbst zu Füßen zu werfen. Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für den Dienst, den Sie mir gütigst erwiesen.“ Sajtschikow faltete den Brief zusammen, ging zur Tür und klopfte. Einen Moment später öffnete sich die Luke und das Gesicht des Wärters erschien. „Und was?“ „Ich bitte Sie, dieses Gesuch der Kanzlei Seiner Allerdurchlauchtigsten Hoheit unseres Herrn und Kaisers Höchsts selbst zu überbringen.“ Der Wärter nahm das Gesuch, drehte es in seinen Händen hin und her, brummte geringschätzig und schloss die Luke. „Jetzt muss ich meine weiteren Schritte bezüglich des Rechtsstreites über mein Grundstück am Flusse Kljasma überdenken.“

Sajtschikow ging im Zimmer auf und ab und sprach halblaut mit sich selbst, so dass niemand ihn verstehen konnte. Schließlich legte er sich auf sein Bett, warf sich hin und her, bis er eine bequeme Haltung gefunden hatte und versank vollkommen in sich selbst.

„Sie, Arsenjew, stellen die Fragen der Religion höher als alles andere. Mich interessieren sie aber nur vom historischen Gesichtspunkt.“ Offenbar hatte sich Kablukow auf ein langes Gespräch eingerichtet. „Mich dagegen beschäftigen Fragen der globalen sozialen und ökonomischen Entwicklung Russlands. „Sie sind ein Träumer. Und Ihre Projekte sind keinen roten Heller wert“, grinste Arsenjew. „Andrei Konstantinowitsch, Sie als Ökonom könnten doch vielleicht eine Expertenmeinung über Kablukows Ideen, die mir ganz utopisch erscheinen, abgeben?. Pereswet Wassiljewitsch, erzählen Sie Iwerow zum Beispiel mal etwas über Ihr Projekt ERICHa.“ In diesem Augenblick schloss der Tatar die Augen, Mau steckte den Kopf unter das Kissen, während Sajtschikow weiter mit abwesendem Blick an die Decke starrte. „ERICHa?“ „Ja, ERICHa.“ „Na, gut, dann eben ERICHa, aber Herr Iwerow, das ist nur eines meiner zahlreichen Projekte.“ „Ich bin gespannt, Ihnen zuzuhören.“ „Also, ERICHa, das ist eine durchgehende Autobahn, die von Europa über Russland,

Indien und China nach Amerika führt. Etwa 15 000 Kilometer neue Straße und 7000 Kilometer bereits vorhandene. Diese einzigartige Trasse wird mehr als 3,5 Milliarden Menschen verbinden. Von Paris oder Berlin nach Delhi, Shanghai, Chikago und New York. Und, stockt Ihnen der Atem?“ „Der Anfang klingt sehr vielversprechend“ entgegnete Ivéroff. „Kein Mensch braucht deine Autobahn“, warf Arsenjew abfällig ein. „Die Überlastung der Luftverkehrswege ist eine typische Erscheinung der modernen Welt, die Zahl der Flugkatastrophen steigt unentwegt. Auf der anderen Seite entwickelt die Autoindustrie immer neue Technologien, um ihre Produkte weiter zu entwickeln und zu perfektionieren. Russlands Territorium stellt die bedeutendste ungenutzte Fläche unseres Planeten dar, die im Falle von Naturkatastrophen eine große Anzahl von Menschen aufnehmen kann. Die Wissenschaftler sagen voraus, dass in den nächsten dreißig bis fünfzig Jahren viele Gebiete der Alten Welt, die an der Küste liegen, unter den Meeresspiegel absinken werden. Ich bin sicher, dass dieses Schicksal vielen Ländern auf der ganzen Welt bevorsteht. Die Himmelsmechanik, die die Welt antreibt, kennt kein Mitleid. Wohin dann mit all den Menschen? Es kommt zu einer neuen Völkerwanderung. Gleichzeitig werden die heute genutzten Rohstoffreserven bald aufgebraucht sein, vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten wird die gesamte industrielle Entwicklung der Welt zum Stehen kommen. Aber bevor man Rohstoffe auf anderen Planeten zu fördern beginnt, müssen die noch vorhandenen Ressourcen der Erde genutzt werden. Unter diesen Voraussetzungen scheint mir das Projekt einer gebührenpflichtigen Autobahn Paris-New York quer durch die jungfräulichen Rohstofflager Russlands und Zentralasiens eine sehr viel versprechende Idee. Nach meinen Berechnungen belaufen sich die Kosten für dieses Unternehmen auf 80 Milliarden Dollar. Damit die Trasse schnee- und eisfrei gehalten werden kann, wird sie von zwei Atomkraftwerken beheizt. Über die Beringstraße muss ein Tunnel oder eine Brücke gebaut werden, und entlang der ganzen Autobahn muss visafreier Verkehr gelten. Es wird Lastzüge von 500 bis 1000 Tonnen geben. Die weiten Ebenen Russlands werden mit Leben gefüllt. Indien, China, Japan, die USA und andere Länder Asiens und des amerikanischen Kontinents erhalten neue, kraftvolle Impulse zur Entwicklung ihrer Nationalökonomien. Die Effektivität der wirtschaftlichen Beziehungen wird gesteigert, die integrativen Prozesse verstärkt, der Investitionsumfang erreicht nie da gewesene Ausmaße. Wer wird dieses Projekt

finanzieren? Darin sehe ich überhaupt kein Problem. Wenn Russland das Projekt in allen Hauptstädten der Welt in angemessener Weise präsentiert und die Gründung einer weltweiten Aktiengesellschaft bekannt gibt sowie eine Enteignung von Grund und Boden zu Gunsten dieser Aktiengesellschaft durchführt, was gleichzeitig ihr Beitrag zum Stammkapital des geplanten Konzerns sein wird, wird das Geld für die Entwicklung des Projektes ERICHa aus der ganzen Welt kommen. Alle Bewohner dieses Planeten brauchen diese Autobahn, deshalb wird sie auch von der ganzen Welt gebaut werden. Na? Klingt das nicht verlockend? Geben Sie mir grünes Licht und in fünfzehn Jahren ist die Trasse fertig.“ „Wenn er über dieses Projekt redet, fallen mir immer die Augen zu“, sagte der Tatar. „Unsinn!“, grinste Arsenjew. Mau applaudierte begeistert und wiederholte dabei: „Meine Herren, sehen Sie mich bitte nicht an.“ „Und was sagen Sie dazu, Iwerow?“, Kablukow trat ganz nah an den Fürsten heran. „Eine grandiose Idee! In 10-20 Jahren wird sie hoch aktuell sein. Alle Achtung, Pereswet Wassiljewitsch!“ „Sind Sie sicher?“ Arsenjew war ganz verlegen. „Wirklich, die Menschheit braucht unbedingt so eine Trasse. Aber ich kann leider an diesem Projekt nicht teilnehmen, weil ich mein Programm zu Ende bringen will. Aber davon nicht jetzt.“ „Ach, immer diese Programme...“, seufzte Kablukow. „Mich beschäftigt im Moment nur die eine Frage: wie kann ich in der Serbskij-Klink bleiben. Ständig höre ich, wie sie kommen, um mich abzuholen. Ihre Schritte dröhnen so laut in meinen Schläfen, als schläge jemand mit einem Hammer gegen meine Ohrmuschel. Diese Wärter sind ein hinterhältiges Volk. Sie werfen Unsereinen mit solchem Abscheu auf die Straße wie die Straßenhuren benutzte Präservative wegwerfen. Es ist vollkommen sinnlos, mit ihnen über Gott oder die Menschen, die Natur oder die Zeit zu diskutieren. Kein noch so geniales Projekt bewegt ihr Herz oder würde das geringste Mitgefühl hervorrufen. Sie werden schreien: Kablukow, mit Gepäck antreten! Und Schluss, schon sitze ich vor der Tür. Aber wie kann Unsereiner außerhalb seiner vier Wände leben? Wie kann man diese wahnsinnige Welt ertragen, die im Menschen nur die Geldgier fördert? Permanent wächst der Appetit auf Reichtum, bis ins Unendliche. Fast schon ist er zum Wesen des Menschen überhaupt geworden! Immer heftiger, immer offener und irrsinniger verlangt der Mensch danach, die Umwelt zu beherrschen, anstatt im Einklang mit der Natur zu leben! Der äußere Luxus zieht die ganze Welt manisch und unumkehrbar an. Und die Menschen begreifen nicht, dass sie mit jedem Luxusartikel,



den sie erwerben, in ihrer Seele Gott immer tiefer begraben! Ein Zeitalter ist angebrochen, in dem die Dummen schlau tun und die Klugen dumm aussehen, in der die Unwissenden herrschen und die Wissenden schweigen, in der die Titanen verzagen und die Leichtsinnigen reüssieren, in der die geistig Verwirrten in der Duma die Gesetze machen und die Gesunden sich in den psychiatrischen Kliniken verborgen halten müssen! Diese Schritte, die mich verfolgen... Wann werden sie mich in Ruhe lassen!“ Kablukow hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz und er ging in die Hocke. „Sie begraben das Göttliche in ihrer Seele, töten die Seele, weil das Göttliche die wirkliche, die reale Natur der menschlichen Seele ist“, sagte Arsenjew traurig. „Ich bin der Klügste hier“, lachte der Tatar auf. „Meine Kleidung hat mich gestört, also habe ich sie abgeworfen. Schluss damit! Problem erledigt! Es gibt keine Leiden mehr! Keine weiteren Forderungen! Ich denke an nichts mehr, ich brauche nichts mehr. So habe ich für eine Weile den Zorn in einer Truhe versteckt und die Geschwätzigkeit in einem Koffer verpackt. Meine Bedürfnisse begrenze ich durch die Tagesordnung der Serbskij-Klinik. Ich konzentriere mich auf die Angelegenheiten und Dinge, die jeder geistlichen Bedeutung entbehren: pünktlich essen, rechtzeitig zum Frühstück aufwachen, die Luft entweichen lassen, wenn es sein muss und sich von niemandem daran hindern lassen. Ihre Geschichten interessieren mich nicht im Geringsten, aber ich höre Ihnen zu, damit mir die Hörfähigkeit nicht verloren geht. Das Einzige, was ich mir verbiete, ist das Onanieren, wenn ich nur Männer sehe. Dafür habe ich ein einige Fotos. Allah erlaubt mir, vier Frauen zu haben! Also befolge ich seine Gebote. Nachts schlafe ich mit meiner ersten, meiner Lieblingsfrau Asiisi, um mich glücklich zu fühlen; morgens lege ich die sinnlichste neben mich: Allegrowa, damit ich munter werde; nach dem Mittagessen vergnüge ich mich an der Wohlgestalt meiner klügsten Frau, Lolita, um die Weisheit zu erleben, und vor dem Abendessen gebe ich mich der Liebe auf französische Art mit der anspruchslosesten, mit Apina, um mich frei zu fühlen. Was braucht ein Mann mehr? Iwerow, ist das etwa dieser Zustand, den du virtuell nennst?“ „Ja! Sie sind nahe am Irrealen, und Ihr Gehirn hat schon angefangen, sich zu virtualisieren.“ „Na also!“ Der Tatar sprang vom Bett auf und zeigte den Anwesenden friedfertig seine Fäuste. „Wenn ich von Sex höre, muss ich immer Wasser lassen. Meine Herren, drehen Sie sich bitte um!“ „Vergiss dein Rasierwasser nicht“, lachte Renat Ibragimowitsch.

„Wenn ich die Möglichkeit dazu hätte, begäbe ich mich wohl umgehend in die Mönchsrepublik auf dem heiligen Berg Athos, in die Zitadelle des traditionellen orthodoxen Mönchtums. Und warum?“, fragte sich Arsenjew nachdenklich. „Weil ich es einfach nicht schaffe, die Synode der russisch-orthodoxen Kirche an das Thema einer Annäherung an den Katholizismus heranzuführen. Aber vielleicht wird sich ja dort, unter den intellektuellen Mönchen, meine Idee verwirklichen lassen? Vielleicht findet sie dann bei den Orthodoxen Gehör und erweckt ihre Herzen? Außerdem interessieren mich die Quellen bestimmter Rituale, wie die Heiligsprechung. Auf dem Berg Athos gilt, dass die Heiligkeit eines Verstorbenen umso unbezweifelbarer ist, je rascher seine sterblichen Überreste verwest sind. Im Katholizismus jedoch ist ein Merkmal der Heiligkeit die Unverweslichkeit der Reliquien. Also das genaue Gegenteil! Wie Sie wissen, Andrei Konstantinowitsch, bin ich ein bewusster Bekenner des Christentums, das der große Hegel als die ‚absolute‘ oder ‚wahre Religion‘ bezeichnet hat. Dostojewskij beging seinerzeit einen theologischen Irrtum, als er schrieb, dass er Christus der Wahrheit vorziehe. Es war ein Fehler von ihm, Christus und Wahrheit als Gegensätze zu formulieren, denn Wahrheit und Christus sind dasselbe und unteilbar. Da war Hegel scharfsinniger. Aber trotzdem ist nicht weniger wichtig, dass der große Schriftsteller auf der Seite von Christus bleibt!“ „Ich, Kollegienrat und Chevalier Wolodimer Sajtschikow“, erklang plötzlich die Stimme Sajtschikows, „residierend im Smolensker Gouvernement, Juchnowsker Bezirk der sein eigen nennt den Marktflecken Krutitzi sowie die Dörfer Botschkina, Loginowa, Liwenskaja und Kasjonky, mit hundertundzweölf Seelen nach der letzten Zählung, dazu Frauen, Kinder und Kindeskind, nach der Revision geborene Seelen beiderlei Geschlechts, sowie Vieh, Geflügel, Wohngebäude und Gewerke, alsdann stehender Weizen, gedroschener Weizen, gesäter Weizen, gepflügter und ungepflügter Boden, Fischgründen und sechs zu diesen Dörfern gehörende Brachen, kurzum, was mir, Graf Sajtschikow, in diesen Dörfern gehört, ohne eine Seele oder einen Werst Boden auszulassen, das alles gebe ich vollständig und restlos, ohne Geld und ohne Quittung in den Besitz des Obmanns des Serbskij-Instituts in Moskau, Andrei Kontantinowitsch Iwerow, auf dass er damit nach seinem Gutdünken verfähre...“ „Sieh an, unser Iwerow ist reich geworden“, lachte der Tatar. „Oh, sehen Sie mich nicht an, ich möchte auch mitlachen“, sagte Mau.

Ivéroff war erst am vergangenen Abend zu dieser Gesellschaft gestoßen, aber es schien ihm, als befände er sich schon eine Ewigkeit hier. So widerfährt es für gewöhnlich Menschen, die sich mit ganzem Herz und Verstand einer neuen Situation hingeben. Die Zeit, die er sich in der Klinik aufgehalten hatte, hatte den Fürsten seiner Phantasiewelt näher gebracht, nach der er sich in der letzten Zeit in Frankreich und in den ersten Tagen in Moskau gesehnt hatte. Immer wieder hatte er darüber nachgedacht, was das sei: das Leben. Hieß Leben, sich nüchtern in der Wirklichkeit zu empfinden, oder eher von ihr fortzulaufen, so schnell die Beine trugen? Heute wollte Ivéroff so sehr wie niemals zuvor an den ewigen Triumph der Virtualität glauben. Hier an diesem Ort herrschte sie überall, was ihn aufjubeln ließ. Hier wollte er bleiben, für immer geborgen in diesem Raum, der nicht von Habsucht und Ehrgeiz belastet war. Wieder betrachtete er seine Mitbewohner. Der wohltuende Eindruck, den der Kontakt mit ihnen ihm vermittelte, erhellte sein Bewusstsein und verstärkte sein Bedürfnis, sich an dieser Welt zu erfreuen. Während der Aktienmarkt in ihm den Drang zur Irrealität geweckt hatte, war das Krankenzimmer Nummer sieben der Serbskij-Klinik für den Fürsten die nächste Stufe auf dem Wege zur vollständigen Virtualisierung seines Denkens geworden, zu einem Sprungbrett in die Welt des Traums.

Der Fürst ging zu seinem Bett und ließ sich ganz erschöpft darauf nieder. Einige Zeit dämmerte er in Abwesenheit vor sich hin. Als seine Kräfte zurückkehrten, begann er plötzlich über ökonomische Themen nachzudenken. Warum das? Er hatte doch geschworen, nie mehr in seinem Leben Zeit für so etwas zu verschwenden. „Je länger ich mich im Land meiner Vorfahren aufhalte, desto mehr bin ich davon überzeugt, dass meine Entscheidung, den Wohnort zu wechseln, richtig war. Die russische Welt ist für einen gewöhnlichen Menschen aus der westlichen Kultur nicht geschaffen. Natürlich sind es nur Kleinigkeiten, die ich sehe. Aber aus der Gesamtheit dieser Kleinigkeiten besteht ja eine Zivilisation. Gestern sah ich einen Tausendrubelschein. Was für eine Farbe, was für ein Muster! Ein türkisblaues Stück Papier, das eher wie eine Eintrittskarte in den Zirkus oder in die Operette aussieht, aber nicht wie ein Zahlungsmittel. Und dabei ist dieses Land reich an wunderbaren Malern! Wem gibt man den Auftrag, diese Geldscheine zu gestalten? Vielleicht einem surrealistischen Maler, um die Idee der Virtualität des Geldes zum Ausdruck zu bringen? Welche Finanzpolitik praktiziert die russische Regierung? Die Verringerung der Geldmenge.

Wie funktionieren denn Betriebe, die kein liquides Kapital haben, auf welche Art und Weise kann man Investitionsrücklagen akkumulieren, um Kapital zu bilden? Das Land braucht Reformen. Und was schlägt Gref vor? Das zentrale Argument dieses Herren läuft auf die These hinauf, dass bei einem Erdölpreis von 21,5 Dollar pro Barrel das Bruttosozialprodukt Russlands auf 4,4 Prozent anwächst. Sinkt der Erdölpreis auf 18,5 Dollar pro Barrel, wächst das Bruttosozialprodukt um 3,5 Prozent. So etwas kann man getrost als Diskreditierung des menschlichen Verstandes bezeichnen, als Verhöhnung des ökonomischen Denkens! Gref begreift einfach nicht, dass es eine solch starre Abhängigkeit dieser zwei Kategorien nicht gibt und nicht geben kann. Und was hat er noch in seinem Reformkoffer, außer einem günstigen Erdölpreis? Null und nichts! Es gibt keinerlei Konzepte für eine strukturelle Umgestaltung der Wirtschaft und ihre Entbürokratisierung. Die Sanierung der Marktwirtschaft hat nicht die geringste Chance. Die Russen werden sich noch lange nicht von der Armut befreien können! Aber das Volk lebt unter diesen Umständen ruhig und sorglos. Bewundernswerte Menschen sind das! Im Westen mag man sie für primitiv halten, aber in der Virtualisierung des Bewusstseins sind sie der westlichen Welt um ein Vielfaches voraus. Man schaltet ihnen den Strom ab und im Winter vereisen ganze Regionen. Ihr Einkommen ist minimal. Die meisten leiden Mangel an allem, aber unbegreiflicher Weise sind sie glücklich, sie erfreuen sich am Leben. Ist das nicht eine Nation aus Virtualisten? Sind das nicht die Pioniere der irrealen Welt? Vielleicht hat mich das Schicksal selbst hierher geführt... Oder hat Er mich hierher gewiesen?“

Plötzlich spürte der Fürst, dass er in einem Labyrinth aus Zweifeln und Widersprüchen umherirrte. Seine Gedanken überkreuzten sich und schoben sich ineinander, flammten auf und verglommen, wie Glühwürmchen im Unterholz eines nächtlichen Waldes. Und dann kam der Moment, wo er aufhörte, sich selber zu spüren und immer tiefer und tiefer in einen schwarzen Abgrund versank. Einen Augenblick lang glaubte er vor sich einen schwach beleuchteten Pfad zu erblicken, der ihn auf einen breiten Weg führen würde. Aber dann verschwand das alles und der Verstand des Fürsten erlosch wie ein niedergebranntes Feuer.

## Kapitel 28

Im Restaurant „Weiße Wüstensonne“ liefen die Vorbereitungen zum Hahnenkampf. Schweigend und mit hängenden Köpfen warteten die Kampfhähne aus Mittelasien und der Türkei in ihren Käfigen auf den Beginn. Die Veranda des Restaurants war voll mit Besuchern. Dutzende Kellner in usbekischer Nationalkleidung liefen mit hoch beladenen getriebenen Tablett zwischen den Tischen hin und her. Das Restaurant war eines der besten der Hauptstadt und bot seinen Gästen die ausgesuchtesten und köstlichsten Speisen des Ostens. An den vorderen Tischen rund um die Kampfarena saß die Hautevolee von Moskau; das waren geschnielgte, mit allen Wassern gewaschene Bankiers, Politiker von „Jedinstwo“, für die öffentliche Gelage noch etwas Neues und die maßlosen Kosten eigentlich nicht vertretbar waren, regelmäßige Casinobesucher, die unter Drogen und mit glasigen Augen vor sich hin starrten, energische erfolgreiche Gauner in modischen Outfits mit Brillanten-Accessoires, die Elite der Duma, niedergedrückt von der Verantwortung für das Schicksal ihrer Landsleute und angeführt von dem Altabgeordneten Pipingarow, der nervös auf seinem Stuhl herumrutschte, Geschäftsleute, die sich aufmerksam nach allen Seiten umsahen in der Hoffnung, auf der Stelle eine Millionen Dollar zu verdienen, dazu Ausländer, die von all diesem ungewöhnlichen Reichtum wie vor den Kopf geschlagen waren. Und wie viele Wochenendschönheiten saßen an den Tischen, und was für welche! Nicht einfach schöne Frauen, nein, die erstaunlichsten Frauen der Welt. Sie konnten einen jeden mitten ins Herz treffen! Sie konnten dem standhaftesten Familienmenschen die Seele in Wallung versetzen und sein Leben umdrehen! In diesem Reich der Völlerei konnte man beobachten, wie das starke Geschlecht konzentriert überlegte, ob es Liebeshändeln oder den Bacchanalien den Vorzug geben sollte. Denn wie Lukull und Messalina, Dionysius und Venus konkurrierten diese beiden Seiten der Abendveranstaltung kühn miteinander. Ehepaare waren nicht vorhanden, denn wer von den Reichen und Schönen der Hauptstadt wird seine Ehefrau so verwöhnen wollen! Das macht ja diese Schicht aus, dass sie alle Seelenregungen der Wollust unterwirft!

Buinosow und Altynow saßen an einem der vorderen Tische, buchstäblich zwei Schritt von der Kampfarena entfernt. Man konnte sehen, dass das Geschehen um sie herum sie

nicht im geringsten interessierte. Gleichgültig gegenüber den Bacchanalien, zu denen es die neuen Russen mit animalischer Liebe zieht, hatten sich die beiden Herren in die ausführliche Diskussion der Iwerow-Geschichte vertieft. Jurij Altnow war ein leidenschaftlicher Liebhaber abenteuerlicher Vorhaben, er konnte wunderschön reden, hatte eine hochgespannte Fantasie, heckte glänzende hintsinnige Pläne aus und hätte sicher mit den sagenhaften kriminellen Launen eines Talleyrand oder der hochstapelnden Behändigkeit eines Cagliostro mithalten können. Mit seinem unaufhaltsamen einlullenden Redefluss gewann Altnow Buinosow für seine Ideen. Das Thema war klar, man wollte in dieser Angelegenheit das große Geld machen.

„Für Iwerow muss man einen langen Atem haben. Solche Menschen erobert man nicht im Flug. Als ich mir die Kasette seines Gesprächs mit Waraxina anhörte, hätte ich ihm am liebsten die Hand gedrückt und gesagt: Bravo, Kollege, eine ausgezeichnete Arbeit! Von so jemandem kann man nur dann Geld bekommen, und eher mal nicht sehr viel, wenn man ein unerschütterliches Fundament menschlichen Vertrauens schafft, eine scheinbar zu Herzen gehende Freundschaft. Dafür braucht man Jahre. Im übrigen glaube ich, dass du dich gar nicht so verachtenswertig verstellen kannst. Zumal dies nicht nur eine moralische Frage, sondern auch eine des Kalküls ist. Der reiche Franzose kann uns als wirklicher Freund, dem man nichts abluchsen muss, weit nützlicher sein. Er kann die Verbindung zum Weltkapital, zu den Aristokraten Europas, zu einflussreichen Kreisen in verschiedenen Ländern und verschiedenen Kontinenten herstellen. Mit seiner Protektion und unserem Grips steigen wir in fantastische Zukunftsprojekte ein und verdienen bedeutend mehr Geld als mit einem noch so gut durchdachten, raffiniert ausgeklügelten unsauberen Geschäft. Dieser Iwerow ist ein Hai, der die Finanzozeane der Welt ohne eine einzige Schramme auf der Haut durchpflügt hat, ohne eine Scharte auf den Zähnen und ohne seinen Biss verloren zu haben. Eher wird er sich die Pulsadern aufschneiden, vom 20. Stock springen oder sich aufhängen als zulassen, dass er betrogen wird. Iwerow ist tatsächlich in der Lage, in einer Krisensituation sein Gehirn abzuschalten, seine Instinkte und die Reflexe zu unterdrücken, um nicht zu leiden, keinen Schmerz zu empfinden, keine Erniedrigung erdulden zu müssen; noch ist offen, was alles aus den monströsen Machenschaften der Waraxina und ihrer Kollegen folgen kann. Wir müssen unsere Taktik ändern. Mit Iwerow dürfen uns keine Fehler unterlaufen. Andererseits ist es uns bestimmt, in dieser

Angelegenheit bereits morgen zu einer stattlichen Summe Geldes zu kommen. Hier unser absolutes Credo: Auf der Suche nach unserem Vorteil grasen wir wie Raubtiere unermüdlich die Straßen der Hauptstadt ab, von der Neglinka zum Ochotnij rjad, von der Twerskaja bis zur „Zarenjagd“ auf der Rubljowka. Ich schlage vor, uns zuerst die Waraxina und ihre Umgebung vorzunehmen und sie tüchtig abzugrasen. Mir scheint, wir können aus dieser Laus ein schönes Sümchen herausschlagen. Die Situation erinnert mich daran, wie der türkisierte Mongole Tamerlan nach der Zerschlagung der Goldene Horde in Richtung der russischen Gebiete von Wassilij II. zog. In Jelze traf er auf einen rätselhaften Mann, der sich nicht um sein tägliches Brot sorgte, sondern Lieder verfasste. ‚Gibt es hier viele deinesgleichen?‘, fragte ihn der Heerführer. ‚Der Russe lebt für Lieder, nicht für Gold‘, antwortete der mittelalterliche Barde. Nachdem Tamerlan die Aussicht, als Trophäen die Lieder einer fremden Kultur zu bekommen, bedacht hatte, änderte er seine Richtung, zog nach Georgien und plünderte seinen Verbündeten aus. Er erbeutete 37 Fuhren georgischen Goldes! Seitdem sind 500 Jahre vergangen, und nun erinnert diese Geschichte an das Spiel mit der Waraxina. Haben wir in ihr doch zuerst eine Verbündete gesehen...“

Buinosow unterbrach seinen Bekannten kein einziges Mal. In seiner Fantasie zeichnete sich ab, wie sie diese eingefleischte Schurkin, Moskaus Königin inszenierter Provokationen ausnehmen würden. Mit dem Rest an Intelligenz, der in seiner Seele noch verblieben war, hasste er das Handwerk der Waraxina, doch als unternehmerischer neuer Russe drängte es ihn, unverzüglich mitzumischen. Das Geld dieser Virtuosen beflügelte seinen Geist ebenso wie das georgische Gold den hinkenden Tamerlan.

Währenddessen fuhr Jurij Altnow fort: „Wenn man märchenhaft reich werden will, muss man zuerst lernen sich selbst zu steuern, später dann andere Menschen und die Umstände. Nur der vollständige Sieg über die eigenen Triebe führt zu hohen Dividenden. Wir verändern unseren Kurs, nehmen ein neues Blatt Papier und schreiben ein neues Drama mit dem Titel ‚Schlinge für eine Hyäne‘. Die handelnden Personen sind: Violetta Schindjapkina – wichtigste ‚Ausweiderin‘; ihr Vater Kusma Schindjapkin – Zeuge der Anklage; Andrei Iwerow – erstes Opfer; Jana Wrubelskaja – zweites Opfer; eine Alte, die mit Geheimnissen handelt, Staatsanwälte, Untersuchungsführer – das künstlerische Personal des Theaters; Regisseur – Jurij Altnow; Theaterdirektor – Platon Buinosow. Also, an die Arbeit?“ „Dein Plan inspiriert mich. Ich wusste, dass

geschäftliche Projekte mir sehr liegen, aber Neigungen zu Abenteuern habe ich, ehrlich gesagt, bei mir nicht vermutet. Es zieht mich ebenso unwiderstehlich zu diesem kriminellen Stück wie Nasdratenko in die Führung des Landes und Gaidar in den ökonomischen Block der Regierung.“ „Je mehr Gaidarisches für die Ökonomie gilt, umso größer werden sowohl die Bühne meines Theaters als auch die Summen auf meinen Konten.“ „Jurij, so habe ich das nicht gemeint. Ich spinne deinen Gedanken weiter und sage: Während uns vor 5 oder 7 Jahren lediglich die illegalen Geschäfte interessiert haben, müssen wir heute das gesetzestreue Unternehmertum unterstützen und gleichzeitig die Reformergebnisse der ‚Chicago-Jungen in kurzen Hosen‘ nutzen. Wird es in 10 Jahren noch schwarzes Bargeld geben? Das ist keine rhetorische Frage. Doch kehren wir zu unserem Hauptthema zurück. Speziell welche Schlinge wollen wir für Waraxina bereithalten?“ „Die traditionelle und festeste von allen, die mehr als eine Generation von Staatsanwälten und Gaunern geprägt hat: Erpressung verbunden mit Schwindel. Die Kasette mit der Aufzeichnung ihres Gesprächs mit Iwerow, vorgeschobene Zeugen – unsere Leute in der Ermittlung und im FSB garantieren den Erfolg des Finales. Ich rechne mit 3 Millionen Dollar, die ich dieser Moskauer Hyäne abknöpfen will. Nach Aussage von Schindjapkina verdient sie ungefähr eine halbe Million Dollar im Monat. 3 Millionen sind also gar keine so abwegige Summe. Will sie unsere Attacke abwehren, wird es wesentlich teurer. Allerdings heißt es, sie sei ungeheuer geizig. Das Honorar teilen wir durch drei; ein Drittel geht in Schmiergelder und Belohnungen, den Rest teilen wir uns.“ „Und das Risiko?“ „Keins!“ „Mich interessieren allerdings weniger die Millionen der Waraxina als die Arbeit mit Iwerow.“ „Platon Filippowitsch, nicht so schnell. Das Problem Iwerow gliedert sich in drei Abschnitte. Als erstes müssen wir ihn aus der Klinik befreien und die Einstellung des Verfahrens erreichen. Danach dürfen wir ihn keine Minute allein lassen. Und erst im dritten Abschnitt kommen gemeinsame geschäftliche Projekte. Irgendwann hast du mal gesagt, dass es zwischen ihm und Semiradowa Sympathie gibt. Woher hast du das?“ „Meine eigene Intuition und eine indirekte Information. Tschertoljas hat erzählt, dass Iwerow sich im Gespräch erkundigt hat, ob er ihm nicht einen Gefallen tun und die Anschrift eines jungen Fräuleins in Moskau herausfinden könnte. Könnte das nicht Semiradowa sein? Bei dem Treffen mit mir hat er direkt gefragt, wie es Semiradowa an der Börse geht. Alles zusammen spricht meiner Meinung nach dafür, dass er an sie



denkt.“ „Wunderbar. Und sie?“ „Gleich nach seiner Flucht habe ich sie gefragt, welchen Eindruck er bei ihr hinterlassen hat. Die Frage hat sie überrumpelt und so verlegen gemacht, dass sie knallrot wurde.“ „Hast du schon mit ihr geschlafen?“ „Nein. Ich habe keine Zeit, Frauen den Hof zu machen. Mit dem Mädchen von Zimmermann ist es einfacher.“ „Ist sie nett?“ „Sie ist schön!“ „Schick sie sofort in die Klinik. Sie kann ihm ja eine Tüte mit Kirschen und ein Körbchen mit Erdbeeren bringen. Damit sie sich nicht fürchtet, sage ihr, dass er dort nur vorübergehend ist, aufgrund eines Versehens.“ „Kein Problem. Sie kommt aus dem Waisenhaus und gehorcht mir als ihrem Mentor.“ „Vielleicht wird sie der Schlüssel zu Iwerow. Schick ihr ein Auto, morgen früh soll sie schon in der Klinik sein. Dann treffen wir uns mit ihr. Und jetzt sollten wir die laufenden Dinge für heute beiseite legen und uns den Kellnern und den Düften der Küche des Ostens zuwenden.“

In der „Weißen Wüstensonne“ brodelte es laut und bunt. Auf den mit zahlreichen Kerzen erleuchteten Tischen dampften Berge köstlichster Gerichte. Teller türmte sich auf Teller, ein jeder voller Köstlichkeiten. Direkt auf der Veranda wurden auf riesigen Kohlebecken und in Folie eingewickelt ganze Fettschwanzhammel gebraten. In großen Töpfen auf Grillgestellen sprudelte kochendes Wasser, um appetitliche Stücke von Milchziegen aufzunehmen, in großen gusseisernen Kesseln dünstete allerfeinster usbekischer Plow vor sich hin, der mit seinen Dünfte den Zauber des Lebens verkörperte; in Bratpfannen brutzelte schneeweißer Fisch vom Amudarja; in großen Schüsseln wurden die verschiedensten Gemüse mit allen möglichen Gewürzen und Würzelchen, mit Basilikum, Minze und Koriander zu wunderbarem östlichem Salat vermischt. All diese berausenden duftenden Speisen hätte für Hunderte ausufernder Feste ausgereicht! Dieser wahrhaft paradiesische Winkel war von den begabtesten Gastronomen Russlands, von Wladimir Lisowezkij, Igor Kofman und Arkadij Nowikow, geschaffen worden, und die hierher pilgernden Anhänger feinsten Küche verliehen ihm etwas von Luxus und Behaglichkeit. Wie im Taumel warfen die Gäste mit Bergen von Banknoten um sich, mit der Inspiration echter Künstler schufen die Wirte kulinarische Meisterwerke. Die Leidenschaft der Verschwendung, der Rausch der Völlerei und die begeisternde Meisterschaft der Köche wetteiferten miteinander wie die Klänge der Musik und die Verse eines Gedichts, wie der Ansturm der Elemente und die Harmonie vollkommener Ruhe. Hier verwandelte sich Geld in raffinierteste Gerichte

und großartige Weine, und das Essen generierte eine unglaubliche Lebensenergie. Hier, auf der Veranda der „Weißen Wüstensonne“, bewahrheitete sich die alte Einsicht, dass der menschliche Organismus lediglich aufgrund des Zerfalls von Essen lebt. Vermutlich konnte man deshalb hier so einen unglaublichen, ungehemmten Appetit beobachten. An den Tisch der jungen Leute trat eine Bauchtänzerin, hochgewachsen, mit üppiger Brust und breiten, nur halb bedeckten Hüften. In ihren zur Mandelform gemalten Augen hatte sich ein falsches, abwesendes Lächeln festgesetzt, das an die Leere einer Steinlandschaft erinnerte. „Meine Herren, möchten Sie, dass ich für Sie tanze?“, fragte sie mit fordernder Stimme. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine junge Frau mit so einem gleichgültigen erloschenen Blick einen zündenden Bauchtanz hinlegen kann“, bemerkte Buinosow. „Ach wie bist du bissig! Bei einem zärtlichen Blick würdest du denken, ich sei in dich verliebt, und mir mit romantischen Vorschlägen auf den Leib rücken.“ „Sex ist für mich kein Spaß, ich finde daran nichts Romantisches. Er ist für mich eher eine Gewohnheit, so, wie man sich duschen muss, man putzt die Zähne mit einer elektrischen Bürste, schneidet die Nägel und gibt sich eben mit geschlossenen Augen dem Sex hin. Bei anderen mag er Eifer und Inspiration auslösen, bei mir die Langeweile einer unumgänglichen Notwendigkeit.“ „Das heißt, du bezahlst immer für diese wunderbare Sache?“ „Ist denn die Liebe umsonst? Mir genügen die Mädchen von Herrn Zimmermann, sie sind schweigsam und drängen sich nicht auf. Alles geht nach Minuten. Ich bin Ordnung gewöhnt.“ „Hast du nie einer Frau gefallen wollen? Ihr Blumen kaufen, einen Brillantring schenken? Puh, wie langweilig!“ „Das Bewusstsein spiegelt die Realität. Wie viel kostet es, wenn du tanzt?“ „1 Minute 10 Dollar, das mindeste sind 3 Minuten.“ „Hör Altynow, ich bezahle 10 Minuten Tanz und du das Abendessen.“ „Einverstanden.“ „Nun, du Sexbombe, jetzt ist alles erlaubt. Fang an zu tanzen. Lasse das Feuer der Leidenschaft, wie ein Komet den Himmel, deine grünen Augen erleuchten. Wie der Bogen von Spiwak über die Geigenseiten tanzt, so drehe und wende deine Hüften. Wie die Zigeunerinnen mit den Rhythmen ihrer Tamburins, so hypnotisiere uns mit deiner magischen Brust. Los! Mehr Feuer, Ausdruck! Jede Zelle deines nackten Körpers muss sich erotisch aufladen. Dann holt Kulturminister Schwydnoi selbst dich noch in seine Fernsehsendung Kulturrevolution.“ Herausfordernd sah die Tänzerin die jungen Männer an, richtete ihre langen brünierten Haare, bog majestätisch ihren Schwanenhals, schnalzte graziös mit den Fingern, glitt

auf weichen Sohlen über den Boden und machte sich daran, die Männer mit dem verführerischen Beben ihres erotischen Körpers zu fesseln. „Wie frappant verändert sich eine Frau, wenn sie Geld riecht“, flüsterte Buinosow seinem Freund ins Ohr. „Ich sehe das anders. Welche große Begabung hat die Natur den Frauen verliehen, welche Wunder vollbringende Verwandlungskunst“, sagte Altynow. Die Männer applaudierten. Platon Filippowitsch entnahm seiner Brieftasche zwei 50-Dollar-Noten. Eine steckte er ihr ins Körbchen ihres Büstenhalters, die andere hinter den Gürtel, an der aufregendsten Stelle. Altynow griff nach seiner Brieftasche. „Lass das, Freund, ich habe schon bezahlt.“ „Es hat mir Vergnügen bereitet, ich möchte mich dafür bedanken.“ Er nahm 100 Dollar, rollte sie zu einem Röhrchen und versteckte es in den harzigen Locken der Tänzerin. „War das nötig, dass wir doppelt bezahlen?“, sagte Buinosow unzufrieden. „Lass uns verabreden, dass wir nicht gegenseitig das Geld in unseren Taschen zählen“, lachte Altynow, „dafür werden wir es von jetzt an sorgfältig wie Revisoren bei unseren Klienten zählen.“ Heran trat die Kellnerin, von den Stilisten des Restaurants aus einer Slawin in eine typischen Usbekin verwandelt. „Ich heiße Amina. Meine Herren, ich freue mich, den Abend über zu Ihren Diensten zu sein. Zuerst bitte ich Sie, die Lotteriescheine auszufüllen. Sie waren schon öfter hier, Sie wissen, das ist kostenlos. Heute treten drei Hahnenpaare zum Kampf an. Wenn Sie die Namen der Sieger richtig angeben, wartet auf Sie eine Aufmerksamkeit des Chefkochs. Wählen Sie also. Erstens Chan Tochtamysch gegen Emir Jedigei; zweitens Schah Chosrow gegen Tschingischan; drittens Sultan Bajaset gegen Nadirchan. Womit kann ich Ihren Tisch vor Beginn des Kampfes bereichern?“ Aminas diensteifriges Gesicht leuchtete in östlicher Demut. „Fangen wir mit einem Fläschchen 1997er Brunello di Montalcino von Banfi an“, sagte Altynow. „Vielleicht noch etwas dazu zu diesem bemerkenswerten Wein?“ „Was schlagen Sie vor?“ „Zum Beispiel gebratene Gemüse auf Samarkander Art.“ „Welche sind das?“ „Auberginen, Tomaten, Kürbis, Zucchini, Paprika, gegrillter Spargel – alles mit Safran überstäubt.“ „Sie haben einen ausgezeichneten Geschmack, Amina. Zu dieser wunderbaren Sinfonie aus Früchten des Südens bringen Sie bitte noch gedörrte Fasanenstückchen aus Fergana, vom Wind der Sandsteppe getrocknete Tomatenscheiben in Knochlauchpaste und Feigenscheibchen in Melasse.“ „Ganz wie Sie es befehlen“, sagte unterwürfig die zur Amina verwandelte Slawin. „Ich überlasse dir, den Lotterieschein auszufüllen. Das ist dein Genre, du Meister der kühnen

Inspiration. Auf wen wollen wir setzen?“, fragte Buinosow. „Beim ersten Paar gewinnt Emir Jedigej, davon bin ich überzeugt. Beim zweiten geht es unentschieden aus, der dritte Sieger wird Bajaset.“ In der Arena war inzwischen der Schiedsrichter aufgetaucht. Vielleicht war er erkältet oder er hatte von Natur aus eine eigenartig heisere Stimme, denn er sagte knarrend, ja krächzend: „Der bekannte Trainer aus Kleinasien, Efendi Dschabar Ali, stellt die türkischen Kampfahne vor.“ Dem Publikum wandte sich ein schwergewichtiger Mann im Fez mit dunkelroter, von Goldfäden durchzogener Troddel zu. Ein breiter Gürtel hielt seine rot-blau-gestreifte Pluderhosen zusammen und war an der rechten Hüfte geknotet; über dem beigefarbenen Atlashemd mit weiten Ärmeln trug er eine goldgestickte Samtweste. Die Knöpfe des Stehkragens standen offen, so dass sich dem Publikum wie ein Stück Fell vom Karakulschaf eine schwarzbehaarte Brust darbot. Es wurde geklatscht. Efendi Dschabar Ali verbeugte sich und wiederholte: „Sagol! Sagol! Sanda sagol!“ Dann wurden die Kämpfer einzeln in die Arena gelassen. Emir Jedigej im schwarz-roten Gefieder war aggressiv; immer wieder schlug er mit den Flügeln, als wolle er den Gegner herausfordern, streitlustig reckte er den Hals und raste im Ring hin und her, als wollte er böse Geister verjagen. Er war ein großes Tier, vom Boden bis zum Kamm etwa 70 cm. Dann ließ man Chan Tochtamysch in den Ring. Er sah stärker aus, mit athletischem Körper, vorgestreckter Brust, einem Hals wie eine Stahlröhre und großem säbelförmigem Schnabel; Kammmaß etwa 80 cm. Mit seinem goldenen Gefieder bot er einen herrscherlichen Anblick und wirkte wie ein unbesiegbare Kämpfer. Seine gefiederten Konkurrenten zogen sich kurz zurück, buckelten und waren bereit, sich in den Kampf zu stürzen. Die Finger des Trommlers begannen die Daira zu bearbeiten und brachten die metallischen Anhänger zum Klingen. Intensiver werdende Trommelwirbel riefen zum Kampf und schwollen pausenlos an, wie im Säbeltanz von Aram Chatschaturian. Als ein betäubender metallischer Gongschlag ertönte, stürzte sich Emir Jedigej auf seinen Widersacher, wie damals die Krieger des Triumphators Jedigej am Fluss Worskla auf das riesige Heer des litauischen Fürsten Witautas. Jedigej drängte den Widersacher in die Ecke. Hartnäckig und rhythmisch, wie ein Schuster mit dem Hammer Nägel in die Stiefelsohlen schlägt, ließ er seinen Schnabel auf den Kopf von Tochtamysch niedersausen. Seine Flügel spreizte er wie metallische Backen einer Zange und versperrte dem Konkurrenten den Platz im Ring, behinderte und beschränkte seine Manövrierfähigkeit. Unter diesem

ungeheuren Druck begann der Widersacher zu zittern und geriet in Panik. Die goldenen Federn von Tochtomysch lagen schon auf dem Boden wie Fetzen eines Königmantels. Das Publikum kreischte, es wurde gepfiffen und geklatscht. Die Dumaabgeordneten schrieten selbstvergessen und aus dem Bauch heraus: „Mach ihn alle, wie Pankissi in Georgien.“ Die Banker stöhnten: „Schlag ihn, wie hoffentlich der Dollar den Rubel!“ Die Gauner forderten: „Polier ihm die Bullenfresse! Kein Mitleid!“ Die Frauen sagten unter Tränen: „Hätten wir nur einen solch verwegenen Kavalier!“ Die Ausländer raunten: „Man muss das Schlachten beenden.“ Als der Hals von Tochtamysch schon zerfetzt war und aus dem hängenden Kopf Bäche von Blut strömten, hielt Jedigej einen Augenblick in seinem Rasen inne, als verstünde er, dass es nur noch eines letzten Schlags bedürfte und der Gegner würde im Ring zusammenbrechen. Als er schon wütend zur Attacke auf den Konkurrenten ansetzte, nahm dieser seine letzten Kräfte zusammen, sprang mehr als dass er flog, mit einem jämmerlichen Ruck wie ein gequälter Spatz über die Abgrenzung des Rings und fiel auf die Hände von Efendi Dschafar Ali. Es erhob sich ein ohrenbetäubender begeisterter Lärm. Der erste Hahnenkampf war zuende. Das erhitzte Publikum kehrte an seine Plätze zurück. Auf die Erregung über den Nahkampf des Federviehs folgte unmittelbar der gastronomische Höhenflug, ein großes Gelage begann. Man hörte das Klappern von Kiefern und von Besteck, das Klingeln der Pokale und ausgedehnte Trinksprüche, Berge von Delikatessen wurden verzehrt, die Männer küssten sich eifertig mit vollen Mündern und griffen unter den Tischen mit fettigen Händen nach den verführerischen Knien ihrer Nachbarinnen. Mägen wurden vollgeschlagen und vor den Toiletten stand man Schlange. Moskaus Elite genoss des Lebens Überfluss. Die reiche Schicht der Hauptstadt berauschte sich an den eigenen Möglichkeiten in der Welt der niederen Wünsche. Rote Flecken erschienen auf den servilen Gesichtern der Männer, während die schmachthenden Augen der Frauen voller listiger Tugend aus ihren Rändern hervortraten. Die Menschen wurden von Leidenschaft gesteuert! Oder, um es genauer zu sagen: Deren Herrschaft über die Herzen war uneingeschränkt. Der *homo sapiens* degenerierte in kürzester Zeit zum *homo sapiens ferus*!

Amina kam lautlos und mit der Ergebenheit einer Geisha zu ihren Kunden. „Womit kann ich Ihnen dienen?“, fragte sie sanft. „Sage den drei Mädchen da am 5. Tisch vom Ausgang, dass ich sie an unseren Tisch einlade.“ „Ich bitte um Verzeihung, wertester

Herr, doch solche Dienstleistungen sind in unserem Restaurant nicht vorgesehen. Ich kann höchstens eine Notiz von Ihnen überbringen.“ „Das geht auch. Gib einen Stift.“ Die Kellnerin reichte Platon Filippowitsch einen Kugelschreiber, mit dem dieser auf die blütenweiße Stoffserviette schrieb: „10 000 Rubel für jede und das Abendessen.“ Er legte die Serviette zusammen und gab sie Amina. „Bring hin.“ Nach einer Minute kehrte die Kellnerin mit der Antwort zurück. Auf derselben Serviette stand unter den Zeilen von Buinosov in ausladender Schrift: „Wir sollen dir wohl eine Abfuhr erteilen?“ „Diese Hündin!“, zischte Buinosov zwischen den Zähnen. Altynow sah sich den Briefwechsel an und lachte laut auf. „Mischka Meljan hat mal gesagt, du seiest sehr knauserig. Ich wollte es nicht glauben. Jetzt weiß ich es. Solche Frauen kosten mehr. Geben Sie mir den Stift, liebe Amina.“ Auf dieselbe Serviette schrieb er: „Das Mädchen, das von mir aus im Profil zu sehen ist, lade ich in der Rolle der verliebten Frau zu mir ein. Das Drehbuch sieht das Ende des Spiels für morgen früh vor. Das Honorar beträgt 1000 Dollar. Die anderen Damen lade ich an unseren Tisch zur angenehmen Gesellschaft. Im Fall einer Absage bitte ich, von mir eine Flasche Champagner Grande Madame anzunehmen. Jurij Altynow. P.S. In jedem Fall bitte ich um die Erlaubnis, Ihr Abendessen zu bezahlen.“ „Bringen Sie bitte hin!“ Altynow gab Amina die Serviette, stand auf, lächelte und verneigte sich tief vor den drei jungen Frauen. Dann wartete er stehend auf die Antwort. Die reizende Unbekannte, die ihm das Profil zeigte, sah zu ihm hinüber, nachdem sie die Notiz gelesen hatte, und zeigte auf sich, als wollte sie fragen, ob sie gemeint war. Altynow verneigte sich noch einmal und gab ihr so zu verstehen, dass es um sie ging. Die jungen Frauen tuschelten miteinander, lachten und gingen auf den Tisch zu. Altynow stellte sofort einen Stuhl neben sich. „Platon, ich erinnere dich daran, dass ich heute für den Tisch bezahle. Sei nicht niedergeschlagen, vielleicht einigst du dich ja noch und brauchst Herrn Zimmermann nicht zu bemühen. Mehr Poesie, mein Freund. Freude in den Augen beircet die Frauen!“ Als erste kam die Auserwählte auf Altynow zu. „Guten Abend, Jurij. Ich bin Dascha.“ „Sehr erfreut. Vielen Dank, dass Sie meine Einladung angenommen haben.“ Dann sah er sie aufmerksam an. Sie mochte 20 oder 22 Jahre alt sein. Der rechte Ärmel ihrer durchsichtigen Bluse war so über die Schulter gerutscht, dass sich ihre Brust wie eine reife Akazientraube abzeichnete. Ihrer seidigen Haut gaben die Hunderte von Kerzen des Restaurants einen goldenen Schimmer. Die braunen Augen waren ungewöhnlich

schön und wirkten unschuldig. Die leicht hochgezogenen roten Lippen, wie von den besten Meistern der Renaissance hingemalt, gaben strahlende gleichmäßige Zähne wie Perlen frei. Die kastanienfarbenen Haare waren am Hinterkopf in einem duftenden frischen Bouquet zusammen genommen und legten einen langen verführerischen Hals frei. Das Mädchen schien wie aus Licht und unterschied sich darin angenehm von allen übrigen Schönheiten des Restaurants. Altynow lief ein Schauer durch den Körper, sein Atem stockte, in den Schläfen hämmerte es. Er hätte sie am liebsten sofort in die Gemächer des nächsten Hotels entführt und sich von der ganzen Welt zurückgezogen. Da spürte er den Händedruck eines der anderen Mädchen und hörte ihre freundliche weiche Stimme: „Danke für die Einladung, Jurij. Ich bin Aljona.“ Verwirrt über sein jugendliches Temperament zwang sich Altynow zu lächeln und sagte: „Wer der Frau, die ich liebe, nahe steht, ist auch mein bester Freund.“ „Ach, so ist das“, sagte die dritte der jungen Damen und streckte ihre Hand aus: „Ich bin Anja und noch nicht lange in der Hauptstadt. Ich brauche dringend aufrichtige Freunde.“ „Wer von Ihnen hat die Antwort an mich verfasst?“, fragte Buinosow mit einem Grinsen. Die Mädchen sahen sich an. „Sie kam auf eine vulgäre blöde Notiz!“, erklärte Dascha. Entgegen Altynows Befürchtung nahm Buinosow diese Zurechtweisung ruhig hin. „Ich möchte Euch Platon Filippowitsch, meinen guten Freund, vorstellen. Platoscha, lass uns nicht an Fehlschläge denken, im Leben gab es genug davon“, sagte Altynow schnell, ohne die Augen von Dascha abzuwenden. „Du bist wunderschön!“, flüsterte er ihr zu. „Lasst uns fröhlich sein! Wir wollen Spaß haben, meine Damen und Herren.“ Und dann erhob er das Glas zum ersten Trinkspruch: „Die ganze große ungewöhnliche Welt soll heute in erotischen Gefühlen und kulinarischem Genießen beschlossen sein.“

Die neuen Bekannten passten sich eifrig der allgemeinen Entfesselung an. Das ungeschriebene Gesetz hier hieß: Trinken bis zum Delirium, essen, was der Bauch hält, den Freund betrügen, verlogene lieben und sich theatralisch aufregen, den Anstand verletzen und sich nicht genieren, die öffentliche Meinung verspotten und Sittlichkeit in den Dreck ziehen. Deshalb wurden ungezählte Mengen von Flaschen ausgetrunken und viel gegessen. Hier wurde die Ehre von Frauen verkauft und die Reputation der selbstverliebten Emporkömmlingen zerstört, die die Kunst, ihrem Los gerecht zu werden, nicht beherrschten. Hier wurden bändeweise falsche Versprechungen und verlogene Liebes- und Treuegeständnisse gemacht. Schmiergelder wurden gezahlt für

Verabredungen, die niemals eingelöst, und Hilfsversprechen beschworen, die niemals realisiert würden. Das sind die Reichen und Schönen von heute! Allerdings waren sie zu allen Zeiten überraschend dieselben. Liegt es vielleicht daran, dass man die Toten in der Erde vergräbt wie ein Weizenkorn, damit es aufgeht? Rotation ein und desselben menschlichen Materials! Das harte Gesetz der unvermeidlichen Sterblichkeit ist das ärgste Zeichen des Lebens!

Die Menschen rochen nach Tabak, Alkohol, Gebratenem, Knoblauch, Nüssen, Parfums – eine Polyphonie verschiedenster Aromen herrschte im Restaurant. An den Tischen wurde gekreischt, gelacht und verliebt geflüstert. Man hörte das Rascheln von Geldscheinen und teuren Kleidern. Altynow amüsierte alle mit seinen Scherzen, erzählte kuriose Geschichten, Witze und Anekdoten am laufenden Band, angefangen von ausschweifenden englischen bis zu lakonischen armenischen. Als die ersten Gäste das Reich der Völlerei verließen, brachte Amina auf Altynows Bitte schon die achte Flasche Brunello. Ihre Augen waren rot, Tränen rannen über die Wangen. „Was ist los?“, fragte Altynow. „Wer hat Ihnen Böses getan?“ „Der Abgeordnete Pipingarow ist weggelaufen.“ Die Kellnerin brach erneut in Weinen aus. „Wieso weggelaufen? Vor wem?“ Vor Tränen konnte Amina nicht sprechen. „Offenbar war er ihr Geliebter“, sagte Buinosow. „Sei nicht traurig, Mädchen. In deinem Alter wirst du gar nicht Zeit genug haben für all die Kavaliere“. „Vergiss ihn, Amina“, sagte Aljona mitleidig. „Das ist es doch gar nicht, Sie verstehen es nicht!“, sagte die Kellnerin mit Mühe und unter Tränen, „er ist weggelaufen, ohne die Rechnung zu bezahlen. Hat mich auf 59 000 Rubel sitzen lassen.“ „Der Schurke“, sagte Buinosow inbrünstig, während das Lächeln nicht von seinem Gesicht wich. In der Regel freute er sich, wenn sein Gegenüber litt. „Schweinerei“, meinte die schon ziemlich betrunkene Anja und nahm einen Schluck vom italienischen Wein. „Die Dumaleute führen uns an, wo es nur geht. Versprechen viel, aber in Wirklichkeit erhält man von ihnen nur Abfahren“, erklärte Aljona mit ärgerlicher Stimme. „Beruhigen Sie sich, meine Liebe. Ich bezahle für Pipingarow. Vielleicht hat er ja ein bisschen zuviel getrunken und wusste nicht mehr, was er tat. Die 60 000 machen mich nicht arm“, schlug Altynow großzügig vor. An diesem Abgeordneten war sicher noch etwas Gutes zu entdecken, und wenn nicht in der Gegenwart, dann in der Zukunft; Abenteurer mit Talent lassen sich von niedrigem Verhalten nicht schrecken. „Er ist dafür bekannt, dass er sich immer aus dem Staub



macht. Vor einem Monat hat er meiner Freundin das Geld vorenthalten.“ Aljona machte keinen Versuch, sich Buinosows Umarmung zu entziehen. „Und im Winter hatte ein Bekannter das Nachsehen. Er hatte eine wertvolle Holzterrasse für Pipingarows Haus gebaut. Als er seinen Lohn abholen wollte, hetzte man die Hunde auf ihn. Keine Kopeke hat er gesehen. So sind sie – die respektablen Leute. Scheiße!“ „Am Jahresanfang nehmen sie uns die Luft weg mit ihrem kolossalen Haushalt, und dann greifen sie uns jeden Tag und für jede Kleinigkeit erneut in die Tasche. In welche Gesellschaft man auch kommt, überall muss man für sie bezahlen, muss sie einladen. Wenn es wenigstens zu irgendetwas nütze wäre...“ Buinosow drängte sich weiter an Aljona. „Kommst du mit mir, meine Grobianin?“ „Aminotschka, das Geld für den Abgeordneten bekommen Sie von mir. Aber geben Sie mir eine unterschriebene Rechnung und vermerken drauf, dass sie auf den Abgeordneten Pipingarow aufgestellt wurde, der am 29. 6. 2002 das Restaurant verließ, ohne für seinen Tisch bezahlt zu haben. Vielleicht gelingt es mir ja, mir das Geld wiederzuholen, oder ich trete die Forderung an jemanden ab, der mir einen Gefallen tut.“ „Fremden gegenüber muss man nicht so großzügig sein.“ Dascha legte sich an Aljona's Schulter und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich würde auch gern das Geld im Voraus bekommen.“ „Natürlich, mein Engel. Hier und jetzt?“ „Nein, bevor wir ins Auto steigen. Einverstanden?“ „Kein Problem, mein schönes Blümchen. Lass uns fahren.“ Wer Kapital besitzt, schwimmt in der Regel nicht gegen den Strom, und Aljona zog es immer vor, im Voraus zu bezahlen.

Am Ende des Abends lenkte Bacchus die Menschen in der „Weißen Wüstensonne“. Nein, er lenkte nicht, er beherrschte ihr Bewusstsein ungeteilt! Alle zusammen und jeder einzeln schmorten in der Ekstase niedriger Gefühle, versanken bewusstlos in der Elementarkraft der Erotik. So wie der Koch in der Küche Tierisches und Pflanzliches, Totes und Lebendiges, Intellekt und Sensibilität, Profitgier und die Kreativität eines Schöpfers vermischte, so förderte hier eine Art universeller Zynismus die aus den Veden bekannte historische Vermischung von Gut und Böse, Geistigem und Materiellem, Handeln und Illusion. Im Restaurant herrschte die Atmosphäre von Sünde - der Teufel befehligte dem Geist und dem Fleisch -, von hochgespannten Träumen und viehischer Niedrigkeit. Der Abend ging zu Ende. Die Lichter des Imperiums der Verfressenheit erloschen, ebenso wie die romantischen Kerzen, die prosaisches elektrisches Licht ersetzte. Die Gäste stützten sich gegenseitig und gingen langsam

auseinander. Damit endete der Abend in einem einzelnen Moskauer Mikrokosmos und führte überzeugend den uralten Grundsatz vor Augen: Der Mensch ist nicht in der Lage, sich selbst zu bezwingen, um sich aus den magischen Fesseln der Ursünde zu befreien. Hier war man überzeugt, dass die Fantasien der materiellen Welt das Bewusstsein süßer erregen als die Suche nach geistigen Tugenden. Das Fleisch siegt immer über den Geist: doch wie lange soll dieser Triumph anhalten?

Etwa in Ewigkeit?

## Kapitel 29

Ivéroff schlug die Augen auf. Die Junisonne erfüllte den Krankensaal mit hellem sonntäglichem Licht. Es war ungefähr 8 Uhr morgens. Außer dem Grafen Saitschikow waren alle Patienten hier im Saal längst aufgewacht. Semjon Semjonowitsch Mau bedeckte sein Gesicht mit einer Zeitung, in die er ein Loch gemacht hatte, um seine Mitbewohner anzusehen. Kablukow und Arsenjew gingen ins Gespräch vertieft im Zimmer auf und ab. Renat Ibragimowitsch saß nackt auf seinem Bett und trank Tee mit trockenen Kringeln. Das Kopfkissen drückte er sich direkt ans Kinn. Offenbar saß er schon lange so, denn auf seinen Wangen hatten die Knöpfe des Kissens rötliche Abdrücke hinterlassen. Er bemerkte als erster, dass Ivéroff aufgewacht war, und erklärte laut vor allen: „Hast du ausgeschlafen, Franzmann? Ich habe dir gestern heimlich eine Tablette Etaminal Natrium in den Borschtsch getan. Hast du Abstand von der Ermittlung bekommen und dich beruhigt? Deine Freunde haben hier schon wieder einen Disput angezettelt. Steh auf, es wird Zeit, dass du dich einmischst. Sie haben sich schon darauf geeinigt, dass der dritte Weltkrieg unvermeidlich ist, und machen sich über den Islam her wie Enzephalitis-Milben über einen schutzlosen Körper. Steh auf, hilf mir mit Argumenten. Alle Moslems respektieren Christen und Juden sehr. Sie sehen die Christen als Menschen des Buches, gemeint ist die Bibel, an. Und die biblischen Propheten haben bei uns einen Ehrenplatz. Für den Koran ist das Evangelium ein heiliges, vom Himmel auf uns gekommenes Buch. Was kann man noch hinzufügen, Iwerow?“ „Der Islam ist eine Religion des Friedens! Eine Philosophie der Demut!“, unterstützte der Fürst den Tataren. „Jetzt bist du reingefallen, Iwerow,“ schaltete sich Kablukow mit heiserem Husten ein. „Nach der Scharia wird der Übertritt vom Islam zum Christentum als Abfall vom Glauben angesehen und mit dem Tod bestraft. Du bist ein Christ und trittst für die Ungläubigen ein. Das ist Sünde!“ „Ich würde hinzufügen“, sagte Nikita Arsenjew, „Mohammed hat zwar mit Worten die göttliche Herkunft des Evangeliums anerkannt, de facto aber Gesetze eingeführt, die der eigenen Doktrin völlig entgegenstehen. Anstelle der Gebote der Liebe gibt es ganz andere Postulate. Außerdem stellt Mohammed sich im Koran Christus gegenüber und sagt: ‚Ich bin mit dem Schwert gesandt worden und habe den Auftrag, die, die meinen Worten nicht gehorchen, zu

töten.' Was der Islam einem Moslem als Lohn für Tausend Nächte Fasten und Gebete verspricht, kann eine Mujaheddin in einer Nacht des Kriegs gegen die Ungläubigen erwerben. Das ist der Hauptgrund für die endlosen Kriege mit Christen und Juden, hier liegt der Stachel für Fanatismus und Terrorismus. All dies unterscheidet sich radikal von den moralischen Prinzipien des Christentums, der Religion der Liebe und Barmherzigkeit, die zum Gebet für die eigenen Feinde aufruft.“ „Doch der Koran enthält auch friedlichere Worte von Mohammed: ‚Die Untreuen werden mit der Zeit wünschen sich zu ergeben. Lass sie, lass sie sich berauschen, dem Genuss hingeben, sich in Hoffnung auf ein langes Leben wiegen. Sie werden bald erkennen.‘ Ist das kein Aufruf zu friedlicher Koexistenz? Und was sagt uns die Theologie? Natürlich bin ich kein Fachmann für heilige Texte und ihre Auslegung.“ Ivéroff stand auf und ging in Gedanken zum Fenster. „Erlauben Sie mir, werte Herren, einen Ausflug in die Geschichte.“ Hier leuchteten Arsenjews Augen auf. „Für den Streit mit den Ideologen des kämpferischen Islam kann man sich auf Autoritäten, auf Werke orthodoxer Denker stützen, in erster Linie auf den ehrwürdigen Johannes von Damaskus und auf Maxim Grek. Angesichts der Ereignisse der modernen Geschichte, wobei ich vorrangig den 11.9.2001 meine, verweise ich auf die entlarvenden Worte von Maxim Grek, der Mohammed den Vorläufer des Antichrist nannte.“ „Was seid ihr für seltsame Menschen. Wenn man Christus im Verhältnis zu Mohammed den Antimohammed nennt, dann wäre Mohammed im Verhältnis zu Christus der Antichrist; was für ein Quatsch also. Und das will ein Kenner des Islam sein!“ Der Tatare wurde plötzlich richtig energisch. Er war wissbegierig und liebte eine drastische Ausdrucksweise. „Mit Vertretern des klassischen Islam sind ein theologischer Dialog und die Suche nach gegenseitigem Verstehen durchaus möglich. Unmöglich ist er mit den fanatischen Fundamentalisten oder denen, die den Islam verfälschen, wenn sie den Dschihad verkünden. Es ist der militante Islam, der das Fundament für den internationalen Terrorismus abgibt.“ Der Fürst sprach mit gleichmäßiger, ruhiger Stimme, als wäre er eine Außenseiter in dieser Diskussion. Friedfertigkeit und Gemütsruhe kennzeichneten seine gesamte Erscheinung. Das Thema selbst schien sein Denken nicht zu beschleunigen oder zu erregen. „Herr Iwerow, sagen Sie, ist es wahr, dass im Westen eine Creme verkauft wird, die einen weißen Menschen auf immer zu einem schwarzen macht? Wenn ich die bekommen könnte, würde ich mein Äußeres verändern und mich

vor fremden Blicken nicht schämen“, sagte Semjon Mau mit traurigem Ton. Die Zeitung, die seinen Kopf verbarg, zitterte wie ein Spinnennetz im Wind von seinem schnellem Atem. „Ich habe mal so etwas gehört, kann es aber nicht bestimmt sagen“, wick der Fürst aus und sah Mau freundlich wie ein Mentor seinen jungen Schützling an. „Mir scheint, Maxim Grek nannte Mohammed den Antichrist, weil die griechischen Christen damals unter dem türkischen Sultan Schreckliches erdulden mussten.“ Kablukow trat zu Ivéroff und flüsterte ihm ins Ohr: „Etaminal Natrium ist ein harmloses Barbiturat. Unser Renat tut gern verschiedene Medikamente ins Essen. Er hat die fixe Idee, dass er ein Sultan sei und sich aufs Heilen verstünde. Ich vermute, er hat sich nebenbei als Wunderheiler betätigt.“ „Danke. Ich habe verstanden!“ „Man muss nicht alles auf persönliche und patriotische Gefühle zurückführen“, parierte Arsenjew ärgerlich. „Der ehrwürdige Maxim Grek hat uns ernstzunehmende Argumente an die Hand gegeben. Er beweist, dass Mohammeds Lehre die wesentlichen Kriterien eines aufrichtigen Glaubens fehlen, zum Beispiel die Vorstellung vom Paradies. Für den Moslem ist das der Harem. Im heiligen Krieg mit den Ungläubigen verspricht Mohammeds Lehre Freuden mit Huris im Paradies, für jeden getöteten Ungläubigen eine zusätzliche Schönheit. Ein schöner Tauschhandel: Mord gegen sexuelle Genüsse!“ „Was wollt ihr denn, im Harem gibt es viel Angenehmes“, lachte Renat Ibragimowitsch. „Ist eurer ehemaliger Pope Vater Wjatscheslaw Polosin vielleicht deshalb zu uns zum Islam übergetreten?“ „Das Christentum propagiert Gewissensfreiheit. Für seinen sündigen Schritt würde Polosin bei uns nicht zum Tode verurteilt.“ Arsenjew wurde sichtlich blass und nervöser. „Bei uns wäre es anders...“ Ivéroff ging vom Fenster zu Arsenjew hinüber und sagte: „Es gibt noch einen weiteren Grund für die Konfrontation der beiden Religionen. Für den Islam ist das Christentum mit seiner Lehre von der Dreieinigkeit Polytheismus, also heidnisch. Die Moslems meinen, die Christen würden an drei Götter glauben. Außerdem sind sie überzeugt, dass die Juden Jesus Christus nicht hätten töten können, wenn er wirklich Gott gewesen wäre.“ „Danke, Franzmann“, antwortete Renat Ibragimowitsch. „Jetzt verstehe ich, warum unsere Moslemb Brüder gerne nach Frankreich auswandern würden. Ihr seid objektive Menschen, nicht so wie die Russen. Könnte es sein, dass die Franzosen auf dem Weg zum Islam sind?“ „Andrei Konstantinowitsch, könnte Sie mir solche Creme kaufen? Meine liebe Mutter würde Ihnen das Geld im Voraus geben“, nahm Semjon Semjonowitsch seinen Faden wieder

auf. „Ich weiß nicht, wann ich wieder in Frankreich sein werde.“ „Was belästigtst du ihn damit, Miau-Miau? Hörst du, er hilft mir. Und du piepst wie eine Maus dazwischen“, fertigte ihn der Tatare ärgerlich ab. Aus Schreck darüber, dass er eine seltsame Stimme habe, zog Mau augenblicklich das Laken über den Kopf und jaulte anhaltend. „Lass nur, Semjon, ich habe es nicht so gemeint“, beruhigte Renat Ibragimowitsch ihn. „Der ehrwürdige Maxim Grek gibt den Christen Gegenargumente im Sinn eines bildhaften Vergleichs an die Hand“, bestand Arsenjew auf seinem Thema. „Doch ist das nicht nur eine poetische Metapher. Das ist eine ernstzunehmende theologische Analogie. Er sagt: ‚Ein Gott in der Dreieinigkeit, aber nicht drei Götter, das wird es nicht geben. Wie Verstand, Wort und Geist drei Bestandteile sind, die als Ganzes Seele genannt werden, und nicht drei Seelen, so machen der Sonnenkörper, das Licht und der Strahl eine Sonne aus und nicht drei Sonnen. Und so ist es mit dem Geheimnis der Heiligen Dreifaltigkeit.‘“ „Mir gefällt die Ideologie der Veganer besser“, sagte Kablukow im bedeutungsvollen Tonfall eines Predigers. Das morgendliche Gespräch, das sich jede Woche in diesem Krankensaal wiederholte, machte ihm sichtbar Vergnügen. „Im Nachbarzimmer gibt es einen Weganow“, hier verfiel Pereswet Wasiljewitsch ins Flüstern, „einen klugen Mann, Philosoph der grünen Bewegung und des Umweltschutzes. Als ich das erste Mal von den Veganern hörte, hatte ich die absurde Idee, das seien seine Anhänger. Meiner Meinung nach hat der Protest der Veganer seine Wurzeln im 18. Jahrhundert bei den englischen Ludditen. Diese Ideologie wird von der Tierbefreiungsbewegung vertreten, die man im Westen nicht mehr als extremistisch einschätzt und die sich auf ausgesprochen humanistische Ideen stützt. Die Veganer vergleichen die Zwangsmaßnahmen gegenüber Tieren mit der Unterdrückung der Menschen. Sie sprechen davon, dass es sich um ein und dieselbe Form der Unterjochung handelt, mit verschiedenen Ausprägungen, die alle ihre Wurzeln in Rassismus, Knechtschaft und dem Glauben an die Überlegenheit des Menschen über die Tiere haben.“ „Eine saubere Lebensweise, ohne Drogen, Kaffee, Tee, Milch und Fleisch? Das kenne ich“, sagte Arsenjew düster. „Das hat keine wirkliche Perspektive, Puritanismus ist zurzeit nicht in Mode. Das schadet der Marktökonomie und der Philosophie der Konsumgesellschaft. Das Leben selbst beweist, dass die Traditionalisten Recht haben.“ „Merkwürdig, dass sich gerade in dieser Frage Menschen mit extremen politischen Anschauungen aneinander annähern.“

Der Fürst verbeugte sich vor sämtlichen Anwesenden; er blieb seiner natürlichen Höflichkeit treu und sprach ohne Nachdruck und spontane Emotionen. „Diese Russen können ohne Pause über jedes beliebige Thema sprechen. Wann denken sie eigentlich?“, ging es ihm mit Verwunderung durch den Kopf. „Die traditionellen Opferungen in Islam und Judentum stoßen bei Veganern und Neonazisten auf feindliche Abwehr.“ Ivéroff ging jetzt im Zimmer auf und ab. „Von Brigitte Bardot, der Aktivistin der Tierschutzbewegung, kommt die Idee der Deportation aller Moslems, die in Frankreich rituelle Opferungen vornehmen. In England und den USA werden jüdische Schächter und moslemische Schlachter ständig von Tierschützern angegriffen. Das Problem der Tieropfer legt den Nerv der heutigen Zivilisation bloß. Im Christentum fehlt dieses Problem aufgrund des unblutigen Opfers des Herrn selbst. In Wirklichkeit existiert es aber weiter, denn die Christen ernähren sich nicht weniger vom Fleisch der Tiere als die Juden und Moslems. Die heutigen Schlachthäuser bieten grauenhafte und abstoßende Anblicke. Berdjajew schrieb, dass der Mensch nach dem Bilde Gottes, die Tiere nach dem der Engel geschaffen wurden. Mir gefällt dieser Gedanke, auch wenn er strittig ist, doch wie viel Schreckliches enthält er im Zusammenhang mit unserem Diskussionsthema! Mir scheint, das Vegetariertum hat sich in der christlichen Welt als Protest gegen das Töten von Tieren ausgebreitet. An sich hat die vegetarische Idee ihre Wurzeln in den Kulturen Asiens.“ „Meiner Meinung nach ist das Töten von Tieren die Rache des Menschen für die eigene Sterblichkeit.“ Kablukow wandte sich mit dem Ausdruck eines Denkers zu seinen Gesprächspartnern, wobei der hochgezogene rechte Lippenwinkel seinem Gesicht etwas Arrogantes gab. „Streitet etwa jemand ab, dass von hundert Mördern, die ihre Opfer erstechen, vergiften oder erschießen, die Mehrheit in dem Moment an Rache denkt, nach dem Prinzip: Du sollst dafür bezahlen, dass ich einmal sterben muss! Mit Tieren ist es einfacher. Der Mensch argumentiert: Wenn ich, die Krone der Schöpfung, sterblich bin, warum sollst du seelenloses Geschöpf leben? Unser Egoismus ist an allem Schuld. Ich selbst kenne keinen Vegetarier, doch mir scheint, das sind gute Menschen und in der Regel Atheisten. Sie haben Demut und Würde. Sie kennen weder die Verführung der Fresssucht noch sexuelle Triebhaftigkeit noch das schmerzhafteste Gefühl der Hoffnungslosigkeit angesichts des unerbittlichen Endes. Vegetarier leben mit der Natur so organisch, wie aus Tag Nacht wird und die Sonne dem Mond Platz macht. Sie haben ein idyllisches Bild vom Leben. Doch gibt es

offenbar noch ein Geheimnis. Ich glaube den jungen russischen Wissenschaftlern mit ihrer Hypothese, dass die Erde sich nicht nur dreht, sondern sich einmal in 30 000 Jahren überschlägt, dass der Südpol zum Nordpol wird und umgekehrt. So ein Purzelbaum ist der Grund für den Untergang von Atlantis. Der letzte dieser Art geschah zur Zeit Noahs, der darum in seiner Arche die Tiere retten musste. Sie stellen damals und stellen heute immer noch die Ernährungsbasis für das Leben des menschlichen Organismus dar. Die Vertauschung der Magnetpole zur Zeit Noahs geschah vor etwa 5000 Jahren, das nächste Mal wird sie also in 25 000 Jahren erfolgen. Wenn wir davon ausgehen, dass die Erde etwa 5 Milliarden Jahre alt ist, können wir leicht ausrechnen, dass sie in ihrer gesamten Geschichte 16 666 Purzelbäume geschlagen hat. Grafisch gesehen ist die Zahl unheilvoll: Die Eins symbolisiert den Lebensfaden, aber vier Sechsen die Macht des Teufels. Heißt das möglicherweise, dass der letzte Purzelbaum uns in die Welt Luzifers warf...“ „Wohin hat es Sie abgetrieben, Freund?“, lachte Nikita Arsenjew lang anhaltend. „Wir sprachen von den Opferungen in Islam und Judentum, von der christlichen Tradition, sich vom Fleisch unschuldiger Tiere zu ernähren. Was haben Noah, der Purzelbaum und Luzifer damit zu tun?“ „Unser Prophet hielt Jesus Christus für einen großen Propheten und seinen Vorgänger. Wir ehren Christus, aber wie schon Mohammed glauben wir nicht an seine göttliche Natur. Deshalb gibt es keinen anderen Gott außer Allah und Mohammed ist Sein Prophet! Der Islam ist eine echte monotheistische Religion.“ „Das monotheistische Prinzip ist tatsächlich im Islam sehr deutlich ausgeprägt. Die christliche Lehre von der Dreifaltigkeit sehen die Moslems als Verdreifachung der Einen Gottheit, und die Lehre vom Gottmenschentum als Verdoppelung.“ Ivéroff tat der Tatare leid. Er musste allein gegen drei belehene Christen antreten. Um den Konflikt zu mildern, formulierte der Fürst seine Antworten deshalb sehr sorgfältig. „Der Islam hat viel Prinzipielles mit anderen Weltreligionen gemeinsam. Ebenso wie die Juden und Christen glauben die Moslems an ein Leben nach dem Tod und die Auferstehung der Toten, an ein Letztes Gericht, das ein gerechtes Urteil über jeden fällt und ihm seine Taten vergilt, die guten mit dem Paradies, die bösen mit der Hölle.“ „Du hast nichts über islamische Frömmigkeit gesagt. Die Moslems beten jeden Tag fünfmal zu Allah, dieses Gebet heißt Salat.“ Renat Ibragimowitsch stand auf und lief im Zimmer herum. „Jeder Moslem muss das Zakat halten, das heißt, Geld für die Armen in die Gemeinschaftskasse spenden. Den



gesamten Ramadan über fasten wir streng, und dieses Fasten wird tatsächlich von allen Rechtgläubigen eingehalten, vom König von Saudi-Arabien bis zum einfachen Beduinen. Die christliche Welt gibt ein anderes Bild ab. Euer Fasten ist rein formal, demonstrativ und aufgesetzt...“ „Ja, das stimmt. Aber im Islam ist es nicht weniger demonstrativ“, schmunzelte Arsenjew. „Was ist das für ein Fasten, wenn man jede Nacht alles essen darf?“ „Dieses Fasten ist ganz real und jedem zugänglich, keine Gewalt über das Fleisch, sondern dessen Befriedung. Was sagst du, Iwerow?“ Der Tatare sah hilfeschend zu ihm hinüber. „Ja, ehrlich, man muss zugeben, dass der Islam eine Religion der Realisten ist. Er lehnt Asketismus als Ideologie der Befriedung des Fleisches ab, diese Idee ist den Moslems völlig fremd. Ehelosigkeit finden sie abstoßend, Jungfräulichkeit gibt es nur bei den Huris im Paradies und auch nur deshalb, damit man sie endlos entjungfern kann. Das ist die permanente Revolution durch Defloration im Islam!“ „Die Apotheose des Glücks sind die Harems im Paradies“, lachte Arsenjew auf. „Wo es Harems gibt, gibt es auch Eunuchen“, spann Ivéroff seinen friedentiftenden Faden weiter. „Diese Kastraten sind eine Parodie auf das Christentum, auf den Kopf gestellter Asketismus. Für mich selbst ist Religion in erster Linie Kulturerbe. Ich will sagen, dass der Islam als Teil der Weltkultur im Verlauf seiner Entwicklung ganze Schichten der christlichen Welt begeistert hat. Zum Beispiel Spanien zur Zeit der Maurenherrschaft. Verdankt das Christentum die Blüte von Mathematik, Astronomie, Musik und Architektur etwa nicht dem Islam? Das islamische Verbot, das Gesicht Gottes und der Engel abzubilden, zog eine unvergleichliche Blüte des Ornaments nach sich. Dank dem Islam machte die arabische Zivilisation einen riesigen Schritt vorwärts. Mich interessiert im Augenblick allerdings mehr das Thema, das Herr Kablukow angeschlagen hat. Von den Purzelbäumen habe ich nie gehört. Was kann man dazu lesen?“ „Entschuldige, Franzmann“, mischte sich Renat Ibragimowitsch energisch und laut ein. „Ich möchte diese Diskussion mit Eindrücken aus der Zeit der Kreuzritter beenden. Das waren keine Menschen, soviel Wut und Gewalt kennt die Menschheitsgeschichte sonst nicht. Und der Faschismus? Man muss darauf hinweisen, dass er im christlichen Europa aufgekommen ist. Und der rote Terror der Bolschewiken? In unserem Land gibt es mehr Christen als Moslems. Stalin wurde sogar in einem Priesterseminar ausgebildet. In der gesamten Sowjetzeit war nicht ein Moslem im Kreml, nur Ungläubige. Verzeihung, aber diese Typen hatten orthodoxe Wurzeln.“

„Und jüdische“, fügte Kablukow schadenfreudig hinzu.“ „Kann man vernachlässigen. Unsere Führung war im wesentlichen christlicher Herkunft“. Renat Ibragimowitsch blickte begeistert und stolz auf seine Gedanken zu Ivéroff hinüber. „Also – wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.“ In diesem Augenblick wachte Graf Saitschikow auf. Sein kränkliches, gräuliches Gesicht war verwirrt, als könnte er sich nicht erklären, wo er war und was das für seltsame Menschen um ihn herum waren. „Ich lasse dir nicht den Endsieg“, erklärte Arsenjew angespannt. „Wie war das mit den Horden der Fatimiden, der Araber, die die grünen Fahnen des Islam vor sich her trugen und in ganz Nordafrika die Ungläubigen, in diesem Fall die Christen, vernichteten? Sie rotteten die Punier und die romanisierte Bevölkerung von Tripolitanien, Algerien und Tunesien aus. Und die Almoraviden, die alle Christen in Südspanien, Portugal, Marokko und auf den Balearen peinigten? Offenbar deshalb hat Dante in seiner Göttlichen Komödie Mohammed in den 8. Kreis der Hölle versetzt, als die zentrale Figur, die Religionskriege anzettelt und zu blinder Rache aufruft. Versuche nicht, uns mit deiner Stimme und deinem östlichen Temperament unter Druck zu setzen, Renat Ibragimowitsch, sondern suche die Wahrheit mit unbefleckter Seele und offenem Herzen.“ „Mein Herren! Ich bin der Meinung, zwischen den Religionen sollte ebenso wie zwischen den Kulturen verschiedener Völker Harmonie herrschen. Ich kann die Erbitterung nicht verstehen, mit der Sie streiten. Das alles erinnert mich an den Streit von Anhängern verschiedener Fußballklubs. Audiatur et altera pars – auch die andere Seite soll gehört werden.“ „A, parler francais, mon ami“, wandte sich plötzlich Graf Saitschikow laut und mit Nachdruck an Ivéroff. „Bonjour Pompidou Lyon Dujardin. Oufou Pascal Vitrine Colline J'ai faim Primez Décolleté Richard Moby Dick Poincaré. Germinale Emile Zola Stendhal, Maupassant Saint Michel. Louis Bonaparte Alsace Bourgogne C'a va Très bien.“ Kablukow kicherte und flüsterte Ivéroff zu: „Er denkt, er spricht französisch mit Ihnen.“ „Ach so, ich habe verstanden. Was soll ich jetzt tun?“ „Sagen Sie ein paar Wörter zu ihm auf Deutsch, und ich übersetze dann, dass Sie kein Französisch können.“ „Mir ist es unangenehm zu lügen.“ „Herr Iwerow, Sie haben einen Geisteskranken vor sich. Sagen Sie was, schnell, sonst wird er den ganzen Tag weiter diesen Quatsch reden.“ „Es tut mir leid, ich spreche kein Französisch.“ Der Fürst wurde verlegen und rot und wandte sich ab. „Hören Sie, Graf, Herr Iwerow kann kein Französisch und Sie kein Deutsch. Russisch bleibt also die einzige

Verständigungsmöglichkeit.“ Pereswet Wasiljewitsch lebte auf merkwürdige Weise auf, sein Gesicht verzog sich zu einer hochmütigen Grimasse. Er wedelte mit den Armen und sprach für Ivéroff völlig unverständliche Wörter. Der Tatare bemerkte Ivéroffs Ratlosigkeit, sprang auf und sagte ihm erklärend ins Ohr: „Das alles bedeutet überhaupt nichts, Flüche, obszöne Lexik. Kablukow schüchtert ihn ein, damit er möglichst lange schweigt. Das hält aber höchstes zwei, drei Stunden. Dann fängt Saitschikow wieder mit seinen fixen Ideen an.“ „Ich habe verstanden, danke.“ „Dir gefällt es nicht, dass ich nackt bin?“ „Ich achte nicht auf die Gewohnheiten anderer. Jeder hat seinen eigenen Stil.“ „Es sollte dich aber interessieren, warum ich nackt sein möchte. Denkst du, ich bin Nudist?“ Dem Fürsten war die Hartnäckigkeit des Tataren unangenehm, doch er fing sich schnell. „Ich habe gelernt, dem Menschen in die Augen zu sehen. Ich halte es für kränkend, die Figur eines Menschen gezielt zu betrachten. Der menschliche Körper birgt intime Geheimnisse, die bei scharfem Hinsehen erraten werden können. Das vermeide ich, weil ich der Meinung bin, dass Fremdes mich nichts angeht.“ Semjon Mau warf das Laken ab, rückte die Zeitung auf dem Kopf zurecht und fragte Ivéroff: „Andrei Konstantinowitsch! Wie dick muss man die Creme auftragen? Das ist bestimmt nicht einfach, die Creme auf dem ganzen Körper gleichmäßig anzubringen. Damit er einheitlich schwarz wird, muss die Schicht gleichmäßig dick sein. Und wenn ich plötzlich gestreift aussehe? Wie ein Zebra oder ein Fila Brasileiro? Daran mag ich gar nicht denken. Sagen Sie, welches ist die höchste Wassertemperatur, die der Mensch aushalten kann? Ich überlege, ob man die Farbe in einem riesigen Zuber auflösen und ihn auf eine schwache Flamme stellen könnte. Dann würde ich mich hineinlegen und solange kochen, bis ich schwarz geworden bin. Im Mittelalter sind die Menschen in kochendes Wasser gesprungen, um sich vor der Pest zu retten.“ „Eine tolle Idee!“, warf Kablukow ein. „Semjon, du bist total übergeschnappt!“ Renat Ibragimowitsch konnte sich vor Lachen nicht halten. „Du hast doch kein Gehör, aber ohne Gehör wirst du niemals ein Schwarzer. Das ist doch eine Rasse mit ungewöhnlicher Begabung für Musik. Nimm zuerst Gesangs- oder Klavierstunden und färbe dich später schwarz.“ „Lies in der Bibel, das ändert deinen verdüsterten Verstand.“ Arsenjew sah Mau ärgerlich an und ballte die Hände fest zur Faust, wie nervöse Fräulein, wenn sie sehr erregt sind. „Übereilen Sie Ihre Transformation in einen Afrikaner nicht, Semjon Semjonowitsch. Lesen Sie zuerst die Gebrauchsanweisung für diese Creme und

entscheiden Sie sich dann. Ich verspreche Ihnen, sobald ich in Frankreich bin, kaufe ich sofort die Salbe, die Sie brauchen.“ Hier brach Mau laut in Tränen aus: „Hilf mir, Andrei Konstantinowitsch, dass ich mich afrikanisieren kann, die weiße gegen die schwarze Rasse tauschen. Wenn ich mich nicht mehr erkenne, wird sich mein Innenleben verändern und ich finde Frieden und Glückseligkeit auf Erden.“ „Stör mein Gespräch mit dem Franzmann nicht, Miau-Miau, halt die Klappe. Deine neue Idee, dass du dich afrikanisieren willst, regt mich auf, so dumm ist sie. Schande! Wie sollen wir deinen Wunsch, dich zu entlawisieren oder richtiger, zu enteuropäisieren verstehen? Willst du, dass in deiner Krankengeschichte geschrieben steht: unheilbar psychisch krank? Wenn du dich sehnen würdest, dich zu entchristianisieren oder zum Moslem zu werden, wäre dir meine volle Unterstützung sicher. Das ist ein richtiger Traum! Die Sehnsucht nach ewigen Freuden! Was ist dagegen sich Afrikanisieren? Doch ich lasse es dir durchgehen, wenn du verschiedene Masken anlegst und wie in einem nicht endenden Karneval lebst. Jeden Tag eine neue Figur! So Gott will, Inshallah! Etwas anderes erlaube ich dir nicht. Belüge dich nicht selbst und versuche nicht, mich anzulügen. Merk dir das, Miau-Miau! Und jetzt – Klappe! Und du, Iwerow, antworte auf meine Frage, warum ich nackt herumlaufe.“ „Könnten Sie sich nicht einverstanden erklären, mich von Ihrer Frage zu befreien?“ „Niemals! Im Gegenteil, ich bestehe auf einer sofortigen Antwort!“ „Sie bevorzugen eine gesunde Lebensweise, Sie haben sich seit Ihrer Kindheit angewöhnt, sich abzuhärten.“ „Nein, falsch. Und ich dachte, du weißt alles. Und du hast auch noch nicht gesagt, dass ich der Burdjite Sultan Beibars bin! Wenn du noch nicht entdeckt hast, dass ich ein großer Mameluck bin, dann kannst du auch niemals die Frage beantworten, warum ich nackt herumgehe... Der Geist des Großen Beibars hat sich in dem jungen Körper von Renat Otschirow niedergelassen und sein ganzes Wesen verändert. Ich bin ein Polowez, der Mameluck geworden ist. Ich bin Mameluck, der Sultan geworden ist. Ich bin ein Sultan, der die Dynastie von Saladin besiegt hat und einer der Herrscher von Ägypten wurde. Als ich die Kreuzritter in Palästina schlug, schwor ich, nie etwas anderes zu tragen als das Kriegergewand und die Waffen eines Mameluck und nie einen anderen Glauben zu haben als den Islam. Und obwohl ich nichts auf die blinde Meinung der Ungläubigen gebe, sag mir dennoch: Siehst du, dass ich Beibars bin? Der Große Polowez und die Geißel Nordafrikas? Ich habe den Thron des Sultans und den Ruhm eines Heerführers des Islam abgelehnt, ich

habe auf Reichtum und die Liebe einer Konkubine verzichtet, ich habe meinen Ehrgeiz und die Pläne zur Eroberung der Welt verachtet, ich bin in die heimatliche Steppe am Aral zurückgekehrt und bin ein einfacher Polowez-Mameluck geworden. Einige Jahre danach waren meine Kleider zerschlissen. Jetzt suche ich einen Schneider, der mir einen Harnisch aus Büffelhaut mit bronzenen Einsätzen nähen kann. Ich suche hier einen Schmied, der mir ein Kettenhemd und einen Helm, einen Brustschutz und Schulterstücke schmieden kann. Darin liegt die Wahrheit!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Luke in der Tür, im Rahmen erschien das längliche Gesicht des wachhabenden Krankenwärters. „Verschwinde, oder ich steche dich ab, wie einen fetten Hammel am Kurban Bajram!“ „Iwerow, Ausgang. Du hast Besuch von einem Fräulein.“ „Ach, oh, ein Mädchen zum Vergnügen. Erzähl uns, wie das Besucherzimmer aussieht. Mich interessiert, ob es dort Fliegen gibt. Beim Anblick dieser Insekten verliere ich immer meine männlichen Fähigkeiten“, grinste Kablukow bitter. „Franzosen sind Kenner sonntäglicher Spielchen“, lächelte Otschirow alias Sultan Beibars. „Andrei Konstantinowitsch, bitte fragen Sie die junge Dame nach der Creme, mit der man sich afrikanisieren kann“, setzte Mau unter seiner Zeitung vorsichtig dazu. „Ich höre Glockengeläut und die Stimme des Priesters im Vorraum der Kirche: Preise, meine Seele, den Herren... Anstatt in den Morgengottesdienst zu eilen, gehen die Dämchen von heute zu Besuch“, brummelte Arsenjew ärgerlich. „Was ist das für ein junges Fräulein? Doch wohl nicht Schindjapkina? Gott behüte! Ich sehe sie mir zuerst nur an, und wenn sie es ist, kehre ich sofort ins Zimmer zurück“, dachte Ivéroff, als er in den Klinikflur hinaustrat.

Der Fürst blickte starr durch den Spalt und wollte seinen Augen nicht glauben. Ein ihm bis dahin unbekannter Schauer lief ihm über den ganzen Körper. Seine Seele geriet in Bewegung, als spürte sie die Versuchung durch eine Todsünde. Der lächerliche Gedanke steig in ihm auf, dass er seine Virtualität begraben müsse, da diese junge Frau sie besiegen könnte. Sein Puls beschleunigte sich wie der anschwellende Wirbel eines Militärmarsches. Ihn schwindelte, in den Schläfen pochte das Blut, seine Zunge wurde trocken. Wenige Meter von ihm entfernt stand strahlend Mila Semiradowa, hochgewachsen, schlank im sommerlichen Baumwollkleid, und arrangierte Erdbeeren in einem Korb. Die Röte des Mitbringsels schien sich auf ihren Wangen, die Unberührtheit verströmten, abzubilden. Zum ersten Mal im Leben bekam der Fürst

Angst, er wich zurück, biss sich auf die Zunge, bekam einen Schweißausbruch. Er wollte sich umdrehen und weggehen, doch sein Hals verkrampfte sich, die Knie wurden weich und die Beine versagten den Dienst. Er versuchte zu sich zu kommen und den Zauber zu besiegen, doch das Gefühl unterwarf sich dem Verstand nicht, das Herz wollte dem Willen nicht folgen. Ohne den Zuruf des Wachhabenden „Iwerow, ins Besucherzimmer!“ hätte er vielleicht noch lange in der Erstarrung verharrt. Was sollte er ihr sagen, wie er in diese Einrichtung gekommen war? Woher wusste sie überhaupt, dass er hier war? War das schon wieder ein Schachzug von Buinosow? „Wieso stehst du noch hier?“ Der Wachhabende mit einem breiten Gesicht wie ein Kohlebügeleisen kam auf Ivéroff zu und stieß ihn in das Zimmer, wo Semiradowa auf ihn wartete. „Guten Tag“, sagte er dumpf und blickte nicht auf. „Verzeihen Sie mir, dass ich Sie störe. Ich erfuhr im Büro, dass Sie hier sind... Man riet mir, Ihnen Erdbeeren aus dem Moskauer Umland zu bringen.“ Dann entstand eine Pause. Der Fürst war nicht in der Lage, die Augen zu heben. „Ich habe mir schon gedacht, dass Buinosow sie geschickt hat. Was sie wohl dieses Mal soll?“, überlegte er. „Ob der immer noch nicht begriffen hat, dass es extrem schwer ist, mich anzuführen, und unmöglich, meinen Willen zu brechen? Hat sie sich etwa freiwillig gegen mich einspannen lassen? So einfach die Rolle des Lockvogels übernommen? Welche ungeheure Kraft geht von ihr aus, sie macht mich zum Sklaven ihrer Wünsche. So etwas ist mir noch nie passiert. Ob sie sich in Schwarzer Magie auskennt? Hat man ihr befohlen, mich zu verzaubern oder noch mehr, mich heftig verliebt zu machen? Ich kenne mich selbst nicht mehr. Eine geradezu kosmische Schüchternheit hat mich befallen. Ich muss mich zwingen, sie anzusehen. Plötzlich eröffnet sich etwas Neues. Hebe den Blick, Ivéroff!“ Mila Semiradowa betrachtete das Plakat mit den feuerpolizeilichen Anweisungen, sah aber nicht das Geringste. Das Schweigen des Fürsten verwirrte sie, sie fühlte sich unbehaglich. Da sie keinerlei Erfahrung mit solchen Begegnungen hatte, wusste sie nichts mit sich anzufangen, es schien ihr plump und unnatürlich, wie sie sich hielt. Ihre schönen langen Arme störten sie wie etwas angeklebtes und angenährtes Fremdes, das Köpfchen war starr, als wäre der Hals verknöchert und wollte ihr nicht gehorchen. Als der Fürst sich zuletzt zwang die Augen zu heben, trafen sich ihrer beider Blicke: aus schwarzen, einem Zigeunerlied gleichen, von ängstlicher Neugier und starker Bewegung verschleierte Augen und aus blauen, Furcht und Träumerei, Entzücken und

Ergebenheit ausdrückenden, die einen Sog wie Himmelshöhen entfalteten. Ihre Blicke verschmolzen ineinander wie in einem langen heißen Kuss. „Danke für die Erdbeeren. Ich werde sie mit meinen Mitbewohnern teilen“. Der Fürst brach als erster das Schweigen. Er fühlte sich endgültig im Bann dieser entzückenden Augen und der ganzen Aura der jungen Frau und vergaß vollständig alle vorherigen Befürchtungen. Es interessierte ihn nicht mehr, wer sie mit welcher Aufgabe in die Klinik geschickt hatte, wessen Spionin sie war und an wen sie seine Gedanken und Gefühle weitergeben würde. Er war bewegt, schwieg und brachte kein weiteres Wort heraus. Nie zuvor hatte das Bild einer Frau seinen Verstand so sehr berauscht wie hier in diesem armseligen Besucherzimmer einer psychiatrischen Klinik. Er mochte nicht näher zu ihr treten, obwohl er nichts mehr wünschte als mit voller Brust den kaum spürbaren Duft ihres bebenden Körpers einzuatmen. Die ganze Zeit wunderte er sich über den intensiven Eindruck, den ihr schüchterner Gesichtsausdruck, die Umrisse ihrer Lippen, die feine Linie ihrer Nase, die offene klare Stirn, die Form der Wangen und des Kinns auf ihn machten. Doch stärker als alles hypnotisierten ihn ihre Augen. In ihnen leuchtete eine Art kosmischer Reinheit, schien man betörendes Geheimnisvolles zu spüren, man wollte in sie eintauchen und ewig in diesem tiefen Blau verharren. Der Fürst fühlte, dass jedes ausgesprochene Wort jetzt künstlich, falsch und unwahr klingen würde. Sie sahen einander schweigend an, wie beseelte sprachlose Statuen des großen Meisters aus Florenz.

Die Stimme des wachhabenden Wärters brachte sie zu sich. „In 15 Minuten endet der Besuch.“ Die Entrücktheit der beiden wich einem Stammeln ablenkender Entschuldigungen. „Verzeihen Sie mir, ich hatte nicht vor, Ihnen zu nahe zu treten. Es ließ mir nur keine Ruhe, als ich hörte, dass Sie hier sind.“ „Ich danke Ihnen, dass Sie Ihren Sonntagmorgen dafür geopfert haben, mir diese wunderbaren reifen Beeren zu bringen. Entschuldigen Sie, dass Sie sich meinetwegen in dieses ungastliche Kasernenzimmer begeben mussten. Unverhofft haben die Umstände mich in dieses Haus geführt.“ „Es ist mir irgendwie peinlich, Sie danach zu fragen, wie es Ihnen geht. Trotzdem: Wie fühlen Sie sich?“ „Hervorragend. Das ist eine ungewöhnliche, interessante Umgebung. Es mag seltsam klingen, doch mir gefällt es hier!“ „Ich denke oft an Ihre glänzenden Züge an der Börse. Schade, dass das die einzige Trainingsstunde war...“ „Der jetzige Augenblick ist nicht günstig für Spekulationen. Überall fallen die

Notierungen, und das wird noch lange so weiter gehen. Diese Zeit nutzt man besser für das Studium, man kann die Dynamik der Kursschwankungen untersuchen, die Reaktion des Marktes auf politische und ökonomische Ereignisse analysieren, das Verhalten der anderen Teilnehmer studieren. Ich würde Ihnen raten, einen tragbaren Computer anzuschaffen, um die Situation an der Börse ständig im Auge zu behalten.“ „Wie soll ich mir das vorstellen?“ „Über Mobilfunk gehen Sie ins Internet und dann auf die Seite der Börse.“ „Sehr gut. Wenn ich Geld verdient habe, werde ich mir unbedingt ein Handy und einen tragbaren Computer anschaffen.“ Dann ärgerte sie sich, dass sie zugegeben hatte, kein Geld zu haben und befürchtete, Iwerow könnte meinen, sie wollte Mitleid bei ihm erregen. „Und Ihr Arbeitgeber? Er ist einfach verpflichtet, Ihnen die erforderlichen Arbeitsmittel zur Verfügung zu stellen. Arbeiten Sie weiter mit Herrn Buinosow zusammen?“ „Ja, aber ich bin noch ganz am Anfang. Seine Pläne kenne ich nicht. Möglich, dass er mich in Zukunft mit allem Nötigen ausstattet.“ „Setzen Sie sich, bitte. Wir haben noch einige Minuten.“ „Ich habe Ihnen Zeitungen und Zeitschriften mitgebracht. Möchten Sie sie sehen?“ Wenn Semiradowa lächelte, formten sich Grübchen auf ihren Wangen. „Danke. Mein letzter Kontakt mit der Welt der Neuigkeiten und Ereignisse war am Donnerstag im Internet-Café Nostalgie. Ehrlich gesagt, lege ich wenig Wert darauf. Um Sie nicht mit unnötigen Informationen zu belasten, sage ich nur kurz: Ich habe noch eine Rechnung mit der Welt, so wie wir sie kennen, zu begleichen. Dennoch vielen Dank. Ich sehe auf jeden Fall hinein und blättere alles durch.“ Der Satz, dass Iwerow noch eine Rechnung mit der Welt zu begleichen hätte, verwirrte das Fräulein. Vielleicht war er wirklich krank? Psychisch gesunde Menschen sagten so etwas nicht. Nach Platon Filippowitsch' Aussage war Iwerow absolut gesund. Merkwürdig. Vielleicht hatte er sich nur etwas schief ausgedrückt. „Ich würde Ihnen raten, in den *Vedomosti* zu den Machenschaften um *Slavneft* zu lesen, im *Kommersant* über *Binbank*. Spekulieren Sie professionell an der Wertpapierbörse?“ „Ich bin ausgebildeter Ökonom, habe an der Pariser Sorbonne und an der Managerschule in Harvard studiert. Lange habe ich mich mit den Instrumenten des Finanzmarkts befasst, mit Wertpapieren, Derivaten, Krediten und Spekulationsgeschäften.“ Mila Semiradowa war erschüttert. Handelte es sich hier um Früchte einer kranken Fantasie, war das ein Rückfall einer psychischen Krankheit oder war es die reine Wahrheit? Kam er wirklich aus dem Westent? „Entschuldigung, was



sind Derivate?“, fragte sie mit belegter Stimme. „Derivate sind auf Aktien und Obligationen bezogene Wertpapiere, wie Optionen, Strips, ADRs und GDRs, ADSs, konvertible Obligationen, außerdem Finanzinstrumente, die nicht auf Aktien und Obligationen abgeleitet sind. Zum Beispiel Futures auf Erdöl, Metall oder Getreide. Swaps betreffen den Austausch der eigenen gegen eine ausländischer Währung bei gleichzeitiger Verpflichtung zum Rücktausch nach einer festgelegten Frist, eine Art Termingeschäft.“ Er verstummte. „Warum habe ich das alles erzählt? Was hat mich so schwach und willenlos gemacht? Bin ich Andrei Iwerow aus Piter oder André Ivéroff aus Nizza? Bin ich ein zufriedener erfolgreicher Milliardär oder ein elender, vom Leben enttäuschter Mensch, der sich nach der Kehrseite des Lebens sehnt, nach Virtualität und Einsamkeit? Etwas Unbegreifliches geht mit mir vor. Ich verliere meinen Willen und den Faden der Suche nach mir selbst.“ Da er von je her dem weiblichen Geschlecht gegenüber misstrauisch gewesen war, hatte er zu schönen Frauen immer eine undurchdringliche Wand aufgebaut. Doch hier geschah ein Durchbruch, er war bereit, sich vollständig zu öffnen und auch die kleinste Einzelheit von sich zu erzählen. So ist es immer, wenn die Seele nach Liebe verlangt.

Semiradowa war durcheinander. „Sie sind also Ausländer?“ „Ich habe die doppelte Staatsbürgerschaft. In Russland bin ich zum ersten Mal, seit dem 24. Juni, bis dahin habe ich vorwiegend in Nizza gelebt. Väterlicherseits stamme ich aus einem alten russischen Fürstengeschlecht, mütterlicherseits aus dem piemontesischen Adel. Ich selbst sehe mich als Franzosen mit russischer Seele.“ „Verzeihen Sie, man sagte mir, Sie seien Andrei Konstantinowitsch Iwerow aus Petersburg. Machen Sie sich vielleicht über mich lustig? Alles ist so fantastisch, wie im Märchen. Sorbonne, Harvard! Fürstengeschlecht. Mir wird schon ganz schwindlig“. „Erlauben Sie, warum sollte ich mich lustig machen oder lügen? Genau umgekehrt. Gerade bei Ihnen ist es mir wichtig, ehrlich zu sein.“ „Sind Sie geschäftlich hierher gekommen?“ „Nein, ich versuche, in Russland einen neuen Sinn meiner Existenz zu finden.“ „Haben Sie sich verspekuliert?“ „Nein.“ „Dann habe ich Sie nicht verstanden.“ „Sehr oft verstehe ich mich selbst nicht. Wahrscheinlich wirke ich von außen entweder hochgradig zynisch oder geisteskrank.“ „Wenn ich ehrlich bin, ich habe so etwas ähnliches gerade gedacht...“ Semiradowa senkte verlegen die Augen. „Von der Art, wie ich in den letzten Jahre gelebt habe, habe ich mich losgesagt. Das war mir zu gleichbleibend monoton. In der Einsamkeit fühle ich

mich wie der Herr der Welt – das ist eine höchst langweilige Beschäftigung.“ „Was soll das heißen, Herr der Welt? Ist das eine fixe Idee?“ „Nein, keineswegs. Ein Mensch, der sich alles kaufen kann, Liebe, Gegenstände, Schiffe, Flugzeuge, Städte und Länder, wird zwangsläufig schwer krank. Ihn plagt eine kosmische Trübsinnigkeit. Ein seelisches Geschwür zersetzt seine Gedanken, seinen Alltag, seine gesamte Existenz. So jemand sehnt sich entweder nach dem Tod, in der Hoffnung, Verbindung mit dem Transzendenten jenseits des gewöhnlichen Bewusstseins aufzunehmen, oder er sucht sich selbst auf der Rückseite der Welt, virtualisiert sein ganzes Wesen. So oder so verlässt dieser Mensch die Realität.“

Die junge Frau wollte ihn verstehen, doch der unaufhaltsame Wortschwall und das schnelle überhitzte Tempo seiner Rede machten es ihr schwer. Sie wollte ihm eine Frage stellen, um das Gehörte noch einmal zu überdenken, konnte sich aber nicht wirklich konzentrieren. In ihren Gedanken und Gefühlen war einfach nur Chaos. So geht es, wenn ein Mann eine Frau anzieht, sie mit neuen Kenntnissen verwirrt und die Umgebung der Begegnung Furcht und Verzweiflung einflößt. Ohne dies zu wissen, sah Ivéroff sich plötzlich um, wie ein Makler, der ein Gebäude taxiert, und sagte mit jugenhaftem Lächeln: „Dies ist nicht der Ort für solche Gespräche, finden Sie nicht?“ Semiradowa geriet in Verwirrung und wusste nicht, was sie antworten sollte, sagte dann aber ganz unerwartet für sich selbst: „Ich finde es interessant, Ihnen zuzuhören.“ „Ich aber möchte Ihnen dringend das Wichtigste zu erzählen, worüber ich derzeit nachdenke. Ich hoffe, Sie verstehen mich wirklich.“ „Das möchte ich sehr...“ Die junge Frau wurde rot und atmete tief. „Ich habe nicht nur keine Angst vor dem Ausgang des inneren Prozesses, sondern ich arbeite mit allen meinen Seelenkräften auf ihn zu. Indem ich das reale Leben verlasse, hoffe ich, mich im Transzendenten in die göttliche Vernunft einzuscannen; indem ich intellektuell mit dieser Welt abschließe, hege ich die Idee, vollkommene Virtualität zu erreichen, das Absolute meines eigenen Bewusstseins, einer neuen Lebenswelt zu werden. Der Schöpfer, der uns nach seinem Bilde erschuf, wollte uns als Götter sehen. Wie anders könnten wir eine solche Aufgabe wie die Verwaltung des Universums bewältigen? Die Entfernung zur Milchstraße bemisst sich nach Quadrillionen Lichtjahren in der 24. Potenz, das Leben einer Ätherinsel, von der es unzählige gibt, beträgt Sextillionen Jahre in 36. Potenz. Wenn all diese astronomischen Objekte leben und sterben, um erneut aufzuerstehen, wie sollten sie uns einander nicht

annähren? Die Anhäufung von Millionen Sonnen, von Planetennebeln bis zu erstarrten Oberflächen schwarzer Sonnen, fordert unseren Verstand heraus, virtuell mit dieser unendlichen Welt in Kontakt zu treten, und erregt dies nicht den heißen Wunsch, mit ganzer Seele die Gedanken des Schöpfers über das Gottmenschentum anzunehmen? Nur die Entwicklung der Virtualität in jedem von uns kann den Menschen von allem Menschlichen befreien und ihm helfen, das Göttliche zu gewinnen. Die Aufgaben vor uns haben kosmische Dimension. Wenn man über all dies nachdenkt, wie armselig erscheinen die Bedürfnisse in der heutige Alltagswelt der Menschen! Man möchte allen auf dieser Erde zurufen: Halt ein, Mensch! Womit beschäftigst du dich, du Armer? Du sehnst dich, Geld zu verdienen, du möchtest eine Frau verführen, du planst eine berufliche Karriere, du möchtest modische Hemden tragen und bekanntes Markenparfum benutzen. Sieh über deine Nasenspitze hinaus! Ist es das, wofür du geschaffen wurdest? Der Schöpfer wollte, dass du ihm ähnlich bist! Er hat jedem von uns göttliche Züge mitgegeben. Vernimm die Bitte des Herrn! Vor dir hat sich das Universum aufgetan, das Götter braucht. Man kann keine zweite Erde erschaffen ohne einen Himmel. Und einen Himmel ohne Gott gibt es nicht. Und Gott hofft, dass wir seine Söhne werden! Werde Gott, du Mensch! Die Unendlichkeit des Kosmos verlangt nach Schöpfern! Für mich selbst löst sich die gewöhnliche dreidimensionale Welt, die Welt fester, materieller Dinge, die man anfassen kann, allmählich auf, verflüchtigt sich, verwandelt sich in ein Nichts. Mich treibt der Wunsch um, die Virtualität zu gewinnen und mit ihrer Hilfe die ersten Zeichen göttlichen, vier- und fünfdimensionalen Raumes und riesiger Verwandlungskräfte. Er treibt mich mit ungewöhnlicher Kraft, fordert, dass ich mich so schnell wie möglich in eine andere Welt versetze und mich der Dreifaltigkeit nähere. Man trennt uns noch nicht, wir haben noch eine Minute? Ich möchte noch einen ganz wesentlichen Gedanken erklären. Der Schöpfer ist für mich nicht der Gott der Bibeltexte, denn der entstammt der kreativen Fantasie von Theologen und Schriftgelehrten. Der wahre Gott ist für mich der Raum, Zeit und Bewusstsein durchdringende Geist. Wenn man es kulturphilosophisch betrachtet, bin ich Christ. Aus der Sicht der Wissenschaft bin ich ein Transvirtueller. Der Schöpfer selbst hat dem Menschen bestimmt, von der Erde in das Universum zu fliehen. Dagegen kann man nichts machen. Sobald es mir gelungen ist, in der virtuellen Welt Fuß zu fassen, werde ich diese Theorie ausformulieren. Es wird nicht lange dauern und der Mensch wird

mühe los die Schwerkraft überwinden können, um durch die Welten zu reisen und sie zu lenken.“

Semiradowa verlor vollends den Kopf. Hatte sie Ivéroffs Satz zu Beginn des Gesprächs über die unbeglichene Rechnung mit der gewöhnlichen Welt irritiert, so jagte die letzte Tirade ihr gründlich Angst ein. Wer war er, dieser Patient der psychiatrischen Klinik? Ein Fantast, ein Gelehrter, ein Verrückter? Sie hatte sich so danach gesehnt, ihn zu treffen, und jetzt? Sie wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. Sollte sie weglaufen, unbeteiligt warten, bis sie ihn in das Zimmer zurück führten oder sich in das Gespräch einschalten? Doch worüber sollte sie mit ihm reden? Sie hatte weder Kraft noch Worte. Die Stimme des wachhabenden Wärters unterbrach ihre schweren Gedanken. „Iwerow, der Besuch ist zu Ende.“ Beide standen schnell auf, als hätten sie darauf gewartet. „Ich habe Sie erschreckt.“ Er sah ihr aufmerksam in die Augen wie eine Wahrsagerin, die den Kaffeesatz studiert. „Bitte, haben Sie keine Angst vor mir. Ich bin psychisch völlig gesund, doch meine Seele ist krank vor existenzieller Verdrossenheit. Kommen Sie morgen früh?“ „Iwerow, hinaus in den Flur!“, rief der eifrige Angestellte der Klapsmühle laut ein zweites Mal. „Wahrscheinlich. Ich versuche es. Nein! Ich komme bestimmt!“, sagte sie mit von Tränen erstickter Stimme. „Ich erwarte Sie!“

Als Ivéroff den Flur entlang zum Zimmer ging, hörte er unerwartet jene bekannte *Stimme* im Ohr, die ihn mit niederträchtigem Zähnefletschen begleitete und nur eins forderte: Er solle unverzüglich mit der bezaubernden Mila Semiradowa nach Nizza zurückkehren. „Schon wieder kommt er mir mit seinem Teufelszeug. Wie kann ich diese dreimal verfluchte *Stimme* nur loswerden...“

## Kapitel 30

Dieser 30. Juni 2002 war ein besonders heißer Tag in Moskau. Im Schatten stieg das Thermometer auf über 35 Grad und die brütend heiße Luft nahm den Menschen den Atem. Der Asphalt wurde weich und stank nach Ölrückständen. Es ging schon auf 11 Uhr zu. Mila Semiradowa entließ Buinosows Fahrer, wandte sich nach links und schlenderte auf dem Gartenring in Richtung Smolensker Platz. Dabei gingen ihr die widersprüchlichsten Gedanken durch den Kopf. „Ich habe ein Gefühl, als hätte ich nicht einem einzelnen Menschen gegenüber gestanden, sondern einem unbekanntem vielgestaltigen Universum. Ich kann nicht glauben, dass er völlig gesund ist, und er selbst hat es auch nicht behauptet. Er scheint im Zustand ständiger seelischer Zerrüttung zu sein. Was aber heißt gesund? Ist man gesund, wenn man keine Hustentabletten nimmt, nicht gegen Angina gurgelt und sich nicht gegen verschiedene Viren impfen lässt? Ist die Entzündung der Seele eine Krankheit? Oder ist gerade die Selbstzufriedenheit ein besonders schweres Leiden des Menschen? Wie langweilig und uninteressant ist doch ein Mann, in dessen Seele es stille und friedlich ist! Kann er bei einem anderen den Adrenalinstoß erzeugen, der die Gefühle intensiviert? Mit dem man Hand in Hand in idyllischer Harmonie in der Natur spazieren geht oder in friedlicher, unaufgeregter Seelenverfassung durch die Straßen Moskaus bummelt? Kann uns so ein Stil heute noch inspirieren? Könnte ich mich mit so einem Mann befreunden? Könnte ich für ihn schwärmen? Und entspricht idyllische Kommunikation überhaupt der russischen Seele? Iwerow hat einen Vulkan in seiner Seele. Er könnte einen Menschen überrollen wie Tsunamis die japanischen Küsten. Mit seinen Gedanken und Ideen wühlt er die Seele seines Gesprächspartners auf. Wo ist die Wahrheit zu suchen? Wer ist gesund und wer krank?“ Die junge Frau wunderte sich über sich selbst und darüber, dass sie plötzlich über solche scheinbar unvermittelten Fragen nachdachte. Während sie die Begegnung mit Iwerow analysierte und seinen Worten nachspürte, gestand sie sich plötzlich ein, dass die Bekanntschaft mit ihm zum wichtigsten Ereignis ihres Lebens geworden war. „Und wenn ich mir etwas vorlüge und mir wer weiß was zusammenphantasiere, und wenn es einfach sehr viele solche Männer gibt?“ Sie wurde unsicher. „Welche Erfahrung habe ich überhaupt? Iwerow hat sich ausgesprochen natürlich und sehr

würdig verhalten. Menschen ohne besonderes Wissen sind immer überzeugt, dass andere, die ihren Intellekt demonstrieren, ihren Gesprächspartner klein machen wollen.“ Sie erinnerte sich noch mal an seinen stumpfen Blick und die lange Pause voller Unentschlossenheit, sie führte sich seine Schüchternheit und Verlegenheit vor Augen. In diesen Momenten schweigender Verständigung zwischen ihnen war etwas Ungewöhnliches entstanden. „Genau in diesem Augenblick sah er mich irgendwie besonders an. So etwas habe ich noch nie erlebt. Es waren nicht nur seine Augen, die mich betrachtete, der ganze Kosmos einer menschlichen Seele sah mich an.“ Die junge Frau gestand sich ein, dass sie ihn selbst mit großem Erstaunen und mit Angst betrachtet hatte. Iwerows verlegenes vornehmes Auftreten, seine alles einnehmende innere Energie erweckten in ihr den Wunsch, diesen absolut ungewöhnlichen, rätselhaften Menschen wirklich kennen zu lernen. Erregung überflutete sie und ließ ihre Lippen nervös zucken. Sie hätte in diesem Augenblick in Tränen ausbrechen können, in Tränen tiefer Erschütterung, nicht niederdrückender Enttäuschung. In dieser seelisch aufgewühlten Verfassung kam sie zur Trolleybus-Haltestelle am Smolensker Platz, an der bereits einige Menschen warteten. Der Strom der Autos auf dem Gartenring wurde dichter. Die morgendliche Hitze steigerte sich gegen Mittag zu unerträglicher sengender Glut. In fünf Meter Höhe zitterte die Luft und peinigte mit ihrem Flimmern die Augen. Das Gebäude des Außenministeriums verflüchtete sich in der Höhe im Dunst des Sonnenlichts. Mila Semiradowa kam ihre gesamte Umgebung irgendwie durchsichtig und unreal vor. Das mit heimlichem Entzücken erwartete Treffen mit Iwerow hatte Erregung und Nachdenklichkeit in ihrer Seele hinterlassen. „Du lieber Gott, es war so kurz und blitzartig vorbei!“

Langsam kam ein klappriger Trolleybus herangefahren. Sie stieg ein und setzte sich auf einen Fensterplatz. Es waren kaum Fahrgäste da. In Gedanken sah sie Andrei Iwerow. „Wie seltsam, dass ich nach mir selbst dort suche, wo er sich selbst verlor. Ich will das erreichen, was er schon ablehnt, will werden wie er, obwohl er sich von diesem Selbst bereits lossagt. Wie ist das möglich? Man könnte ihn verstehen, wie er überzeugend darlegte, dass er sich eben nicht fand, sondern vollständig verlor – wenn er nicht die Höhe professionellen Erfolges erreicht hätte. Wenn nicht sein Siegeszug durch die Börsen der Welt gewesen wäre. Wenn er nicht ein so riesiges Vermögen verdient hätte! Iwerow hat absolut alles erreicht, wovon jeder Mensch Tag und Nacht träumt. Was gäbe

es sonst noch auf dieser Erde? Oder anders: Was hätte er in dieser Welt noch nicht gefunden? Wissen, geschäftlichen Erfolg, Selbstgenügsamkeit, Anerkennung, Liebe? Habe ich etwas ausgelassen? Was gibt es in diesem Leben, wovon ich nichts weiß? Was muss man erreichen, damit man später nicht nach einer neuen Lebenswelt sucht? Ich kann dem zustimmen, dass es immer Alternativen zum gewohnten, traditionellen Verhalten gibt. Doch die Weltanschauung von Menschen wächst in Jahren, Wort auf Wort, Fragment auf Fragment, Seite auf Seite, eben nicht wie ein Vulkanausbruch. Welcher Donner hat sich in Iwerows Kopf entladen? Welche neue Wahrheit ist plötzlich vor ihm aufgetaucht, als er schon fest etabliert war und, wenn man seinen Worten glaubt, sich sogar Städte und Länder kaufen konnte? Ich will unbedingt seine Argumente verstehen. Sonst können unsere Treffen nicht helfen, dass wir einander besser kennen lernen. Entweder ich verstehe, dass er hoffnungslos krank ist, oder er kommt zu dem Schluss, dass ich eindummes Hascherl bin. Wenn ich mich doch mit jemandem beraten könnte, mit dem ich offen sein könnte! Muss er etwas von Ökonomie verstehen? Doch wer käme in unserer Universität in Frage? Vielleicht Dormidont Dodochija? Ein typischer Theoretiker, ganz ein ‚Ding für sich‘. Einen nützlichen Rat darf man von ihm nicht erwarten. Theoretiker sind in der Regel unpraktische Menschen. Oder Tamara Dawko? Vielleicht sagt sie zu, wird aber weder für mich noch das Nachdenken darüber Zeit finden. Witalij Widjakin? Der ist zu provinziell. Er ist stolz darauf, dass er billige Zigaretten raucht. Seine Gedanken kann man in der Bilanz bei den Aktivposten mit niedrigem Preis, die sich schnell verschleißen, verbuchen. Als wäre es so einfach, die Naturgewalt der Gefühle zu begreifen, die Iwerow im Griff hat! Müssen es kreative Menschen sein? Vielleicht kann ich bei Olga Neman vorbeifahren, sie ist Malerin. Das ist es! Zuerst fahre ich zu ihr. Dann könnte ich noch Wiktor Baranow, den Jazzmusiker, besuchen. Ein gereifter Mann, viel älter als Iwerow, er hat mich schon öfter in den Klub Terrasse eingeladen. Vielleicht kann er etwas Interessantes dazu sagen. Heute Abend könnte ich noch Ljoscha Kamtschatow von der Uni ausfragen. Er denkt wohl nicht so sehr originell, aber Probieren geht über Studieren. Jedenfalls will ich mich gründlich auf das Treffen morgen vorbereiten.“ Mila Semiradowa tauchte aus ihren Gedanken auf und sah aus dem Fenster. Sie hatten fast den Kudrinskaja-Platz erreicht. Am besten würde sie hier aussteigen und durch die Powarskaja zum Boulevardring und von dort zur 1. Zatschatjew-Gasse gehen.

Als sie am Theater der Filmschauspieler vorbei kam, holte ein etwa vierzigjähriger Mann sie ein. Er war schlank, mittelgroß, hatte braune Augen und einen kurzen Haarschnitt. Seine Stiefelabsätze waren erhöht, seine stellenweise ergrauten dünnen Haare gefärbt. Nach Akzent und Temperament zu urteilen kam er aus dem Süden. „Ich habe Sie einmal gesehen, aber Sie haben mir schon dreifach gefallen, als erstes Ihre Besessenheit. Sie rasen buchstäblich und vergessen, dass heute Sonntag ist, ein Tag zur Erholung. Als zweites Ihr Gang. Er verrät, dass Sie ein Mensch mit Talenten sind. Und drittens Ihr Hinterkopf. Er verrät, dass Sie gern neue Menschen kennen lernen. Ich heiße Lorenzo. Und Sie?“ Mila Semiradowa überlegte schmunzelnd, wie sie diesen Lorenzo nur wieder abschütteln könnte. Sie würde einfach nichts sagen, vielleicht ließe er dann selbst von ihr ab. „Ich sehe Sie an und denke mir, wie viele wunderbare Ideen man mit Ihnen zusammen verwirklichen könnte. Die erste: Ganz in der Nähe ist hier das japanische Restaurant Akitorija. Ingwer verleiht Energie, und Marmorfleisch und Krabben in Sojasauce verschönern unsere Bekanntschaft. Nehmen Sie die Einladung zu einem japanischen Frühstück an? Fräulein, Schweigen ist nicht die beste Art, mit der Welt zu kommunizieren. Die zweite Idee: Um 17.50 geht ein Flug von Scheremetjewo nach Antalya. Ich schlage Ihnen vor, die Moskauer Schwüle mit türkischer Meeresluft zu vertauschen. Sie brauchen weder Visum noch Geld. Damit Sie sich nicht bedrängt fühlen, kaufe ich Ihnen ein offenes Ticket und gebe Ihnen im voraus 1000 Dollar, ohne jede Verpflichtungen. Ist das nichts? Wenn es Ihnen nicht gefällt, wie ich mich verhalte, können Sie mich jederzeit verlassen. Sie können mich nicht nur aus dem 5-Sterne-Hotel, sondern auch aus Ihrem Leben rauskicken. Für jede nicht korrekte Geste oder Handlung kann mir eine Strafe auferlegt werden. Zum Beispiel 100 Dollar. Wenn ich Sie einhake und Sie das aber nicht möchten, bekommen Sie von mir 100 Dollar. Oder ich küsse Sie und Sie sind kategorisch dagegen, wieder 100 Dollar, und so weiter. Doch entschuldigen Sie, warum sollte ich die Bekanntschaft mit so einem hübschen Mädchen wie Sie aufs Spiel setzen? Ich werde mich wie ein Musterknabe benehmen. Doch wenn Sie wollen, kann ich auch das Muttersöhnchen gegen den leidenschaftlichen Kavalier austauschen. Sagen Sie zu! Sie gehen überhaupt kein Risiko ein. Obwohl das nicht ganz stimmt. Es besteht die Gefahr, sich in so einen Mann wie mich zu verlieben. Zu meinen Vorschlägen gehört noch ein dritter, ein rein geschäftlicher. Ich bin Fotograf. Vielleicht haben Sie meinen Namen schon gehört: Lorenzo Kilasonija. Nein? Merkwürdig. Ich



habe an vielen Ausstellungen teilgenommen. Die Presse in Russland druckt häufig meine Arbeiten. Welche Zeitungen und Zeitschriften lesen Sie? So sagen Sie doch was! Oder sehen Sie mich mal an...“

Der Mann hielt viel von seinem tadellosen Äußeren und wollte sehr, dass die junge Frau ihn ansah. Er trug ein schwarzes Hemd, aus dessen Brusttasche kokett ein rotes Tuch hervor sah. Die weißen Hosen hatte eine scharfe Bügelfalte und vom Gürtel führte eine dicke Silberkette in die Tasche. Da das Fräulein nicht reagierte, musste er sie am Ellbogen fassen: „Laufen Sie nicht so. Sagen Sie doch wenigstens ein Wort! Was gefällt Ihnen nicht? Darf ich Ihnen einen geschäftlichen Vorschlag machen? Ich zahle meinen Aktmodellen gut. Den Körper fotografiere ich selten, hauptsächlich Gesichter. Sie können einen hübschen Lohn verdienen, 25 Dollar in der Stunde. Ein Kuss auf den kleinen Finger 10 Dollar, auf den Mittelfinger 12 Dollar. Lippenberührung am Arm über dem Ellbogen 15 Dollar, im Schulterbereich 17 Dollar...“ „Weiter möchte ich jetzt allein gehen.“ Semiradowa verzog ärgerlich das Gesicht, die Grübchen verschwanden. „Wieso, nichts Passendes dabei?“ „Ihre Vorschläge haben Gewicht, doch sie interessieren mich nicht. Ich habe keine Zeit. Adieu.“ Sie ging schnell davon. „Du bist nicht ganz bei Trost“, schnaufte der Mann böse. „Einen besseren als Lorenzo aus Otschamtschiri findest du sowieso nicht.“ Eine Minute sah er ihr aufgeregt hinterher, dann drehte er sich um und ging mit düsterer Miene in die entgegengesetzte Richtung. Die erhöhten Absätze schienen den Dandy nun zu behindern.

Indessen spazierte Mila Semiradowa bis zum Ende der Powarskaja, schwenkte nach links in den Neuen Arbat, nahm die Unterführung und kam auf der anderen Straßenseite beim Restaurant Praga heraus. Sie hatte sich beruhigt und bereitete sich in Gedanken auf das bevorstehende Gespräch mit Olga Neman vor. In diesem Augenblick fuhr ein BMW 735 direkt auf den Bürgersteig und versperrte ihr den Weg. Ein großer junger Mann mit roten Haaren stieg aus. „Das Leben ist doch wirklich schwer, wenn man so schön ist! Wollen nicht alle etwas, blicken einem in die Augen, taxieren die Figur, sehen einem neugierig hinterher. Ich kann das sofort abstellen!“, sagte er hart und ohne Umschweife. „Du gehörst von nun ab nur mir. Verstanden? Kein einziger Idiot wird dir nachsehen, oder ich reiße ihm sofort den Kopf ab. Übrigens, ich bin Saschka Schtscholkowskij. Wer bist du?“ „Mit dem Typen muss ich vorsichtiger sein“, dachte Mila Semiradowa. Sie und ihre Kommilitoninnen hatten für solche Situationen ein

spezielles Verhalten in petto. Ohne die Fassung zu verlieren, sagte sie: „Ich bin die Freundin von Michail Streshin. Vielen Dank, und lassen Sie mich bitte durch. Ich habe es eilig.“ „Was ist das für ein Idiot, dein Michail. Ist mir völlig unbekannt. Steig ins Auto. Du gehörst jetzt mir, hast du das noch nicht verstanden?“ „Wollen Sie, dass ich Mischa Solnzew weitergebe, was Sie gesagt haben?“ „Wieso, bist du seine Mieze? Woher kann ich denn wissen, wer Sie sind? Und wieso ohne Leibwache? Erlaubt Michail Anatoljewitsch Ihnen etwa, ohne diese Gorillas spazieren zu gehen? Ich würde meiner das nicht erlauben. Soll ich Sie begleiten?“ „Danke, ich habe es nicht weit, ich will in die Kirche.“ Mit schnellem Schritt ging sie um das Auto herum und bog sofort an der Ecke in die Afanasjew-Gasse ein. „Sie hat mich doch nicht geleimt, dieses Aas... Doch, genau, sie hat mich geleimt!“ Saschka Schtscholkowskij fluchte noch lange vor sich hin.

In der ganzen Welt wird auf schöne Frauen Jagd gemacht, und das schon seit Tausenden von Jahren. Unsere Zeit zeichnet sich zwar nicht dadurch aus, dass ihr Anteil an der Bevölkerung steigen würde, wohl aber als Folge des Bevölkerungswachstums ihre absolute Zahl. Außerdem wächst die Zahl reicher und sehr reicher Männer. Während diese in Rom oder Byzanz nicht mehr als 1 % der Bevölkerung, die Sklaven eingeschlossen, und im Mittelalter einschließlich der Leibeigenen nicht mehr als 2 % ausmachten, wächst ihr Anteil in Holland, England und Frankreich nach der bürgerlichen Revolution alle hundert Jahre um 1 %. Heute leben auf unserem Planeten ungefähr 50 Millionen Männer mit einem Vermögen über 20 Millionen Dollar und etwa 300 Millionen Personen männlichen Geschlechts mit einem Vermögen von über 1 Millionen Dollar. Sie machen 14 % der gesamten männlichen Bevölkerung des Erdballs aus. Die Konkurrenz wird mit jedem Jahr härter und unerbittlicher. Zudem jagen nicht nur reiche und sehr reiche Kavaliere den schönen Frauen nach, sondern auch Männer, die lediglich unverfroren oder sehr unverfroren sind. Die Anzahl letzterer wächst ständig, was direkt mit dem sinkenden kulturellen Niveau der gegenwärtigen Zivilisation zu tun hat. Wenn wir zu den 14 % Reichen und Superreichen noch 3 % Unverschämter hinzuzählen, kommen wir auf 17 %, zu denen man noch 1 % gut aussehender und 5 % Sexprotze hinzufügen kann. Insgesamt sind 600 Millionen Männer aktiv an der Jagd auf Superfrauen beteiligt. Wenn schöne Frauen 6 % aller Vertreterinnen des schwachen Geschlechts ausmachen, kommen wir auf 150 Millionen

und haben also vier Kavaliere auf ein entzückendes weibliches Wesen. Doch diese Zahl muss man mit 9 multiplizieren. Warum? Weil sich jeder der 600 Millionen nicht nur an eine einzige schöne Frau ranmacht. Nach dieser einfachen Rechnung erhält eine jede Frau mit hervorragenden äußeren Kennzeichen in 25 Jahren aktiven Lebens eine Million Signale sinnlicher Aufmerksamkeit in Form von Blicken, Komplimenten, Seufzern und Stöhnen. Das heißt, 100 verschiedene Zeichen am Tag! Solche, die sie sieht und hört, wie auch solche, die ihrer Wahrnehmung entgehen. Deshalb hatte Saschka Schtscholkowskij Recht mit seiner Bemerkung, dass eine gut aussehende Frau es in der heutigen Zeit sehr schwer hat. Allenthalben bedrängt man sie mit verführerischen Angeboten wie einem guten Auskommen, materiellem Wohlstand, umwerfendem Luxus, absolutem Reichtum. Denn die rätselhaften, unerforschten Wellen von Sinnlichkeit, von den einen chemisch, von den anderen thermisch begründet, die ein männliches Wesen durchdringen und jedes Atom des Körpers in Schwingung versetzen, erzeugen ungeahnte Gefühlsregungen. Die ganze Fülle des Lebens realisiert sich nur dank riesiger Reserven an Liebesenergie. Wie kann man bei einer hübschen Frau von Größenwahn sprechen, wenn doch so viele Männer sich danach sehnen und davon träumen, sie ganz und sofort zu besitzen? Und bereit sind, sich ihretwegen in die wahnsinnigsten Unkosten zu stürzen, unerwartete und fantastische Schritte zu unternehmen? Und doch sind es die neuen Russen, die die Welt immer wieder mit umwerfenden Enthüllungen in Erstaunen versetzen. Sie haben dieses ewige Ringen von Leidenschaft und Keuschheit, Verführung und Kapricen um neue Varianten bereichert. So etwas hatte die Welt noch nicht gesehen! In London und Rom, in New York und Berlin propagieren Reklametafeln bestimmte Marken und beschleunigen den Warenumlauf, erhöhen die Dynamik des Geschäfts. Und was sehen wir in Russlands Hauptstadt? Riesige Reklametafeln von 20 oder 24 Quadratmetern Fläche werden immer öfter zu Trägern von Liebesbotschaften. In Paris können Sie dort „Kiton – die Kleidung des Erfolgs“ lesen, in Moskau: „Natascha, du bist mein Traum“. Während in München die Straßen mit Einladungen zum Oktoberfest dekoriert sind, kann man in Russlands Hauptstadt auf Transparenten und Tafeln lesen: „Mascha W., ich warte auf deinen Anruf. Wladimir P.“ Während die holländischen Blumenhändler zum Besuch der Blumenausstellung in Amsterdam auffordern, laden die verliebten Moskauer ihre Angebeteten zum Erleben von Gefühlen ein: „Oxana, ich warte jeden

Abend im ‚Bisquit‘ auf dich“, „Lora, die Eintrittskarten zum Paradies sind schon gekauft“, „Mascha, das Glück wartet auf dich! Greif zu!“. Ja, die Jagd auf die schönen Frauen intensiviert sich. Alle, die Nächsten und Vertrautesten, die Frechsten und Kühnsten oder die Reichsten und Einflussreichsten, jagen sie einander ab. Die Geschichte nimmt ihren Fortgang, die Zeit drängt und die Fälle von „Frauenraub“ werden immer mehr. Beim Sturm auf Marienburg entriss Graf Scheremetew dem Pastor Glück die Marta Skawronskaja, die ihm einige Monate später vom Magnaten Menschikow abgejagt und diesem nach einigen weiteren Wochen auf einem Ball von Zar Peter I. persönlich ausgespannt wurde, der sie zu Katharina I. machte. Gaston von Orleans nahm seinem Bruder Louis XIII. dessen Frau Anna von Österreich weg, die ihm dann vom Herzog von Buckingham abspenstig gemacht wurde, der sie seinerseits Kardinal Mazarini überlassen musste. Graf Grigorij Orlow spannte Peter III. Katharina II. aus, die diesem kurz danach von Grigorij Potjomkin abgejagt wurde, dem Platon Subow sie einige Jahre später wegnahm. Paul Vialar entriss dem Sozialrevolutionär Tropinin Jelena Djakonowa, Pablo Picasso nahm sie Paul Éluard weg, García Lorca entführte sie zum Zweck einer platonischen Liebe, und Salvadore Dali konfiszierte sie bei Lorca, um aus ihr seine Muse Gala zu machen. Arthur Miller nahm dem Baseballspieler DiMaggio Marilyn Monroe ab, musste sie dann an Yves Montand abgeben, von wo John Kennedy sie weglockte, der sie aber dem eigenen Bruder Robert, dem Justizminister, überlassen musste, der sie wiederum an Frank Sinatra verlor und dem sie dann von Robert Slatzer weggenommen wurde. Die Jagd geht weiter, meine Herren! Wer mehr bezahlt, wer besessen ist, wer den stärken Willen hat, wer gut reden kann und wer kühn denkt, der wird siegen. Der wird genießen und besitzen!

Pragmatiker hören bei der Gründung einer Familie nicht auf ihr Herz, sondern unterwerfen sich der Vernunft. Doch wer hindert sie, schönen Frauen hinterher zu jagen? Wenn sie eine Familien gründen wollen, studieren sie nicht die Gesichter, sondern die Mitgift. Windbeutel, die sich bei der ersten Ehe verkalkuliert haben, verschreiben sich mit Haut und Haar dem Kampf. Jeden Tag etwas Neues! Die Suche nach der hübschen Larve ist der erste und stärkste Impuls unserer Zeitgenossen. Und diesem weltweiten Prozess arbeitet die moderne Industrie zu, und wie! Bekleidung und Schuhe, Kosmetik und Parfums, Unterhaltung und Tourismus. Alle Models und Mannequins, die von Millionen Bühnen und Schaufenstern auf den Verbraucher

herabsehen, sind ausnahmslos langbeinig und schön. Auf allen nur erdenklichen Katalogen und Reklamedrucken sehen wir im Profil und frontal grelle Frauenportraits. Die Prospekte von Juwelieren zeigen ausschließlich blauäugige Schönheiten. Wie ungerecht ist die Welt gegenüber den anderen Frauen, den 94 % geduldiger Damen, die doch die Mehrheit ausmachen! Ihre Beine sind nicht ganz so lang, ihr Busen nicht so toll geformt, ihre Hüften nicht ganz so verführerisch, die Hände nicht so samten. Wie lange halten sie es noch aus? Man kann davon ausgehen, dass sie bald, sehr bald, in den schonungslosen Kampf um ihre Rechte ziehen werden.

Sachka Schtscholkowskij war ein misstrauischer und tief in seiner Seele auch ängstlicher Mensch. Ersteres drängte ihn, die „Freundin von Mischka Solnzewskij“ zu verfolgen. Eine innere Stimme sagte ihm, dass hier etwas nicht stimmte. Sie hat gelogen, ging es ihm durch den Kopf. Doch die zweite Charaktereigenschaft, die Furchtsamkeit, hielt ihn zurück. Mit Michail selbst wollte er sich nicht anlegen! Lieber zwei Jahre nichts mit Frauen zu tun haben als einmal mit ihm! Vorsichtig und zweifelnd ging er Semiradowa nach. Wenn er gefragt würde, warum er ihr folgte, würde er sagen, dass er Michail Anatoljewitsch' Mädchen beschützen wollte. Die Straßen waren ja voller Idioten, die sich an keine Regeln hielten, sagte er sich. Semiradowa merkte, dass er ihr nachging. Sie überquerte die Afanasjewgasse, ging nach links in die Filippowgasse und sah keinen Ausweg, als in das zwischen die Häuser gezwängte Kirchlein des Apostels Filippus einzutreten. Fast alles war hier unbekannt und fremd für sie. Sie wusste nicht recht, was sie tun sollte, und verbeugte sich tief vor allen Anwesenden, was im übrigen niemand bemerkte, denn die Gläubigen waren in den Gottesdienst vertieft. Sie bekreuzigte sich und wurde ganz ruhig, hielt den Atem an. Der tiefe Bariton des Priesters erfüllte die Kirche: „...Christus ist unser wahrer Gott, der sich dank der Gebete der Reinen Herrin, unserer Gottesmutter, des Heiligen Apostels Filippus und aller Heiligen unserer erbarmen und uns retten wird, denn er ist gütig und liebt die Menschen“. Mit diesem Spruch zum Ausgang endete die Sonntagsliturgie. Der Priester trat mit erhobenem Kreuz zum Lesepult vor der Altarwand und die Gemeindemitglieder drängte zum ihm hin. Sie traten an das Kreuz heran, küssten die Hand des Priesters und verbeugten sich vor den Ikonen des Erretters und der Heiligen Gottesmutter. Der Opferstock füllte sich langsam mit bescheidenen Spenden. Die junge Frau, die zufällig am Ende des Mittagsgottesdienstes hereingekommen war, war

überwältigt; noch nie hatte sie eine derartige inbrünstige Demonstration religiöser Gefühle miterlebt. Sie kam sich vor wie in einem Kino, in dem ein Film aus der Zeit der ungebrochenen Herrschaft der Orthodoxie gezeigt wurde, als die Kirchenleute die wahren Lenker der menschlichen Herzen waren. Die Gläubigen bekreuzigten sich, verbeugten sich vor den Ikonen, schlossen die Gebetsbücher und gingen langsam auseinander. Eine kleine magere Frau kniete nieder, verbeugte sich tief und machte das Kreuzzeichen. Dann erhob sie sich, ging zum Priester und begann heftig seine Hand zu küssen. „Segne mich, Vater, segne mich, Väterchen.“ Der Pope war noch relativ jung, nicht älter als 35 Jahre. Unter seinem Käppchen lugten rote Haare hervor, die im hellen Sonnenlicht, das durch die Fenster fiel, wie Feuer leuchteten. Er bemerkte das neue Gesicht in seiner Gemeinde und auch die Verwirrung und Benommenheit der jungen Frau. Leicht hinkend ging er auf sie zu. „Bist du das erste Mal in der Kirche, meine Tochter?“ Seine hellbraunen Augen erschienen Mila Semiradowa aus irgendeinem Grund tiefschwarz. Sie wusste nicht, wie sie ihn anreden sollte. Nach einer kleinen Pause sagte sie leise: „Das zweite Mal.“ „Und was hat dich zu uns geführt?“ Sie wollte und konnte nicht lügen: „Ein Mann hat mich verfolgt, und ich musste in der Kirche Schutz suchen. Darf man das?“ „Du hast es richtig gemacht. Die Kirche ist ein göttlicher Hort und offen für jeden, der eintreten möchte. Zu allen Zeiten haben hier Menschen vor allerlei bitteren Angriffen Zuflucht gesucht. Bist du Christin?“ „Ich bin getauft, stehe aber, ehrlich gesagt, der Kirche eher fern.“ „Schade. Und wie ist das gekommen?“ „Ich bin im Kinderheim aufgewachsen...“ „Bist du Waise?“ „Ja.“ „Du armes Kind. Unser Gott Jesus Christus verlässt die nicht, die einsam und verwaist sind. Kennst du die Heilige Schrift?“ „Leider nein.“ „Schade. Komm mit zur Altarwand. Ich schenke dir ein Neues Testament. Was machst du normalerweise?“ „Ich arbeite in einer Firma und studiere abends an der ökonomischen Fakultät der Moskauer Universität.“ „Welches Studienjahr?“ „Ich komme jetzt ins dritte.“ „Das machst du gut. Der Herr gibt uns die freie Wahl. Das Gewissen ist seine Stimme in einer jeden menschlichen Seele. Du kannst selbständig wählen, ob du als Atheistin leben oder Gott in deiner Seele tragen willst. Doch höre mich an und lies das Evangelium. Du wirst die Welt mit anderen Augen sehen. Die Heilige Schrift schenkt deinem Geist völlig neue Wahrheiten, die Seele entdeckt einen ungekannten Sinn des Lebens, und das Herz, die Quelle unserer Wünsche, erfüllt sich mit Dank und Tugend.“ Dann hinkte er zur Erhöhung vor der

Altarwand. Mila Semiradowa folgte ihm zögerlich. Alles war für sie so unerwartet, dass sie weder denken noch sprechen konnte. „Warte hier auf mich, mein Kind.“ Der Priester verschwand hinter den vergoldeten Flügeltüren des Altars und kehrte nach einer Minute zurück. „Nimm dieses Heilige Buch, mein Kind. Es wird dir den Weg in die Ewigkeit erhellen, dich zum rettenden Hafen führen. Ich segne dich! Unsere Kirche wird dich von nun an immer willkommen heißen.“ Die Augen der jungen Frau funkelten, sie begann sich zu interessieren. Der Pope bekreuzte sie und freute sich über den lebendig gewordenen Gesichtsausdruck des unbekanntes jungen Fräuleins. Er lächelte ihr mit grenzenlosem Wohlwollen zu und spürte, dass er in diesem jungen Geschöpf die Hoffnung, den Angelpunkt des Lebens zu finden, erweckt hatte. Langsam, als wollte er sein Hinken verbergen, entfernte er sich in den Altarraum. Mila Semiradowa trat vom Altar weg und ging auf dem Teppichläufer zum Ausgang. Diese scheinbar unbedeutende, flüchtige Episode setzte einen Strom widersprüchlicher Gedanken in Gang. An der Tür flüsterte ihr eine der Kirchendienerinnen zu: „Man bekreuzigt sich, wenn man die Kirche verlässt.“ Gehorsam und schnell bekreuzigte Semiradowa sich dreimal und ging ins Freie.

Die grelle Sonne blendete sie. „Was ist das für ein Licht, das mir in die Augen fällt, ist es nur das Sonnenlicht oder etwas anderes? Vielleicht die eindringlichen Worte des Priesters. Was eine zufällige Ausrede gegenüber diesem Schtscholkowskij war, wurde zur Realität, weil er mir folgte; sonst wäre ich an der Kirche vorbei gegangen. Seltsam – ich habe gerade erst angefangen, nach neuen Wahrheiten für mich zu suchen, um Iwerow zu verstehen, und plötzlich führte mich das Schicksal in eine Kirche. Ist das etwas Mystisches? Ein Zeichen von oben?“ Überrumpelt von so unerklärlichem Geschehen ging sie mit abwesendem Gesichtsausdruck die Filippowgasse hinunter zur Siwzew-Wrashek-Gasse. Der unergründliche, mit kleinen Wolken wie mit weißen Sommersprossen übersäte Himmel öffnete ihr einen Raum für fromme Fantasien. „Ob die Bibel so wundersam auf mich wirken wird, wie der Pope es gesagt hat? Ich habe in der letzten Zeit selbst das Gefühl gehabt, dass mir ständig irgendetwas Wichtiges fehlt. Irgendein wichtiges Verbindungsglied. Wie konnte es geschehen, dass ich mit 21 Jahren zum ersten Mal über Gott nachdenke? Ob er es ist, der mir gefehlt hat? Wie wollte ich das Glück in dieser unverständlichen widersprüchlichen Welt finden? Kann man ohne Gott in der Seele auf inneres Gleichgewicht hoffen? Um mich herum denkt kaum

jemand ernsthaft über Gott nach, der gehört der weit zurückliegenden Vergangenheit an. Soll man aber alles Vergangene ignorieren und vergessen? Das 19. Jahrhundert, das Goldene Zeitalter der russischen Geschichte, war die Zeit der christlichen Kultur. Doch wie kommt es zum Wunder der Erleuchtung? Reicht es, dass ich die Bibel durchlese, um Gott in meiner Seele zu finden? So etwas gibt es nicht. Ich kann mich noch dunkel und fragmentarisch an meinen ersten Kirchenbesuch erinnern. Damals war ich 13 Jahre alt. Die Putzfrau im Kinderheim bat mich, für sie eine Zeitlang Schlange zu stehen, um das Osterbrot segnen zu lassen. Ich erinnere mich nur noch an den Duft des süßen Gebäcks, den klebrigen Puderzucker und die bunten Glasuren.“ Die halbvergessenen Eindrücke aus der fernen Kindheit riefen den heftigen Wunsch wach, die Suche nach sich selbst in den Texten der Bibel fortzusetzen. „Vielleicht kann ich dann Iwerow besser verstehen? Doch was kann ich an einem Tag schaffen? Mit ihm zu sprechen ist genau so schwierig wie eine Prüfung zu absolvieren. Ich will mich sofort an die Lektüre machen. – Und wenn ich plötzlich zu glauben beginne? Wird mich die Religion vielleicht meinem Beruf, der Universität, der Welt der gewohnten Dinge, den Freunden und auch Iwerow entfremden? Aus dem, was er gesagt hat, konnte ich nicht heraushören, ob er gläubig oder ob er Atheist ist. Ich begreife nicht, warum ich die ganze Zeit an Iwerow denken, so sein wie er, ihn sehen und mit ihm sprechen möchte. Ich kenne ihn ja gar nicht richtig. Ich habe offenbar eine reiche Fantasie und bin übermäßig empfänglich, deshalb ist mein Herz erfüllt von dem romantischen Bild dieses Börsenspekulanten, meines Mentors, des Aristokraten aus einer völlig anderen Welt. Doch kann ich vermutlich einen Ausländer niemals richtig lieben. Trotz seiner russischen Wurzeln ist Iwerow doch eher ein echter Franzose.“

Von der Siwzew-Wrashek-Gasse bog sie nach rechts in die Starokonjuschennyj-Gasse ein. Die Hitze wurde noch brütender, die Luft stand wie eine dichte Wand. Die wenigen Passanten hielten sich auf der schattigen Straßenseite. „Warum soll ich mich eigentlich jetzt noch mit Olga Neman treffen?.. Obwohl, hingehen kann ich ja. Um zwei Uhr will Buinosow mich auf der Veranda des Restaurants Carpaccio sprechen. Von der 1. Zatschatjew-Gasse dorthin ist es nicht mehr als 5 oder 10 Minuten zu Fuß. Jetzt ist es halb eins.“ Sie wollte schon die Pretschistenkaja überqueren, als ein Audi-8 hart an sie heranfuhr. Aus dem Fenster der schwarzen Limousine sah ein Mann von 45 oder 50 Jahren, dessen Augen hinter einer schwarzen Brille versteckt waren. Auf der



halbentblößten Brust des Unbekannten hing eine dicke Goldkette, in der Hand quetschte er ein Handy. „Können Sie mir vielleicht sagen, wo es Richtung Paris geht? Wir kommen irgendwie nicht aus Moskau heraus.“ Sein ernsthafter Gesichtsausdruck ließ keinen Zweifel daran, dass er tatsächlich den Weg von hier zur Hauptstadt Frankreichs suchte. In einer modernen Stadt erlebt man heutzutage alles Mögliche. „Auf dem Kutusow-Prospekt kommen Sie direkt nach Paris, zum Triumphbogen.“ Mila Semiradowa hatte eine Vorahnung davon, dass diese merkwürdige Frage ein Vorwand sein könnte, um sie kennen zu lernen. „Ach, Sie kennen Paris?“, fuhr der Mann mit der schwarzen Brille fort. „Meine Liebe, für ein junges Mädchen ist es nicht sonderlich ratsam, in dieser Hitze durch die Stadt zu schlendern. Wenn Sie möchten – und wie könnte es anders sein – können wir uns gemeinsam vom Moskauer zum Pariser Triumphbogen auf den Weg machen. Das Visum für Frankreich bekommen wir in Warschau.“ „Wie viel Abgeschmacktheit gibt es doch im Leben“, dachte Mila Semiradowa traurig. Sie lief schnell über die Straße und versteckte sich hinter der Ecke der Lopuchow-Gasse. „Was für eine dumme Gans! Hallo, dumme Ga-ans!“, schrie der Herr mit der schwarzen Brille hinter ihr her und schleuderte seine noch brennende Zigarette in ihre Richtung. „Natürlich, tatsächlich eine dumme Gans! Dumme Gans! Dumme Gans!“, flüsterte sie die beleidigenden Worte, die ihr nachgerade aus dem Herzen zu kommen schienen. Zielstrebig ging sie die Ostoshenka hinunter und bog in die 1. Zatschatjew-Gasse ein. Langsam legte sich ihre Aufregung und die Gedanken an die Religion verfolgten sie erneut. „Warum habe ich so plötzlich angefangen, mir Gedanken über den Glauben zumachen? Ich trat zufällig in eine Kirche ein, verbrachte dort kaum 15 Minuten, nahm das Evangelium mit, sah brennende Kerzen, betrachtete die Gesichter der Heiligen auf den Ikonen, und plötzlich kreisen alle meine Gedanken um das Problem Gott. Kommt das von einer Kraft, die von den Ikonen ausgeht, oder von dem Evangelium in meinen Händen? Wie ist es sonst zu erklären, was mit mir vorgeht? Wenn ich Gerasimenkos ‚Theorie der Übergangsökonomie‘ oder die ‚Makroökonomie‘ von Galperin, Grebennikow und Leutskij mit mir herumtrage, passiert nichts dergleichen. Ich muss sie mehrmals lesen, damit mich das Thema als solches berührt. Hier ist es ganz anders. Obwohl ich noch keine Zeile des Neuen Testaments gelesen habe, zieht es mich ganz ungewöhnlich an.“ Sie kam zum Haus Nr. 9, einem alten, leicht schiefen und dunkelrot gestrichenen Kleinbürgerhaus aus dem

beginnenden 20. Jahrhundert. Der Eingang war unanständig schäbig; es roch nach Mäusen, fauligem Holz und dem Filz, mit dem die Eingangstür beschlagen war. Mila Semiradowa klingelte im 2. Stock an der Wohnung Nr. 11. Sie war schon einige Male hier im Atelier ihrer Schulkameradin aus dem Waiseninternat gewesen. Die Tür wurde relativ schnell geöffnet, auf der Schwelle stand eine füllige junge Frau im farbenbeklecksten Malerkittel. In ihre großen klugen Augen trat ein warmes Leuchten. „Hallo, Milaschka, komm rein“, sagte Olga Neman freundlich. „Du musst dich 10 oder 15 Minuten gedulden, ich bin gleich fertig.“ In der Ecke des Zimmers, neben den offenen Fenstern stand eine Staffelei mit einem großen Blatt Papier, und daneben auf dem Sofa lag ein männliches Aktmodell. Das war Mila Semiradowa peinlich, schnell huschte sie in die Küche. „Koch dir einen Kaffee“, hörte sie die Stimme der Malerin. Mila zündete das Gas an und stellte den Wassertopf auf die Flamme. Auf der Fensterbank trockneten bemalte Matrioschki, an Schnüren, die durch die ganze Küche gespannt waren, hing eine Fülle verschiedenfarbiger T-Shirts mit dem Kopf von Präsident Putin. Die Malerin Neman genierte sich nicht, mit handwerklichen Arbeiten ihr Einkommen aufzubessern. Sie bemalte Tontöpfe und Holzlöffel, Pferde und Vögel für Kinder, Sparschweine und auch Schatullen nach Chochloma-Art. Für die richtige Kunst blieb ihr nicht viel Zeit. Doch Olga Neman hatte sich ein für alle Mal von staatlich ausgegebener und auch von anderen Menschen fortgeworfener Kleidung und dünnen Süppchen verabschiedet und war sehr zufrieden darüber. Manchmal versammelten sich in ihrem Atelier Diener der „reinen Kunst“, die noch von den Eltern oder von ihren Geliebten unterhalten wurden oder von Beamten irgendwelche Zuwendungen erhielten. Diese „Meister“ diskutierten gern lange über die „reine Kunst“ oder die „Kunst um der Kunst willen“ und verurteilten dezidiert die Vermengung des „Hochkünstlerischen“ und des „niedrigen Konsums“ bei den „wirklich talentierten“ Kollegen. Manchmal ging Olga Neman hinaus in die Natur, ihr schien, die Kunst brauche echtes Licht. Nicht gelbes oder rotes, wie Luftballons an Feiertagen, sondern das ruhige, ewige, warme und beseelte Licht der Sonne. Sie fuhr Richtung Kaluga in die Umgebung des pittoresken Dorfes Woronowo, streifte bei Golizyn herum und suchte einen Waldsee oder besuchte den Lindenhain auf dem Anwesen der Scheremetjews, und arbeitete dann mit ihren feinen, Spitzen gleichenden Pinselstrichen, bis sie nicht mehr konnte. Ihre Farben spiegelten nicht den Rausch feuriger Inspiration, sondern den

Frieden und die Stille der Natur. Fantasmagorische Farben und Linien waren ihrem Wesen fremd. Wie Levitan sich von Chagall unterschied und Schischkin von Kandinskij, so war die Welt der Leidenschaften und des Expressiven der Seelenverfassung der jungen Malerin fremd. Sie wurde nie laut, wenn sie mit der Welt kommunizierte, und vielleicht fehlte ihrer Malerei deshalb das Spiel mit den Kontrasten. Nie fand sich bei ihr Schwarz neben Rot oder Blau neben Gelb. Ihr Wald war sonnendurchflutet, ihr Herz von Güte durchdrungen. Wie die Seele der Menschen in den Augen, so spiegelte sich der Himmel in ihren Seen. Sie hatte keine Vorstellung vom Wert ihrer Bilder und ihrer Begabung und akzeptierte den Preis, den ihr die Käufer vorschlug. Am liebsten hätte sie sie überhaupt nicht verkauft, sondern denjenigen geschenkt, die offen für den künstlerischen Funken in ihnen waren. Doch sie musste Geld für ihren Lebensunterhalt verdienen. Intuitiv fand sie eine Nische auf dem Markt, die sie meisterhaft und talentiert mit Skizzen und kleinen Ölbildern auszufüllen begann. Großartig gelangen ihr die Zwiebelkränze von der Krim. Ihr Bordeauxrot war ruhig und ausgeglichen wie französischer Wein. Kunstvoll malte sie Bunde von Dill und Petersilie vor einem Holzbrett, und besonders begeistert waren die Kunden von ihrem Arrangement aus orangefarbenen Kürbisscheiben, blauen Weintrauben und einer gefleckten Forelle. Mila Semiradowa hatte der Freundin schon verschiedentlich geholfen, die Arbeiten an den Ständen der Künstler im Ismailowo-Park und am Moskwa-Ufer nahe der Krimbrücke zu verkaufen, und hatte oft beobachtet, wie die Kunden Olgas individuellen Stil und ihr Naturtalent lobten. „Mach mir auch eine Tasse Kaffee“, hörte sie Olgas Stimme, „ich komme gleich.“ Dann drangen Schritte und das Klappen einer Tür zu ihr. Offenbar war das Aktmodell gegangen. Die Freundin erschien; sie hatte ihren Malerkittel ausgezogen, ihr Gesicht mit Wasser erfrischt und eine weißes Polohemd angezogen. Die beiden Frauen tranken Kaffee und unterhielten sich, ohne Geheimnisse voreinander zu haben, über die alltäglichen Dinge im Leben einer modernen Frau. Von der Küche zogen sie um in das Zimmer, das als Atelier diente. Mila Semiradowa suchte nach einem passendem Augenblick, um ihre Frage nach Gott zu stellen. Sie zwang sich, die überall gegen die Wände gelehnten neuen Skizzen und Etüden nicht zu bemerken, um keine Zeit auf ein Thema zu verschwenden, dass sie jetzt nicht im geringsten interessierte. Sie würde gleich gehen müssen und das Gespräch drehte sich immer noch um Alltagsfragen. Als Olga sich unterbrach, um eine

Zigarette anzuzünden, konnte Mila endlich ihre Frage stellen: „Sag mir bitte, meine Liebe, welchen Platz haben in deinem Leben oder deiner Kunst Gott und Religion?“ „Wieso kommst du jetzt darauf, Mila?“ „Kannst du mir nicht auf meine Frage antworten?“ „So aus dem Stehgreif kann ich das nicht.“ „Und warum nicht?“ „Über solche Themen kann ich nicht mal eben zwischen den Problemen einer Dachreparatur, die ansteht, einer Tasse Kaffee und einer Zigarette sprechen. Diese Frage erfordert Einfühlung und ist nicht einfach.“ „Du hast mir nie erzählt, was du darüber weißt.“ „Gott muss man in sich selbst bewahren. Für unsere physische Existenz brauchen wir Wasser und Nahrung, die innere Stabilität und Integrität des Menschen ruht ausschließlich auf dem Glauben an Gott! Mehr kann ich dazu nicht sagen. Doch wieso interessiert dich das? Ist etwas passiert?“ „Ja.“ „Was?“ „Plötzlich gingen mir solche Gedanken durch den Kopf, das war das erste Mal.“ „Ich selbst bin gerade erst zum christlichen Glauben gekommen und doch hat er sich in meiner Seele sehr fest verankert. Ich weiß nicht, ob es Gott gibt oder nicht, doch der Glaube an ihn macht das Leben besser. Solche Unglücklichen wie wir brauchen ihn besonders dringend. Das ist erst der Anfang. Ich spüre, dass ich mich verändere...“ „Ich muss mich schon beeilen. Mein Chef wartete im Carpaggio auf mich. Ciao, Olenka! Danke für den Kaffee!“ Mila Semiradowa verabschiedete sich von ihrer guten Freundin und ging zum Ausgang. Olga Neman bemerkte die Bibel in ihrer Hand und sagte: „Es wird Zeit, dass wir nützliche Bücher lesen; deren Güte wird zur intensiven Kraft.“ „Güte wird zur intensiven Kraft?“, wiederholte Mila Semiradowa verwundert und lief auf die Straße.

Das Treffen mit Buinosow und Altynow war kurz. Die junge Frau erzählte den Männern ausführlich von ihrer Begegnung mit Ivéroff, beantwortete einige Fragen, und damit war das Gespräch beendet. Sie trank ihr eisgekühltes Mineralwasser aus und verabschiedete sich. Als sie nicht mehr zu sehen war, sagte Altynow zu seinem Partner: „Hast du gesehen, dass sie eine Bibel in der Hand hatte? Ich bin überzeugt, das ist Iwerows Einfluss. Weißt du, mein Freund, als ich sie ansah, habe ich gedacht: Sie sieht so unverschämt gut aus, dass selbst der Metropolit von Kolomenskoe ohne Gewissensbisse gesündigt hätte. Und wie ist es mit Iwerow? Hat er Appetit auf solche Dinge?“

## Kapitel 31

Es war gegen zehn Uhr Abends. Die rote Scheibe der Sonne hing tief über den Dächern der Hauptstadt. Noch etwa zwei Stunden und es würde völlig dunkel sein. Jana Wrubelskaja jagte in ihrem „Wolga“ Richtung Weißrussischer Bahnhof. Die junge Frau hatte an diesem Sonntagabend etwas Wichtiges vor. Vor dem Schuhgeschäft in der Lesnaja-Straße war eine Gruppe Tulaer Banditen von der Miliz eingekreist worden und lieferte sich jetzt eine erbitterte Schießerei. Jurij Altynow hatte der jungen Frau aufgetragen, vor Ort eigenständig zu entscheiden, was zu tun sei. Sie war nervös. Mit solch einer Geschichte hatte sie noch nie zu tun gehabt. An die Intrigenspiele der feinen Gesellschaft und die komplizierten Affären in der Welt der Hochfinanz war sie gewöhnt. Hier aber ging es um die Zusammenarbeit mit Sondereinsatzkräften. Diese Tätigkeit war ihr vollkommen fremd. Milizhauptmann Tschertoljas erwartete sie etwa 100 Meter vom Ort der gewalttätigen Auseinandersetzung entfernt. Wie vereinbart parkte die junge Frau vor dem Haus Nummer 16. Einige Schaulustige hatten sich schon versammelt, niemand traute sich weiter zu gehen. Außer wiederholten Salven war nichts zu hören. Tschertoljas empfing sie schweigend, und sie liefen in gebeugter Haltung auf das Geräusch des Kugelwechsels zu. Die drückende Hitze machte jede Bewegung beschwerlich. Die Schießerei ließ nach, nur noch vereinzelt Schüsse krachten, schon ganz in ihrer Nähe. Die Wrubelskaja spürte, dass die Beine nicht gehorchen wollten, ihr wurde schwindlig, kalter Schweiß brach aus. Als sie an dem Haus angelangt waren, aus dem die Schüsse kamen, schaute sie vorsichtig um die Ecke. Was sie dort sah, traf sie bis tief ins Innerste. Ungefähr 20 Meter von ihr entfernt lag die blutüberströmte Leiche eines Mannes. Rasch wandte sie die Augen ab. In ihrer angespannten Fantasie blitzte schemenhaft die Fratze ihres eigenen Todes auf und erlosch sofort wieder. Plötzlich war alles ruhig, eine Totenstille trat ein, die eine fremde Stimme zerriss: „Prochor Petrowitsch, wir müssen uns beeilen. In ein paar Minuten kommen die Rettungswagen.“ „Du hast Recht, Kumpel. Los, Janotschka, die Zeit ist knapp. Solange keine Passanten in der Nähe und die Ärzte hier noch nicht aufgekreuzt sind.“ Wrubelskaja ergriff eine Art Schüttelfrost. Sie zog einen Umschlag aus ihrer Handtasche und ging mit schnellen, unsicheren Schritten auf die Leiche zu. Ihren Augen bot sich ein schrecklicher Anblick. Der etwa fünfundzwanzigjährige Mann lag seitlich in einer großen Blutlache neben

seiner Maschinenpistole. Um ihn herum waren unzählige Patronenhülsen verstreut. Er war von mehreren Kugeln in Kopf, Brust und Bauch getroffen worden. Seine Augen waren weit aufgerissen, vor seinem Mund stand blutiger Schaum. Immer noch rann von Luftblasen durchsetztes Blut aus seinen Wunden. Ein merkwürdiger Umstand ließ sie frösteln: Der Mann schien auf ein kleines, doppelt gefaltetes Blatt Papier zu beißen. War das etwa sein Testament? Wie furchtbar, furchtbar, furchtbar. Wrubelskaja schwor, sich nie wieder auf derartige Geschichten einzulassen. Aber obwohl sie von Mitleid und Erschrecken erfüllt war, vergaß sie nicht, dass sie den Auftrag ihres Chefs auszuführen hatte. Sie versuchte, dem Toten den Umschlag in die Hose zu stecken, was aber gar nicht so einfach war. Die blutdurchtränkten Hosentaschen sperrten sich. Sie vergaß Zeit und Raum, sie wollte nur noch eines: den Umschlag irgendwie in die Hosentasche des Toten befördern. Jana empfahl ihre Seele den Heiligen, vor allem Nikolaus dem Wundertäter, aber während sie um seinen Beistand flehte, wandte sie auch selber nicht unerhebliche Kräfte auf, um ihre Aufgabe zu bewältigen. Auf ihren Beruf hatte sie bisher niemals Hass empfunden, aber jetzt füllte dieser sie ganz aus. Die ungeheure Anstrengung trieb ihr Tränen in die Augen. Endlich konnte sich ihrer Brust ein Seufzer der Erleichterung entringen: der Umschlag steckte in der Hosentasche. Aschfahl, mit letzter Kraft, wie von den hallenden Schlägen hinter ihrer Schläfe gehetzt, rannte die junge Frau zu den Fliederbüschen zurück. „Oh Gott, mir ist, als käme ich gerade aus der Hölle!“, rief sie aus. „Das war prima, Mädchen. Bravo! Wenn der Krankenwagen hier ist, gehe ich zu dem Toten und du verlässt dein Versteck, damit dich das Publikum sieht. Denk dran, du bist unsere Zeugin. Weißt du noch, was du sagen musst?“, fragte Tschertoljas mit ruhiger Stimme und streichelte ihre unbedeckte Schulter. Sein Kollege Oberleutnant Kosilo gab ihr eine Packung Feuchttücher: „Wischen Sie sich die Hände ab, sie sind voller Blut. Aber werfen Sie die Servietten nicht weg, geben Sie sie mir zurück.“ „Bleib ganz ruhig. Jetzt geht erst die eigentliche Arbeit los. Unternimm nichts selbst, sondern hör nur auf mich.“ Die beiden Einsatzkräfte saßen dicht beieinander im Dickicht der schneeweißen Sträucher und erzählten sich Witze, ohne sich um die junge Frau zu kümmern. Tschertoljas setzte gerade zu einem neuem Witz an, da heulten in der Lesnaja-Straße die Sirenen auf. Zwei Krankenwagen und ein Streifenwagen trafen am Ort der Schießerei ein. „Also dann tschüs, Jana! Du, Kosilo, nimmst die Wagen in Empfang, und ich untersuche schon mal die Leiche. Ich glaube, die hat mehr Löcher als

eine Zielscheibe auf dem Schießplatz.“ „Mach nicht zu schnell, Petrowitsch, je mehr Blut er verliert, desto länger bleibt er im Leichenschauhaus. Sonst wird uns die Frage noch einigen Kopfschmerzen bereiten, wo wir mit der Leiche hin sollen. Wir haben schließlich Sommer und Kälte ist derzeit teuer! Wie soll man das bezahlen?“ „Los, komm schon, Kosilo. Beeil dich! Guck dir mal an, was da für eine Meute angerollt kommt.“ Hauptmann Tschertoljas trat vorsichtig aus den dichten Fliederbüschen hervor. Die junge Frau hatte anscheinend dem Gespräch der Polizisten aufmerksam zugehört, aber noch immer fühlte sie sich sehr eingeschüchtert, ihre Unruhe wollte nicht nachlassen. Der Geruch des frischen Blutes verfolgte sie. In ihrem Mund war ein bitterer Geschmack, als hätte sie auf ein Tabakblatt gebissen. Sie musste losgehen, aber die Beine gehorchten ihr nicht, sie konnte ihre Angst einfach nicht beherrschen. Schließlich überwand sie die Erstarrung und schritt zur Leiche. Um den Ermordeten scharrten sich Ärzte und Milizionäre. „Hallo, Sie dort, junge Frau!“, rief Tschertoljas ihr zu. „Kommen Sie doch bitte mal her“. Da und dort wurden Befehle gerufen. „Ruf Petschugin her. Hast du gehört, Petschugin soll hierher kommen!“ „Fragt nach, wer einen Goldzahn verloren hat!“ „Bei den Toten sind noch alle Zähne drin!“ „Also wer hat dann den Zahn verloren?“

Das Prozedere der polizeilichen Untersuchung begann: Beschreibung der Leiche und ihrer exakten Lage, das Fotografieren der Schusswunden, das Sammeln von Indizien, Befragung der Zeugen usw. Hauptmann Prochor Petrowitsch schrieb alles sorgfältig auf. Dann zog er sich dünne Gummihandschuhe über und begann mit der Durchsicht der Gegenstände, die dem Toten gehörten. In Anwesenheit der Zeugin Wrubelskaja zog Tschertoljas den Zettel aus dem blutigen Mund. Er faltete ihn auseinander und las vor: „Ich habe Blutgruppe B. Ich hänge seit fünf Jahren an der Nadel. Mein Tagesbedarf liegt bei zwei Gramm Heroin.“ „Was für ein intelligenter Bandit, er gibt dem Notfallarzt wichtige Informationen. Bloß leider zu spät.“ Dann zog der Untersuchungsführer ein dickes Portemonnaie aus der Gesäßtasche des Getöteten, zählte das Geld nach und grinste: „7500 Dollar. So viel wie unsere Streifenpolizisten in drei Jahren verdienen. Eins ist schon mal sicher – arm war der nicht.“ Als nächstes zog Tschertoljas einen Briefumschlag aus der Hosentasche des Toten, warf Wrubelskaja einen listigen Blick zu und erklärte: „Ich bitte Sie als Zeugin, dieses Kuvert zu beachten. Ich bin verpflichtet, es in Ihrer Anwesenheit zu öffnen.“ Er riss den blutverschmierten Umschlag auf und

brachte eine Kassette der Firma Emtec zum Vorschein. „Wir besitzen Informationen darüber, dass sich dieser Banditenring mit Entführung und Erpressung befasste. Es ist nicht auszuschließen, dass die Kassette uns bei der Aufklärung ihrer Verbrechen helfen könnte.“ Tschertoljas sprach jetzt mit lauter, fast pathetischer Stimme. Kosilo trat auf den Untersuchungsführer zu. „Welche Ergebnisse?“, fragte der Hauptmann. „Zwei Banditen sind tot, der dritte ist entkommen. Auf unserer Seite wurde ein Stabsfeldwebel getötet und ein Major der Verwaltung zum Kampf gegen die organisierte Kriminalität verletzt.“ „Wie unglücklich, und gerade am letzten Tag des ersten Halbjahres. Da soll man sich keinen Verweis einfangen.“ Tschertoljas schloss die Auflistung der persönlichen Gegenstände des Toten ab. „Frau Wrubelskaja, unterschreiben Sie bitte die Liste der konfiszierten Gegenstände!“ Der Untersuchungsführer machte der jungen Frau ein Zeichen, zu ihm zu kommen. Jana gehorchte. „Sie unterschreiben bitte auch“, wandte er sich an eine ältere Dame, deren Gesicht mit Muttermalen und Warzen bedeckt war. „Es wurde alles in Ihrer Gegenwart verzeichnet, richtig? Kommen Sie bitte morgen, Montag, 10 Uhr, aufs Revier. Ich werde Sie nicht lange in Anspruch nehmen. Sie erhalten eine Bescheinigung für Ihre Arbeitsstelle, falls Sie die brauchen. Anfallende Kosten werden erstattet. Alles, wie es sich gehört. Für heute sind Sie entlassen. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe, mit der Sie unseren Staat unterstützt haben.“ Damit war der erste Abschnitt der Operation, deren Drehbuch Altynow verfasst hatte, abgeschlossen.

Jana Wrubelskaja ging langsam, bedrückt von dem gerade Erlebten, zu ihrem Auto, ohne der angesammelten Menschenmenge Beachtung zu schenken. Jeder wollte wissen, was geschehen war. Einige, die Wrubelskaja bei den Ermittlern gesehen hatten, blickten ihr lange hinterher. Ein junger Kerl mit rundem Gesicht und treuherzigem Blick trat auf sie zu und fragte: „Wer hat denn da geschossen?“ „Keine Ahnung...“ „Aber du warst doch da, du hast irgendwas unterschrieben...“ „Lass mich in Ruhe, du Klatschmaul Guck lieber NTV, ich bin doch kein Auskunftsbüro. Verschwinde!“ „Was ist da passiert?“, wandte sich ihr jetzt ein dicker Mann in Militäruniform mit den Schulterstücken eines Majors zu. Seine starken Brillengläser verbargen Farbe und Ausdruck der Augen. Neben ihm stand eine grell geschminkte Frau mit blauer Perücke und hochhackigen Schuhe. Sie schien an Maulsperrre zu leiden. „Mord aus Eifersucht. Ein Armeeinghöriger hat einen Kosmetikverkäufer erschossen, der seiner Frau



verschiedene Cremes und Lippenstifte verkauft hat. Er ließ sich seine Ware mit Zärtlichkeiten der Frau bezahlen. So was passiert doch jeden Tag“, versetzte die Wrubelskaja schroff und wechselte rasch auf die andere Straßenseite, in der Hoffnung, eine Weile allein zu sein und ihre Fassung wieder zu erlangen. Die Hitze ließ allmählich nach. Ein leichter Wind ließ die Blätter der Birken rascheln. Als sie endlich ruhiger geworden war, dachte sie darüber nach, warum ihr Altynow einen so seltsamen, so unbegreiflichen Auftrag gegeben hatte: „Wie konnte er sich dafür hergeben, bei so einem finsternen Schwindel mitzumachen? Und worum geht es eigentlich bei dieser Angelegenheit? Das ist das erste Mal, dass ich eine Inszenierung erlebe, deren Schlusszene unvollständig erscheint. Er kann doch nicht so eine schmutzige Arbeit annehmen, ohne triftige Gründe dafür zu haben. Das muss die Spitze eines Eisbergs sein. Was verheimlicht Altynow? Worauf zielt er ab? Wie wird der nächste Akt dieses Abenteuers aussehen und wer bekommt die Hauptrolle? Wird es wieder blutige Schießereien und Leichen geben? Als ich einwilligte, in dieser Schauspieltruppe mitzumachen, habe ich doch erklärt, dass ich auf keinen Fall in irgendwelche Geschichten verwickelt werden will, bei denen die Machtorgane mitmischen. Genau genommen war das heute zwar noch nicht der Fall. Aber da war die Grenze zu spüren, eine Art magische Linie! Noch ein kleiner Schritt, und ich bin mit einem Mal auf der anderen Seite unserer Abmachung. Vielleicht war mein heutiges Spiel nur die Vorbereitung auf eine ganz neue Rolle? Blutverschmierte Hände, Schnellfeuersalven aus Kalaschnikows, das Kugelpfeifen aus Makarow-Pistolen, Freundschaftsbande mit Rechtsschutzorganen, die Sirenen der Krankenwagen – was ist das, ein besonders eigenwilliges Bühnentraining? Soll ich auf diese Art neue kreative Techniken erlernen?“ Die junge Frau verfügte über reichlich innere Kraft und nüchternen Verstand, um sich über jede Sache, mit der sie konfrontiert wurde, Klarheit zu verschaffen. Deshalb gingen ihr jetzt die verschiedensten Gedanken durch den Kopf. Dabei war sie ganz in sich versunken und kümmerte sich nicht um das Publikum, das sie neugierig beobachtete. Ihr geringschätziger Blick und ihr hochmütiger Gesichtsausdruck riefen bei den Passanten Unwillen und düstere Vermutungen hervor. Hinter ihrem Rücken erklangen Rufe: „Pfui, wie eingebildet die ist!“, „Eine echte Megäre!“ „So eine verspeist dich mit Haut und Haaren!“ „Eine Giftkröte!“ Erst als sie ihr Auto erreicht hatte, schaltete die junge Frau ihr Handy ein. „Salut, Chef! Besser du

fragst mich nicht, wie ich mich gerade fühle. Ich sage nur: Elend! Scheußlich! Das war die grauenvollste Rolle, die ich je gespielt habe. Ekelhaft! Ich muss jetzt abschalten. Lasse das Auto hier auf dem Parkplatz und gehe ins Restaurant „Käse“. Wenn du Zeit hast, kannst du ja vorbei kommen.“ „Meine Liebe, das ‚Käse‘ macht um zwölf Uhr zu. Treffen wir uns lieber im ‚Gelben Meer‘ auf der Poljanka. In ungefähr einer Stunde bin ich dort. Wir treffen uns auf der Terrasse. Versprich mir, dass du dich nicht besäufst, bevor ich da bin. Ich weiß, wie unberechenbar du sein kannst!“

Das Restaurant „Gelbes Meer“, in der Nähe der Heiligen-Muttergottes-Kirche gelegen, verband den feinsten japanischen Stil seiner Küche und der Kleidung des Personals mit moderner Raumgestaltung aus komplizierten Metallkonstruktionen und geheimnisvollem, mattgrünem Glas. Den Architekten war es hervorragend gelungen, Elemente verschiedener Kulturen miteinander zu verbinden. Jana Wrubelskaja bestellte einen doppelten Wodka „Bolschoj“ und frische Pfefferminzblätter. Nach ein paar Schlucken von diesem wunderbaren Getränk ergriff sie das unbändige Verlangen, sich zu amüsieren. Die Impulsivität junger Frauen ist ein großes Naturgeheimnis! Mit einem Schlage ließ Wrubelskaja ihre Hemmungen fallen, ihr verführerisches Lächeln strahlte über die ganze Terrasse des „Gelben Meeres“ und ihre anziehende Stimme klang betörend in den Ohren der anwesenden Gäste. Das schwache Geschlecht beneidete die Unbekannte um ihre Zwanglosigkeit, und über die strengen Gesichter des starken Geschlechts breitete sich ein Lächeln des Entzückens aus. Die Reaktion des Publikums blieb Wrubelskaja nicht verborgen. Sie fühlte sich versucht, die Restaurantgäste ein wenig zu aufzureizen und zu provozieren, um noch mehr Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie ließ noch einen Wodka „Bolschoj“ kommen und trank ihn in einem Zug! Dann warf sie das Glas kess auf den Fußboden. An die Stelle des Gefühles bitterer Verletztheit, das ihr die unerfreuliche Rolle bei jener letzten Inszenierung in der Lesnaja-Straße zugefügt hatte, trat das heftige Verlangen, sich kopfüber in Sang und Tanz, Musik und Liebesrausch zu stürzen. Ihr verrückter Wunsch zauberte ein Lächeln auf ihr Gesicht und sie stieg mit strahlenden Augen auf den Stuhl und von dort mit einem graziösem Schritt auf den Tisch. Hier begann die junge Frau mit ihrer unglaublich schönen Stimme voller Leidenschaft ihre Lieblingsromanze zu singen: „Schwarze Augen“. Es sah aus, als sänge sie für jeden der anwesenden Gäste ganz

persönlich: „Diese Augen, leidenschaftlich, brennend, schön!“ Die glückliche junge Frau sah in die Gesichter der Männer und ihr Körper bewegte sich verlockend im Takt der Musik. Jana war erfüllt von dem Stolz einer Frau, deren Aussehen die Welt in Bann schlägt. Ein großgewachsener Mann trat an ihre „Bühne“ und blickte wie irr mit schwarzen, trunkenen Augen zu ihr hinauf. Er warf sich auf die Knie wie ein georgischer Tänzer vor seiner Partnerin und begann, nach ihren verführerischen Beinen zu haschen, um sie mit Küssen zu bedecken. „Diva, Diva, Diva“, keuchte er. Da näherte sich der Oberkellner mit unzufriedenem Gesicht diesem Paar – der Frau, die auf dem Tisch stand und sang und dem vor ihr knienden Mann. „Meine Herrschaften! Ich muss Sie bitten, dieses Benehmen zu unterlassen!“, rief er. Wrubelskajas Verehrer zog mit einer entschiedenen Bewegung einen Hundertdollarschein aus der Tasche, drückte ihn dem Oberkellner in die Hand und sagte: „Lass uns in Ruhe! Wir wollen Spaß haben!“ Der Kellner wollte das Geld gerne behalten, aber war noch unschlüssig. Daraufhin verfärbte sich das Gesicht des Kavaliere purpurn und er starrte den potentiellen Spielverderber wütend an, schon drauf und dran, ihn mit derselben Leidenschaft niederzustrecken, mit der Abram Balaschow sich in der Tretjakow-Galerie auf das Bild „Zar Iwan der Schreckliche und sein Sohn“ von Ilja Repin gestürzt hatte. Der Kellner schreckte zusammen und zog sich zurück. Das Publikum applaudierte. Das Spektakel ging weiter. Leicht und geschmeidig wie ein Schatten an einer Wand entlang fließt, glitt Wrubelskaja vom Tisch herunter in die ausgebreiteten Arme des Verehrers. Beide taumelten in einem langen Kuss auf den Fußboden. Man hätte es für eine einstudierte Shownummer halten können, aber es war besinnungslose Leidenschaft. Das Publikum applaudierte erneut. Beifällige Rufe ertönten: „Bravo, super! Weiter, weiter! Noch mal!“

In diesem Moment betrat mit berufsmäßig vorsichtigem Schritt Jurij Altynow das Restaurant. Er wirkte frisch und elegant, wenn auch schüchtern. Versonnen und mit einem verlegenen Lächeln betrachtete er die Anwesenden. Sein Haifischartblick glitt langsam über die Gesichter der Gäste des „Gelben Meeres“, genau wie die Kamera in Sawik Schusters Fernseh-Talkshow „Stimme des Volkes“ die Gesichter der Gäste ausleuchtet. Altynows Blick blieb auf einer dunkelhäutigen Usbekin mit asiatisch schmalen Augen und üppiger, halbentblößter Brust haften. Er verspürte augenblicklich jenen magischen Stromschlag, dessen Natur alle Wissenschaft der Welt noch immer

nicht hat enträtseln können. „Wie reizend! Ich muss unbedingt herausfinden, wer diese Person ist, die ist ja ganz wunderbar. Dann fiel sein Blick auf seinen Bekannten Meljan. „Mischka bleibt sich immer treu. Jedes Mal sehe ich ihn mit einer neuen Schönheit“, konstatierte Altynow. Er hob seine Hand und Michail Meljan erwiderte den Gruß, sie verstanden einander und lächelten. Endlich sah er die Wrubelskaja auf dem Fußboden. Sie lag dort in leidenschaftlicher Umarmung mit einem Mann. „Diese Frau ist ein Vulkan“, dachte er, trat an ihren Tisch, setzte sich und hob einen Finger, ohne sich weiter um die Eskapaden seiner Mitarbeiterin zu kümmern. Eine Kellnerin trat zu ihm. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ „Bringen Sie mir bitte einen Hennessy XO.“ Wrubelskaja hörte die Stimme ihres Chefs, stieß ihren Verehrer zurück und erhob sich rasch, strich ihr Kleid zurecht und setzte sich neben ihn. „Wer ist denn das nun?“, erkundigte sich ihr Kavalier beunruhigt. „Das ist mein Chef! Genug des Spaßes. Tschüs, man sieht sich.“ „Was denn, bleibst du diese Nacht nicht bei mir?“ „Wie kommst du denn darauf? Los, hau ab, ich habe eine geschäftliche Besprechung.“ „Ich gebe dich nicht her!“ Der Verehrer lief rot an, seine Augen funkelten boshaft. Wrubelskaja beugte sich vor, küsste ihn mehrmals flüchtig auf die Wangen und sagte: „Schreib mir deine Telefonnummer auf, ich rufe dich auf jeden Fall an.“ „Stimmt das auch?“ Aber sie hörte ihm schon nicht mehr zu, ihre ganz Aufmerksamkeit galt jetzt Altynow. „Erotik und Wodka sind die beste Entspannung. Na, fühlst du dich besser?“ „Ja, mir ist jetzt leichter zumute. Hast du ein wenig Zeit? Ich muss ein ernstes Wort mit dir reden.“ „Ich stehe ganz zu deiner Verfügung.“ „Sag mal, orientierst du dich neuerdings an Kriminalfilmen? Warum hast du mich zu diesem scheußlichen Schauspiel geschickt? Hätte Tschertoljas diese Kassette nicht selber unterschieben können? Tschertoljas, Kosilo, Iwanow, Petrow – nimm, wen du willst! So eine primitive Arbeit hättest du einem Mann überlassen können. Mir scheint, dass du, Altynow, anfängst, das Spiel zu weit zu treiben. Du willst in deinem Drehbuch die allerneusten Elemente haben. Aber sind sie wirklich so neu? Im Zug von Rostow nach Moskau habe ich eingewilligt, für dich zu arbeiten, sofern ich nicht in kriminelle Geschichten oder Gewalt hereingerate. Meine Einwilligung galt ausschließlich für intellektuelle Spiele! Und was hast du mir da heute geboten? Ein Ausschnitt aus einem Spiel, mit dem ich nichts zu tun haben will, eine Episode ohne szenische Logik. Blut, Schießereien, Leichen – das ist nicht mein Metier. Ich bin schließlich eine Frau!“ „Das hast du eben gerade da auf dem Fußboden

sehr überzeugend bewiesen. Das Leben verändert sich rasend schnell, Jana. Die Schauspieler an unserem Theater müssen alle Techniken der modernen Kunst beherrschen und zu jeder Szene bereit sein.“ Altynow nippte an seinem Cognac und fuhr fort. „Aber eigentlich hast du natürlich Recht. Diesen blöden Auftrag, einem Toten die Kassette in die Tasche zu schieben, hätte ich natürlich irgendjemand anderem übergeben können. Aber könnte man dann von mir sagen, es gehe mir um wahre Meisterschaft! Erfolg stellt sich nur durch höchste Professionalität ein. Und genau die will ich bei dir sehen. Ich will sicher sein, dass du auch vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurückschreckst. Und zur Quelle der Meisterschaft kommt man, wenn man möglichst tief in die Materie und alles, was damit zu tun hat, eintaucht. Wer auf halbem Wege stehen bleibt, sich auf einen bemoosten Stein setzt und da hocken bleibt, wird selber Moos ansetzen. Jana! Wir stehen vor ungeahnten Möglichkeiten! Ich will, dass du immer die Hauptrolle behältst. Du sollst die Primadonna sein! Morgen wirst du beim zweiten Akt dieses Melodramas mitwirken. Es geht darum, eine alte Hexe an die Wand zu spielen, sie vom Dienstleistungsmarkt zu verdrängen und ein paar Millionen aus ihr herauszuquetschen. Aber das ist nicht einmal das Wichtigste. Dieses Schauspiel wird der Start eines grandiosen Marsches durch die reichsten Villen der Welt. Und unser Leitstern wird ein weltbekannter Krösus, Fürst Andrei Konstantinowitsch Iwerow sein.“ Der ausgezeichnete Psychologe und Schauspieler Altynow schwieg an dieser Stelle verträumt, damit seine letzten Worte so tief wie möglich ins Bewusstsein seiner Gesprächspartnerin dringen konnten. Schließlich fasste sich die verblüffte Wrubelskaja. „Ich habe nie von ihm gehört. Woher kommt dieser Millionär?“ „Milliardär! Er ist aus Nizza. Ein französischer Aristokrat.“ „Und wie sollen wir an ihn heran kommen? Ein Ticket nach Nizza ist was anderes als eine Fahrkarte nach Petuschki.“ „Er ist in Moskau. In der Serbskij-Klinik.“ „Im Irrenhaus?“ „Ja, aber wir werden ihn morgen dort heraus holen.“ „Ich kann mir schon vorstellen, wie viele Fürsten und Milliardäre dort versammelt sind.“ „Nein, nein, das entspricht alles der Wahrheit.“ In diesem Moment trat die Kellnerin an den Tisch und legte schweigend ein zusammengefaltetes Blatt Papier neben Wrubelskaja. „Darf ich kurz hineinschauen?“ „Natürlich! Dein Kavalier kann sich nicht zurückhalten.“ Sie faltete das Blatt auseinander, lächelte und steckte es in ihre Handtasche. „Also, morgen setzen wir die Arbeit an dem Stück ‚Schlinge für eine Hyäne‘ fort. Ich werde zunächst diese Antiheldin aufsuchen. Du arbeitest

inzwischen mit Tschertoljas.“ „Hör mal, Chef, das hübsche asiatische Persönchen am Nachbartisch starrt dich die ganze Zeit an. Aber warum hat sie einen Mann dabei?“ „Hast du mich verstanden, was ich über die Arbeit gesagt habe? Und bist nicht mehr beleidigt?“ „Nein, nein, alles okay!“ „Dann also zu den Herzensangelegenheiten. Sie schaut her, sagst du?“ „Und wie! Ganz verliebt!“ „Dann mach's gut, meine Liebe. Die Nacht bist du frei, aber am Morgen musst du auf dem Milizrevier sein, und zwar nüchtern. Geh zu der Usbekin. Ich muss dir nicht erklären, was du zu tun hast. Verklickere ihr, dass ich sie in meinem Auto erwarte. Kennzeichen 033. Hast du sie irgendwann schon mal gesehen?“ „Nein, heute zum ersten Mal!“ „Na dann tschüs, ich zahle!“ Altynow begab sich zum Ausgang und gab der Kellnerin ein Zeichen, die Rechnung fertig zu machen.

Wrubelskaja musterte sich im Taschenspiegel, fuhr kurz mit den Fingern über die Augenbrauen, stand langsam auf und schritt zu der jungen Dame mit dem asiatischen Gesicht. Sie ging direkt auf sie zu, umarmte sie, schaute ihr in die Augen und sagte: „Ich freue mich, dich zu sehen. Wie geht es dir?“ „Wunderbar!“ „Rauchen wir eine Zigarette zusammen und plaudern ein wenig?“ „Hast du etwas dagegen?“, wandte sich die Usbekin an ihren Begleiter. „Aber nicht so lange.“ Die beiden Frauen begaben sich ins Raucherzimmer. Unterwegs machte Wrubelskaja ihrem Kavalier ein Zeichen, ihr zu folgen. „Hör mal, meine Liebe, Jura erwarte dich im Auto. Was wirst du tun?“ „Jetzt gleich?“ „Ja!“ „Und wo steht das Auto?“ „Am Eingang. Ein schwarzer Mercedes mit dem Kennzeichen 033.“ In diesem Moment kam Janas Verehrer hinzu. „Was hast du vor?“ „Kannst du Tango tanzen?“ „Ja.“ „So, dass es einem im Kopf noch die ganze Nacht lang rauscht?“ „Der Kopf wird sich drehen und der Körper stöhnen!“ „Bist du sicher?“ „Hundertprozentig!“ „Dann los!“ „Wohin?“ „Verdammt, überleg selbst!“ „Alles klar!“ Er grinste über das ganze Gesicht. „Und ich dachte schon, du hast mich abserviert.“ „Und ich, was soll ich tun?“, fragte die Usbekin. „Das musst du selber wissen.“ „Meine Handtasche liegt noch auf dem Tisch.“ „Wo ist das Problem? Sind deine Papiere drin?“ „Nein! Nur aller möglicher Kleinkram und etwas Geld.“ „Er wird dich hundertfach entschädigen. Vergiss den Mann und die Handtasche.“ „Bist du sicher?“ „Absolut. Hier hast du meine Visitenkarte, da steht meine Telefonnummer drauf.“ „Bring mich zur Treppe.“ „Okay. Und du, bist du fertig?“, wandte sich Jana an

ihren Kavalier, der sie sogleich hoch heben wollte, aber sie widersetzte sich. „Schneller, sonst wird uns der Begleiter meiner Freundin eine Eifersuchtsszene veranstalten.“

Eine Minute später fuhren zwei Autos vor dem Restaurant „Gelbes Meer“ los. Das eine bog in die Kasatschigasse, das andere in die Bolschaja Ordynka.

Am Montag, dem 1. Juli saß Altynow um 10 Uhr morgens an einem seiner Lieblingsplätze, im Hotel Mariott auf der Petrowka, beim Tee. Er wartete auf Waraxina, die sich verspätete. Da ihr die Bedeutung dieses Treffens nicht klar war, schien sie es nicht für nötig zu halten, sich zu beeilen. Altynow war ruhig und sah am Frühstückstisch die aktuellen Zeitungen durch. Im Sommer 2002 interessierten sich die Moskauer wie niemals zuvor für die aktuelle Wettervorhersage. Einen ganzen Monat schon war in der Stadt kein einziger Regentropfen gefallen und die Torfmoore begannen zu brennen. Deshalb beschäftigte die Wetteraussicht der nächsten Tage jetzt die Menschen mehr als alles andere. Altynow hatte ein Omelett gegessen und ein Glas frisch gepressten Orangensaft getrunken, jetzt bestellte er Kaffee. Es war schon 10.25 Uhr. Den jungen Mann beschlich der Verdacht, das Objekt der Attacke würde gar nicht erscheinen. In diesem Moment trat ein Kellner zu ihm: „Eine Dame fragt nach Ihnen.“ „Möchte sie nicht zu meinem Tisch kommen?“ „Nein!“ „Ich soll zu ihr kommen?“ „Sie besteht darauf.“ „Bringen Sie mich zu ihr, ich weiß nicht, wie sie aussieht.“ Altynow stand auf und folgte dem Kellner. Sie kamen zu einer extrem mageren Frau mit einem pockennarbigem Gesicht. Waraxina stand neben einer Vase mit gelben Chrysanthemen. „Dies ist Herr Altynow“, sagte der Kellner mit einer Verbeugung. „Ich habe wenig Zeit. Sagen Sie mir, worin Ihr Problem besteht. Bedenken Sie bitte, dass meine Ratschläge sehr teuer sind.“ „Ich habe 5000 Dollar dabei, für ein fünfzehnminütiges Gespräch mit Ihnen. Bitte lassen Sie uns an den Tisch gehen. Ich habe dort einige Unterlagen, mit denen ich Sie vertraut machen will.“ „Beachten Sie bitte, dass dieses bescheidene Honorar mich zu keinen konkreten Schritten verpflichtet. Meine Hilfe oder Teilnahme bei der Lösung Ihrer Probleme richtet sich nach einem anderen Tarif. Kennen Sie Rjasanskij? Er hat mir 3 Millionen Dollar bezahlt. Aber ich habe auch alle seine Probleme beseitigt! Schauen Sie sich an, wie er seine Geschäfte jetzt ausgeweitet hat. Da geht einem das Herz auf. Haben Sie von Gradow gehört? Er hatte Angst, seine Nase vor die Tür zu stecken. Er stand bei ganz Russland in der Kreide. Er hat eine riesige Bank in die Pleite geführt, das ist kein Pappenstiel. Von Kaliningrad bis Wladiwostok

war man hinter ihm her. 5 Millionen Dollar, und er war ein anderer Mensch! Jetzt ist er wieder ganz oben dabei, schwimmt im Geld. Ihnen ist doch klar, mit wem Sie es zu tun haben?“ „Oh, erschrecken Sie mich nicht. Was für Namen, was für Summen. Das verschlägt einem ja den Atem. Ich bitte Sie, gehen wir zum Tisch. Ich gehe voraus. Sagen Sie, Sofia Nikandrowna, sollte es wirklich möglich gewesen sein, für 3 Millionen Dollar Rjasanskis Desaster zu bereinigen? Oder Gradows für 5 Millionen? Die beiden hatten doch Hunderte Millionen Dollar Schulden bei verschiedenen Betrieben und Privatpersonen. Haben die Sie nicht über den Tisch gezogen mit so bescheidenen Opfergaben? Altynow sah Waraxina listig an, die ihm erwiderte „Die Leute, mit denen ich sie zusammenbrachte, haben von ihnen etliche Millionen bekommen. Aber das war schon nicht mehr meine Sache: Meine Arbeit habe ich erledigt.“

Sie ließen sich an einem Tisch in dem riesigen Saal nieder. Die fast 30 Meter hohe Decke dämpfe ihre Worte. „Was darf ich Ihnen bestellen, kluge Frau?“ „Frischgepressten Kiwisaft. Also, ich höre.“ „Gestern Abend wurden in der Lesnaja-Straße zwei Banditen getötet...“ „Junger Mann, ich gebe mich nicht mit Straßenkriminalität ab.“ „Ich bitte Sie um eine Minute Aufmerksamkeit, es geht um etwas ganz anderes.“ „Fahren Sie fort.“ „Danke. Also, zwei wurden getötet, ein dritter ist entkommen. Die Bande befasste sich mit Entführungen und Erpressung. In der Tasche eines der Getöteten wurde eine Kassette gefunden. In Anwesenheit von Anwälten und Zeugen wurde dies protokollarisch festgehalten. Später hörte man sie ab. Auf dieser Kassette sind einige für uns sehr interessante Dinge aufgezeichnet. Ich möchte gern, dass Sie sich einige Ausschnitte davon anhören. Wenn Sie nichts dagegen haben, schalte ich das Tonband ein.“ „Ich habe von oberster Stelle die Verfügungsgewalt über dein Leben erhalten, Iwerow“, hörte Waraxina plötzlich ihre eigene Stimme, „entweder du gehorchst meinen Anweisungen, oder man wird dich in einer Moskauer Müllgrube verscharren. Willst du am Leben bleiben und die Freiheit wiedersehen? Stelle mir schleunigst eine Exklusivvollmacht über dein gesamtes Vermögen und sämtliche Bankguthaben aus. Dann werde ich dir Leben und Freiheit garantieren.“ „Das ist doch eine banale Erpressung.“ „Aber nein! Das ist ein russisches Tauschgeschäft. Du gibst mir dein Geld, und ich gebe dir die Freiheit!“ Waraxinas Gesicht verzerrte sich. Sie starrte den jungen Mann mit krankhaft gelben Augen an und grübelte, in welche Situation sie da geraten war. „Heute morgen hat der



Untersuchungsführer Tschertoljas, der für Sie höchsten Respekt und tiefe Sympathie empfindet, von Frau Schindjapkina eine schriftliche Erklärung unterzeichnen lassen, in der sie gestand, dass ihre Zeugenaussage unwahr ist. Und Herr Iwerow hat ausführlich von Ihrem Gespräch mit ihm erzählt. Bei diesem Treffen war ein Jurist des französischen Konsulats, Monsieur Lucien Gayon, zugegen. Der Text der Erklärung von Herrn Iwerow wird unverzüglich ins Französische übersetzt und in 20 Minuten, genau um 9 Uhr morgens mitteleuropäischer Zeit, in Paris auf dem Tisch des Außenministers, des Generalstaatsanwalts und des Innenministers liegen. Der französische Botschafter in Russland hat um einen Termin im Außenministerium ersucht, um seine offizielle Protestnote zu übergeben. Um 12 Uhr Moskauer Zeit wird Jacques Chirac Präsident Putin anrufen, um sich über das Schicksal von Monsieur Iwerow, einem bekannten französischen Bürger, zu informieren. Sie, werte Sofia Nikandorowna, haben noch etwa 30 Minuten Zeit. Wenn ich um 11.15 Uhr nicht 3 Millionen Dollar auf dem Tisch habe, wird sich der Machtapparat der Regierungen beider Länder in Bewegung setzen, und um 14 Uhr werden Sie bereits mit einem Aluminiumbesteck die gastronomischen Köstlichkeiten des Butyrka-Gefängnisses genießen. Die Verbindung mit den getöteten Banditen verschärft Ihre Lage noch zusätzlich. Gestatten Sie mir, Ihnen süßen Zwieback in die Untersuchungshaft zu bringen? Man schätzt im Knast Präsente aus der Freiheit. Ich wiederhole: Sie haben noch 30 Minuten. Außerdem werden Sie eine Erklärung bei Hauptmann Tschertoljas niederschreiben, in der Sie mitteilen, dass Sie bei der Gegenüberstellung Iwerow nicht als Ihren Räuber und Vergewaltiger erkannt haben. Sonst werden Sie obendrein noch Probleme mit dem Paragraphen 129 bekommen, wegen Verleumdung. Also überlegen Sie sich's!“ Das war ein harter Schlag für die Virtuosin der Provokation. Waraxina war schwer getroffen. Zum ersten Mal im Leben fand sie sich in der Opferrolle, in der Lage eines gehetzten Tieres. Sie rief sich alle hohen Herrschaften ins Gedächtnis, die sie um Hilfe hätte angehen können. Aber Altynows Hinweise auf die vorliegenden Beweise entwaffnete sie. Ihre Situation war in jeder Hinsicht aussichtslos, es gab Spielraum weder für Verteidigung noch für Gegenangriffe. „Vielleicht sollte ich mich mit der Tambow-Bande in Verbindung setzen? Aber was können die schon tun, außer diesem Schuft Altynow und seinen Freunden den Kopf abreißen!“ Ihr praktischer Verstand und ihre Fähigkeit zur nüchternen Situationsanalyse sagten ihr, dass sie das Geld schleunigst

zahlen musste, aber ihr Geiz zwang sie, noch zu versuchen, den Preis zu drücken, während ihr verletzter Stolz schon nach Rache dürstete: „Ich rechne mit ihm ab, ich werde diesen Brand löschen, diese Eiterbeule aufschneiden, ich werde die Namen der Verantwortlichen für dieses Komplott aufdecken. Ich werde nur noch mit dem Gedanken an Revanche leben. Und zu Weihnachten bestelle ich mir ihre Köpfe. Und dann werden ihre Verwandten ein paar nette Weihnachtsgeschenke bekommen. Die Köpfe in Eimern, in Formalin! Und dazu die abgeschnittenen Finger, die mein Geld berührt haben. Und die abgeschnittenen Zungen, mit denen sie es gewagt haben, so unverschämt mit mir zu reden. Und ihre rattenzerfressenen Ohren, die meine Demütigung gehört haben!“ Laut sagte sie: „Altynow! Du hast mich in der Hand! Aber 3 Millionen kann ich nicht zusammenbringen. Lass uns handeln. Geh ein wenig im Preis runter. Ich gebe dir 300 000 Dollar und wir vergessen die Sache. Was hältst du von diesem Vorschlag?“ „Sofia Nikandrowna, Sie haben noch 27 Minuten. Ich bluffe nicht und ich feilsche nicht. Zeigen Sie sich als guter Verliererin. Ich werde nicht versuchen, Sie zu überreden, das hat in unserer Branche keinen Sinn. Wenn Sie wirklich professionell sind, wissen Sie das doch selbst: Wenn Sie die verlangte Summe in der abgemachten Zeit nicht auf den Tisch legen, helfen Ihnen keine 10, helfen Ihnen und auch keine 20 Millionen, die Maschinerie der Staatsmacht und der Presse zu stoppen!“ „Aber es muss doch einen Frauenrabatt geben! Für eine zerschmetterte und gedemütigte Frau! Die du zerdrückt hast wie einen Putzlappen. Ich gebe dir 1 Million Dollar!“ Altynow hielt sich demonstrativ die Ohren zu und drehte sich um. Waraxina zeigte ihm zwei bleistiftspitze Finger. Altynow bedeckte seine Augen mit einer Serviette. Die Frau klopfte dreimal laut auf den Tisch. Altynow schwieg. Waraxina stieß ihn Hass erfüllt gegen die Schulter und rief: „Fahren wir!“ „Wohin?“ „Ich trage solche Summen normalerweise nicht in meinem Portemonnaie mit mir herum. In die Delegatskaja-Straße! Du willst doch das Geld! Aber es wird dir noch im Halse stecken bleiben!“ „Ein gefährliches Luder“, dachte Altynow.

## Kapitel 32

In zwei Bananenkisten verpackt lagen 30 Kilogramm 100-Dollar-Noten im Kofferraum des Mercedes, während Waraxinas Erklärung, dass sie Iwerow nie gesehen und deshalb auch keine Ansprüche an ihn hätte, zusammengefaltet in Altynows Hemdentasche steckte. Er war allein im Auto. Bei so delikaten Angelegenheiten wie der, die er gerade mit Waraxina erledigt hatte, verzichtete er auf jegliche Komplizen. In einigen hundert Metern Entfernung ließ er immer zwei Autos mit Leibwächtern folgen, doch die Hauptarbeit machte der junge Mann lieber allein. Jetzt beeilte er sich, zur „Bank des Kommunarden“ auf der Pljuschtschicha zu kommen, um dort die 3 Millionen Dollar Bargeld in seinen eigenen Safes in Sicherheit zu bringen. Er würde jedoch gar nicht selbst ins Gebäude hineingehen, sondern die Kartons Platon Buinosow übergeben, der ihn im Innenhof der Bank erwartete. Danach wollte sich Altynow vor der psychiatrischen Klinik mit Tschertoljas, der den Entlassungsbescheid für Iwerow mitbringen würde, und Mila Semiradowa treffen. Am Subowskaja-Platz bog er nach rechts ab, fuhr um das Lew-Tolstoj-Denkmal herum, dann am Gebäude des 1. Medizinischen Instituts vorbei, bog hinter dem Generalstab der Streitkräfte erneut nach rechts ab und fuhr auf das Bankgelände. „Hallo, Platon Filippowitsch!“, rief er beim Aussteigen seinem Bekannten zu. „Die Männer sollen das Geld von Waraxina ausladen. Hast du eine Villa für Iwerow gefunden?“ „Vor einer Minute ist der Mietvertrag für das Haus von Okunew, dem ehemaligen Sprecher der Staatsduma, außerhalb der Stadt bestätigt worden, für 20 000 Dollar im Monat. Einen BMW-7 mit Chauffeur habe ich bereits zur Klinik geschickt. Hier sind Handys für den Fürsten und Semiradowa. Die Pincodes und die Telefonnummern stehen auf dem Umschlag. Was brauchen wir noch?“ „Gar nicht schlecht das alles. Ich nehme ein paar Dollar-Päckchen für unseren Franzosen und das Fräulein mit.“ „Das Geld wird er wahrscheinlich nicht nehmen. Ich habe es schon mal versucht...“ „Was, mir sollte jemand etwas abschlagen?“, wunderte sich Altynow aufrichtig. „Kannst du dir das vorstellen? Willst du damit sagen, dass es einen Menschen gibt, der sich meinem Willen widersetzen kann? Wir werden telefonieren! Ich fahre jetzt.“ Der Chauffeur, der im Wagen der Leibwächter gewesen war, setzte sich ans Steuer des Mercedes, und auf ging es in Richtung Klinik.

Semiradowa stand am Eingang der Klinik. „Ich habe Iwerow versprochen, morgens zu kommen. Und jetzt weiß ich nicht einmal, wann genau ich zu ihm gehen werde. Früher habe ich nie über persönliche Freiheit nachgedacht. Jetzt verstehe ich, wie wichtig das Gefühl der Unabhängigkeit ist. Ich muss mich zwingen, Buinosows Anweisungen Folge zu leisten. Er hat von mir gefordert, auf Altynow zu warten und zu tun, was er sagt. Keinen Schritt ohne dessen Zustimmung, hat er in den Hörer gerufen. Das fällt mir sehr schwer; mein Herz möchte zu Iwerow, doch ich muss mich beherrschen und gehorchen. Erst seit ich Iwerow kenne, geraten mein Gefühl für einen Menschen, die Sehnsucht nach ihm und meine Anbindung als Lohnarbeiterin, meine beruflichen Verpflichtungen, all das in Konflikt mit einander. Vielleicht sollte ich alle Konventionen über Bord werfen, keine Rücksicht auf Buinosow nehmen und einfach zu Iwerow hingehen? Ich könnte mich dazu durchringen, doch würden meine Nerven dann gleich doppelt beansprucht werden. Einmal durch das Treffen mit Iwerow, das mich sicher wieder durchschütteln wird, und dann durch den Selbstvorwurf, weil ich nicht, wie versprochen, auf Altynow gewartet hätte. Und wenn dann Buinosow im Besucherzimmer auftauchen und mich wegen meines Ungehorsams zur Rede stellen würde, würde ich auf der Stelle sterben. Es ist eine Plage! Im Waisenhaus aufgewachsen und empfindlich wie eine höhere Tochter aus dem Mädchenpensionat! Ich müsste lernen, weniger empfindlich und dafür unabhängiger zu werden, sonst werde ich noch oft eins vor den Kopf bekommen. Ob ich ihm vielleicht eine Notiz überbringen lasse, dass ich vor der Klinik stehe und von Buinosow verpflichtet wurde, auf Altynow zu warten? Es wäre taktvoll, das zu tun. Doch was wird er von mir denken? Ich habe doch versprochen zu ihm zu gehen und warte einen halben Tag am Eingang auf irgendjemanden? Weiß er überhaupt von Altynow? Nach dem Gespräch gestern im Carpaggio nicht. Wozu soll ich ihm ein Rätsel aufgeben? Wenn ich schon hier warten und mich der Anweisung meines Chefs unterwerfen muss, muss ich das alles in Kauf nehmen. Gleichzeitig muss ich Neues in mir entwickeln und mich verändern. Ich hätte nicht gedacht, dass die Begegnung mit Iwerow von solchen Erschütterungen begleitet wird. Vielleicht ist meine Begeisterung ernst zu nehmen... Und wenn es richtige Liebe ist?“ Semiradowa war von ihrer letzten Frage wie vor den Kopf geschlagen. Ein zartes Lächeln erhellte ihr Gesicht, ihre Augen begannen zu leuchten, ihre Wangen färbten sich rot. Sie wurde verlegen und hätte am liebsten ihr Gesicht verborgen, damit niemand

ihre Verwirrung sah. „Ist das etwa wahr? Kann das sein?“ Sie wurde von innerer Bewegung erfasst. „Und ich hatte schon befürchtet, dass die Liebe an mir vorbei gehen würde. Aber vielleicht ist es eine andere Liebe, eine christliche? Die Liebe für den Nächsten? Mitleid mit den Mühseligen und Beleidigten? Darüber steht viel in der Bibel. Iwerow muss sich ja zutiefst grämen, dass er in so einer grauenhaften Einrichtung eingeschlossen ist. Ich erlebe seinen Schmerz, seine Trauer und sein Leiden wie meine eigenen. Ist das nicht der Kern der christlichen Lehre? Was soll ich also tun?“ Hätte sie in den Spiegel schauen können, hätte sie tiefe Nachdenklichkeit und Verzagtheit auf ihrem Gesicht bemerkt. Plötzlich hielt direkt am Klinkeingang ein schwarzer Mercedes der C-Klasse. Altynow stieg aus, begrüßte die junge Frau und wandte sich dann zwei Männern zu, die Mila Semiradowa noch nie gesehen hatte. Einer von ihnen war der Untersuchungsführer Tschertoljas.

Wie gewöhnlich war Prochor Petrowitsch leicht extravagant gekleidet. Er trug ein orangefarbenes Hemd mit einem aufgedruckten Pfauenschwanz auf dem Rücken und hellblaue Jeans, unter deren Umschlag schneeweiße Söckchen in grünen Schuhen mit rubinroten künstlichen Steinchen im vorderen Teil und an der Ferse hervor sahen. Es hieß, Modaschkin selbst hätte diesen hyperoriginellen Schuh entworfen. Semiradowa blieb in einiger Entfernung stehen und wartete, dass man sie hinzu bat. „Hier, nimm die Verfügung und befreie Iwerow,“ wandte sich Altynow mit dem Lächeln eines Glücksbringers an Mila Semiradowa und gab ihr das Dokument. „Unser Rechtsanwalt Iwan Sergeewitsch Nepukoew geht mit dir. In 10 Minuten ist der Fürst frei. Bringe ihn mit, dann fahren wir nach Barwicha. Buinosow hat eine tolle Villa für euch gemietet, direkt im Wald.“ „Entschuldigen Sie, wieso verfügen Sie so ungeniert über mich? Ich habe Andrei Konstantinowitsch versprochen, heute Morgen zu ihm zu gehen. Das ist alles. Und welche Rolle soll ich dabei spielen? Die seiner Schülerin für Manipulationen an der Aktienbörse? Iwerow wird nicht mehr an der Börse spekulieren. Ich kenne weder Iwerow noch Sie gut genug, um solch dreiste Einladung annehmen zu können. Was soll ich dort in der Villa im Wald?“ „Liebe korrekte, verletzte, verärgerte Mila Georgiewna! Sie sind vollständig im Recht, all Ihre Vorwürfe sind berechtigt. Doch die Situation ist eine besondere. Wir retten einen ganz einmaligen Menschen davor, weggeschlossen zu werden. Wir befreien einen in der ganzen Welt bekannten Finanzmagnaten aus der psychiatrischen Klinik. Dieser sympathische Sonderling braucht nach seinem

mehrtägigen Aufenthalt in einem russischen Irrenhaus dringend Hilfe. Wir müssen, ja wir sind verpflichtet, ihn wieder an die gewöhnliche Welt und an geistig normale Menschen heranzuführen. Verstehen Sie, was es für einen gesunden Menschen bedeutet, unter Geisteskranken zu leben? Haben Sie schon jemals Kontakt mit Verrückten gehabt? Manche schnüren einem Menschen die Luft ab und denken, sie sind zärtlich zu ihm. Ein anderer übergießt seinen Freund mit heißem Wasser und denkt, er schenkt ihm Tee ein. Ein dritter sieht in einem edlen Gesicht die Fratze eines Raubtiers und springt vor Entsetzen aus dem achten Stock. Mila Georgiewna, wir wissen, dass Sie Iwerow sympathisch sind. Was ist also Schändliches daran, wenn wir uns alle zusammen in das Haus am Stadtrand begeben, um Andrei Konstantinowitsch wieder ins Leben zurück zu holen? Um ihn vom Geist der Gesichte und Träume, aus dem Bann kranker Überlegungen und düsterer Geisteshaltung zu befreien und ihn zurück zur Realität, zur Welt der menschlichen Alltäglichkeit, zum Milieu christlicher Seelenruhe zu führen? Sie lesen zurzeit die Bibel, also müsste unser Projekt Ihrer Kulturauffassung und dem Geist der Barmherzigkeit entgegen kommen.“ „Woher weiß er, das ich die Bibel lese?“, fragte sich Mila Semiradowa verständnislos. „Denken Sie an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, dann werden Sie meinem Vorschlag leichter zustimmen können. Kern der Barmherzigkeit des Menschen ist die Sorge für den Nächsten. Dieser kirschrote BMW steht Ihnen zur Verfügung. Der Fahrer wird ausschließlich Ihren Anweisungen folgen. Ich rate Ihnen zu Folgendem: Hier sind 30 000 Dollar. Lassen Sie sich Zeit, bevor Sie sie zurückweisen. Dieses Geld ist nicht für Sie persönlich. Nehmen Sie hier zwei Handys, eins für Sie, das andere für ihn. Die Pincodes und die Telefonnummern stehen auf dem Umschlag. Fahren Sie mit Andrei Konstantinowitsch in einen Supermarkt. Kaufen Sie ihm Wäsche, Kleidung, Toilettenartikel, denn er hat ja überhaupt nichts bei sich. Nach dem Aufenthalt in einer staatlichen Einrichtung muss man unbedingt in die Sauna und braucht frische Kleidung. Auf dem Weg nach Barwicha fahren sie zum Dorogomilow-Markt. Lassen Sie Iwerow seinen Hunger spüren, erregen Sie seinen Appetit als Gourmand, wecken Sie seine Erinnerungen an köstliche Speisen, lassen Sie ihm das Wasser im Mund zusammen laufen. Kaufen Sie Delikatessen, das Beste, was es aus dem Süden des ehemaligen Reiches gibt: Fleischtomaten und knackige Gurken vom Kaspischen Meer, aus dem fruchtbaren Lenkoran, einen Strauß verschiedenster grüner und duftender Kräuter und eine

Käseauswahl aus dem gastfreundlichen Sestafoni, rote Zwiebeln und scharfen Pfeffer von den steilen Hänge von Jalta, schöne Granatäpfel und Trauben von dem samtene Tal des Wachs, Moschusreh von den schönen Felsen des Tien-shan, frisches Kalbfleisch von den Gagausen aus Bessarabien und ganz frische Pilze aus den Wäldern der Bukowina, Belugakaviar aus Gurjew am Kaspischen Meer, Basturma- und Sudshuk-Fleisch aus dem alten Gümri, Honigmelonen und süße Wassermelonen aus dem ewigen Samarkand, Maulbeeren, die im Mund zergehen, vom Aju-Dag, Königsforelle aus dem zauberhaften Issyk-Kul, silbrige Meeräsche aus dem smaragdgrünen Paleostomi-See, zarte Aprikosen aus der mythischen Ararat-Ebene, sagenhafte Pfirsiche aus dem Taurien der Potemkins, berauschenden Kumys aus der Oase von Tekin, goldenen Fasan von den Ufern der Tisa. Diese Genüsse haben schon viele Reiche dieser Welt gekostet. Sie sind unser Eigentum! Kaufen Sie alles selbst, fragen Sie nicht Iwerow um Rat. Sie sind hier in diesem Land, dieser Stadt, auf diesem Basar bei sich zu Hause. Er ist Ausländer, er kennt unsere Vorlieben nicht. Er hat noch nie die wirklichen Delikatessen probiert. Wie viel Geld man auch auf den Märkten der Welt ausgibt, solche duftenden, saftigen, leckeren, leuchtenden Köstlichkeiten mit dem gewissen säuerlichen, scharfen oder süßen Etwas, solche Polyphonie von Geschmack und Aroma findet man nirgends! Sehen Sie den Fürsten nicht als Ihren Kavalier an. Gestehen Sie sich nicht ein, dass er Ihnen sympathisch ist. Suchen Sie nicht nach seinem Blick, überschütten Sie ihn nicht mit Komplimenten, verwöhnen Sie ihn nicht mit übergroßer Aufmerksamkeit – alles Dinge, die unsere Frauen bei Ausländern tun. Betrachten Sie ihn wie eine Nonne ein Gemeindemitglied in ihrer Kirche, wie den Manager eines Kunden, für den Sie alles tun, ohne persönliche Sympathie oder Verachtung preiszugeben. Versuchen Sie, sich als Regisseurin zu fühlen. Von Ihnen beiden sind Sie die Vorgesetzte. Sie sind die Hausherrin! Sie selbst entscheiden, was Sie kaufen, wohin Sie fahren und wie viel Sie bezahlen. Können Sie dieser Last an Instruktionen zustimmen, um Iwerow zu helfen? Ich vermute, vieles von dem eben Gesagten ist neu für Sie und Ihre Denkungsart. Was sagen Sie, Mila Georgiewna? Wie soll's gehen, vorwärts?...“ Die junge Frau schwieg. Altnow hatte sie mit einer solchen Fülle unglaublichster Aufträge und Aufgaben überfallen, dass sie völlig benommen war. Ihr schwindelte, als wäre sie in der Schwerelosigkeit. Ihre Gedanken schienen sich wie ein Knäuel bunter Fäden zu verwirren. Altnow bemerkte ihre Fassungslosigkeit und

handelte selbst. „Neupokoew! Gehen Sie mit Frau Semiradowa zur Verwaltung der Klinik, zeigen Sie dort den Bescheid des Untersuchungsführers vor und nehmen Sie Iwerow gleich mit. Sie aber“, damit wandte er sich an Semiradowa, „helfen Andrei Konstantinowitsch sofort zu realisieren, dass er in Freiheit ist. Mit Ihrer Initiative wird er den Duft der Kiefern in Barwicha tief einatmen, die Delikatessen vom Dorogomilow-Markt genießen, sich einleben und sich in freundschaftlicher Atmosphäre, die wir für ihn schaffen, wohlfühlen. Damit er sich an der Freiheit berauscht wie an einer Flasche französischen Mouton Rothschild, an der Stimme von Sotkilawa, einer Choreografie von Grigorowitsch, der chirurgischen Kunst von Leonid Bokeria.“ Danach nahm er Semiradowa am Arm und führt sie zum Eingang der Klinik. Sie leistete keinen Widerstand. Anscheinend hatte Altynow sie hypnotisiert. Wenn jemand die junge Frau eine Stunde später gefragt hätte, woran sie dachte, als sie in die Klinik hineinging, hätte sie eine ratlose Geste gemacht und keine Worte gefunden. Sie dachte nur an Jurij Altynows Forderung, „unverzüglich bei der Befreiung von Iwerow behilflich zu sein“. Diesem Imperativ unterwarf sie sich ganz, so wie man sich einer unbestreitbaren Wahrheit oder einer faszinierenden Idee unterwirft. In diesem Augenblick erkannte sie in ihrem Herzen, dass ihr die Sympathie zu Iwerow ungeahnte Kräfte verlieh. Sie schüttelte ihre Befangenheit ab und besann sich, überdachte die ihr zugedachte Rolle. Eilig ging sie in die Verwaltung, um den Fürsten möglichst schnell aus der Einkerkерung zu befreien, und freute sich schon mit ganzem Herzen über die bevorstehende Befreiung. In ihrer Seele regte sich der Wunsch, ihn sofort zu sehen. Sie lief den Schildern nach direkt ins Büro des Direktors, Rechtsanwalt Neupokoew konnte ihr kaum folgen. Im Vorzimmer saß eine Blondine am Schreibtisch. Mila fixierte die nett aussehende Sekretärin ungeduldig und sagte schnell: „Wir sind gekommen, Iwerow rauszuholen; wir haben einen Bescheid des Untersuchungsführers.“ Die Sekretärin hatte gut gelernt, den verschiedenartigsten Besuchern zuzuhören und sie zu verstehen. „Bitte, zeigen Sie die Papiere.“ Semiradowa sah den Rechtsanwalt vorwurfsvoll an; warum war er nur so langsam? Neupokoew beeilte sich tatsächlich nicht. Sein Honorar für einen vollen Arbeitstag betrug 500 Dollar, und er war nicht daran interessiert, ihn zu verkürzen. Er setzte sich und begann in seiner Aktentasche zu graben, sah einen ganzen Stapel Papiere durch und fand nichts. „Einen Augenblick! Nur einen Augenblick noch“, sagte er mehrmals. Plötzlich wandte er sich an die Sekretärin. „Sagen Sie, wie ist



eigentlich die Verpflegung der Patienten? Gibt es keine Hungeraufstände?“ „Was reden Sie da? Ich verstehe Sie nicht. In unserer Einrichtung gibt es einen strengen Verpflegungsplan entsprechend den vorgeschriebenen Rationen.“ In ihrer Stimme schwang Kränkung mit. Die Lebensphilosophie von Leuten wie Neupokoew war die von Lakaien. Seinem Arbeitgeber und anderen Mächtigen dieser Welt gegenüber verhielt er sich höchst umgänglich, diensteifrig und höflich und erging sich in demonstrativer Tugend. Er prahlte gern damit, dass er zu den Sponsoren des Waisenhauses in Kaluga gehörte und dass er 300 Invaliden aus dem Tschetschenienkrieg aus Slatoustow einen einmonatigen Aufenthalt im Sanatorium „Brandung“ in Anapa gespendet hatte. Wenn irgendjemand wider Erwarten diese pathetischen Erzählungen überprüft hätte, wäre er schnell zu der Überzeugung gekommen, dass Neupokoew oder der „Koffer“, wie er hinter seinem Rücken genannt wurde, eine reiche Fantasie besaß. Um in einem besseren Licht zu erscheinen, griff er zu den verrücktesten Tricks. Menschen gegenüber, von denen er nichts erwartete, verhielt er sich jedoch grob und zynisch und konnte jederzeit mit einer streitsüchtigen Note in Wort und Ton die Würde des Menschen verletzen. „Sie tun so, als wäre das hier kein Irrenhaus, sondern ein Sanatorium für VIPs. Soll das heißen, das in der Küche kein Fleisch gestohlen und Bettwäsche nicht für die eigene Datscha vor den Toren Moskaus abgeschrieben wird? Ich kenne euch und euresgleichen! In den Buchhaltungen sitzen überall nur Diebe“, fuhr er mit seiner widerlichen Rede fort. „Entschuldigen Sie, in welcher Angelegenheit sind Sie hier? Ich habe nicht den Wunsch, Themen zu verhandeln, die nicht zur Sache gehören. Wenn Sie nicht aufhören mit Ihren Beleidigungen, wende ich mich an den Sicherheitsdienst.“ Die Blondine blickte jetzt nicht mehr freundlich, sondern verächtlich, ihre Mundwinkel zeigten nach unten, ihre Nasenflügel zitterten. Sie beugte sich über den Monitor des Computers, um das Gespräch zu beenden. „Wieso reden Sie in diesem merkwürdigen Ton? Ich bin ein korrekter Steuerzahler und Jurist, ich habe das Recht, mir über die Kontrollmethoden zum Staatshaushalt Gedanken zu machen. Was ist daran beleidigend?“ „Gehen Sie damit zur Buchhaltung“, sagte die Sekretärin scharf. Da mischte sich Mila Semiradowa ein. „Herr Neupokoew, bitte, zeigen Sie den Entlassungsbescheid für Iwerow. Deswegen sind wir hergekommen. Wir wollen Andrei Konstantinowitsch.“ Endlich fand der Rechtsanwalt das Papier und reichte es der Blondine. Die warf einen Blick

darauf und sagte dann zu Semiradowa: „Warten Sie am Ausgang. Ich werde alles selbst veranlassen. In 15 Minuten kann Ihr Protegé die Klinik verlassen.“

Und er kam tatsächlich heraus, über die Freiheit nicht erfreut. Sein Gesicht war eingefallen, die ehemals bronzefarbene Haut hatte eine ungesunde Blässe angenommen. Um die Augen hatten sich dunkle Ringe gebildet. Die graumelierten dicken Haare waren gewachsen und hatten sich auf die Ohren gelegt. Seine Kleidung war zerknittert und unordentlich, der Kragen des über der Brust geöffneten Hemdes wirkte abgenutzt. Die Schuhe hatten Form und Farbe verloren, die Hacken waren aus dem Leim gegangen. Socken trug er überhaupt keine. Von der früheren französischen Eleganz und Respektabilität war nicht das Geringste übrig geblieben. An den gewesenen Ivéroff erinnerten nur der ruhige stolze Blick, der edle Gesichtsausdruck und die unabhängige Haltung. Der Fürst blinzelte in die helle Sonne und sah sich um. Als sein Blick auf Semiradowa traf, wurde er endlich wärmer. Ivéroff ging schnell zu ihr hin. „Guten Tag! Ich habe heute Morgen auf Sie gewartet. Warum hat man mich so unerwartet schnell entlassen? Wissen Sie etwas darüber?“ „Freuen Sie sich nicht über die Freiheit? Andrei Konstantinowitsch, setzen Sie sich ins Auto. Wir müssen schnell weg von diesem verfluchten Ort“, mischte sich Altnow ins Gespräch ein. „Mit wem habe ich die Ehre?“ „Ich bin Ihr Freund. Jurij Altnow.“ „Von dieser Freundschaft weiß ich noch nichts. Wohin wollen Sie mich entführen? In ein richtiges Gefängnis, zur Polizei, in eine andere psychiatrische Klinik? Ich habe von der Kaschtschenko-Klinik gehört, dort soll es sehr interessant zugehen.“ „Kaschtschenko? Um Gottes willen! Wir müssen einige Formalitäten einhalten, damit sich ähnliche Geschichten nicht wiederholen. Ich verlasse Sie jetzt, Mila Georgiewna wird Sie zu Ihrem Bestimmungsort bringen. Auf ein baldiges Wiedersehen, Andrei Konstantinowitsch!“ Altnow schlug dem Fürsten auf die Schulter und entfernte sich. „Kennen Sie diesen Herren?“ „Kaum. Er ist ein Bekannter von Buinosow. Die beiden haben Ihre Befreiung veranlasst.“ „Schade. Es gefiel mir nicht schlecht in der Klinik. Die beiden Herren haben es zu eilig gehabt und sich über Gebühr bemüht. Ich wäre gern noch ein paar Wochen dageblieben, war von ausgesprochen netten Menschen umgeben. Ich hätte nie gedacht, dass es in einem Irrenhaus so nett und anregend sein könnte.“ Semiradowa sah ihn verständnislos an, sollte er wirklich so begeistert von einer psychiatrischen Klinik sein? Aber wenn er so dachte, musste etwas daran sein, nur was?. „Wohin fahren wir?“ „Altnow hat Geld

hier gelassen, damit Sie – ich bitte um Entschuldigung – Ihre Kleidung wechseln können.“ Semiradowa wandte sich ab, um seinem Blick nicht zu begegnen, und wurde rot. „Wir sollen Toilettenartikel kaufen und was man für die Sauna braucht, dann auf den Markt gehen und Lebensmittel für das Essen besorgen. Danach sollen wir aus der Stadt hinaus fahren, nach Barwicha; das genaue Ziel kenne ich nicht. Es wurde von Ihrer Rehabilitierung gesprochen.“ „Altnow sagte, dass einige Formalitäten eingehalten werden müssten...“ „Glauben Sie mir, davon weiß ich nichts.“ „Dann gut, fahren wir. Lassen Sie uns gleich zum Markt fahren. Es ist völlig überflüssig, mich neu einzukleiden. Ich achte selbst auf mich, alles, was ich an habe, ist sauber. Nicht gebügelt natürlich, doch im Rahmen meiner neuen Weltsicht ist Bügeln durchaus verzichtbar. Ich habe noch etwas Geld, das reicht für ein Stück Brot oder eine Banane. Etwas anderes werde ich sowieso nicht essen. Doch wenn Sie den Auftrag haben, für den Mittagstisch einzukaufen, werde ich Ihnen helfen. Früher bin ich gerne über Gemüse- und Fischmärkte gegangen und kenne mich da etwas aus. Ich möchte Ihnen gestehen, dass ich mich ungeheuer freue, Sie zu sehen. Ich dachte schon, ich hätte Sie erschreckt. Und bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie nicht vergessen haben mich zu besuchen.“ „Er meint es aufrichtig“, freute sich Mila Semiradowa. Der Fürst bemerkte, dass seine Worte geradezu magisch auf das Fräulein wirkten. Ihre Augen leuchteten wie von innen heraus, das Gesicht hellte auf und strahlte in ungewöhnlicher Frische und Begeisterung. Träumerische und durchgeistigte Naturen verlieben sich schnell in diesen Frauentyp. Wie schön sie ist, dachte Ivéroff. „Wir haben diesen BMW zur Verfügung“, sagte sie befangen und kaum hörbar und senkte die Augen. „Sollen wir direkt zum Markt fahren oder doch noch etwas für Sie kaufen?“ „Zum Markt!“, rief der Fürst freudig. „Worüber freue ich mich nur so“, fragte er sich. „Ist es das Treffen mit Semiradowa? Das begreife ich nicht! Kann eine Frau meine Gefühle in wachem Zustand so durcheinander bringen? Ich könnte verrückt werden! Was brauche ich eigentlich in diesem Leben? Warum kann ich nicht zu mir selbst finden? Ich werde hin und her geworfen wie ein Plakat, das der Wind stückweise abreißt und durch die Gegend fegt. Sollte ich mich vielleicht einfach ganz dem Ansturm der Leidenschaft hingeben? Dem Augenblick und seinen Wünschen leben? Jeder Bewegung der Seele folgen, und sei sie noch so widersprüchlich? Mich schwindelt. Doch wovon rede ich? Meine Seele zeigt mir die richtige Richtung, durch die Kehrseite des Lebens hin zur vollen Virtualität. Weiß das Fräulein überhaupt, was

ein Virtueller ist? Sie hat so verliebt geschaut. Ganz ehrlich! Für einen solchen Blick kann man ein halbes Königreich hingeben. Und schon wieder habe ich das längst Vergangene beim Wickel. Es reicht, Ivéroff. Außer Geld kannst du doch dieser jungen Person überhaupt nichts anbieten? Liebe? Für welche Zeit? Für eine Nacht, eine Woche, einen Monat? Wissen? Braucht sie das? Freundschaftliche Zuneigung? Wir denken doch völlig unterschiedlich. Ja, sie ist wirklich bezaubernd. Doch habe ich in meinem jetzigen Zustand überhaupt das Recht, mich diesem unschuldigen Geschöpf zu nähern? Ich muss fliehen. Die Tür ist sperrangelweit geöffnet. Die Welt, die Kehrseite der Welt mit ihrem reichen Reservoir und den virtuellen Möglichkeiten liegt vor mir.“ „Woran denkt er so intensiv?“, dachte Mila Semiradowa beunruhigt. „Hat er sich über etwas geärgert? Ist er böse? Offenbar habe ich ihn mit meinem Vorschlag, neue Kleidung zu kaufen, gekränkt. Er ist so stolz... Was wird er tun, wenn seine Sachen völlig aufgetragen sind?“ Sie wandte sich ihm zu: „Andrei Konstantinowitsch, ich soll Ihnen ein Mobiltelefon übergeben. Hier, bitte.“ „Was soll ich damit?“ Doch als der Fürst das betretene und hilflose Gesicht der jungen Frau bemerkte, nahm er das Handy schnell an. Sonst fängt sie noch an zu weinen, dachte er.

Über dem Arbat-Tunnel drehten sie um und fuhren zurück zum Smolensker Platz, um dann nach rechts zur Kiewer Brücke hinunter zu fahren. „„Schon wieder bin ich von meinen zentralen Gedanken abgekommen“, dachte der Fürst. Das Schweigen zog sich hin, was Mila Semiradowa offensichtlich peinlich war. „Ich muss mich zusammenreißen und mit diesem Engel etwas reden. Doch warum muss ich mich zusammenreißen? Den ganzen Morgen habe ich auf sie gewartet und jetzt muss ich mich zwingen, etwas zu sagen. Ob ich im Irrenhaus selbst etwas durchgedreht bin? Oder ist das die alte Geschichte, dass ich mir das wünsche, was ich nicht habe, und sobald mir der Besitz sicher erscheint, ist die ganze Besitzerfreude sofort verfliegen. Ich bin ein Paria.“ Da musste er lachen, so hemmungslos, dass ihm Tränen in die Augen traten. „Ich bitte um Verzeihung. Mir fiel gerade etwas Komisches ein. Übrigens waren Ihre Beeren von gestern wunderbar. Unser ganzes Zimmer sagt Ihnen Dank dafür! Solche Erdbeeren kann man in Frankreich nicht kaufen. Durch die Intensivierung der Produktion und das Streben nach immer höheren Gewinnspannen wird der einzelne Erdbeerbusch schon gar nicht mehr individuell bearbeitet. Bei Ihnen fehlen Chemie und Technik, alles ist Handarbeit und der Geschmack wunderbar. Es scheint, dass das

Wetter um das Fest unseres Erretters herum ebenfalls mitgespielt hat. Mögen Sie selbst auch gern Erdbeeren?“ „Ich stimme Ihnen zu. Im frühen Frühling und im späten Herbst gibt es bei uns auch importierte Erdbeeren, aber die Leute hier kaufen sie wenig. Sie haben weder Aroma noch Geschmack. Ich selbst esse selten Erdbeeren, weil ich eine Allergie habe...“ Semiradowa wurde unsicher, brach ab und schwieg. Warum hatte er bloß mit den Erdbeeren angefangen? Was sollte sie bloß von ihm denken. Primitiv und Mittelmaß. Hätten sie sich in London getroffen, hätte er sie nach dem Wetter ausgefragt, in Paris nach den Reformen der französischen Sprache. Wie war das dumm. Wieso war er mit ihr so ein Langweiler? Das wollte er überhaupt nicht. Doch wieso krittelte er so an sich herum? Er hatte doch nichts besonders Triviales gesagt, sondern der jungen Dame für das Geschenk gedankt. Von ihrer Allergie hatte er nichts ahnen können. Was ist hier Mittelmaß? Es ging doch wohl um anderes. Er spürte, dass Mila Georgiewna ihn befangen machte, seine Gedanken in Unruhe versetzte und zur Selbstquälerei verleitete. Er fürchtete sich, mit ihr zu sprechen. Alles was er sagte, erschien ihm dumm oder abgeschmackt ist. So etwas war ihm früher noch nie passiert.

Der Fürst saß hinten im BMW und sah nachdenklich aus. Er hatte die Stirn gerunzelt, seine schwarzen Augen blickten in unendlicher Melancholie. Er starrte auf die Häuser an den Straßen, schien aber nichts zu sehen und hing seinen Gedanken nach. „Man muss ihm Zeit lassen, sich wieder zurecht zu finden“, überlegte Semiradowa. „Dafür, dass er in so einer grässlichen Einrichtung eingesperrt war, hält er sich recht gut. Offenbar will er schweigen. Also schweigen wir. Am Donnerstag, in Buinosows Büro, wirkte er energischer, gestern in der Klinik etwas geheimnisvoll und rätselhaft, aber heute befangen und nicht frei.“ Dann erinnerte sie sich an seine Worte aus dem langen gestrigen, irgendwie krankhaften Monolog, als er behauptete, der Mensch müsse aus sich Gott machen, und sie mit diesen Überlegungen gründlich eingeschüchtert hatte. Die ganze Nacht über waren ihr seine nicht sehr verständlichen Ideen über die Virtualität durch den Kopf gegangen, so dass sie nicht schlafen konnte. Fast alles, was ihr eingefallen war, kam ihr wie eine Fortsetzung der krankhaften Gedanken eines krankhaften Menschen vor. Dennoch hatte ihr angeborener Verstand im verwirrten Monolog des Fürsten einen kaum identifizierbaren Kern erfasst. Thema und Symptome der Virtualisierung der Ökonomie waren ihr immerhin vertraut, alles andere hörte sie zum ersten Mal. Und je länger Iwerows sonntägliche Improvisation zurück lag, umso

attraktiver fand sie den Kern seiner Ideen. „Eine kühne Aufforderung, Gott zu werden! Und wenn er sich nun selbst als Gott fühlt? Wie kann man dann mit ihm sprechen? Kann ein geistig gesunder Mensch sich als Schöpfer fühlen? Wenn ja, dann weiß und verstehe ich vieles nicht. Hat mich vielleicht deshalb das Schicksal gestern so unverhofft in eine Kirche geführt und mir die Bibel zum Geschenk gemacht? Damit ich die Welt mit anderen Augen ansehe und sich mir über Jahrhunderte hinweg aufbewahrte Wahrheiten eröffnen? Was weiß ich denn von ihnen? Die menschliche Zivilisation gibt es seit 10 000 oder 15 000 Jahren, ich aber lebe gerade mal 21 Jahre.... Ein einziges Leben ist nicht genug, um alles zu erfassen!“ Dann wanderten ihre Gedanken wieder Iwerow zu. „Ist das das traurige Finale eines Studiums an der Sorbonne und in Harvard, praktischer Arbeit an den Weltbörsen, eines aristokratischen Milieus und riesigen Reichtums? Oder ist es gar kein Finale, sondern ein Start? Und kein trauriger, sondern ein verwegener? Einer, zu dem Herz und Verstand durch Leiden gelangt sind? Er hat ja mehrfach gesagt, dass er nach einem neuen Sinn des Lebens sucht. Also doch ein Start zu etwas völlig Neuem. Es ist wichtig für mich zu begreifen, ob es hier um das wissenschaftliche Denken eines Gelehrten und Fantasten oder um die Fantasmagorien einer kranken Einbildungskraft geht. Die Themen, auf die er sich konzentriert, berühren mich tief. Vielleicht beruht aber meine innere Beunruhigung darauf, dass mir die Materie, auf die er sich eingelassen hat, nicht vertraut ist. Wenn ich sie besser kennen lerne, denke ich vielleicht später so ähnlich. Dann wird auch mich die Virtualität faszinieren und die Unendlichkeit des Kosmos anziehen, und ich werde Gott in mir suchen, um ihm ähnlich zu werden. Iwerow ist zwar seltsam und rätselhaft, aber es zieht mich zu ihm hin wie einen unerfahrenen Vulkanforscher zum offenen, Feuer speienden Krater. Ich sehne mich danach, seine rasende Energie zu spüren, und fürchte gleichzeitig zu ersticken und in der Lava umzukommen. Ich möchte mich gern an seinen Erkenntnissen erfreuen, weiß aber einfach zu wenig. Das Feuer dieses Menschen leuchtet wahrlich hell, es ist stark und lockend, aber gefährlich...“

Das Schweigen hielt an. Lediglich die Klimaanlage des Autos surrte leise und führte kühle Luft zu. Der BMW fuhr am Kiewer Bahnhof vorbei und bog verbotenerweise nach links ab, um nach einigen Hundert Metern auf dem Parkplatz des Dorogomilow-Marktes zu halten. „Wir sind da“, sagte Mila Semiradowa matt. Sie sah den Fürsten fragend an, ob er aussteigen oder mit ihr gehen wollen. Er zuckte zusammen, sah sich

um, sein gerade noch finsternes und nachdenkliches Gesicht hellte sich auf zu einem offenen Lächeln, er fragte: „Wo sind wir?“ „Am Dorogomilow-Markt. Wollen Sie mit mir einkaufen kommen?“ Die junge Frau bemerkte, dass eine ungebremste Freude im Blick des Fürsten aufflackerte. „Worüber freut er sich so? Hat das mit mir zu tun? Ich habe noch nie solchen begeisterten Gesichtsausdruck gesehen. Bei ihm ändert sich alles blitzartig.“ „Gern! Aber es gibt ein Problem. Ich habe immer nur für mich selbst und meine wenigen engen Freunde eingekauft, also für zwei oder drei Personen, aber noch nie für fremde Menschen. Bei Empfängen und Abendeinladungen haben das meine Angestellten erledigt. Wie viele Personen kommen zum Essen?“ „Ich weiß es nicht genau. Es hieß, Buinosow, Altynow, Ihr Bekannter Muraschkin, der Harmonikaspieler Kuterma und noch einige. Ich habe Geld bekommen und mir wurde befohlen, bei meinen Ausgaben nicht geizig zu sein.“ „Wieso befohlen?“ Der Fürst war ehrlich verwundert. „Befehl ist doch ein militärischer Begriff. Oder verstehe ich hier etwas nicht?“ „Tagsüber arbeite ich bei Buinosow und abends studiere ich an der Universität. Ich bin also abhängig. Wenn ich Semesterprüfungen und andere Examina habe, muss ich mir bei meinem Chef frei nehmen. Die Beziehungen zwischen uns sind nicht gesetzlich geregelt, der Firmenbesitzer persönlich bestimmt. Leider ist das bei uns heute so. Deshalb kann man mich herumkommandieren.“ „Schade. Wie ungerecht“, dachte Ivéroff. „Soll ich ihr Geld geben, damit sie unabhängig wird? Sie ist, ich spüre es, ein wunderbarer Mensch. Wenn ich in dieser Welt mit ihren Werten bleiben würde, könnte ich mir zugestehen mich über beide Ohren in sie zu verlieben.“ „Steigen wir aus? Ich schaue mit Vergnügen zu, wie Sie handeln. Haben Sie Erfahrung damit?“ Der Fürst kniff die Augen zusammen und sah die junge Frau an. „Ich habe es noch nicht probiert. Mal sehen, wie es geht. Ich habe genaue Anweisungen, was ich kaufen soll, damit Sie in Erstaunen versetzt werden...“ „Wir haben verabredet, dass ich das, was ich selbst brauche, auch selbst kaufe. Meine Essensration soll sich nicht viel von der in Auschwitz unterscheiden. Nichts, was nicht unbedingt erforderlich ist, weder an Kalorien noch an Geschmack oder Zubereitung. Nur so viel Nahrung, wie notwendig ist, damit man nicht vor Auszehrung alle Viere von sich streckt. Mein Leben ist nur dazu da, mich zum aufgestellten Ziel zu bringen.“ „Dieser Mensch ist weder für die Liebe noch für eine Familie geschaffen“, dachte Mila Semiradowa mit Bedauern.

Als sie vom Parkplatz in die große Markthalle gingen, folgten ihnen Aserbaidschaner mit Wägelchen, die ihre Dienste als Träger anboten. Semiradowa überlegte, dass sie ohne Wägelchen nicht auskommen würden und wie viel es wohl kosten mochte, sich jemanden zu nehmen. Ob sie Andrei Konstantinowitsch fragen könnte? Doch woher sollte er das wissen, wo er doch erst seit einer Woche im Land war. Dann erinnerte sie sich an Alтынows flammende Rede, dass sie für das Wohlbefinden des Fürsten verantwortlich sei, dass sie ihn in die Gesellschaft zurück führen, seinen Appetit für Delikatessen wiedererwecken und ihm helfen sollte, seine früheren Gewohnheiten und Wünsche wieder zu entdecken. Vielleicht sollte sie einfach alle Wenss und Abers beiseite lassen und ihm ihre hilfreiche Hand reichen, damit er wieder der Frühere würde. Sie war neugierig, wie er wohl gewesen sein mochte. Doch dann fiel ihr auch Alтынows Forderung ein, sie solle die Regisseurin sein und sich bei der Entscheidung über alle Fragen auf ihre eigene Intuition verlassen. Sie wandte sich also selbst an die Träger, verhandelte mit ihnen, mietete einen von ihnen an und steuerte dann auf das Gedränge zwischen den Standreihen zu. Im Kopf die exotischen Namen, die Alтынow ihr genannt hatte, ging sie von einem Händler zum anderen, wählte die besten Früchte, handelte die Preise herunter, kaufte und wog die Gaben der ehemaligen Reichsprovinzen und nahm die ganze Verantwortung auf sich. Sie ähnelte eine wählerischen georgischen Biene, die von den honigreichen weißen und gelben Akazien, von Erika, Geranien und Salbei verwöhnt ist und deshalb Klee, Buchweizen und Sonnenblumen links liegen lässt. Auf dem Wägelchen des Trägers türmten sich Früchte und Gemüse, Wild und Fisch, Gewürze und Melonen. André Ivéroff beobachtete sie. Sein munterer Gesichtsausdruck verriet, dass er tatsächlich von dem Reichtum dieses Marktes in der Hauptstadt angetan und beeindruckt war, von der Atmosphäre und dem Rhythmus, den Gerüchen und der Vielfalt des Angebots, den einschmeichelnden und leicht verschlagenen Gesichtern der Händler und den hochnäsigen oder deprimierten Physiognomien der Käufer. Der sichtbare Unterschied zwischen ihnen veranlasste ihn zu einer verächtlichen Grimasse. „Den Menschen des Massenbewusstseins bereitet das Geldausgeben eine große innere Qual, während das Geldverdienen eine wundertätige Kraft ist. Da ist es, das bekannte Bild des realen Lebens. Wer etwas gibt, ist traurig, wer etwas nimmt, freut sich. Alles ist ungeheuer simpel! In seinem Wesen ist der Mensch des Massenbewusstseins so primitiv und durchschaubar. Wer daran zweifelt, braucht



nur die Gesichter der Händler und Käufer auf den Märkten in Moskau, Paris oder in Washington zu vergleichen, überall gibt es dieselben zwei Typen. Doch Gott hatte mit uns ganz andere Pläne; er wollte, dass der Mensch aufrichtige Glückseligkeit erfährt und es genießt, wenn er jemandem das Wertvollste und Verborgenste, das er besitzt, schenkt. Allerdings muss man hier klar unterscheiden. Als Napoleon Bonaparte der schönen Gräfin Maria Walewska aus allen Ecken Europas die fantastischsten Gaben schickte, woran dachte er wohl? Wollte er der bemerkenswerten Frau selbstlos den Reichtum dieser Welt zu Füßen legen oder wollte er mit seinen Geschenken ihre Schönheit und ihre Unzugänglichkeit besiegen? Etwas anderes war es, als der Gründer der United States Steel Corporation, Andrew Carnegie, den Einwohnern von New York ohne Gegenleistung einen großartigen Konzertsaal übergab. Oder als mein entfernter Vorfahre, der Fürst Scheremetjew, 1807 aus eigenen Mitteln als Geschenk an Moskau die Herberge für alte Arme – das Gebäude des heutigen Sklifosowskij-Instituts – errichten ließ. Oder Herr Angerstein, der seine wertvolle Bildersammlung der National Gallery in London zum Geschenk machte. Oder der Aluminiumkönig Mellon, der seine einmalige Sammlung von Malwerken der National Arts Gallery in Washington schenkte. Und was ist mit mir? Was ich eben aufgezählt habe, lässt sich in etwa in Beziehung setzen zu meinen Spenden an Privatpersonen und an gesellschaftliche wie staatliche Fonds. Ich muss noch überlegen, was ich den Menschen in Russland schenken kann, das Jahrhunderte überdauert. Es bedeutet mir viel, so etwas zu tun.“

Hier wurde dem Fürsten bewusst, dass die Gedankenkette, die die Gesichter der Moskauer Marktleute bei ihm angestoßen hatte, ihn von den aktuellen Problemen wegführte. Er zwang sich, seinen Gedankenfluss zu unterbrechen und weiter dem Fräulein Semiradowa zuzusehen. Ihre flinkes und energisches Vorgehen machten ihn befangen. Er fühlte sich plötzlich gekränkt, denn er hätte gerne gehabt, dass sie sich ständig mit der Bitte um Hilfe an ihn wandte. Dass sie ihn mit ihrem Blick suchte, seine Meinung erfahren wollte und versuchte, ihn für sich zu interessieren. Doch Mila Semiradowa war selbständig und mit Hingabe dabei, gastronomische Spezialitäten zu kaufen, als hätte sie dies schon Dutzende Male gemacht, und schien ihn nur hin und wieder unabsichtlich anzusehen. Verstand und eine ausgeprägte Intuition verbanden sich bei ihr mit einem Gefühl für Distanz und Unaufdringlichkeit. Ivéroff wusste ja noch nicht, was eine russische Frau ist! Er ging noch davon aus, dass alle Frauen gleich

sind, ohne Unterschiede! Welch Irrtum! Der Fürst beobachtete sie durch die Menschenmenge hindurch, er wollte ihre kleinste Bewegung, ihre Mimik, den Ausdruck ihrer blauen Augen und die Bewegung ihrer Haare erhaschen. Mit einer ihm bis dahin unbekanntem Berauschtigkeit versuchte er, Fragmente dessen, was sie sagte, aufzuschnappen, ihr mit jugenhafter Unverdrossenheit direkt ins Gesicht zu sehen, ihren Blick aufzufangen. Er schien alles auf der Welt zu vergessen, ihre poetische Erscheinung hatte ihn mit unglaublicher Kraft in den Bann geschlagen. Er spürte, dass sein Wille schwächer wurde und Mila Semiradowa die ganze Welt verdrängte. Wie unvergleichlich! Wie begeisternd! Ivéroff war hingerissen wie von einer heiligen Erscheinung. Die Grenze zwischen Erdachtem und Realität entglitt ihm, er versank erneut, war völlig entrückt.

Semiradowa wurde erst einige Minuten später auf seine tiefe Gedankenverlorenheit aufmerksam. Mitten in diesem großen, turbulenten Markt blieb er ihr wie von einem Zauber gebannt auf den Fersen, bleich und verloren. Intuitiv spürte sie, dass es besser wäre, ihn nicht zu stören. Seine ganze Erscheinung wirkte auf sie schon fast wie wahnsinnig.

Als sie mit ihren Einkäufen fertig war, nahm sie im Auto Platz, der Fürst folgte ihr schweigend.

Dann setzte sich der BMW in Gang nach Barwicha.

Mit krankhafter Konzentration starrte Ivéroff aus dem Fenster. Ihm schien, als führe er auf der Straße Nr. 8 von Marseille nach Nizza, um nach Russland zu gehen.

## Kapitel 33

Ivéroff kehrte in die Gegenwart zurück, als er auf der Schwelle der Vorortvilla Leonid Muraschkin erblickte. Im Nu hellte sich sein Gesicht auf, die Augen begannen zu leuchten, alle düstere Entrücktheit verschwand und der Fürst war wieder der alte, ein offener, freundlicher, gutmütiger Mensch. Mit einem Lächeln wandte er sich an Mila Semiradowa: „Verzeihen Sie. Manchmal passiert es mir, dass ich in Gedanken versinke und aus der realen Welt herausfalle. Den ganzen Morgen habe ich mich darauf gefreut, mich mit Ihnen zu unterhalten, und jetzt bin ich plötzlich ganz abwesend! Das nächste Mal, hoffe ich, kommt unserer Unterhaltung nichts dazwischen. So vieles möchte ich über Sie erfahren und ich bin so dankbar, dass Sie gekommen sind. Es ist mir ein großes Vergnügen, mit Ihnen zusammen zu sein. Sind wir schon da? Da ist ja Leonid Muraschkin, ein Bekannter – ein netter Kerl. Ich habe ihn an meinem ersten Tag in Moskau kennen gelernt, ganz zufällig. Wobei jede Bekanntschaft letztlich dem Zufall geschuldet ist.“ Sie stiegen aus. „Wir sind offenbar da. Ich war hier noch nicht. Altnow hat gesagt, dass dieses Haus für Sie gemietet wurde.“ „Für mich?“, lachte Ivéroff. „Du lieber Gott, das ist absolut überflüssig. Wollte ich in einer Villa leben, wäre ich um keinen Preis nach Russland gekommen. Bitte, erklären Sie diesen Herren meinen Standpunkt. Ich lehne kategorisch jede Hilfe ab. Weder möchte ich ein weiches Bett noch leckeres Essen noch teure Kleidung noch einen guten Arbeitslohn. Für mich selbst unerwartet habe ich plötzlich eine Mentalität entwickelt, die dem üblichen Weltverständnis entgegensteht. Vor einigen Tagen habe ich auf der nackten Erde geschlafen und Fliederzweige unter meinen Kopf gelegt. Nie habe ich ein größeres Vergnügen erlebt als dort auf unbekanntem Terrain im grünen Gras unter duftenden Büschen. Der Begriff ‚erarbeiten‘ hat für mich einen neuen Sinn bekommen. Nie zuvor habe ich so mit Freuden gearbeitet wie vor einigen Tagen, als ich einer Bettlerin die schmutzige Wäsche wusch, ihre verwaahlteste Wohnung schrubbte und ihre verrostete Badewanne scheuerte. Es war wie ein Wunder, ich schwebte buchstäblich auf Wolken. Keine andere Arbeit ist imstande, den Menschen so wunderbar zu beflügeln! Ich lebe nur noch für das eine Ziel, mich zum Bodensatz der Gesellschaft zu begeben, zwischen Bettlern und Unglücklichen, Sündern und Duldern zu leben. Es ist mir, als könnte ich

nur dort zu einem vollständigen Verständnis meiner selbst kommen und etwas Verborgenes entdecken, zu dem Menschen aus dem sozialen Milieu, dem ich früher angehörte, keinen Zugang haben. Ich brauche tatsächlich gar nichts. Wie die Theologen ihre Schritte an der Bibel messen, so halte ich mich streng an meinen eigenen Kurs hin zur Kehrseite des Lebens. Keine Macht der Welt kann mich zur Kursänderung zwingen. Ich bitte Sie, Mila Georgiewna, erklären Sie ihren Arbeitgebern mein Credo. Ich habe das Gefühl, dass die Russen verlernt haben, einem Menschen zuzuhören und seine Willenserklärung zu respektieren. Ich habe selbst versucht, Herrn Buinosow meine Weltanschauung zu erklären. Doch er glaubt mir nicht. Er denkt, ich spinne und man könne mit verschiedenen Tricks auf meine Philosophie einwirken. Das ist aber zwecklos und wird niemandem gelingen; es ist reine Zeitverschwendung. Sie aber gefallen mir. Nur weiß ich nicht, wie es weiter gehen kann. Was kann ein Mann mit meinen Überzeugungen einem jungen Fräulein vorschlagen, das so schön und so besonders ist wie Sie? Eine freundschaftliche Beziehung? Mit seiner äußeren Erscheinung wird er jede Gesellschaft schockieren. Und wo kann man sich treffen? Vielleicht hilft der uferlose Ozean des Internets uns weiter, die virtuelle Welt, in die ich übergehen möchte, diese Welt der Träume und Fantasien. Ein Leben jenseits der Realität. Eine geschlechtslose Kommunikation zweier Intellekte, Freundschaft in der Dimension des Irrealen, eine Beziehung ohne Hektik und die Last des Alltags. Gemeinsame Suche nach dem Transzendenten, Streifzüge auf den mythologischen Pfaden der Antike, Meteoritenflüge!“ „Guten Tag, Andrei!“ Muraschkin streckte ihm die Hand hin. „Salut, Freund.“ „Wirst du dich heute wieder betrinken, oder hast du dem Saufen den Kampf angesagt?“ „Krieg allem, was Spiritus ist!“ „Und Wein?“ „Der gehört nicht dazu.“ „Ich möchte dir mein neues Auto zeigen, es muss nicht mehr angeschoben werden. Hast du Lust, es anzusehen?“ „Ich bin in einigen Minuten wieder zurück“, wandte sich der Fürst an Semiradowa. „Natürlich“, flüsterte sie und warf ihm einen ratlosen Blick zu. Hatte er ihr schon wieder einen Schrecken eingejagt? Ivéroff war ärgerlich auf sich selbst. „Was mache ich denn? Das Mädchen ist ja ganz aufgewühlt. Doch was habe ich denn so Schreckliches gesagt? Offenbar mute ich diesem jungen Geschöpf mit meinen Überlegungen und der Suche nach einer neuen Lebenssphäre zu viel zu. Ich will sie doch nicht provozieren, schon gar nicht bewusst... Möchte ich sie etwa auch dafür gewinnen? Neulich, Freundchen, konntest du deine

Zunge nicht mehr im Zaum halten und hast ihr deinen Lebenslauf erzählt. Das ist mir doch noch nie passiert! So ist es also! Ich will, dass sie sich vor mir in Acht nimmt... Nie hätte ich gedacht, dass ich so treulos bin. Wie ein HIV-infizierter Egoist, der möchte, dass auch der Rest der Welt an Aids erkrankt. Wie schändlich! Wie gemein! Pfui!“ Der Fürst wollte aus ihrem Blickfeld verschwinden und ging so schnell weg, dass Muraschkin ihm kaum nach kam.

Sobald Ivéroff außer Sicht und Semiradowa allein war, beschäftigte der Fürst sie erneut intensiv. „Armer Iwerow! Er ist krank! Wirklich krank! Und eben nicht zufällig im Irrenhaus, wie Buinosow und Altynow erklärt haben... Du lieber Himmel! Was soll ich nur tun? Womit kann ich ihm helfen? Und kann ich es überhaupt? Was sucht er denn beim Bodensatz der Gesellschaft, wieso zieht es ihn dorthin? Nur Krankheit, nichts sonst kann ein Menschen dazu bringen, freiwillig dieses schreckliche Milieu aufzusuchen. Er aber will gerade dort neue seelische Kräfte mobilisieren, dem Sinn des Unerforschlichen näherkommen. Grauensvoll! Und doch muss ich etwas für ihn tun.“ Sie ließ den Kopf hängen und ging ins Haus. „Zum ersten Mal im Leben gefällt mir ein Mann, und dann so ein Unglück!“ Tief in ihrer Seele empfand sie Kränkung und Ungerechtigkeit und wusste gar nicht, warum sie in dieses fremde Haus ging. Da lief ihr Grischka Kuterma entgegen, besorgt und zugleich ganz rot und erschöpft von der drückenden Luft in der Küche. Seine Haare klebten an der Stirn, in der Hand hielt er eine Schöpfkelle, aus seiner Tasche hing ein Waffelhandtuch, er war am Kauen. „Warum seid ihr so spät, Mila? In einer Viertelstunde kommt der Chef und nichts ist fertig. Das Wasser kocht, aber die Zutaten fehlen. Wart ihr auf dem Markt? Und wo ist Iwerow?“ „Wir haben alles besorgt. Andrei Konstantinowitsch ist auch hier. Mach dir keine Sorgen.“ „Und wo ist der Einkauf?“ „Im Kofferraum des BMW.“ „Schnell, hilf mir ausladen.“ Kuterma legte die Schöpfkelle ab, wo er gerade stand, und sprintete zum Auto. „Platoscha wird mich zur Schnecke machen! Zur Schnecke wird er mich machen! Und nicht ohne Grund! Nicht ohne Grund!“ Er konnte seine Ungeduld nicht bezwingen, wollte die Zeit wieder einholen und schleppte verbissen die Lebensmittel weg, wie jemand, der um sein eigenes Leben kämpft. Er war der einzige in der Küche. Obwohl die neuen Russen Geld für alles Mögliche aus dem Fenster warfen, fehlte ihnen doch das Verständnis dafür, wie man festliche Tische deckt und Abendgesellschaften organisiert. In Moskau kostet ein Koch mittlerer Qualität am Tag ungefähr 300 Dollar,

ein namhafter Koch 1000 Dollar, ein kulinarischer Zauberer 5000 Dollar. Buinosow ignorierte dieses Dienstleistungsangebot nicht nur, um einige Hundertdollarnoten zu sparen, sondern auch, weil zwischen Kultur und Zivilisation einerseits und Reichtum andererseits eine riesige Barriere liegt. Es braucht Jahrhunderte, um sie zu überwinden. Platon Filippowitsch hatte seinem Lakaien, der ihm je nach Situation als Harmonikaspieler, Leibwächter, Chauffeur oder Koch diente, aufgetragen ein Essen auf den Tisch zu stellen. Und Grischka brachte sich fast um dafür.

Manche Menschen wollen dienen und sich einem Stärkeren unterordnen. Sie suchen die Knechtschaft und sind äußerst zufrieden mit einem solchen Leben. Diese Menschen haben Angst vor der Freiheit und hegen keine ehrgeizigen Pläne, die ihrer Lakaienmentalität entgegenstehen würden. Sie kommen ohne Stolz aus, denn sie trösten sich mit fremden Erfolgen. Sie hören eher auf Drohungen, Befehle und Forderungen als auf freundschaftliche Bitten. Wenn der Herr ungehalten ist, geraten ihre Herzen ins Zittern wie die Blätter im Herbst. Wenn der, der sie regiert, mit feudaler Verachtung seine Füße an ihrem in der Verfassung verbrieften Recht abtritt, empfinden sie Rührung, als feierten sie einen persönlichen Sieg. Um ihren Beherrscher zu erfreuen, sind sie bereit, ihr Gesicht zu verlieren, sich mit den Kakerlaken in der Müllgrube gleichzumachen, sich bis über die Ohren in Schmutz zu stürzen, ihren Freund und die eigene Mutter zu verraten. Wenn der Herr ihnen die Hand auf die Schulter legt, möchten sie sie nach Art der Leibeigenen am liebsten mit den Wangen oder den Lippen berühren. So ein Mensch war Grischka Kuterma, eigentlich kein schlechter Kerl, doch ein Lakai. Ein begabter Diener, ein loyaler Leibeigener, ein findiger Helfer. So einer wie Poskrebyschew für Stalin, wie Freitag für Robinson Crusoe oder wie Balakirew für Katharina I. von Russland. Jetzt raste er umher und arbeitete wie aufgezogen, denn er wollte doch noch alles rechtzeitig schaffen.

Dann tauchte Ivéroff wieder auf. Er hörte dem gesprächigen Muraschkin zu und war mit den Gedanken doch ganz woanders. „Was finde ich nur an dieser netten jungen Frau? Warum kehren meine Gedanken immer wieder zu ihr zurück? Was unterscheidet sie von den ein- oder zweihundert Frauen, mit denen ich vorher zu tun hatte? Ihre Schönheit? Ich kannte noch schönere. Ihre Klugheit? Ich kannte auch noch klügere. Ihr Körper? Nein, der auch nicht. Charisma? Sie ist bescheiden, und bei zurückhaltenden Menschen entwickelt sich Charisma erst mit der Zeit. Ist es, weil ich in der

Vergangenheit gewöhnt war, immer eine wunderschöne Favoritin an meiner Seite zu haben? Immer an jemanden zu denken? Ohne eine leichte, frische Verliebtheit hätte ich damals nicht frei atmen, Geld verdienen, an der Börse spekulieren oder die Salons der Gesellschaft besuchen können. Handelt es sich hier um den inneren und unkontrollierten Wunsch, an der Vergangenheit festzuhalten und verborgen vor mir selbst um eine Frau zu werben? Ist es die heimliche Stimme des Fleisches? Habe ich die Schwierigkeit, mich von allem Menschlichen zu verabschieden, unterschätzt? Oder ist es etwas anderes? Ich habe etwas Wichtiges, ich habe den Wunsch der menschlichen Seele vergessen, mit einer anderen in Kontakt zu treten, unabhängig vom und auch gegen den eigenen Willen. Während du über die Virtualität nachdenkst, verlangt deine Seele nach Liebe. Zeit und Entfernung spielen dabei keine Rolle. Während du in Gedanken mit dem Kontakt zum Transzendenten beschäftigt bist, gesteht deine Seele der von Semiradowa ihre heimliche Sympathie. Die Kommunikation der menschlichen Seelen untereinander ist ein unerforschtes Thema. Sie gründet auf Virtualität. Es konnte vorkommen, dass ich einer Frau, die ich mir ausgeguckt hatte, schon nach kurzer Bekanntschaft wie einem wohlbekanntem Menschen begegnete, den ich gut verstand. Wenn Menschen einander gefallen, treten ihre Seelen in eine intensive Verbindung miteinander. Bei Menschen, die sich sympathisch sind, finden ihre inneren Energieströme einander im Wirbel des Lebens so, wie Protonen und Neutronen sich augenblicklich gegenseitig anziehen. Nur damit kann ich meine Anhänglichkeit an Semiradowa erklären. Es kommt mir vor, als wäre ich ständig mit ihr zusammen, als trennten wir uns auch nicht für eine Minute. Dieses intensive Gefühl der letzten Tage bestätigt, dass in irgendeiner anderen Dimension eine enge Verbindung zwischen uns entstanden ist. Wie kann ich zu dieser geheimnisvollen Kommunion vordringen? Wie kann ich mir selber zuschauen? Den Strebungen meines eigenen Geistes und der Art dieser Begegnungen? Ivéroff! Warum musst oder willst du ständig alles erkennen, was jenseits einer Grenze liegt? Jenseits unsere Bewusstseins? Dir ist nicht einmal eingefallen, ihren Körper anzusehen, dafür bestürmen dich deine Gedanken, ihr Bild aus einer unbeteiligten Position anzuschauen. Als könnte man aus sich selbst herausspringen und das eigene Verhalten bespitzeln. Als könnte sich der Mensch in zwei oder in drei teilen. Ich verstehe, dass viele mich für verrückt halten und ich keineswegs irrtümlich Patient in einer psychiatrischen Klinik war. Ich selbst weiß ja,

was mich von allen anderen unterscheidet, welche Eigenschaften mich aus meinen Zeitgenossen mit ihrer nach Mottenpulver riechenden veralteten Weltanschauung herausheben. Und schon entferne ich mich in Gedanken von Semiradowa. Wenn ich nur wüsste, was mich so unerbittlich zu diesem Fräulein hinzieht? Vielleicht habe ich die Antwort schon gefunden: die Anziehungskraft zwischen uns ist virtueller Art... Ach, und da kommt jetzt Buinosow.“

Gerade war ein Auto vorgefahren, aus dem Platon Filippowitsch lässig herausstieg. Er nahm seinem Begleiter einen Blumenstrauß aus der Hand und ging auf Ivéroff zu. „Herzlichen Glückwunsch zur langersehnten Freiheit. Hatten Sie dieses Hotel, das nur selten seine Pforten öffnet, nicht satt?“ Ohne die Antwort abzuwarten, setzte er mit einem kleinen Lächeln hinzu: „Nehmen Sie diese Blumen und Glückwünsche von mir an. Jetzt sind Sie wieder ein freier Mensch. Das ist wunderbar!“ Der Fürst fragte sich, wieso Buinosow plötzlich so sentimental und liebenswürdig war, und fand den Rosenstrauß abgeschmackt. Zuerst wollte er die Blumen ablehnen, entschied sich dann aber dafür, keinen unnötigen Konflikt zu provozieren. Besser, alles lief ruhig und nach ihrem Plan; dann würde er bei der ersten Gelegenheit auf immer von hier abhauen. Platon Filippowitsch bemerkte, dass der Fürst zögerte, und wollte ihn schon fragen, ob etwas passiert war. Da streckte Ivéroff ihm die Hand entgegen und nahm die Rosen. „Danke!“, sagte er kurz und heiser und überlegte, was er jetzt mit ihnen anfangen sollte. Sollte er die ganze Zeit mit ihnen in der Hand herumlaufen? Er könnte ja den Strauß nicht gleich in den Müll werfen. Plötzlich prustete er laut los, so dass Buinosow verdutzt und irritiert fragte: „Was ist los?“ „Eigentlich nichts. Mir ist nur gerade eine Situation aus der Klinik eingefallen...“. „Eine lustige?“ „Ja, eine ausgesprochen amüsante Geschichte.“ „Vielleicht erzählen Sie sie mir?“ „Wenn sich eine Gelegenheit ergibt, sofort. Uuuuuuu!“ Der Fürst bemühte sich, sein Lachen zu unterdrücken. „Sie können die Rosen Mila Georgiewna schenken.“ Warum sollte er diese Rosen Semiradowa schenken, dachte Ivéroff; diesem Herrn fehlte jegliches Taktgefühl. Laut fragte er: „Gehört mir der Strauß?“ „Ja!“ „Kann ich über ihn verfügen?“ „Zweifellos.“ „Dann behalte ich ihn selbst.“ „Gefällt er Ihnen?“ „Wie die Franzosen sagen würden: merveilleux – herrlich.“ Innerlich ärgerte er sich über Buinosows Aufdringlichkeit und wollte nichts als fort von hier. Er dürfte nicht vergessen, das geschenkte Handy hier zu lassen. Warum Buinosow sich wohl so um ihn sorgte? Hatte er wieder einen



hinterhältigen Plan? „Lassen Sie uns ins Haus gehen. Haben Sie es schon angesehen?“ „Noch nicht. Ich wollte lieber ein bisschen draußen sein.“ „Ist das nicht ein schöner Platz?“ „Ausgesprochen.“ „Semiradowa und Kuterma bereiten ein großes Festessen vor, aus Anlass Ihrer Befreiung. Ich habe Ihnen einen 1989er Mouton Rothschild mitgebracht, einen ganzen Karton.“ „Warum machen Sie sich so viel Mühe? Es ist mir geradezu unangenehm...“

Jetzt kam Altynow in Begleitung von Jana Wrubelskaja. Sie hatte einige Tragetaschen mit der Aufschrift „Kiton“ bei sich, die so schwer waren, dass sie sie sehr fest halten musste, wobei ihre Venen hervortraten. „Einen Gruß an die Werktätigen. Die russische Frau ist so stark, dass sie ohne Mühe Straßen asphaltiert. Iwerow kann bestätigen, dass die schönen französischen Frauen sich hüten, schwer zu tragen.“ „Was hast du in deinen Tüten, Primadonna?“, fragte Buinosow in herablassendem Ton. In Altynows Theater spiele ich jede Rolle, ganz gleich, ob Hauer, Bergmann, Ausschachter oder sonst jemand, dachte sie. „In meinen Tragetaschen? Ich denke an euch, meine Herren. Heute ist der 1. Juli, das Bergfest des Jahres. Für eine hervorragend gespielte Rolle auf der Lesnaja-Straße im Freien habe ich ein schönes Honorar bekommen. Und wofür gibt eine russische Frau ihr Geld aus? Für euch, ihr Männer. Nehmt also eure Geschenke entgegen.“ Sie trat dicht an Buinosow und Ivéroff heran und blinzelte lange listig zum Fürsten hinüber. Dieser kleine Franzose ist kein simpler, nein, ein überhaupt nicht simpler Mensch, dachte sie. Was hatte er für kluge Augen. „Bei dir fange ich an, Herr Buinosow“, sagte die junge Frau. „Du bekommst Eau de Toilette von Chanel, einen Schlips von Kiton, Manschettenknöpfe der Firma Dupont, ein Hemd von Zegna und einen Regenschirm Marke Mackintosh. Vielleicht gibt es ja mal einen Sprühregen oder besser noch einen Landregen. Ihnen, Andrei Konstantinowitsch, schenke ich, weil Sie oft so düster dreinblicken, schwarze Jeans, zwei schwarze Hemden, schwarze Schuhe, eine Sonnenbrille und weitere nützliche Accessoires aus dem Hause Versace. Nehmen Sie die Tüte, sie ist für Sie.“ „Ich bitte um Verzeihung. Das ist alles sehr lieb und rührend, aber ich nehme keine Geschenke von mir unbekanntem Menschen. Bei uns ist das nicht üblich.“ Eine Pause entstand. Der Fürst hatte keine Lust, noch mehr zu sagen, und sah unzufrieden in die Runde. Wrubelskaja hypnotisierte Ivéroff immer noch. Dann änderte sie plötzlich ihre Taktik und begann ihn fürchterlich zu beschimpfen. „Sie sind ein unangenehmer und missgünstiger Mensch. Egal, ob Sie sehr reich sind und nichts

brauchen oder aber arm, Ihre Selbstverliebtheit übersteigt in jedem Fall Ihre finanziellen Möglichkeiten. Es ist einfach unwürdig, eine Frau zurückzuweisen, die an Sie gedacht hat. Keine Sitten oder Traditionen dieser Erde erlauben Ihnen, die hehren Gefühle einer Frau zu verletzen. Das beweist erneut, dass Ausländer keine Sympathie verdienen. Ihr Gefühl der eigenen Würde äußert sich auf besondere gekünstelte Weise. Für Euch besteht diese Eure Besonderheit im Recht auf Selbstbestimmung und Einsamkeit, wir holen uns die Bestätigung unserer Persönlichkeit in der Gesellschaft, bei Freunden, bei anderen Menschen. Deshalb ist unser Leben in Russland interessanter und ereignisreicher. Natürlich hat der Durchschnittsbürger hier weniger als ein Bürger Frankreichs. Doch wir haben gelernt, unentgeltlich die Natur gegebenen Möglichkeiten des Menschen auszunutzen. Während der Franzose sich von Fotos und Filmen erregen lässt, geben wir in einer natürlichen Aufwallung unseren Körper dem Partner hin. Sex ist in Russland leichter zu haben und macht mehr Spaß. Während Ihr vom Morgen bis zum späten Abend schuftet, lassen wir unseren Leidenschaften freien Lauf. Ihr spart Licht, in euren Wohnungen ist es so dunkel wie in euren Seelen. Unsere Häuser sind hell erleuchtet und in unseren Seelen strahlt Lebenslust. Wir lachen vor Schmerz und weinen vor Freude, ihr macht es umgekehrt. Wir teilen das Brot in der Öffentlichkeit, Ihr schlagt euch den Bauch unter der Bettdecke in Einsamkeit voll. Sie sind zu uns gekommen. Wovor sind Sie weggelaufen? Wenn es einem gut geht, verlässt man seine Heimat nicht. Sind Sie nach Russland gekommen, um Ihr Leben zum Besseren zu wenden? Wollten Sie Liebe finden oder Geld verdienen? Haben Ihre russischen Wurzeln Sie hierher geführt oder hat es Sie angezogen, dass hier alles erlaubt ist? Ging es um den Maßstab des Unmöglichen? Hier kann man tatsächlich an einem Tag eine Milliarde Dollar verdienen, doch noch schneller kann man die wieder verlieren, und das Leben dazu. Haben Sie nicht das Gefühl, dass Sie sich in der Adresse geirrt haben? Hatten Sie vielleicht vor, Extremtourismus zu organisieren? Ging es Ihnen um Nervenkitzel? Einige Tage im Irrenhaus, einige Tage hungern, einige Tage an einer Vielzahl von Denkmälern onanieren, in Lumpen oder nackt durch Moskaus Straßen streifen, um dann nach Frankreich zurückzukehren und mit Geschichten vom exotischen Zeitvertreib in Russland die Aristokratinnen an der Côte d'Azur oder bei den langweiligen europäischen Gesellschaftsereignissen zu becircen?“ „Ausgezeichnet, Mädchen!“, stellte Altynow für sich fest. „Diese Schauspielerin kriegt den Fürsten

klein. Sie ist begabt!“ „Ich kann mir nicht vorstellen, mit was für Geschichten ein Kavalier aus Europa mich zum Zuhören verleiten könnte. Über Paris? Über den Hyde Park? Von der Promenade des Anglaise in Nizza? Wir Russen wissen von all dem mehr als Ihr. Wir wurden dazu geboren, das Leben nach unseren Vorstellungen einzurichten. Mit unseren Bedürfnissen und unserer Mentalität befreien wir uns und alles um uns herum von der Realität des Lebens und jagen vor dem Alltag in die grenzenlosen Weiten des Surrealen davon. Mein lieber Iwerow! Es gibt nichts Fantastischeres als den russischen Geist. Wieso gehst du uns so aus dem Weg? Warum ignorierst du unsere Aufmerksamkeit und unsere Freundschaft? Warum möchtest du nicht von deinen Problemen erzählen? Schütte dein Herz aus! Niemand außer uns Russen wird dich verstehen, wird dem Schmerz deiner Seele Gehör schenken. Wir sind genau so wie du, mit demselben Schmerz im Herzen und dem Wunsch, die Welt zu ändern. Überhaupt ist die zügellose Leidenschaft für die Veränderung der Welt eine rein russische Manie. Wir brauchen kein Brot zum Essen, wenn wir über die Umgestaltung des Universums nachdenken können. Glaube mir oder nicht, den melancholischen russischen Verstand können nur zwei Superideen entzünden: fantastische Ausschweifungen und die fixe Neigung, das Leben, so wie es ist, umzukrempeln. Du, Iwerow, hast offenbar dieselbe Krankheit wie wir und leidest mit uns gemeinsam...“ „Merkwürdig“, überlegte der Fürst, schon im Begriff Frankreich steckt die Vorstellung von Ungebundenheit und Freiheit. Frankreich ist so verliebt in die Freiheit, dass es bei sich keine Sklaven duldet. Weder Türken noch Mauren, die in unser Land kamen, und schon gar keins der christlichen Völker hat man in Ketten geschlagen oder mit Fußblöcken gefesselt. Und wenn doch einmal Sklaven nach Frankreich gebracht werden, warten sie ungeduldig, dass sie trockenes Ufer unter die Füße bekommen, und rufen dann freudig: Frankreich und die Freiheit, die hier geliebt wird, sollen leben!’ In Russland ist alles ganz anders als bei uns. Hier liebt man die Tyrannen und zieht das Gefängnis der Freiheit vor. Ausschweifung ist ein typischer Zug von Sklaven. Warum steht sie hier so hoch im Kurs? Ob es wohl stimmt, dass alle Russen davon träumen, die Welt zu verändern? Das überzeugt nicht ganz. Wenn sie nicht vorhaben, sich selbst zu ändern, woher sollte dann der Wunsch, die Welt zu ändern, kommen? Das hängt ja miteinander zusammen. Das eine ergänzt das andere und führt es weiter. Ein seltsames Volk, diese Russen. In völliger Freiheit haben wir Franzosen alle eine ähnliche Mentalität, sie jedoch, ohne

freiheitliche Traditionen, sind alle verschieden. Jeder von ihnen ist eine eigene große Welt.“ „Worüber denkst du nach, Andrei Konstantinowitsch?“, setzte Wrubelskaja ihren Angriff fort. „Nimm die Geschenke einer schönen Frau an, ziehe dich um und sei ganz du selbst. Öffne deine reiche russische Seele für uns, zeige uns, welche Ansprüche du hast und was dir heilig ist. Das wird dich erleichtern! Werde einer von uns! Nicht nur tief in den Genen, sondern erkennbar in deinem Handeln und deinen Wünschen. Platon, schenk uns Wein ein. Ich übernehme es, den Fürsten aufzumuntern, so dass sich alle Zellen seines Körpers aktivieren, als hätte er im Winter in einem Eisloch gebadet, oder wie ein Glas Wodka, das Mut zu großen Taten gibt.“ „Bravo! Gut gespielt, und das ohne Textvorlage. Die reine Improvisation! Sie macht es sehr geschickt“, dachte Altnow. „Nimm die Tüte mit den Geschenken und lass uns ins Haus gehen, Iwerow“, sagte Buinosow in freundschaftlichem Ton. „Wein und Vorspeisen sind schon aufgetischt. Mila legt sich allein für dich ins Zeug, Iwerow. Wir wollen deine Befreiung feiern und uns wie in Marina Roschtscha bei unserer Dembel-Feier betrinken. Willst du russische Männer als Freunde? Wir sind nicht so wie irgendwelche Franzosen. Wir gehen mit dir bis zum Ende. Dieses Mal haben wir dich vor dem Gefängnis bewahrt. Welcher Franzose, welcher Europäer könnte das tun? Nein, Bruder, das gibt es nur bei uns, dass jemand für einen Unbekannten Geld ausgibt und seine Beziehungen spielen lässt. Dass er dem Bedürftigen die helfende Hand entgegen streckt, ohne über die Einbuße an Geld und zukünftigen Dividenden, über Dankbarkeit und Sündenvergebung nachzudenken.“ „Zuerst haben sich mich eingesperrt und dann heraus geholt, beide Male mit bestimmten Hintergedanken und Absichten, nur verschiedenen“, dachte der Fürst ärgerlich. „Warum geben sie sich solche Mühe mit mir, sind so liebenswürdig? Ich glaube nicht an Selbstlosigkeit. Nicht bei Russen, nicht bei Franzosen, Deutschen oder anderen Völkern. Uneigennützigkeit ist kein Zug des Menschen, schon gar nicht unter Marktbedingungen. Selbst als ich der Bettlerin die Kleidung wusch und den schmutzigen Boden wischte, habe ich da nicht an meinen Vorteil gedacht? Doch, das habe ich. Ich tat damals alles, um meinem Lebensziel näher zu kommen, die Kehrseite des Alltagslebens kennen zu lernen, also um seelisch zu profitieren. Außerdem brauche ich diese Hilfe ohne Gegenleistung nicht... Es ist alles Heuchelei.“ Ivéroff senkte die Augen, nahm die Tüte mit den Geschenken und ging schweigend auf die Villa zu. „Bei

erster Gelegenheit muss ich unbedingt verschwinden. Das ist nicht mein Milieu. Ich weiß selbst, wo ich mich wohlfühle und mein Herz sich freut.“

Mit ratlosem Gesichtsausdruck kam Grischka Kuterma vor die Tür gelaufen. „Chef, was soll ich tun, Milka ist in Tränen aufgelöst.“ „Iwerow, hast du sie etwa gekränkt?“, fragte Wrubelskaja besorgt. „Nein, das habe ich nicht. Wo ist sie?“ „Sie sitzt in der Küche und heult...“ Kuterma schielte zu Buinosow hinüber und wartete auf eine Geste, eine Anweisung, die er dann sofort befolgen würde. „Andrei Konstantinowitsch kann nichts dafür. Die Frau ist verliebt, das Warten auf Iwerows Befreiung hat sie mitgenommen. Das junge Geschöpf hat die Nerven verloren. Er ist ihre erste richtige Liebe...“, schaltete Altynow sich ein. „Das habe ich alles nicht gewusst, es ist aber verständlich. Die Tränen eines Mädchens sind das erste Anzeichen für Verliebtheit. Was sagst du, Iwerow?“, setzte Buinosow hinzu. „Was soll er schon sagen, lass ihn lieber schnell hingehen und das Mädchen trösten. Ich kenne solche Situation gut. Es ist bitter, wenn man nicht wiedergeliebt wird. Du bist ihr gegenüber offenbar kalt gewesen. Und jetzt weint sie. Ein Jammer! Milka Semiradowa ist eine Traumfrau. Eine wie sie findest du auf der ganzen Welt nicht noch einmal. Die Männer sind in der Regel Trottel; sie haben einen solchen Schatz neben sich und suchen doch immer weiter nach irgendjemandem. Nun lauf schon zu ihr hin... Wo ist dein französisches Feingefühl, du Kavalier von der Côte d’Azur? Oder ist die Galanterie deiner Landsleute eine reine Erfindung der Frauen? Grischka, zeige dem Fürsten den Weg...“ Kuterma nahm Ivéroff bei der Hand und zog ihn hinter sich her. „Wie kann man so auf dem Holzweg sein?“, ging es ihm durch den Kopf. „Sehen sie, spüren sie nicht, dass sie mein ganzes Wesen vergewaltigen? Seltsame Menschen, die zivilisiert aussehen wollen, aber wie eine Bande Gewalttäter vorgehen.“ Ivéroff warf einen verständnislosen Blick auf die anderen drei und folgte mit einem gutmütigen Grinsen dem Sergeant a. D. „Bravo, Wrubelskaja. Du hast den richtigen Ton getroffen. Man muss nicht um ihn herumscharwenzeln. Noch etwas mehr Druck und Unabhängigkeit und du hast Iwerow an der Kandare. Er wird sich fügen und endlich, hoffe ich, für uns von Nutzen sein“, sagte Altynow. „Ich bin nicht so optimistisch. Er ist eine harte Nuss. Mit meinen Zähnen allein werden wir sie nicht knacken. Dafür brauchen wir Mühlsteine, vereinte Kräfte vieler.“ „Wir sind in einem Boot, Jana.“ Buinosow bemühte sich um einen freundschaftlichen Ton. „Zugegeben, er ist ein besonderer Mensch, doch wir sind zu dritt, Altynow, du und ich.“

Außerdem haben wir nützliche Beziehungen zu staatlichen Stellen. Wenn wir noch Semiradowa auf unsere Seite ziehen können, sind wir unbesiegbar. Seine Milliarden und sein Geschick, an den Aktienmärkten ein riesiges Vermögen zu verdienen, lassen mir keine Ruhe. Obwohl Altynow eine andere Linie verfolgt und durch den Fürsten an aussichtsreiche Projekte herankommen will, möchte ich unabhängig davon eine parallele Strategie verfolgen. Ich will Iwerow einen Teil seines Kapitals entreißen und auf unsere Bankkonten umleiten. Ich spüre es, dass eine solche Aktion uns riesige Gewinne bringt. Wenn wir nicht für möglich gehaltene Mittel der Verführung mobilisieren und uns bei unseren Ränken von keinen Rücksichten behindern lassen, können wir anfangen, Iwerow Geld abzuknöpfen. Doch das Böse wird sich nach erfolgreicher Durchführung in unseren Seelen in etwas kosmische Gutes verwandeln. Wollen wir in unserem Leben nicht immer abwechselnd Gutes und Böses, ist dies nicht der Hauptimpuls unserer Existenz? Mir jedenfalls geht es so, dass ich früh am Morgen gern etwas Gutes täte, während gegen Mittag der Wunsch überwiegt, diese Pläne zu verwerfen oder zu korrigieren, und ich mich für den Leichtsinn, das Böse und Schreckliche entscheide...“ „Bei mir ist das genau umgekehrt“, kicherte Altynow, „am Tagesanfang habe ich ganz verquere Pläne, an seinem Ende den Wunsch, für die Sünden zu büßen und meine Seele zu reinigen. Ich bin überzeugt, dass immer der Moment kommt, in dem die Neigung zur Sündhaftigkeit sich in hektisches Arbeiten am eigenen Seelenheil verwandelt, und dass hartnäckiges Verfolgen der Unbeflecktheit unweigerlich zur Verfehlung führt. So ist das Innenleben des Menschen angelegt. Platon Filippowitsch, zerbrich dir nicht den Kopf. Diese Metamorphosen kennt die Menschheit längst.“ „Ich habe schon öfter beobachtet, dass ein Mann um so leichter gebrochen wird, je stärker sein Wille ist. Der Wechsel von Gut und Böse bewahrt mich vor inneren Konflikten, Dramen oder Trauer über meine Inkonsequenz. Auch eine tiefe Sympathie für einen Menschen bewahrt mich nicht vor der Versuchung, ihn übers Ohr zu hauen. Ich verkaufe meine Seele mit Leichtigkeit an den Teufel und bin sein Freund, aber ich lese auch mit Begeisterung die Bibel und die heiligen Gebote. So, und jetzt ist es genug. Vorwärts, auf zu Iwerow! Sein riesiges Vermögen ruft nach Teilung, nach einem neuen Besitzer! Lasst uns hinein gehen. Wir müssen den Angriff auf diesen Geist des Parias, auf dieses Bewusstsein eines Virtuellen intensivieren...“

In der Küche saß Mila Semiradowa allein und rieb sich ihre feuchten blauen Augen mit einer Serviette, als Ivéroff hereinkam. Er legte den Rosenstrauß und die Tragetasche der Kiton-Boutique auf einem Korbstuhl ab, nahm das Handy aus der Jackentasche, legte es in die Kiton-Tüte und setzte sich neben Semiradowa. „Was soll ich mit ihr tun? Es ist eine richtige Plage, alle Frauen verlieben sich in mich. Doch was zeichnet mich eigentlich aus, außer meinem Kapital? Mila allerdings hat die Macht des Geldes noch nicht verinnerlicht. Doch wozu braucht sie mich? Ich bin 42, ein Virtueller auf der Suche nach der Kehrseite des Lebens... Du lieber Himmel, wenn sie verstünde, wie ich die Jahre über gelebt habe, wenn sie wirklich erkennen könnte, was mich jetzt beschäftigt! Würde sie sich dann für einen solchen ehemaligen Zyniker und jetzigen Paria wie mich interessieren? Zugleich zieht es mich zu ihr, und das lässt aufhorchen. Ich fürchte die Verführung, will nicht in mein früheres Leben zurück kehren. Das wäre ein großer Verrat an meinen neuen Idealen. Wie leicht lebte es sich mit ihnen in der letzten Zeit...“

Ivéroff und Semiradowa saßen einige Minuten schweigend. Das Singen der Vögel draußen im Wald wirkte beruhigend auf sie. Dann stand der Fürst entschlossen auf und sagte: „Fräulein Semiradowa, ich muss Sie verlassen. Wenn ich ehrlich bin, habe ich zum ersten Mal Angst vor einer Frau. Auch die Furcht, Sie könnten den Gang meiner Gedanken zerstören, nötigt mich zur Flucht. Ich fliehe aber nicht vor Ihnen, eher vor mir selbst und sicherlich vor den Menschen hier. Doch ich kann nicht gehen, ohne Sie zu fragen, wie ich Sie finden kann, wenn ich es ohne Sie nicht mehr aushalte. Geben Sie mir bitte Ihre Anschrift und Ihre Telefonnummer... Ich kann sie so behalten.“ „Malaja Bronnaja 7, Wohnung 9. 229-79-35“, antwortete sie sehr schnell und irgendwie erschreckt. „Bitte, gehen Sie mit mir bis zum Waldrand. Unsere Bekannten werden an diesem Spaziergang nichts auszusetzen haben, während er mir die Chance gibt, ungestört einen Weg zu suchen...“ Er lächelte schuldbewusst, als bäte er um Verzeihung.

Sie gingen über die Veranda dorthin, wo der Wald dicht war. Ivéroff konzentrierte sich jetzt nur darauf, wie er möglichst schnell dieses unbekannte Haus verlassen könnte. Sobald sie zu einer niedrigen mit Sandstein verkleideten Mauer kamen, warf der Fürst einen Abschiedsblick auf Semiradowa, sprang flott auf die Umzäunung, auf der anderen Seite wieder hinunter und verschwand.

Wieder brach die junge Frau in Tränen aus.

Ivéroff lief ohne zurück zu blicken. Das Gefühl völliger, berückender Freiheit trug ihn mit der Schnelligkeit eines Sprinters durch die Büsche, deren Zweige seine Wangen schrammten. An einem Waldsee ging er zu schnellem Schrittempo über. Plötzlich kam ein Hund herangelaufen und schloss sich ihm an, dann ein zweiter und ein dritter. Nach einige Minuten folgte ihm ein ganzes Rudel Hunde. Der Fürst warf ihnen einen Blick zu, grinste, machte eine resignierte Geste und sagte: „D'accord, on y va ensemble“<sup>17</sup>.

Ivéroff ging schnellen Schritts auf dem Bahngleis voran, das den Wald von Barwicha von Osten nach Westen durchschneidet. Die Julisonne brannte unerbittlich auf Hinterkopf und Nacken, die Lippen sprangen auf, die Zunge bewegte sich nur mühsam und klebte am Gaumen. Er lechzte nach einem Schluck kalten Wassers, hätte gern Gesicht und Körper erfrischt. „Worüber hatte ich nachgedacht? Komisch, ich erinnere mich an nichts. Vermutlich habe ich überhaupt nichts gedacht, sondern war irgendwie weggetreten, schwebte irgendwo jenseits meines Bewusstseins. Ob ich mich erneut verborgen vor mir selbst mit Semiradowa getroffen habe? Oder habe ich mich gespalten, bin in Zimmer 7 gelandet und habe die Unterhaltung mit meinen Bekannten fortgesetzt? Wie mag es ihnen dort gehen? Arsenjew, Kablukow, Renat Ibragimowitsch, Mau und Graf Saitschikow? Sie sind ganz liebe Leute. Wenn ich doch wieder dorthin könnte, nicht in meiner Einbildung, sondern real. Das Klinikpersonal beklagte sich ständig über die unzureichende Finanzierung, den schmalen Haushalt. Vielleicht könnte ich diese Irrenanstalt kaufen? Ich könnte Elisabeth Ponsen beauftragen, hinter den Kulissen das Geschäft einzufädeln. Oder mich dort als Hauptsponsor und ewiger Patient einnisten. Allerdings würde ich mir das Recht vorbehalten, selbst zu entscheiden, wie lange ich jeweils dort verbleiben will und wann ich Lust habe, in Freiheit herumzulaufen. Keine schlechte Idee, nicht wahr? Ein schöner Plan, der aber nicht funktioniert. In der Serbskij-Klinik arbeitet Grischka Kuterma, und spätestens nach einer Minute wäre Buinosow im Bilde. Die Herren würden weiter Druck ausüben, mich nicht in meiner Welt ich selbst sein lassen. Also kommt das Serbskij-Institut nicht in Frage. Vielleicht sollte ich mir hierfür die Kaschtschenko-Anstalt ansehen? Arsenjew hat sie gelobt. Dort sind angeblich viele achtbare Leute...“

---

<sup>17</sup> „Einverstanden, wir gehen zusammen.“ (frz.)



In diesem Augenblick erklang das hartnäckige Signal einer elektrischen Vorortsbahn und der Fürst drehte sich um. Ein Passagierzug eilte direkt auf ihn zu. Anstatt schnell von den Gleisen zu springen, drehte Ivéroff sich mit dem Gesicht zum heraneilenden Zug, streckte die Arme vor, als wollte er einen lieben Menschen umarmen, und verzog das Gesicht zu einem breiten Lächeln. Die Sonne blendete ihn, er konnte die unaufhaltsam kürzer werdende Entfernung zwischen sich und der Lokomotive nicht einschätzen. Er hörte das Quietschen der Bremsen und das Klirren von Metall an den Gleisnähten. Der Lokomotivführer, ein Mann mit grobem Gesicht, reckte sich aus der Maschine heraus, drohte mit den Fäusten und rief Worte, die Ivéroff nicht verstand und die im Getöse untergingen. In wenigen Sekunden hätte der französische Aristokrat sich vom Leben verabschieden müssen. Er fing bereits den Geruch des Schmieröls der Radpaare auf und sah sich schon zerquetscht von den Tonnen zielstrebig sich bewegenden Metalls. „Den Lokomotivführer, diesen Unglücksraben, wird man wegen mir ins Gefängnis werfen. Wie lange er sich dort wohl quälen muss?“ Da vollführte Ivéroff eine Art akrobatischen Sprung und warf seinen Körper aus der Todeszone auf das verbrannte Gras des Bahndamms. „Es hat mir den Atem verschlagen. Ist das eine neue Art russisches Roulette?“, lachte er. „Idiot! Kretin! Verrückter!“, tönte es aus der Lokomotive zu ihm herüber. Die Wagen ratterten direkt an seiner Nase vorbei, so dass ein heißer Windstrom ihn einhüllte. Ivéroff lächelte, fuhr sich durch die Haare, blickte verständnislos auf ein Rudel Hunde, erinnerte sich, dass es sich gleich zu Anfang seiner Flucht vor Buinosow an seine Fersen geheftet hatte, und sagte laut, fast freudig, noch einmal: „D'accord, on y va ensemble“. Er streichelte die Schnauze eines rostroten Straßenköters, fuhr mit der Hand freundschaftlich über den Rücken eines schwarzen Hundes, sah jedes Tier lange an und ging auf ein Birkenwäldchen zu. Fünf oder sechs Hunde liefen ihm nach. „Ich habe nichts für sie zu essen“, überlegte er, „aber noch 50 Rubel in der Tasche. Im ersten Laden, zu dem wir kommen, muss ich ihnen etwas kaufen und mir selbst Wasser besorgen.“ Schnell war er an dem Waldstückchen vorbei und kam auf einen engen asphaltierten Weg, der sich zwischen riesigen geschmacklosen Villen hinschlangelte und auf dem er sich nach Osten in Richtung Moskau wandte. Man hätte denken können, dass der Mann, der da mit einer Hundemeute am Straßenrand ging, sich hervorragend in der Gegend auskannte. „Was war da gerade mit mir?“, überlegte Ivéroff. „Woher kam dieser merkwürdige Wunsch in meinem Hirn? Was

wollte ich mir oder dem Lokomotivführer beweisen? Dass ich furchtlos bin? Dass mein Leben mir keinen Cent wert ist? Dass der Schrecken und die Nervenanspannung des Lokomotivführers mich kalt lassen? So etwas habe ich früher bei mir nie festgestellt. Und wenn ich nicht rechtzeitig weggesprungen wäre, gezögert hätte, wie festgenagelt gewesen und umgekommen wäre? Ich kann ja tun, was ich will, doch welches grauenhafte Schicksal hätte den Lokomotivführer ereilt: eine Untersuchung, ein Gerichtsprozess und viele Jahre im Gefängnis, eine kaputte Familie und unversorgte Kinder. Bin ich etwa selbst schon von dieser eurasischen Grausamkeit angesteckt, die in den letzten Hundert Jahren in diesem Gebiet geherrscht hat? Man sagt ja, man brauche nur einen Schritt in ein anderes Land zu tun und schon würde sich die Mentalität, ja die Seele des Menschen verändern. Schande über dich, André! Solche Anwendungen, die einen Adrenalinstoß in Gang setzen, verdienen getadelt zu werden. Was sind das für Späße, die das Leben eines fremden Menschen beschädigen? Die eigene Veränderung darf nicht die Selbstbestimmung der Menschen um dich herum einschränken.“ Dann rief er sich mit bitterer Reue zu: „Genug des Unsinn! Du hast ein Ziel und die Kraft, es zu erreichen.“ Vom unerwarteten Laut der eigenen Stimme zuckte er zusammen und drehte sich um, als fürchtete er, jemand hätte ihn gehört. Doch außer den schweigenden Hunden, die ihm auf den Fersen folgten, war niemand da. Der Fürst zog das Tempo an, gelangte um eine Kurve und sah vor sich ein pompöses, leuchtend gelbes Gebäude mit einer riesigen Satellitenschüssel und einem Hubschrauber-Landeplatz auf dem Dach. „Ist das vielleicht die Klapsmühle für Patienten aus der Elite? Auf die Leute würde ich gern mal einen Blick werfen. Ob sie aus Buinosows Milieu kommen?“

In diesem Augenblick öffnete sich ein riesiges Tor und zwei Muskelmänner erschienen auf der Straße, ungefähr 30 Schritte vom Fürsten entfernt. Ihre Körper waren mit Lederriemen umgürtet und in den Pistolentaschen nahe den Ellbogen saßen Pistolen. Ihnen folgte eine mollige Blondine mit kurzen Beinen, die einen Dackel an der Leine führte. Dann kamen noch drei Männer, die wie Brüder der ersten beiden aussahen. „So viele bewaffnete Leibwächter?“, wunderte sich der Fürst. „Sie muss mindestens die Frau des KGB-Vorsitzenden oder sogar des Präsidenten sein“. Bevor Ivéroff diesen Gedanken zu Ende denken konnte, rief die junge füllige Person: „Oh, mein Charlie! Die beißen ihn noch zu Tode! Holen Sie augenblicklich Ihre Hunde da weg!“ Sofort bildeten die Leibwächter eine Wand vor der erschreckten Blondine. „Hast du gehört, du

Vogel, verschwinde sofort mit deinen Hunden“, brüllte einer der Trabanten mit rasiertem Kopf. Er zog die Pistole aus der Tasche und richtete sie auf Ivéroff. Trotz der aggressiven Entwicklung der Ereignisse behielt dieser die Höflichkeit des Franzosen und die Kaltblütigkeit des Aristokraten.

„Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren, das sind nicht meine Hunde und sie werden mir kaum gehorchen. Doch sind sie durchaus friedliche Wesen.“ „Machen Sie gefälligst sofort den Weg frei, oder wir schießen“, brüllte der zweite Wächter. Beider Nervosität übertrug sich auf die herrenlosen verwilderten Hunde. Sie bellten wütend und gingen auf die Wächter zu. Da kreischte die Frau hysterisch los: „Macht doch was, ihr Tölpel! Wofür werdet ihr denn bezahlt? Charlie, komm zu mir. Frauchen beschützt dich, meine Schöner! Was sind das bloß für Leute, die uns behüten sollen? Hier treiben sich alle möglichen abgerissenen Typen herum...“ Der Fürst begriff, dass man nicht auf ihn hören würde, hielt sich links und ging seines Weges, während die in Rage geratenen Hunde die Wächter an das Tor drängten. „Schießt doch! So schießt doch!“, schrie die Frau. Ihr Wutanfall war außergewöhnlich wild und völlig unverständlich für Ivéroff. Dann hörte er Schüsse. Ein großer Straßenkötter mit dem glatten Fell winselte auf, fiel auf die Hinterläufe, ging aber nicht zurück und bellte wie wahnsinnig. Ein grauweißer Polarhund lag leblos ausgestreckt auf dem Weg. Ein kaukasischer Schäferhund sprang den Schützen an, warf ihn um und verbiss sich in seiner Kleidung und seinem Körper. Der Fürst blieb stehen und blickte auf den verletzten Hund, auf den Wächter, der sich einige Meter von ihm auf der Erde wälzte, und auf die blonde Frau, die sich hinter das Gittertor des gelben Hauses gerettet hatte. „Mein Gott, die Hunde gingen ruhig ihres Weges, und jetzt dies... Die Frau meint, die Welt gehört ihr. Die Trabanten denken, dass sie mit den finanziellen Möglichkeiten ihrer Auftraggeber und ihren eigenen Schusswaffen sich sogar die Natur selbst unterwerfen können. Das Gefühl, die Welt zu beherrschen, charakterisiert nicht nur Menschen, die plötzlich materielle Güter erworben haben, die in keinem Verhältnis zu ihrem Verstand stehen, sondern auch deren Dienstpersonal. Dieser Irrtum führt manchmal zum völligen Zerfall der Persönlichkeit. Das gilt auch für die neuen Russen, mit denen ich gerade zu tun hatte und die ich beobachten musste. Solche Menschen lesen wenig oder gar nicht und kennen die Geschichte des Menschengeschlechts nicht. Wie sollten sie sich selbst erkennen?“ Ivéroff jagte den Schäferhund von dem Wächter weg, half diesem

aufzustehen, hob den verletzten Hund auf den Arm und wandte sich an die Blondine: „Könnten Sie vielleicht einen Tierarzt rufen? Der Hund braucht Hilfe...“ „Das interessiert mich nicht! Deine tollwütigen Hunde hätten beinahe meinen Charlie, meinen Liebling, in Stücke gerissen. Auch ich war in Todesgefahr. Und der Wächter, der gebissen wurde? Zisch ab, sonst gebe ich Anweisung dich zu verprügeln und die Hunde abzuknallen.“ „Auf meinem Arm wird er nicht überleben...“ „Soll er doch verrecken. Dann weiß er, was passiert, wenn man die Pindosows anbellt und ihnen die Zähne zeigt. Hau ab!“ „Madame! Ich habe schon gesagt, dass die Hunde nicht mir gehören. Sie sind herrenlos, brauchen besondere Aufmerksamkeit. Die Moral gebietet uns, ihnen zu helfen.“ „Genug gequatscht, hau ab. Schafft mir den Typen aus den Augen. Versetzt ihm euren bekannten Stoß ins Genick, damit er sich nie wieder in einem unserer Wohngebiete herumtreibt. Mach, dass du wegkommst!“

Plötzlich atmete der verletzte Hund noch einmal hörbar und hing dann tot und schlaff auf Ivéroffs Armen. In diesem Augenblick ertönten weitere Schüsse. Die Hunde liefen auseinander. Ivéroff sah grimmig den Wächter mit der Pistole und dann die Blondine und ihre Trabanten an, machte plötzlich abrupt kehrt und ging schweigend in Richtung Wald. Mit hängenden Köpfen folgten ihm die herrenlosen Hunde. Der grau-weiße Polarhund blieb auf dem Weg liegen. „Der Schurke kommt nicht wieder, dieser Bettler“, rief ihm die Pindosowa nach. „Er sah genau so rasend aus wie die Hunde... Ich hätte liebend gern sein Gehirn an Ihrem Zaun gesehen, Taisia Pawlowna“, sagte einer der Wächter. Russisches Dienstpersonal beweist seine Loyalität offenbar am überzeugendsten dadurch, dass es zum rechten Zeitpunkt vor seinen Herren schleimt und den Gegner beleidigt. Hier hat sich das Erbe der Leibeigenschaft mit der bolschewistischen Mentalität und den Grimassen des derzeitigen bürokratischen Kapitalismus vereint. „Warum an meinem Zaun?“, war die verächtliche Antwort. „Du Dummkopf hättest von deinem Lohn Farbe kaufen und das Tor neu streichen müssen. Für solche lobenswerte Tat wäre der Asphalt geeigneter.“

Ivéroff legte den Hund bei einer niedrigen Tanne ab und ging, ohne sich umzusehen, weiter. Er speicherte das absurde Geschehen vor dem Haus der kurzgewachsenen blonden Frau wie eine Datei im Computer, legte es im Archiv seines Bewusstseins ab und kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Er war bereits mit völlig anderen Dingen beschäftigt. An nichts anderes konnte er jetzt denken und versank ganz im eigenen

Inneren. „Ich beginne zu begreifen, welches der hauptsächliche Faktor der Destabilisierung meines krankhaften Zustands ist; es ist die fixierte Zeit! Sie zwingt den Menschen, in einem vom biologischen Gesetz vorgegebenen Korridor zu leben. Für einen Virtuellen ist das ein beunruhigender Virus, der ihm den Verstand nehmen kann. Der Kalender richtet das menschliche Leben auf dieselbe Weise aus wie die länger dienenden Sergeanten die Rekruten auf dem Übungsplatz. Er zwingt uns, in der laufenden Zeit zu leben und Verpflichtungen nachzukommen, die nach Stunden, Monaten oder Jahren bemessen sind. Die sorgfältig wie Backsteine zur Mauer des Lebens geschichteten Minuten erinnern an elende kommunale mehrstöckige Bauten mit vielen Stockwerken, in denen man selten einen Höhenflug quirliger Fantasie antrifft. Der Mensch sollte sein Geburtsdatum nicht in seinem Bewusstsein verankern. Wer muss denn unbedingt den genauen Tag meines Erscheinens auf der Erde wissen? Versicherungen, Steuerbehörden, Rentenkassen, statistische Ämter... Doch wozu muss ich selbst wissen, wann ich geboren wurde? Sobald man dieses Datum im Bewusstsein und in Papieren festhält, kannst du dein eigenes Leben mühelos entziffern. Wenn der Tag, an dem man dir in der Geburtsklinik die Nabelschnur durchschneidet, bekannt ist, kann man leicht auf das Todesdatum schließen, wobei man einen Spielraum von 10 % zur mittleren Lebensdauer einkalkulieren muss. Wie traurig muss es sein, wenn das zentrale Rätsel unseres Aufenthalts auf dieser Welt vorzeitig gelöst ist. Wenn man die gelebten Jahre durch Geburtstagsfeiern bilanziert, beschwert man sich wohl oder übel mit der Last des Alters. Der Mensch büßt die Natürlichkeit seines Verhaltens, die Unmittelbarkeit seines Handelns und die Inspiration seines Innenlebens ein. Man muss das Leben vorausplanen und Prognosen wagen, eine Erfolgsformel erarbeiten, sein Testament schreiben... und nimmt sich das Kostbarste, das Erforschen der Geheimnisse der irrationalen Welt. In der Klinik dachte ich noch nicht, dass Graf Wolodimer Saitschikow der Glücklichste von uns war; er lebte in der Zeit, die er sich ausgesucht hatte, im Jahr 1802. Er war mit keinem rechthaberischen Kalender, der den Juli 2002 anzeigt, konfrontiert. Wenn man von der realen Zeit abgeschnitten ist, kann man sich leicht in eine andere Epoche, selbst Jahrtausende entfernt, versetzen. Die Virtualität des Seins setzt außergewöhnliche Kraft frei. Man kann sich von der Vergangenheit in die Zukunft versetzen, aus der Gegenwart in die Irrealität, ohne der Unbequemlichkeit des Reisens ausgesetzt zu sein. Die fantastischste Reise von allen ist die in verschiedene

Zeiten. Nur auf diese Weise kann der Mensch seine eigene Lebensdauer potenzieren. Er kann sich am gegenwärtigen Material schulen, dabei die einzigartige Möglichkeit, diese wunderbare Welt kennen zu lernen, ausnutzen, um sich der Ewigkeit, dem Geist des Göttlichen, Seiner Mentalität zu nähern. So wollte uns der Schöpfer selbst gern haben. Ich muss vergessen, dass auf dem Kalender Sommer ist, dass wir Juliwetter haben, dass ich im Jahr 2002 lebe und 42 Jahre alt bin. Ich muss das Alter und die Zeit hinter mir lassen. Erst jetzt erkenne ich, dass es *jene Stimme* aus meinen Gesichten vor der Kirche des Pimen ist, die uns in diesen unerbittlichen Zeitkorridor getrieben hat. In böser Absicht hat sie uns in dieses geistige Gefängnis, den Kalender eines Gefangenen, geworfen, damit uns ausschließlich *ihre* Anhänger in nicht enden wollende Versuchung führen können. Zeit und Dinge sind die ewigen Verführer des Menschengeschlechts. Was ist der Mensch für eine primitives Wesen, wenn es sich in seiner gesamten Geschichte lediglich für zwei Prinzipien begeistert, für das Geschenk der Zeit und das Klingen der Geldmünzen? Sobald man das Joch dieser beiden Komponenten abgeworfen hat, kann man die absolute Freiheit erfahren, in der keine *seiner* Versuchungen Kraft hat. Braucht ein Mensch denn Eigentum, wenn er sich im Zustand des Irrealen aus der Zeit des GULAG in die Tage des Heiligen Römischen Reiches zurückversetzen kann, von der Bank in Platons Athener Akademie in Londons Stadtteil Soho? Aus dem von Mehmed II. zerstörten Konstantinopel in den Karnevalsanzug von Rio, vom Oktoberfest in München zur Alexandervorstadt von Iwan dem Schrecklichen? Welch eine Freude, dass man nichts braucht, kein Gepäck, nicht einen einzigen Koffer, keinen gültigen Reisepass. Genau! Ich bin André Ivéroff und weiß weder, wann ich geboren wurde noch, wann ich sterben werde. Auf meiner Grabplatte werden nur die drei Worte ‚André Ivéroff, Virtueller‘ stehen. Dann ist man mit der Ewigkeit verknüpft. Kein Pierre Deforge, der 1893 in Nantes geboren wurde und 1971 in Perpignan starb; kein Hans Maier, 1614-1688, oder Igor Kurtschatow, geboren am 12. Januar 1903 in Sim, verstorben am 7. Februar 1960 in Moskau. Beim Anblick eines solchen Epitaphs stirbt man vor Langeweile; denn im Angesicht der Ewigkeit war das Leben des Menschen nichts als ein Augenblick. Wie ein Fingerschnippen im ewigen Tönen der Materie, wie ein Stäubchen unter den Myriaden von Sternen der Milchstraße.“ Bei diesen Gedanken schien es dem Fürsten, als sei er bereits Teil der ewigen Natur geworden, als verschmelze er mit seiner grünen Umgebung und löste sich in der

Atmosphäre des Friedens auf. Es schien ihm sogar, als sei sein Körper in der Vergangenheit verblieben, als bestünde er jetzt nur noch aus Äther und befände sich in einer unbekannt Dimension. André Ivéroff virtualisierte sein Bewusstsein endgültig, vergaß sich und die reale Welt um sich herum und versank vollständig in dem unendlichen Strom der Wachträume.